Werner, August

Die Helden der christlichen Kirche Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule

Leipzig 1874

Helden der christlichen Kirche

Die Helden

der

christlichen Kirche.

Historische Gallerie.

Biographische Denkmale.

Illustrirte

Lebensbilder, Kultur- und Sittenschilderungen.

Die

Helden der christlichen Kirche.

Von

August Werner.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Tonbildern etc.

Leipzig.

Verlag von Otto Spamer.

1874.



Karl der Große zwingt die Sachsen zur Annahme des Christenthums.

Werner: Helden der Kirche. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Helden der christlichen Kirche.

Lebens- und Kulturbilder für Haus und Schule.

Von

August Werner.



Mit 180 Text-Abbildungen, acht Tondruckbildern und einem Titelbilde.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.

1874.



Karl der Große zwingt die Sachsen zur Annahme des Christenthums.

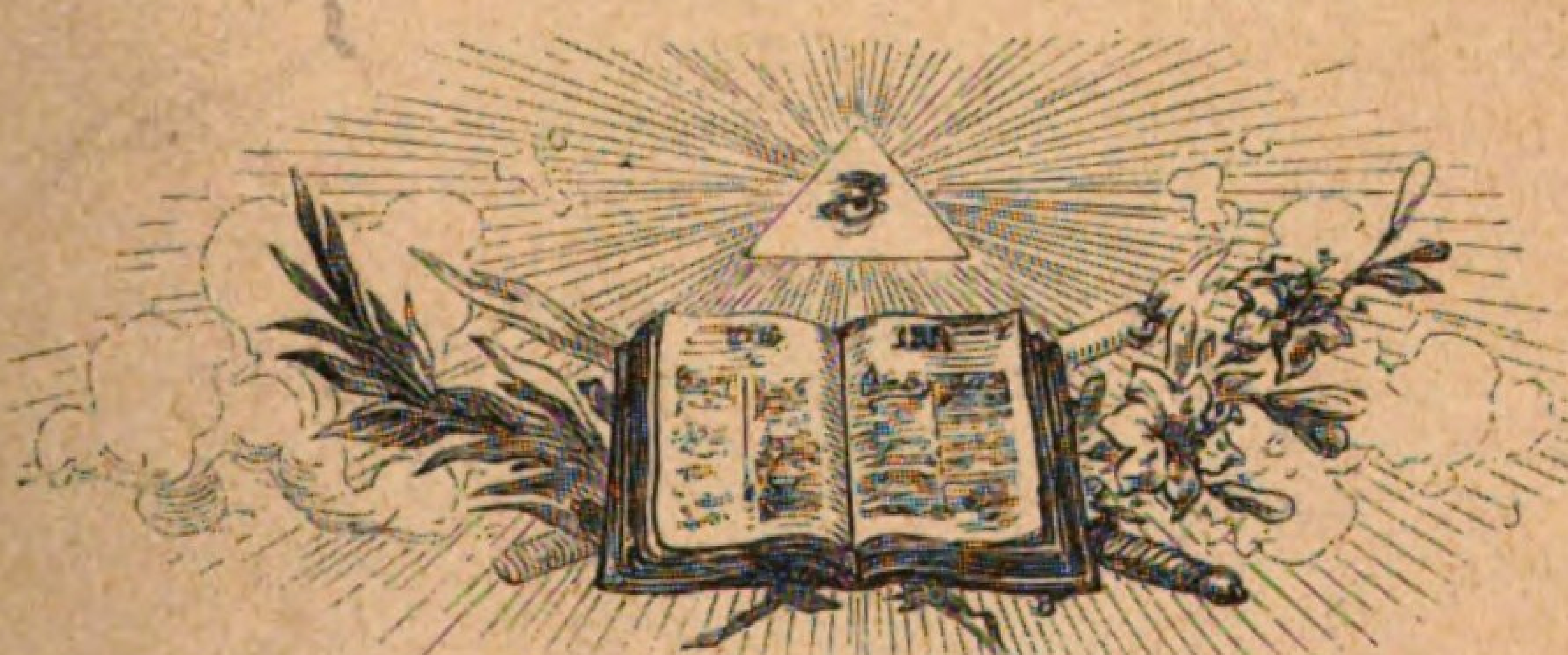
Werner: Helden der Kirche. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die Helden der christlichen Kirche.

Lebens-
und
Kulturbilder für Haus und Schule.

Von

August Werner.



Mit 180 Text-Abbildungen, acht Tondruckbildern und einem Titelbilde.

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1874.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhaltsübersicht.

Tonbilder.

Berichtigungen.

S. 87 Z. 6 muß folgendermaßen lauten: im Jahre 1842 wurde ein Theil der Gebeine (Armknochen) durch den neuernannten Bischof von Algier mit päpstlicher Zustimmung nach Afrika übertragen und in der zu Bona (Hippo Regius) errichteten Kapelle feierlich beigesetzt.

„ 91 „ 16 von unten statt Winfrid, Bonifacius lies Winfrid-Bonifacius.

„ 209 „ 15 von unten statt Menschheit lies Menschen.

„ 222 „ 16 von oben statt männiglich lies männlich.

„ 279 in der Unterschrift statt durch das Edikt lies durch Aufhebung des Ediktes.

Vorwort.

Ich habe es immer bedauert, daß ein großer Theil der Gebildeten mit der Geschichte des Christenthums und den wichtigsten Ereignissen der kirchlichen Entwicklung, wofern dieselben nicht eine Erwähnung in der Weltgeschichte fanden, unbekannt geblieben ist. Abgesehen davon, daß ihnen dadurch die genußreiche Bekanntschaft mit einer Reihe großer und anziehender Charaktere entzogen ist, entbehren sie damit zugleich der Anregung zur verständnißvollen Theilnahme an der kirchlichen Gegenwart. Nichts kann den so weitverbreiteten Aberglauben, als ob die Kirche eigentlich schon von Anfang an eine Verirrung des Christenthums gewesen sei, kräftiger widerlegen, nichts kann die Thorheit, als ob es heute schicklich sei, sich der Kirche ganz zu entledigen, nachdrücklicher klar legen, als die Einführung in die Hallen der kirchlichen Vorzeit.

In einer Zeit, wie die gegenwärtige, wo die religiösen Fragen alle Welt in Bewegung setzen, wo man das dunkle Gefühl nicht zu bannen vermag, daß auch auf diesem Gebiete etwas Neues und Großes im Anzuge sei, erwacht wol bei Vielen der Wunsch nach einer klareren Einsicht in den Entwicklungsgang der Kirche, und besonders die jüngere Welt beiderlei Geschlechtes empfindet das Bedürfniß, die Lücken, welche Unterricht und Erziehung in dieser Hinsicht lassen, zu ergänzen. Was an brauchbaren Lehrmitteln in der erwähnten Richtung sich vorhanden zeigt, ist entweder zu wissenschaftlich, zu umfassend, zu kostspielig, oder so dürftig und skeletartig, theilweise auch so geschmacklos in der Form und oft so engherzig in Beurtheilung geschichtlicher Thatsachen und Größen, daß es dem angedeuteten Zwecke nicht entspricht. Immer aber ist es der Fehler derartiger Bücher, daß sie zu viel Theologie enthalten und um der Vollständigkeit willen die Verständlichkeit sowie die Anschaulichkeit bei Seite setzen.

Hier liegt nun ein Versuch vor, jenem Bedürfnisse zu entsprechen und die gerügten Fehler zu vermeiden. Es sind die anziehendsten Persönlichkeiten aus der Geschichte der Kirche als Typen und Symbole ganzer Zeitalter und Richtungen in einer Weise geschildert worden, daß dadurch das Interesse zu weiterer und eingehender Beschäftigung mit den wichtigsten Momenten der Geschichte des Christenthums wol erweckt werden könnte. Bei der Auswahl der einzelnen Charakterbilder war nicht blos der pädagogische, sondern auch der historische Gesichtspunkt maßgebend. Die Eintheilung in vier Abtheilungen und die Nebeneinanderstellung von Charakteren verschiedener, ja entgegengesetzter Richtung deutet auf einen höheren Standpunkt, als der ist, welchen die kirchliche Parteilichkeit fordert. Dennoch tritt, wo es nöthig ist, das protestantische Bewußtsein klar und frei hervor.

Zu erwähnen haben wir noch, daß wir einige der dies Werk schmückenden Illustrationen freundlichem Entgegenkommen verdanken. So z. B. sind die Seite VII, 3, 311, 367, 391, 407 abgedruckten Vignetten der illustrirten Ausgabe von Gerock's „Palmblätter" (Stuttgart, Greiner) entlehnt und von dem eben genannten Verleger überlassen worden; zu anderen, z. B. den zu Seite 31, 86 eingefügten Tonbildern sowie zu der Illustration S. 101, hat uns die löbl. Herder'sche Verlagsbuchhandlung in Freiburg die benöthigten Galvanos geliefert. Woher wir mehrere interessante Zeitbilder bezogen haben, befindet sich an Ort und Stelle angezeigt.

Daß Autor und Verleger mit Ernst, Eifer und Liebe zur Sache der Aufgabe zugestrebt sind, ein Buch herzustellen, nach dem man immer wieder und gern greift, wird wol von sachverständiger Seite zugestanden werden. Wenigstens haben Beide in innigstem Einverständniß sich in die Hände gearbeitet, und das Ergebniß dieser Uebereinstimmung liegt nun unserem Volke vor.

Brüheim bei Gotha, im Juli 1873.

August Werner.



Einleitung.

An der Schwelle des Riesenbaues der christlichen Kirche, woran so viele Jahrhunderte fort und fort gearbeitet haben, lasset uns etliche Augenblicke verweilen, bevor wir in ihre Ehrfurcht gebietenden mächtigen Hallen eintreten! Suchen wir vor Allem den Grundriß des erhabenen Werkes und seine festen, unerschütterten Fundamente zu erfassen. Denn es ist wahrlich nicht zufällig und ohne tiefen Grund, wenn seit fast zwei Jahrtausenden ein so großer Theil der Menschheit, und man kann sagen der am weitesten in der Civilisation vorgeschrittene Theil, seine besten Kräfte auf die Angelegenheiten der christlichen Gemeinschaft verwendet hat. Die Entwicklung, welche die Kirche genommen, ist nicht ein Zufall, ist nicht ohne Gesetz, Maß und Ziel.

Auskunft darüber giebt uns vor Allem die *Bibel*, die heilige Schrift, und diese allein kann sie am befriedigendsten geben. Jeder protestantische Christ kennt das hohe Ansehen und die Bedeutung dieses heiligen Buches; indessen auch die nicht-

protestantische Christenheit verehrt dasselbe und nennt es die erste ursprüngliche Quelle christlich-religiöser Erkenntniß. Nur in dem Maße, in welchem die Bibel zur Richtschnur des Glaubens und Lebens genommen wird, herrscht Verschiedenheit; in der Sache selbst aber sind alle Christen einig. Es erheben sich demnach naturgemäß am Eingang unserer Darstellung die Fragen: Was haben wir unter der Bibel zu verstehen? — was bildet ihren Inhalt? — wie ist sie entstanden? — wozu dient sie uns?

Diese Frage wollen wir zuerst beantworten, ehe wir zur Betrachtung der hervorragendsten Gestalten innerhalb der Kirche schreiten.

Die Bibel war lange Zeit ein für die Mehrzahl der Christen verschlossenes Buch. Denn geschrieben in hebräischer und griechischer Sprache, vermochten nur auserlesene und hochgebildete Geister den Schlüssel zu ihr zu finden. Die früher gemachten Auszüge sowie die Uebersetzungen seitens der Vorreformatoren konnten in weite Kreise nicht dringen, so lange die Vervielfältigung eine äußerst beschränkte bleiben mußte. Erst als im Zeitalter der Erfindung der Buchdruckerkunst der Anfang gemacht wurde, sie in die deutsche Sprache zu übersetzen, sie durch die Druckpresse zu vervielfältigen und nach allen Richtungen zu verbreiten, gewannen auch die nichtgelehrten Schichten des Volkes Zugang zu der heiligen Schrift. Eine gute Anzahl solcher Uebersetzungen in deutscher Sprache war bereits vorhanden, als Dr. Martin Luther die seinige begann. Aber sobald im Jahre 1522 sein „Neues Testament“ in Wittenberg und 1534 die erste vollständige „deutsche Bibel“ nach seiner und seiner Freunde Uebersetzung erschienen waren, da traten vor dem großen Werke Luther's gar schnell alle frühern Versuche zurück und waren bald gänzlich vergessen. Alle Sorgfalt, Mühe, Treue und Geistesarbeit, welche der deutsche Reformator aufgewendet hatte, wurden reichlich belohnt. Denn nun konnte ein Jeder allüberall das theure Buch lesen wie ein in der Muttersprache geschriebenes, das auf deutschem Boden erwachsen und aus deutschem Geist geboren ist. „Die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, der gemeine Mann auf dem Markte, der Prediger auf der Kanzel, der Lehrer in der Schule, Alle, Alle beschäftigten sich damit und empfanden tief, was sie lasen.“ — Die alte lateinische Uebersetzung, die sogenannte Vulgata, d. h. „Volksausgabe“, welche einst im fünften Jahrhundert, als die lateinische Sprache fast allgemein verstanden wurde, verfaßt und durch welche die römische Sprache zur allgemeinen Kirchensprache erhoben worden war, behielt allein noch in der katholischen Kirche, die natürlich die Lutherbibel verwarf, Ansehen und Geltung, und die katholischen Bibeln in der Volkssprache, zu deren Herausgabe man sich endlich ungern entschloß, wurden alle nach der Vulgata, nicht nach dem Urtexte hergestellt. Die Vulgata wieder, um dies sogleich hier zu bemerken, hatte eine noch ältere Uebersetzung, wenigstens des Alten Testamentes, verdrängt, die „Septuaginta“, d. h. die Uebersetzung der siebzig oder richtiger zweiundsiebzig Gelehrten, von denen es hieß, daß sie einst auf Befehl des Königs Ptolomäus Philadelphus (200 v. Chr.) in Alexandrien die heiligen Bücher der Hebräer in das Griechische übertragen haben sollen. Auch die ältesten christlichen Kirchen des Morgenlandes, in welchen die griechische Sprache die weiteste Verbreitung gefunden, hielten sich an

diese Septuaginta. Das „Neue Testament" und die spätern jüdischen Schriften, welche unter dem Namen Apokryphen, d. h. „Verborgene", dem Alten Testament angefügt wurden, waren ja ohnehin griechisch geschrieben.

Wenn man nun bedenkt, daß die von den eigentlichen Verfassern geschriebenen Urschriften biblischer Bücher sehr bald dem Zahn der Zeit verfallen sein mußten und daß in Ermangelung der Buchdruckerkunst eine Erhaltung und Vervielfältigung der heiligen Schriften überhaupt nur durch vielfaches Abschreiben bewirkt werden konnte, so begreift man leicht, wie sich mit der Zeit manche Entstellungen einschlichen: Fehler, Irrthümer, Auslassungen, wol auch Zusätze und Erklärungen, welche sich irgend ein kundiger Schreiber oder Leser erlaubte, unvermeidlich wurden. So kam es, daß sich der überlieferte Text in nicht unwesentlichen Punkten von dem Urtexte entfernte und so zu sagen immer verderbter zeigte.

Was das Alte Testament betrifft, so hatten die Schriftgelehrten bereits zu Jesu Zeit ihre Noth, der Verwirrung und Unsicherheit der verschiedenen „Lesarten" zu steuern. Sie entschlossen sich daher später, um das Jahr 500 n. Chr., in dem Talmud ein- für allemal festzustellen, wie gelesen und wonach gelehrt werden sollte. Diesen neuhergestellten Text haben denn in den folgenden Jahrhunderten die gelehrten Masoreten noch genauer erforscht und für alle Zeiten gesichert. Daß sich bei dieser verdienstlichen Arbeit jene wie diese irren konnten — welcher Leser des Alten Testamentes vermöchte dieses noch zu bestreiten? —

Was das Neue Testament betrifft, so rührt das Schwankende der „Lesarten" aus den nämlichen Ursachen her. Man rechnet an 60,000 solcher Abweichungen und Verschiedenheiten, welche sich während der Zeit des Abschreibens eingeschlichen und stetig vermehrt haben. Der Urtext, welchen Luther zur Grundlage seiner Uebersetzung genommen hat (textus receptus), war kurz vorher von verschiedenen Gelehrten aus Vergleichung der Handschriften festgestellt worden und hatte fast allgemeines Ansehen erlangt. Natürlich blieb es für die Bibelforscher von größtem Interesse, den ältesten Abschriften, da doch die Urkunden einmal verloren waren, nachzuspüren. Aber keiner der aufgefundenen Codices reicht hinter das vierte Jahrhundert zurück. Die ältesten und werthvollsten sind der Codex Vaticanus in Rom, der C. Alexandrinus in London und der C. Sinaiticus in Petersburg. Diesen letztern hat ein vielgenannter Gelehrter, Professor Dr. Tischendorf in Leipzig, im J. 1859 im St. Katharinenkloster am Berge Sinai aufgefunden und mit großem Eifer, unter Beihülfe der russischen Regierung, für die Erforschung des Bibeltextes zugänglich und nutzbar gemacht. Trotzdem bleibt es noch vielfach zweifelhaft, was ursprünglich niedergeschrieben wurde oder unter der Sorglosigkeit der Abschreiber früherer Zeiten hinzugekommen ist. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, alles das aus den einzelnen Büchern und Stellen auszusondern, was an einen andern Ort gehört und durch Zufall oder Absicht Veränderungen erlitten haben mag.

Eines anderen Umstandes, der das Verständniß der Bibel vielfach erschwert, sei hier ferner gedacht, nämlich der Eintheilung des Textes in Verse und Kapitel, welche Anordnung natürlich nicht von den Verfassern herrührt,

sondern sehr viel später, erst im Zeitalter der Erfindung der Buchdruckerkunst in löblicher Absicht — um die Uebersicht und Bibelerklärung zu erleichtern — getroffen ward, indessen nicht selten den Zusammenhang in oft störender Weise zerreißt. Das verderblichste Mißverständniß aber, welches lange Zeit den wahren Sinn und Geist der Bibel verschlossen hielt, gipfelte in der Annahme, daß dieselbe auf höhere Eingebung, durch den heiligen Geist, niedergeschrieben worden sei, gleich einer Offenbarung Gottes an die Menschheit, zu welcher die Verfasser Sinn, ja Wort und Buchstaben von oben empfangen hätten. Diese Lehre von der Eingeistung oder Inspiration, deren Obmacht erst in diesem Jahrhundert gebrochen und auf das rechte Maß zurückgeführt worden ist, gab Veranlassung, daß der menschliche Ursprung und der geschichtliche Werth der einzelnen Bücher ganz übersehen und die Meinung verbreitet wurde, die Christen hätten an dem Neuen Testament ein Gesetzbuch wie die Israeliten an den Büchern Mosis, wie die Türken an ihrem Koran, wie die Inder an ihren Vedas, an welches sie hinsichtlich jeglichen Wortes und jeder Lehre gebunden seien.

Infolge dessen lernte man nie recht, wie man die Schrift lesen müsse. Man gerieth vielmehr dahin, daß man, weil man sie nicht zwingen konnte zu sagen, was man wünschte, zu vergessen suchte, was sie aussprach; man fing an, in sie hineinzulegen, was an ursprünglichem Sinn gar nicht in ihr lag. Man deutete sie um oder man zwang die Menschen, alles Einzelne in ihr für ewig bindende Wahrheit anzunehmen. Das eigene Gewissen und die eigene Vernunft mußten verstummen vor dem Buchstaben der Bibel. Nicht erst in diesem Jahrhundert fingen Viele an, den Werth der Heiligen Schrift zu bezweifeln, ja sogar sie zu verspotten. Sobald man aber sich klarlegt, wie das heilige Buch entstanden, öffnet sich auch der reiche Schatz, den es in sich trägt, dem empfänglichen Herzen und verständigen Sinne, und man erkennt in ihr die Grundsäulen, auf denen alles christliche Denken und Leben beruht: die Ehrfurcht vor der Bibel steigt mit der Einsicht in ihr wahres Wesen.

Die Bibel, d. h. das Buch der Bücher, ist eine Sammlung von Schriften sehr verschiedener Art. Die erste Abtheilung umfaßt die Ueberreste der jüdischen Literatur vor Christus, die zweite enthält die ältesten, oder doch sehr alte Urkunden des Christenthums. Jene Sammlung, das „Alte Testament", war bereits zu Jesu Zeiten abgeschlossen; diese, das „Neue Testament", fand ihren vollen Abschluß erst zu Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr., obwol ihre spätesten Schriften aus dem zweiten Jahrhundert stammen. Jene begann mit Auffindung und Vorlesung des mosaischen Gesetzbuches durch Esra um die Zeit der Perserherrschaft, diese begann an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mit der Sammlung der apostolischen Briefe. Zu dem ersten Stamm des Alten Testamentes fügte man bald geschichtliche Bücher und prophetische Stücke aus früherer Zeit hinzu, welchen sich das „Psalmbuch" oder der Psalter, die Liedersammlung der Hebräer, anreiht. Unter dem Namen „Gesetz und Propheten" bildet diese Sammlung den jüdischen Kanon, d. i. das eigentliche Religionsbuch der Israeliten; dasselbe galt bereits zu Jesu und der Apostel Zeiten als das Fundament des jüdischen Glaubens.

Denn die griechisch geschriebenen Apokryphen, deren Ursprung bei den alexandrinischen Juden zu suchen ist, genossen bei den echten Hebräern nicht das Ansehen jener weit älteren und ehrwürdigeren Urkunden der Menschheit.

Das ganze Alte Testament würde nun für uns Christen bei Weitem nicht in dem Maße in Betracht kommen, als es der Fall ist, wenn nicht zwischen ihm und dem Neuen die innigsten Beziehungen stattfänden. Zunächst ist hier des rein Aeußerlichen zu gedenken, wie oft sich Jesus und die Apostel auf einzelne Stellen oder ganze Gedankenreihen in demselben berufen, sei es, indem sie dieselben zum Beweise ihrer Lehren gebrauchen oder sei es, daß sie den Unterschied ihrer Ansichten und Lehren gegenüber dem Alten Testament genauer bezeichnen wollen. Aber diese blos äußerliche Beziehung deutet auf einen innern Zusammenhang der im Neuen Testament dargestellten religiösen Ideen zum Alten Testament überhaupt hin, das heißt also auf die innere Verwandtschaft des Christenthums mit dem Judenthum. Zieht sich doch Ein Grundgedanke durch das gesammte Leben und Denken des Volkes Israel, nämlich der Gedanke des Gottesreiches.

Bereits in den ältesten Urkunden tritt das Bewußtsein hervor, daß die Erde dazu bestimmt sei, eine menschliche Gemeinschaft zu tragen, die von Gerechtigkeit durchdrungen, von Liebe erfüllt und zur friedlichen Entwicklung des in ihr schlummernden göttlichen Bildes berufen sein soll. In einer zweitausendjährigen Geschichte bestrebte sich das israelitische Volk, wie uns seine heiligen Schriften zeigen, diese Wahrheit auf die verschiedenste Art, aber in beständig fortschreitender Weise zur Wirklichkeit zu erheben, bis die Ueberzeugung durchschlug, daß nur ein Gottgesendeter, „der Messias", der Gesalbte Gottes, das ersehnte Heil vollenden und das Gottesreich aufrichten könne. Die Propheten vor Allen haben diese Ueberzeugung genährt und verbreitet; sie haben den israelitischen Gottesglauben gestärkt und gereinigt; sie haben den Glauben und die Hoffnung auf den Messias gehegt und behütet, und im Sturm und Drang der Zeiten hat Gott selbst, wie die jüdischen Geschichtsbücher aussprechen, die Empfänglichkeit für solch tröstenden und erhebenden und ermuthigenden Glauben an die Zukunft des Volkes und an eine bessere Menschheit erhalten und vermehrt. Wie nun dieser Reichsgedanke in verschiedenen Gestalten und auf verschiedenen Entwicklungsstufen doch immer derselbe bleibt, das ganze israelitische Volksleben durchdringt, so beherrscht er nicht minder auch das ganze Schriftwesen desselben, und man kann demnach sagen: Es ist ein und derselbe Geist, der sich durch die Bücher des Alten Testamentes hinzieht, so groß auch der Unterschied der Zeit, der zwischen ihrer Abfassung liegt, sein mag und auf wie mannichfaltige Weise und durch wie verschiedene Verfasser und Bearbeiter sie auch entstanden sein mögen.

Der Erlöser tritt, wie uns erzählt wird, mit der Predigt auf: „Thut Buße und glaubet an die freudige Botschaft, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!" Er knüpft also unmittelbar an den prophetischen Geist des Alten Testamentes an, und wer seine Reden kennt, weiß, daß sich dieselben sammt und sonders mit dem Himmelreiche oder Gottesreiche beschäftigen. Man wird also leicht den innern und engen Zusammenhang zwischen Juden-

thum und Christenthum, also auch zwischen den urkundlichen Schriften beider Religionen, ermessen können. Die letztere, unsere Religion, erscheint als Erfüllung aller Hoffnungen der ersteren; diese, die erstere, ist die Ahnung und Vorbereitung der letztern. Darum kann man sagen, das Alte Testament bildet den Schlüssel zum Neuen, das Neue ist die Eröffnung und Enthüllung des Alten Testamentes. Beide gehören zusammen; beide erst geben den vollständigen Einblick in die Erziehung der Menschheit zum Reiche Gottes; beide bilden die Urkunde des Ganges der göttlichen Vorsehung, der Entwicklung des Gottesglaubens. Mit andern Worten: Das Alte Testament ist die Urkunde von der Offenbarung Gottes an die Menschheit im Laufe ihrer Geschichte bis auf Christus. Als Christus erscheint, da schließt der alte Bund; seine eigene herrliche, hehre Gestalt tritt aus der Pforte des Alterthums riesengroß in die Hallen der neuen Geschichte, in eine neue Weltperiode ein. Er und seine Wirksamkeit und deren Folgen bleiben unverständlich und lassen sich kaum völlig würdigen, ja nicht einmal recht erkennen ohne Einsicht in die jüdische Frömmigkeit und Glaubenswelt. Daher das Interesse der Christen aller Zeiten an dem Alten Testamente, und dies die Ursache seiner Unentbehrlichkeit für die Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

So viel im Allgemeinen. Wenden wir uns nun mehr dem Einzelnen zu. Der Name, an welchen sich für die Israeliten ihre bürgerliche und religiöse Selbständigkeit knüpft, ist Moses, der große Staatsmann, der „auserwählte“ Prophet Gottes, der Befreier seines Volkes aus der Knechtschaft Aegyptens, der Verkündiger des göttlichen Gesetzes.

Lange Zeit nahm man an, Moses habe die fünf nach ihm genannten Bücher eigenhändig niedergeschrieben. Juden wie Christen theilten diese Meinung, trotzdem, daß am Schluß dieser Bücher sein eigener Tod, sein Begräbniß beschrieben ist und daß Dinge darin erzählt werden, die erst Jahrhunderte später sich ereignet haben. In neuerer Zeit hat sich aber herausgestellt, daß von Moses Hand nur die Zehn Gebote und einzelne seiner Gesetze aufgezeichnet, dagegen der weitere Inhalt der fünf Bücher frühestens 500 Jahre nach ihm verfaßt wurden, indem allerlei ähnliche Aufzeichnungen von Sagen und Geschichten und Erinnerungen an Lieder und Ereignisse, wie sie sich das Volk ersinnt und erzählt und Jahrhunderte lang aufbewahrt, herbeigezogen und aneinandergefügt worden sein mögen. Zuerst bekannt wurde das nach Moses genannte Gesetzbuch unter der Regierung des frommen Königs Josia, im Jahre 620. Es war vermuthlich das 5. Buch, Deuteronomium genannt, während die vier ersten Bücher, welche mit jenem den Pentateuch (das Fünfwerk) bilden, erst später zusammengestellt wurden. Die wichtigsten Quellenschriften, welche dabei benutzt sind, waren zwei: die Jehovah-Urkunde und die Elohim-Urkunde, so genannt, weil die erstere Gott als Jehovah, die andere ihn als Elohim bezeichnet.

Außerdem wird ein „Buch der Kriege“, ein „Buch der Spruchdichter“, ein „Buch der Redlichen“ als Quelle angeführt. Man sieht daraus, wie der Pentateuch nichts weniger als das Schriftwerk eines einzigen Menschen ist, sondern vielmehr das Erzeugniß einer viele Jahrhunderte lang fortgehenden Geistesarbeit im israelitischen Volk. — Nicht schwer hält es, hiernach einen

Schluß zu ziehen, woher das Sagenhafte, das Wunderbare, Dichterische und Ueberschwängliche in einer Menge von Erzählungen stammt. Die Erzählungen von der Schöpfung, vom Sündenfall, von den Erzvätern u. dgl. m. werden darum von sehr Vielen für fromme Sagen und Ueberlieferungen, welche aus dem Gemüth eines über die Räthsel der Vorzeit und seiner Bestimmung sinnenden Volkes hervorgegangen sind, betrachtet und nicht mehr in allen Einzelnheiten, sondern nur ihrem Grundgedanken nach festgehalten. Wás aber von diesen Schriften gilt, das gilt von allen folgenden, vom „Buch Josua", vom „Buche der Richter", den „Büchern der Könige" und „Chronika"; es sind Sammelwerke, welche auf mündlichen oder schriftlichen Fortpflanzungen beruhen, aus denen der gottesgläubige Volksgeist zu uns spricht. Neben geschichtlich Zuverlässigem wird auch ungeschichtlich Wunderhaftes berichtet, und die letzte Ausarbeitung ist zum Theil in eine ziemlich späte Zeit, ja bis in das babylonische Exil hinein, unter die Perserherrschaft im fünften und vierten Jahrhundert v. Chr., zu verlegen.

Wichtiger als diese Schriften erscheinen für unsere Zwecke die eigentlichen Propheten, deren man 4 große und 12 kleine, also 16 zusammen in dem Alten Testament, aufgeführt findet. Wie der Name sagt, haben sie gewirkt und tief eingegriffen in die Geschichte des „auserwählten Volkes" als Seher der Zukunft, als Volksredner und Sittenprediger, welche im Namen Gottes den religiös-sittlichen Geist der Nation aufrichteten, sobald demselben von außen oder von innen Gefahr drohte. Ihre oft tief ergreifenden Ansprachen, welche sie an ihre Zeitgenossen bald in Gestalt von einfachen Geschichten oder begleitet von symbolischen Zeichen, bald in erhebenden Mahnrufen, nicht selten in gebundener dichterischer Redeweise, richteten und durch welche sie dem Gewissen des Volkes die Lehren Gottes und die Antwort Jehova's auf die großen Fragen der Zeit vorführten, wurden vielleicht schon von ihnen selbst aufgezeichnet; meist geschah es aber wol erst von Andern aus der Erinnerung. Ja, es trug sich sogar zu, daß Spätere ihre prophetischen Dichtungen einem längst verstorbenen namhaften Propheten in den Mund legten, wie erwiesenermaßen das 40.—60. Kapitel im Prophet Jesaia das Erzeugniß einer weit spätern Zeit ist. Die große Hoffnung der Zukunft, woran sie inmitten einer verworrenen, trostlosen Zeit festhielten, erscheint meist unter dem Bild des Davidischen Reiches, dem goldenen Zeitalter des Volkes Israel, welches ein Nachkomme David's von Neuem verherrlichen und in umfassender Größe wieder herstellen werde. Wir wissen, daß ein weltliches Reich von höchster Blüte nicht wieder erstanden ist. Aber selbst nach Zerstörung Jerusalems haben die Juden nicht aufgehört darauf zu hoffen und ihre Sehnsucht nach ihm zu bewahren. Die erhabensten, reinsten und idealsten jener alten Verheißungen jedoch haben in der Brust Jesu einen Widerhall und durch ihn ihre geistige Erfüllung gefunden, während eine Menge anderer, die mehr dem sinnlichen Bedürfniß und dem Racheburst gegolten haben, an ihm wirkungslos vorübergegangen sind. Jesus Christus wollte nichts Anderes als der König des Friedens sein, „von Herzen sanftmüthig und demüthig", und die „Zeit der Erquickung und das Jahr des Heiles" bringen.

Von großer Bedeutung ward die Schrift „Daniel", welche heutzutage meist unter den Propheten aufgeführt wird. Es wird da erzählt, wie Daniel, ein frommer Jude, am Hofe des Königs Nebucadnezar (600 v. Chr.) bis zur Würde eines königlichen Statthalters emporsteigt und welche Gesichte betreffs der Zukunft er gehabt hat. Die Weltereignisse und die politischen Umwälzungen werden in geheimnißvollen Sinnbildern ausgemalt, um die unter Fremdherrschaft und Glaubensdruck schmachtenden Juden zu treuem Ausharren zu ermuntern und mit dem Herannahen des ewigen Gottesreichs zu trösten. Nach den vier großen Weltreichen des Nebucadnezar, Darius, Cyrus und der Seleuciden, dargestellt als Cherub, Bär, Parder und Widder, richtet der zehnte König des letzten Reiches an heiliger Stätte den „Gräuel der Verwüstung" an. Darnach erscheint das Gericht und der Menschensohn in den Wolken des Himmels, um das Gottesreich auf Erden zu gründen. — Es besteht kaum ein Zweifel, daß das Buch erst um 166 v. Chr. verfaßt, gegen die Grausamkeiten des Syrerkönigs Antiochius Epiphanes gerichtet und daß der berühmte Name Daniel's von dem unbekannten Verfasser hinzugefügt worden ist. Wichtig und werthvoll bleibt uns das Buch; nicht allein deshalb, weil darin zuerst der Name Menschensohn für den Messias vorkommt, welchen Jesus, wenn auch in einem andern Sinne, angenommen hat, sondern auch deshalb, weil die Vorstellungen, Bilder und das ganze Vorbild dieses Buches mächtig auf die Juden und die ersten Christen gewirkt haben, sodaß, wie die Offenbarung St. Johannis, das letzte Buch des Neuen Testaments, lehrt, die fromme Phantasie derselben in ähnlichen Vorstellungen sich erging und nach dem frühen Hinscheiden Jesu sogar eine baldige Wiederkunft des Menschensohnes in Herrlichkeit und in den Wolken des Himmels zur Aufrichtung des volle Seligkeit bringenden Gottesreiches erwartete.

Unter der dritten Klasse alttestamentlicher Schriften, den poetischen Büchern im engeren Sinne, welche sich an die beiden ersten Klassen der historischen und prophetischen Bücher würdig anreihen, ragt besonders das Psalmenbuch hervor. Dies ist eine Sammlung religiös-nationaler Lieder, meist für den Tempeldienst, unsern Gesangbüchern vergleichbar. Irrthümlicher Weise betrachtet man David als den Urheber derselben. Einige Lieder tragen allerdings seinen Namen mit Recht, aber bei Weitem die meisten rühren von Anderen und aus späteren Zeiten her. Viele entstanden in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Volkes, im Exil; etliche während der makkabäischen Befreiungskriege. Aber alle diese Psalmen durchdringt ein mächtiges Gottesgefühl, und in nicht wenigen derselben spricht sich eine rührende Sehnsucht nach bessern Zeiten, nach dem Messias, nach Vergebung der Sünden und nach dem Erscheinen des Gottesreiches aus, sodaß noch heute die christliche Gemeinde ihre Erbauung in ihnen sucht und findet.

Abgesehen von dem Buche Hiob, einem dramatischen Gedicht von hoher Schönheit, das die göttliche Vorsehung gegenüber dem Leid der Erde und den Zweifeln des Verstandes zu rechtfertigen sucht, sind hier die unter dem Namen des durch seine Weisheit berühmten Königs Salomo erscheinenden Dichtungen zu erwähnen, namentlich das „Hohelied", die „Sprüche der Weis-

heit" sowie der „Prediger." Ersteres giebt eine Sammlung feuriger Liebeslieder, welche die reine Liebe und Treue des Herzens verherrlichen; die „Sprüche" sind eine Sammlung von im Munde des Morgenländers so häufigen Sprüchwörtern und spruchartigen Reden. Der „Prediger" ist die philosophische Schrift eines einsamen Grüblers, welcher seine Gedanken über Gott und Welt, Leben und Tod in tiefsinniger und dabei lebendiger Sprache entwickelt. — Alle diese Schriften haben mit Salomo nichts gemein, sondern sind sicher erst 6—700 Jahre nach ihm niedergeschrieben. Aber der gefeierte Name, den sie an der Stirn tragen, diente dazu, sie um so rascher in die israelitische Literatur einzuführen und bei den Lesern wohlangesehen und beliebt zu machen.


Petrus. Nach P. Vischer.


Paulus. Nach P. Vischer.

Man wird bemerkt haben, in welch hohem Grade die Schriftsteller des Judenthums frei über die Form und Einkleidung ihrer Gedanken verfügten und wie wenig ängstlich sie sich in der Benutzung altehrwürdiger Namen und Ueberlieferungen für ihre Zwecke zeigten. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich bei der neutestamentlichen Literatur in noch viel weiterem Umfange.

Jedermann weiß, daß Jesus Christus selbst nichts geschrieben hat, was uns überliefert worden wäre, und daß bei seinen Lebzeiten Niemand daran gedacht hat, Urkunden des Christenthums zu verfassen, in welchen die Lehre des neuen Bundes ein- für allemal festgestellt worden wäre. Es blieb vielmehr einer spätern Zeit überlassen, diese Lücke, wenn überhaupt von einer solchen die Rede sein kann, auszufüllen.

Die ältesten Schriften des Neuen Testaments sind unstreitig diejenigen Briefe, welche der Apostel Paulus an christliche Gemeinden geschrieben hat Es waren Gelegenheitsschriften, keineswegs dazu bestimmt, für ewige Zeiten als Richtschnur zu gelten, sondern Ergüsse eines vollen, vielbewegten Herzens, Zurechtweisungen, Vorschriften, Ergänzungen zu dem früher mündlich ertheilten Unterricht, kurz eben das, was Briefe sind, welche ein christlicher Lehrer und Prediger an seine Schüler oder seine Gemeinde schreibt. So ward der älteste und erste jener Briefe, der erste an die Thessalonicher, durch die Nachricht veranlaßt, daß die von den Aposteln gewonnenen Glaubensgenossen in Thessalonich sich in einer bedenklichen Aufregung befänden. Man glaubte dort nämlich, die

Wiederkunft Christi sei ganz nahe bevorstehend; infolge dessen ließen Viele ihre Arbeiten liegen, gaben sich einem träumerischen, müßigen Leben hin und vernachlässigten die Pflichten des täglichen Lebens. Darum richtete Paulus, dieser eben so fromme als praktische Missionär, an diese Gemeinde ein eindringliches Schreiben, dem er bald ein zweites folgen ließ, um die unruhigen Gemüther völlig zu beschwichtigen und vor Verirrungen sittlicher Art zu bewahren. Aehnlich ging es auch mit den Briefen nach Korinth und Galatien, nach Ephesus, Kolossä und Philippi zu. Sie wurden sämmtlich durch bestimmte örtliche Verhältnisse hervorgerufen und nur für diesen Zweck der Unterweisung, Beschwichtigung und Ermahnung geschrieben, wie wir später sehen werden.

Selbst der große Brief an die Römer, der sich fast nur mit Glaubensfragen beschäftigt, ist keineswegs zu dem Behufe erlassen, die Runde um die Welt zu machen, sondern einzig und allein zur Aufklärung der Christen in Rom. Schon bei dem Briefe an die Epheser und Kolosser halten es freilich Manche für zweifelhaft, ob sie wirklich von Paulus selbst herrühren oder unter seinem Namen von irgend einem Andern, vielleicht einem seiner Schüler, verfaßt worden sind. Noch weit zweifelhafter aber ist es, ob die drei an den Timotheus und Titus gerichteten Pastoralschreiben von dem großen Heidenapostel herrühren. Denn um nur Eines zu erwähnen, kommen hier Zustände, Lehren und Einrichtungen zur Sprache, die nicht recht zu dem stimmen, was wir sonst von und durch Paulus wissen, weshalb man geneigt ist, sie einer spätern Zeit angehörend zu erachten. Indessen kann nur ein vertrauter Schüler des Apostels der Verfasser gewesen sein; ja, es hat sich sogar herausgestellt, daß die zwei Schlußkapitel des zweiten Timotheusbriefes den Kern eines Schreibens bilden, welches Paulus von Rom aus an seinen in Ephesus weilenden Freund und Schüler Timotheus geschickt hat. So eng ist hier das Echte und Ursprüngliche mit dem Späteren, Nachgeahmten verschmolzen, ganz wie in vielen Fällen des Alten Testaments.

Nächst den Briefen des Apostel Paulus ist in Bezug auf das Alter sicherlich die Offenbarung St. Johannis zuerst zu nennen. Sie entstand im Jahre 68, als der Selbstmord des Kaisers Nero die Schrecken der ersten Christenverfolgung und des aus dem jüdischen Aufstand hervorgegangnen Krieges unterbrochen hatte. Wenn auch über den Verfasser gar mancherlei Zweifel herrschen und Viele einen Andern als den Apostel Johannes als Urheber annehmen, so ist diese Schrift voll hoher Poesie und geheimnißvoller Bilder doch ein treuer Spiegel der ersten christlichen Zeit, insbesondere der fieberhaften Unruhe, mit welcher man das Wiedererscheinen Christi auf Erden und die Vernichtung aller seiner Feinde erwartete. Ganz nach dem Vorgang des Buches Daniel werden hier die augenblicklichen Zustände in der kleinasiatischen Welt geschildert und in feierlichen Gesichten wird die Erfüllung der altchristlichen Hoffnungen verheißen und ausgemalt.

Spätern Ursprungs sind die übrigen Briefe des Neuen Testamentes, der Brief an die Hebräer und die sogenannten sieben katholischen Briefe, d. h. Briefe, welche, ohne besondere Adresse, in das Allgemeine gerichtet sind. In jenem, in dem Hebräerbriefe, den man früher irrthümlicher Weise dem

Apostel Paulus zuschrieb — denn der wahre Verfasser ist nicht genannt — sollen die Vorzüge des Christenthums vor dem Judenthum dargelegt werden, vermuthlich zu dem Zweck, die Anhänger des alten Tempels und Opferwesens zu bekehren. Es ist also eine für die Israeliten berechnete Bekehrungsschrift, wie deren in jener Zeit gewiß manche noch verfaßt und verbreitet wurden. Ueberhaupt darf man wol glauben, daß die Christen der beiden ersten Jahrhunderte ein sehr reiches und anziehendes Schriftthum besessen haben, von welchem nur dürftige Ueberreste auf uns gekommen sind. Freilich ist das Erhaltene wol auch das Beste und Werthvollste und mit bemerkenswerthem Takte ausgewählt. Gerade solche Schriftstücke, wie z. B. Briefe des Paulus, mögen von den Gemeinden mit Vorliebe aufbewahrt, gesammelt und durch Abschriften vermehrt worden sein, so daß dieselben sich zu gleicher Zeit in sehr vielen Händen befanden; galt doch ihr Besitz für ein besonderes Glück. Man war stolz darauf, möglichst viele solcher werthvollen Niederschriften zu besitzen, die in den Gemeindeversammlungen nicht selten vorgelesen wurden. So ist es leicht zu begreifen, weshalb Lehrer und Gemeindeoberhäupter, wenn sie ihren Ermahnungen und Unterweisungen leichter Eingang verschaffen wollten, den Namen eines Paulus, Lucas oder Johannes, jener berühmten Apostel, wählten und zur Hebung ihrer eignen Schriften benutzten. Es kann dies keineswegs als Betrug gelten, sondern als ein naheliegender Behelf, als ein durchaus zweckmäßiges Verfahren, den Inhalt der eignen Ansprachen zu verstärken und zu erhöhen.


Matthäus. Nach P. Vischer.


Johannes Nach P. Vischer.

Hiernach erübrigt noch die Betrachtung der geschichtlichen Bücher des Neuen Testamentes, der vier Evangelien und der Apostelgeschichte.

Diese letztere bildet die Fortsetzung zu dem dritten Evangelium und ist, wie wir aus dem Eingange ersehen, für einen hochgestellten Mann in Rom, Namens Theophilus, geschrieben. Es liegen diesem Buche eine Reihe von Quellenschriften zu Grunde, die jedenfalls von den Augenzeugen und Dienern des Evangeliums herstammen und hier zu gedachtem Zwecke verarbeitet worden sind. Die wichtigste Quelle ist das Reisetagebuch des Arztes Lucas, welcher den Apostel Paulus bis nach Rom begleitet hat. Der beide Reisende angehende Theil — stets mit „Wir“ beginnend — ist leicht erkennbar und aus dem Uebrigen auszuscheiden. Die Erzählung bricht plötzlich mit dem

Jahre 64 ab und führt die Geschichte der christlichen Kirche nur bis zur Gefangenschaft des Paulus in Rom. Dieser Apostel tritt in dem Buche neben Petrus ausschließlich hervor. Man hat wol mit Recht vermuthet, daß der Bericht vornehmlich mit zu dem Zweck geschrieben sei, die langjährigen und bittern Streitigkeiten zwischen den beiden Aposteln zu beleuchten und durch eine friedliche, versöhnliche Darstellung dem Mißverhältniß zwischen Paulus und den andern Aposteln die verletzenden Spitzen abzubrechen. Gegenwärtig nimmt man fast allgemein an, daß diese Schrift zwischen den Jahren 80—100 n. Chr. entstanden sei, was um so wahrscheinlicher ist, als in derselben eine Reihe sagenhafter Begebenheiten erzählt werden, was darauf hinweist, daß der Erzähler weit von den dargestellten wunderbaren Ereignissen entfernt gewesen sein dürfte.

In Betreff der vier Evangelien ist zunächst der große Unterschied zwischen den drei ersten und dem vierten zu bemerken. Jedes Evangelium berichtet vom Leben, von den Reden, Thaten und vom Ende Jesu Christi. Was indessen die Reden und Werke des Heilands betrifft, so stimmen die ersten Evangelien unter sich wohl überein — man nennt sie deshalb die Synoptiker — mit dem vierten jedoch ganz und gar nicht. Da finden sich ganz andere Worte und Gedanken, ganz andere Ereignisse, andere Zeit- und Ortsbestimmungen aufgeführt, nichts von dem, was den Synoptikern eigenthümlich ist. Auch der Ton und die Stimmung, welche hier herrschen, sind anderer Art; nicht selten wird gerade das Gegentheil von dem, was Christus in den drei ersten Evangelien sagt, dem Christus des vierten Evangeliums in den Mund gelegt.

Bis zum Jahre 63 n. Chr. war keines unsrer Evangelien bekannt, sonst fände man in den Briefen des Paulus eine Spur davon; ja es sind sichere Anzeichen da, daß sie nicht vor dem Jahre 70, der Zerstörung Jerusalems, geschrieben sein können; — also mindestens dreißig Jahre nach dem Tode des Herrn. Wir dürfen uns nur daran erinnern, wie bald von uns selbst Erlebtes und Erlittenes in der Erinnerung verklärt wird, um sofort zu begreifen, wie sehr sich während dreißig Jahren die mündliche Berichterstattung, soviel sie die einzelnen Ereignisse, Thaten und Reden des erhabenen Meisters betrifft, verändert haben konnte, wie Vieles vergessen, wie Manches hinzugesetzt worden sein mochte! Wie bald mußte auch zu jenen Zeiten, in denen kaum von Niederschriften die Rede sein kann, die Ueberlieferung schwankend und zwiespältig werden!

Es liegt nahe zu fragen: Warum aber wurden diese für den Christen so hochwichtigen Dinge nicht alsbald nach des Heilands Tod aufgezeichnet und sichergestellt? Die Antwort ist: Nur wenige der Jünger des Heilands, meist Leute aus dem Volke, Handwerker, Fischer u. s. w., mögen des Schreibens kundig gewesen sein, und nur ein kleiner Theil von Christen war überhaupt im Stande, Geschriebenes zu lesen. Vor Allem aber sah man sehnsuchtsvoll und mit Bestimmtheit der baldigen Wiederkunft des Erlösers, dem damit in Verbindung gebrachten Weltende und dem Eintritt des Himmelreiches entgegen. Es lag also gar keine Veranlassung vor, das kaum Erlebte niederzuschreiben, zumal die mündliche Erzählung des Evangelisten die frohe Kunde von Haus zu Haus verbreitete und weil bereits für das gegenwärtig lebende Geschlecht die sichtbare und herrliche Erscheinung Christi erwartet wurde. Als aber die ersehnte

Wiederkunft Christi sich immer mehr verzog, als Jerusalem zerstört war und die Bekenner des Christenthums sich weithin zerstreuten, und als auch die letzten von Denen, welche den Herrn noch gesehen hatten, ins Grab sanken, da regte sich mit einem Male das Bedürfniß, die Geschichte des Erlösers aufzuzeichnen. Eine große Zahl von Versuchen dieser Art entstanden, von denen Einige blos die Reden und Lehren, Andere nur die Wunderthaten, noch Andere die Leidensgeschichte, endlich Einige auch dies Alles zusammenfassend darstellten — natürlich frei aus dem Gedächtniß und darum auch keineswegs in streng geschichtlicher Folge, sondern in der Ordnung, wie sie zum Zweck christlicher Belehrung dienlich erschien, und unter Weglassung alles dessen, was zur Erbauung im Glauben nicht nöthig und fördersam war. So ist es gekommen, daß über Vieles aus dem Leben Jesu sichere Kunde ganz unwiederbringlich verloren ging und daß wichtige Vorkommnisse, deren Kenntniß doch vor Allem zu seiner Lebensbeschreibung gehörten, vergessen worden sind. Es ist weder über das Lebensalter Jesu, noch über die Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit, weder über sein Geburtsjahr, noch selbst über die Todesstunde eine Mittheilung in den Evangelien zu finden, so daß das Lebensbild Jesu ohne festen Rahmen hin und her schwankt und dieser letztere erst mühsam auf dem Wege wissenschaftlicher Erforschung gewonnen werden muß. Doch, wie gesagt, eine eigentliche Geschichtsschreibung, wie wir sie heute fordern, lag nicht im Willen Derer, welche unsere Evangelien verfaßt haben, auch mag weder ein Bedürfniß dazu vorgelegen haben, noch später die Möglichkeit, das Versäumte nachzuholen.

Wie unsere Evangelien entstanden, darüber herrschen von jeher die mannichfaltigsten Vermuthungen und entgegengesetzten Ansichten, ebenso über das Alter und die Reihenfolge derselben. Ueberlassen wir diese Untersuchungen den Gelehrten von Fach. Uns genügt zu wissen, daß wol das Evangelium Matthäus das älteste ist; Einigen freilich erscheint das Marcus-Evangelium weit älter und ursprünglicher. Während Matthäus mehr für die Christen Palästina's berechnet sein mag, ist das Evangelium Marcus in Rom für Heidenchristen geschrieben worden, ebenso wie das Lucas-Evangelium, welches ein Anhänger des Paulus verfaßt haben muß. Zunächst ist nicht zu vergessen, daß man die Namen Matthäus, Marcus, Lucas keineswegs fest und sicher als die Urheber jener Niederschriften bezeichnen darf. Erst im zweiten Jahrhundert ist die Ueberschrift „Evangelium nach Matthäus“ u. s. w. aufgekommen. Es läßt sich kaum bestreiten, daß diesen unsern Evangelien eine Menge von Vorarbeiten zu Grunde liegen, welche vollständig oder theilweise in dieselben herübergenommen und selbst wieder überarbeitet worden sind. Spuren davon sind deutlich erkennbar und sie beweisen uns, daß die evangelischen Berichte nicht so einfach entstanden sind, wie man vielleicht meint. Auch von einem bloßen Ausschreiben und Vervollständigen des frühern Evangeliums durch das ältere kann keine Rede sein. Es sind vielmehr Pflanzen, die an verschiedenen Orten erwuchsen, die aber, wenn auch unter sich durch Farbe und Geruch verschieden, doch aus einem und demselben Samen hervorgingen, also ein und derselben Art angehören. Auch hat es viel Wahrscheinliches, daß namentlich am Anfang und Ende des Matthäus- und Lucas-Evangeliums noch eine spätere Zeit Sagen

und Berichte hinzugesetzt hat, welche ursprünglich nicht zu den gedachten Schriften gehörten. — Immerhin ist es über jeden Zweifel erhaben, daß diese Evangelien spätestens hundert Jahre nach der Erscheinung Christi und wol in derselben Gestalt, wie wir sie heute besitzen, vorgelegen haben. Nur über das Johannes-Evangelium bestehen noch Bedenken, ob dasselbe nicht gerade um diese Zeit erst von einem philosophisch geschulten Christen in Kleinasien als Lehrbuch des christlichen Glaubens verfaßt worden sei. Wenigstens lehrt eine oberflächliche Vergleichung mit den Synoptikern, daß der vierte Evangelist in die Reden Jesu seine eignen Betrachtungen eingeflochten und dieselben in einer Weise ausgeführt hat, die wegen ihrer Breite und philosophischen Sprache ganz und gar nicht zu dem Kurzen, Schlagenden und Gleichnißartigen der echten Reden Jesu Christi stimmt. Und es läßt sich schwer glauben, daß derselbe Apostel, der an der Brust des Herrn gelegen und unter seinem Kreuze gestanden hat, ein solches Evangelium voll philosophischer Ruhe mit Uebergehung einer Reihe erhabner Augenblicke im Leben Jesu, z. B. der Bergpredigt, verfaßt haben soll. Dennoch nehmen sehr Viele an, Johannes, der Apostel, könne als hochbetagter Greis, etwa um das Jahr 90, gerade die lebendigsten seiner eignen Erinnerungen aufgezeichnet haben, von denen die übrigen Evangelien nichts oder nur wenig angeführt hätten. So sei jenes eigenthümlich „zarte, geistige“ Evangelium entstanden, als Ausdruck seines Christenthums, das des Lichtes, des Lebens und der Liebe. — Jedenfalls gehört diese Schrift mit zu den spätesten im Neuen Testamente; sie zeigt, wie weit das Gemeindeleben schon vorgeschritten und wohlgeordnet war; sie gestattet einen Blick in die durch die Christuslehre zu Theil gewordene Fülle der Gnade.



Symbol des Evangelisten Matthäus. Nach einem Mosaik des 5. Jahrhunderts.



Symbol des Evangelisten Lukas. Nach einem Mosaik aus d. J. 750.

Die Ueberlieferung leiht jedem der Evangelisten ein bezeichnendes Sinnbild, dem Matthäus einen Engel, dem Marcus einen Löwen, dem Lucas einen Stier, dem Johannes einen Adler. Engel, Löwe, Stier und Adler hatte die Bildersprache der hebräischen Propheten zur Gestalt des Cherub zusammengefügt.

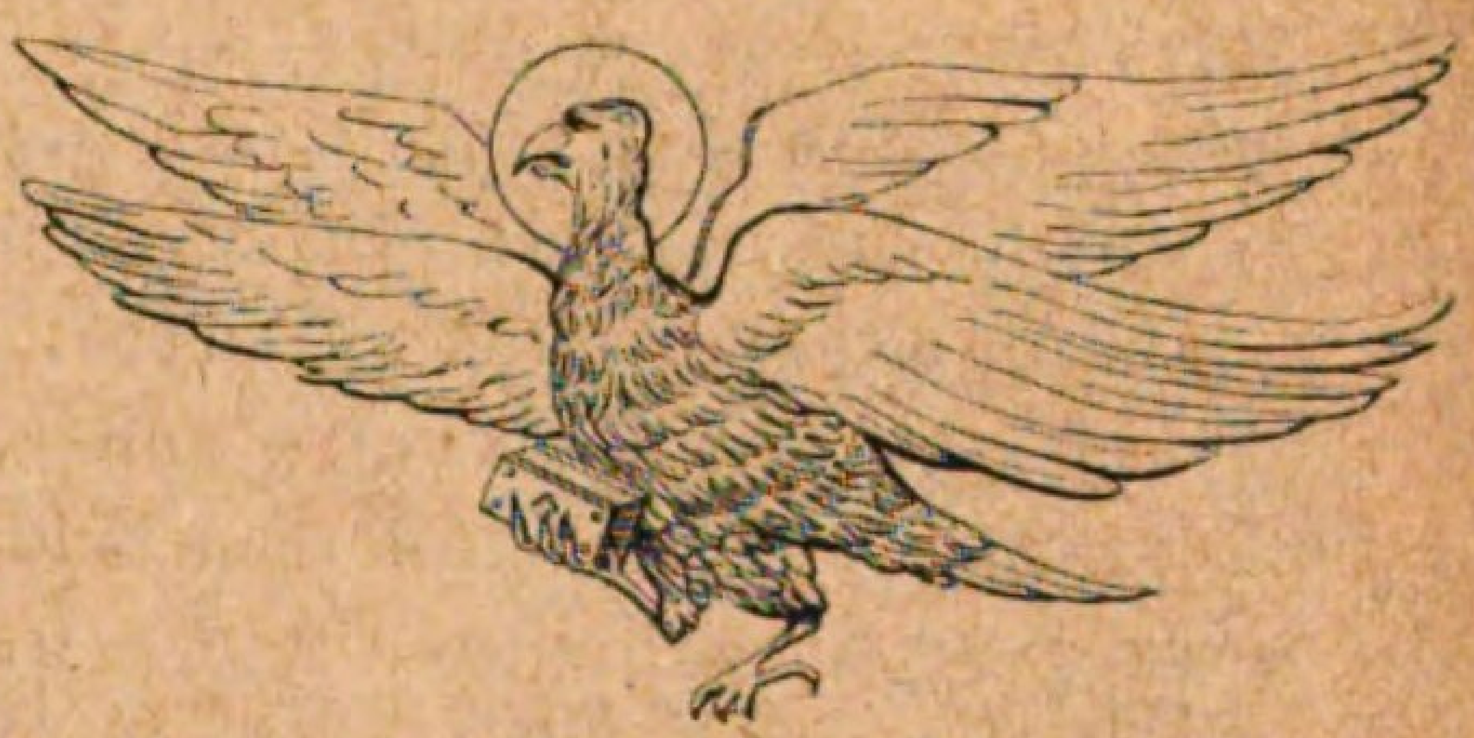
Ein Bild der Person und des Geistes Christi gewinnen wir nur, wenn wir die hehre, herrliche Gestalt Jesu aus allen vier Evangelien aufbauen. Alle vier Evangelisten zeigen denselben Meister, denselben Schöpfer einer neuen Welt des Geistes und des Glaubens und des Lebens, indeß jemalig von einer andern Seite. Alle vier ergänzen sein unvergleichliches Bild zu der Lichtgestalt, die inmitten der Weltgeschichte über den Häuptern der Menschheit ihre glänzenden Strahlen ausgesendet hat, um die Finsterniß zu verscheuchen, aus der Menschheit eine Gemeinde des Friedens zu sammeln und

ein Reich des Geistes auf der Erde aufzurichten, das alle Hoffnung und Sehnsucht der Herzen befriedigen und alle Rathschlüsse und Absichten des ewigen Gottes in schöner Erfüllung verwirklichen sollte. —

Bereits um 160 n. Chr. hatte der gelehrte Justinus eine Sammlung evangelischer Schriften veranstaltet; Andere vor und nach ihm sammelten hierauf die Paulinischen Briefe. Aber erst auf der Synode zu Hippo-Regius wirkte der Kirchenvater Augustinus auf den Abschluß und zur Ordnung dieser neutestamentlichen Urkunden hin. Endlich im J. 495 bestätigte der römische Bischof Gelasius die kirchliche Sammlung heiliger Urkunden, so wie sie heute vorliegen, für immer. Dem betreffenden Dekrete fügte er ein besonderes Verzeichniß solcher altchristlichen Schriften bei, welche man ausgesondert hatte, weil ihr Ansehn und ihre Ehrwürdigkeit zweifelhaft oder mindestens bestritten worden war.


Symbol des Evangelisten Markus. Nach altem Mosaik.

Die Schriften des Alten und Neuen Testaments sind zu allen Zeiten Gegenstand verschiedener Auslegung und Veranlassung zu bitterem Streit und Hader gewesen. Die Einen haben ihren Inhalt buchstäblich genommen, die Andern dagegen darauf gedrungen, daß man sich an den Geist der erhabenen, vornehmlich der von Christus selbst verkündeten Lehren halte. Wir haben schon oben darauf hingedeutet, wie oft ein erzähltes Wort ganz anders geredet worden, als nur wenige Tage nachher der Bericht aus zweitem und drittem Munde lautet — geschweige denn in der Ueberlieferung nach Jahrzehnten. Und in der That, aus seinem ganzen Werke, aus der Gesammtheit seiner Wirkungen, aus dem Geiste seines Evangeliums und aus seiner aufopfernden erlösenden Liebe will unser Religionsstifter verstanden werden, aber nicht blos aus einzelnen, sich nicht selten widersprechenden Erzählungen und Auffassungen einzelner Vorgänge seines Lebens, welch' hoher Werth ihnen auch immerhin beizumessen ist. —


Symbol des Evangelisten Johannes. Nach einem Mosaik aus dem 4. Jahrhundert.

Es bedarf zur Würdigung Jesu keineswegs jener vielbestrittenen und vielfach widersprechend ausgelegten Wunderberichte, entstammend einer geistig ausgehungerten Periode, welche sehnsuchtsvoll nach Tröstung und Erquickung verlangte. Unsere Zeit wenigstens wird mehr von den großen und ewigen Wundern des Geistes in und bei Christus erhoben und begeistert, während jene Periode gerade des äußeren Wunders und der sichtbaren Zeichen zur Erweisung des Göttlichen bedurfte und gebrauchte. Das Göttliche in Christus, sein erhabener Beruf, seine weltumgestaltende Kraft, seine Heilandswürde hat sich uns in einer fast zwei Jahrtausende umfassenden Geschichte des werdenden und wachsenden Gottesreiches in einer viel gewaltigeren und ergreifenderen Weise

bezeugt, als es uns je die unzweifelhafteste Erzählung von einst durch ihn vollbrachten Wunderthaten zu bezeugen vermöchte. Die eigene und persönliche Erfahrung jedes Christen, welche sich täglich in der Nachfolge und inneren Gemeinschaft mit dem Erlöser darbietet, ist eine viel kräftigere, ja in Wahrheit eine unwiderstehliche Bezeugung von der Versöhnung und dem Frieden, die in ihm der Welt bereitet worden sind. Die Geschichte der Kirche, d. h. der Christenheit, und die Erlebnisse des christlichen Gemüthes, die jeder Einzelne an sich erfahren kann, sind die echten Wunder- und Großthaten des in Christus erschienenen und von ihm ausgehenden Gottesgeistes, die uns mit immer größerer Bewunderung für ihn erfüllen und den Inhalt der Bibel selbst, zumal des Neuen Testamentes, immer stärker bekräftigen und immer deutlicher enthüllen.

Läßt sich der Grundgedanke des Alten Testaments als die Verkündigung des herannahenden Gottesreiches — d. h. der höheren Gemeinschaft einer veredelten Menschheit — sowie die Vorbereitung auf jenes bezeichnen, so kann man den innersten Gedanken des Neuen Testaments als dahin gehend feststellen: „Das Reich Gottes, der Zustand einer sündenreineren, erlösten Menschheit, ist nun durch Jesu Christi Hingabe verwirklicht und breitet sich stetig weiter aus über das Erdenrund.“ —

Die Bibel enthält das einzige große Thema der Weltgeschichte: Die von Gott gewollte und bewirkte weisheitvolle Fortbildung und Erziehung des Menschengeschlechts, welche in der That der Erlösung durch die Gnade Gottes ihren Mittelpunkt hat und die große Umwandlung der Zeiten herbeiführt. Die Erlösung des Menschen von Fehl und Sünde und deren traurigen Folgen, die Errettung der Menschheit aus den Fesseln der Selbstsucht, der Bosheit, der Unwissenheit und der Entfremdung von Gott, die Erzeugung eines neuen ewigen Lebens aus dem Geiste, dessen nicht blos der Einzelne, sondern auch die Gesammtheit theilhaftig werden soll, kurz die Versöhnung zwischen Gott und Welt hat sich in Christus vollzogen und beginnt für den Menschen mit der Vergebung der Sünde und dem Glauben an die ewige Liebe und an das ewige Reich Gottes. Christus ist der Keimpunkt einer neuen, in Gott lebenden, in sich befriedigten Welt, deren Reichthum in der Bruderliebe und im Streben nach dem Höchsten besteht. So lautet das Evangelium. Und dies Evangelium ist der eigentliche Kern der heiligen Schrift, der mütterliche Schoß der christlichen Kirche. Reich Gottes, Gemeinde der Gotteskinder, Christenheit und Bibel, diese Dinge gehören untrennbar zusammen.

Darum haben die Reformatoren mit Recht die Bibel zum Ausgangs- und Stützpunkt der unaufschiebbaren Erneuerung, Verbesserung und Erhebung des christlichen Denkens und Lebens gemacht. Darum hat sich die protestantische Wissenschaft von dem Studium der Bibel aus entwickelt und die evangelischen Kirchen beharren auf der Schrift, als auf dem Fundamente religiös-sittlicher Erkenntniß. Darum gilt uns die Erforschung der heiligen Schrift als die Erforschung der Wege und Ziele Gottes, auf welchen und zu welchen die allgütige Vorsehung unser Geschlecht geführt hat und in Ewigkeit führen wird.

Ja, wir dürfen uns nicht einmal darüber wundern, daß, als es galt, die irregeleitete christliche Menschheit wieder auf die rechte Bahn zu bringen, das

Ansehen der Bibel dermaßen in Anspruch genommen worden ist, daß man sie geradezu als das „Wort Gottes“ an die Menschheit betrachtete und alles Einzelne in ihr und an ihr für absolut bindend und zwingend erklärte. Sobald aber gefordert wurde, daß jede Wissenschaft und Ordnung innerhalb der Grenzen bleibe, welche in unseren heiligen Büchern für ihre Zeiten gezogen sind, sobald man nicht gestatten wollte, daß die freie Forschung die Schranken des menschlichen Wissens soweit hinausrücken dürfe, wie es uns Gott selbst gestattet hat und gestatten wird, da griff eine bedauerliche Geringschätzung der Bibel um sich und man fing an, sie verächtlich zu behandeln, obwol sie an aller Feindschaft, welche sie traf, unschuldig ist und das Mißwollen nur dem Mißbrauch, der mit ihr getrieben, hätte gelten dürfen. Die Folge davon war, daß die gelehrte Arbeit an und in derselben nur um so eifriger aufgenommen, und ihre Schönheit und wahre Bedeutung um so gründlicher erkannt wurde.

Die Bibel ist heute für Viele nicht mehr eine Fessel des Denkens und Glaubens. Die große Anzahl erleuchteter Geister in ihren zielbewußten Bestrebungen vermag sie nicht mehr als eine Verpflichtung für ihre gesammte Weltanschauung, als allein maßgebend für ihr geistiges Streben anzuerkennen. Wenn die ehrwürdigen Urkunden unseres Glaubens nun auch dem heutigen Geschlechte nicht mehr uneingeschränkt Das sein können, was sie unseren Vätern gewesen, so haben sie darum doch nicht aufgehört, der Inbegriff unserer Bildung zu bleiben, ein Buch, wie kein zweites, das Hohelied unserer Religion, die Quelle unserer über das Irdische hinaus gehenden Hoffnungen, woran sich unsere Seele labet und unser Gemüth sich aufrichten kann zu jeglicher Zeit. Entströmt doch von dort der unversiegbare Born der Verjüngung und Kräftigung für das Menschenherz. Kehrt die Christenheit doch immer wieder dahin zurück, wo sie für sich und ihr Denken und Thun, wie aus einer heilsamen Quelle, Genesung vom Irrthum zur Wahrheit trinken kann. Kann doch das Christenthum nur dann sein, was es sein soll, wenn es sich immer wieder seines Ursprungs erinnert und in der Schrift die Wege und Ziele des Reiches Gottes erkennt, erfaßt!

Jesus selbst nennt sich den „Menschensohn“ und versteht darunter seine innige Beziehung zu unserem Geschlechte, seine Fürsorge für unser Heil, seine Aufopferung für die Menschheit. Das Reich der Gottseligkeit, in welchem Er den Mittelpunkt bilden will, ist ein Reich sittlicher Tugenden, eine Welt des Geistes und der Erleuchtung. Die drinnen wohnen, arbeiten mit an ihrer Erlösung. Aber wie die Juden zur Zeit der Erscheinung des Gekreuzigten an ein weltliches Reich oder an die Wiederaufrichtung eines solchen für sie, die Auserwählten, dachten, woran sie das längst ersehnte Erscheinen des Messias knüpften, so sehen wir, wie ein guter Theil der heutigen Christenheit den „Menschensohn“ als einen Gott verehrt, ja selbst der „Mutter Gottes“, d. h. der Mutter Jesu, gottähnliche Eigenschaften beziehentlich eine sündenlose Natur zuspricht. — Erscheint denn wirklich Jesus Christus — der Erlöser durch Wort und Beispiel — deshalb weniger verehrungswürdig, wenn wir von seinem lichten, hehren Bilde die Farbentünche loslösen, die noch dazu im Verlauf von Jahrhunderten immer mystischer nachgedunkelt ist?

Wenn wir in ihm aus Herzensgrund den begeisterten Verkündiger des Gottvertrauens, den Prediger der Selbstentsagung und der Nächstenliebe verehren und in ihm das Ebenbild der ewigen Liebe erkennen?

Der un- oder mißverstandene biblische Buchstabe kann den ehemaligen, uneingeschränkten Einfluß nicht wieder gewinnen; aber nimmer möge der läuternde Geist der heiligen Schriften aufhören, die christliche Gemeinde zu durchdringen, zu erwärmen und in der schöpferischen Kraft unseres Kultus sich zu äußern. „Ich bin gekommen, ein (geistiges) Feuer anzuzünden und ich wollte, es brennte schon überall", so hatte einst der Heiland in feierlichem Blicke auf die Größe des ihm übertragenen Werkes gesagt. Wußte er doch, daß er selbst als das Opfer der erlösenden und vergebenden Liebe sich im Dienste Gottes und der Menschheit verzehren müsse. Als aber dies Opfer seiner hingebenden Treue gebracht war, da konnte er seinen Jüngern den Befehl ertheilen: „Gehet hinaus in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur!"

Und sie gingen hin, wie ihnen befohlen war, und lehrten den Völkern der Erde die Liebe, den Glauben und die Hoffnung. Das Licht, das in ihnen selbst entzündet war, verbreitete sich über den Erdkreis; es sammelte sich die Gemeinde des Herrn aus allen Nationen, an allen Enden. Das Evangelium der Liebe goß seiner Gaben und Kräfte reiche Fülle über die Menschheit. Es erstand die Kirche Jesu Christi und durch menschliches Fehlen und Irren, durch Leiden und Kämpfe, ward sie mit unerschütterlicher Treue und flammender Begeisterung von ihren Helden aufwärts geführt vom Kreuz zur Krone, durch die Nacht zum Morgen, dem Lichte entgegen, dessen gotterfüllter Träger von sich selber sagte: „Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben."



I



„Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe.

Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Jesus Christus.



I.

Die drei Säulenapostel:

Petrus, Jakobus und Johannes.

„Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir."
Matth. 16, 24.

Südöstlich vom Libanon, da wo sich an dem anmuthigen Bergsee, den der Jordan angesichts der schneebedeckten Gipfel jener Gebirgshäupter durchströmt, ein fruchtbar heiteres Wiesengelände ausdehnt, in der weltberühmten Ebene von Genesareth, lag zur Zeit der Entstehung des Christenthums die Stadt Kapernaum. Es war eine kleine Landstadt, deren fleißige

Bewohner die den See umlagernden Städte mit den Früchten ihrer Felder, Gärten und Weinberge versorgten. Zahlreiche Fischer, deren Hütten dicht am Ufer des Sees sich hinzogen und welche ihr tägliches Brot aus den fischreichen, klaren Wasserfluten gewannen, belebten mit ihrem Thun und Treiben das Gestade. Inmitten dieser fleißigen und regsamen Menschen hatte der Stifter unserer Religion, Jesus Christus, zuerst sein großes Werk begonnen; aus der Mitte derselben hat er sich die ersten Jünger erwählt, welche die frohe Botschaft vom Reiche Gottes der Welt verkündigen sollten.

Von Allen der Erste war Simon, hernach Petrus geheißen, dann dessen Bruder Andreas, welchen bald Johannes und dessen Bruder Jakobus folgten. Sie betrieben das Gewerbe der Fischerei und nährten sich sonsthin schlicht und einfach. Reiche, vornehme Leute befanden sich nicht unter den Jüngern des Herrn. Von ihren Tagesarbeiten hinweg rief sie der große Meister: „Ich will Euch zu Menschenfischern machen!“ Und fortan schlossen sie sich ihm mit freudiger Begeisterung an, nannten ihn ihren Herrn und Meister und verließen Alles um seinetwillen.

Simon bewohnte mit seinem Weibe und seiner Schwiegermutter eines der kleinen Fischerhäuser am See. Bei ihm hatte der Meister seine Stätte aufgeschlagen, hierher kehrte er immer wieder von seinen Wanderungen zurück. In diesem Hause schlugen ihm die Herzen vertrauensvoll entgegen. Aber Niemand unter Allen zeigte ein tieferes Verständniß und eine innigere Liebe als Simon selbst. Sein feuriger Geist erfaßte mit Ungestüm die Gedanken des Meisters; seine Entschlossenheit, die in den Gefahren des Meeres erprobt war, schreckte vor keinem Widerstande zurück, sein treuer Sinn machte ihn zur trefflichsten Stütze des Gottesreiches. Durch das Alles sowie durch das Vertrauen, mit welchem ihn der Erlöser bevorzugte, trat er bald an die Spitze des kleinen Freundeskreises, welcher die Gemeinde der Zukunft bildete. Gern führte er das Wort für die Anderen; am liebsten war er an der Seite Jesu. Alles war er bereit für ihn zu thun; für ihn hätte er kämpfen, leiden und sterben mögen. Besonders von dem Augenblicke an, in welchem er den geliebten Lehrer mit dem Ehrennamen des „Sohnes Gottes“ als den ersehnten Heiland der Welt begrüßt hatte, stieg sein Vertrauen zur rührendsten Leidenschaft der Liebe und Verehrung. Dafür lohnte ihn der Meister mit der Hoffnung und Verheißung: „Du bist der Fels,*) auf welchen ich meine Gemeinde gründen will!“ Denn obwol dem durchdringenden Blicke Jesu die Schwächen seines ersten Jüngers nicht entgangen waren und er ihn öfter wegen seiner voreiligen Art hatte tadeln müssen, so schätzte er doch die großen Eigenschaften seines Verehrers, durch welche derselbe sich befähigt zeigte, dem Reiche Gottes Bahn brechen zu helfen und Viele aus den Banden des Irrthums und der Sünde zu lösen, um sie Jesu zuzuführen. Deswegen konnte wol Christus zu ihm sagen: „Ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreiches; was du auf Erden bindest, das soll im Himmel gebunden sein; was du auf Erden lösest, das soll auch im Himmel gelöset sein!“

*) Fels, hebräisch Kephas; griechisch Petros.

Als aber der Erlöser keine Anstalten traf, das erwartete Gottesreich in sichtbarer Gestalt aufzurichten, vielmehr weit davon entfernt, sich als Oberhaupt an die Spitze des israelitischen Volkes zu stellen, darauf hinwies, daß ihm nur eine Dornenkrone bevorstünde, als die stürmischen Jünger ihre Hoffnungen auf irdische Macht und Herrlichkeit verschwinden sahen, da erfaßte auch den Petrus Unmuth und Ungeduld. In solcher Zeit konnte der aufrichtige Mann seine Enttäuschung nicht länger verborgen halten und er rief aus: „Herr, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns nun dafür?„

Aber nicht Petrus allein, auch Johannes und die Anderen waren noch nicht im Stande, die volle Größe und Seelenhoheit ihres Meisters und die geistige Würde seines Reiches zu fassen. Besonders Johannes und sein Bruder Jakobus, denen Jesus wegen ihres ungestümen Eifers den Namen „Donnersöhne“ beigelegt hatte, träumten von einem Weltreiche, in welchem sie neben Christus auf den zwölf Stühlen sitzen und Israel beherrschen würden. Da ihnen die Samariter einmal ein Obdach versagten, so begehrten sie Rache zu nehmen wie Elias: Feuer solle vom Himmel fallen und die Widersacher vernichten. Petrus zieht in der verhängnißvollen Nacht sogar das Schwert und schlägt nach Einem aus der Scharwache, welche seinen Herrn davon führen will. Immer hat der Meister Noth, die stürmischen Freunde zu zügeln und sie daran zu mahnen, weß Geistes Kinder sie sein sollen. Noch können sie sich vom Heiland keine andere Vorstellung machen als die Israeliten alle, daß er sei „ein Herr, stark und mächtig im Streit, wieder aufzurichten das Königreich David's.“ Noch bedarf ihr Glaube erst der Läuterung und ihr Herz einer schmerzensreichen Umwandlung, bis sie seine rechten Jünger sein werden. Und diese bringt der Abschied, der Tod Jesu bald genug. Mit Schrecken und Grausen erfüllt es Petrus, als er zuerst die leisen Andeutungen, bald die offene Mittheilung, zuletzt den festen Entschluß vernimmt: „Wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es muß Alles an mir vollendet werden; sie werden mich geißeln und tödten.“ Mit Thränen in den Augen beschwört er den Meister: „Herr, schone deiner selbst; das widerfahre dir nur nicht!“ Er kann es nicht ertragen, zu denken, daß der Gesalbte Gottes durch die ungerechten Richter sterben könne; wie soll er es ertragen, wenn das Alles, was er zuvor gehört, nun wirklich geschieht! Es ist der furchtbarste Gedanke für ihn und alle Jünger, daß der Sohn Gottes ein Ende, ein solches Ende mit Schrecken nehmen solle! Das hieße ja so viel, als daß alle ihre Hoffnungen zu Schanden würden! Das wäre ja eine Niederlage Gottes selber! — Niemand von uns kann sich vorstellen, was ein Petrus und Johannes in jenen Stunden gelitten und wie sehr sie getrauert haben, als der Meister das letzte Mal mit ihnen zu Tische saß, das Brot und den Kelch in die Hand nahm und von seinem nahen Tode sprach. Welch eine Nacht dort in Gethsemane, da er im Gebete mit dem Tode rang und sie das Herannahen der von dem Verräther geführten Schar vernahmen! Und wie grauenvoll der Augenblick für sie, als er gebunden und mißhandelt davon geführt wird! Betäubt folgen sie dem Gefangenen, sie allein, die Andern sind entflohen. Kaum sind sie ihres Geistes noch mächtig. Sie hatten gehofft, er solle Israel erlösen und erheben, und nun geht er dem Tode entgegen!

Da geschah es, daß Petrus, von Schrecken, Zweifel und Furcht übermannt vor der Dienerschaft des Hohenpriesters am Wachtfeuer im Hofe, wo er das Verhör Jesu abwarten wollte, seinen Herrn und seine Liebe zu ihm verleugnete. Es war um die Zeit, als der Morgen graute. Soeben wurde der zum Tode Verurtheilte an ihm vorüber geführt. Der schmerzliche Blick aus dem Auge des Meisters traf seine Seele; Todesangst, bittere Reue durchwühlten das Herz des Jüngers — er ging davon und weinte bitterlich. Wohin? Man weiß es nicht. Was mag mit Petrus in dieser Zeit vorgegangen sein? Unter dem Kreuze befindet er sich nicht. Erst nach mehreren Tagen kommt er wieder zum Vorschein, als die große Umwandlung mit ihm geschehen ist und er seinen Glauben an den gekreuzigten Heiland wiedergefunden hat. Man erzählt nur von dem Einen, Johannes, daß er mit seiner Mutter Salome und mit Maria, der Mutter Jesu, in der Todesstunde Jesu auf Golgatha gewesen sei. Kaum, heißt es, habe ihn der sterbende Heiland gesehen, als er ihm seine Mutter Maria wie ein Erbtheil überwiesen habe mit den Worten: „Mutter, siehe, das ist dein Sohn! Johannes, siehe, das ist deine Mutter!“



Der Apostel Petrus. Nach dem Erzbild in der Peterskirche zu Rom.

Gar schön berichtet eine alte christliche Sage von Petrus, daß er einst vom Schiffe aus, auf welchem sich die Jünger befanden, den gekreuzigten Herrn am fernen Ufer wandeln sah. Sofort stürzt er sich kopfüber in die Fluten, um zu ihm, dem Geliebten, zu eilen. Aber das Wasser trägt ihn nicht, er sinkt und schreit um Hülfe. Da ommt der Meister herzu, ergreift ihn, zieht ihn empor und hilft ihm in das Schiff. — Diese Sage schildert, was in jenen Tagen mit Allen, vorzüglich aber mit Petrus und Johannes, vorgegangen ist. Aus der tiefen Trauer, in welche sie versunken waren, wurden sie durch Erscheinungen Jesu emporgehoben. Er wurde lebendig vor ihren Augen und wandelte vor ihnen her und trat ihrem Herzen wieder mächtig nahe. Nach kurzer Nacht ist er für sie auferstanden und lebt.

Noch wenige Tage und Petrus ruft es den Freunden zu: „Haben sie ihn auch getödtet, so ist er doch in Kraft und Leben, bei Gott, und wird bald wiederkommen in den Wolken des Himmels, die Feinde zu strafen und das Himmelreich zu vollenden. Der Herr kommt, der Herr ist nahe!" Diese Erwartung bleibt sein fester Glaube; in dieser Hoffnung gehen alle seine Zweifel unter; aus diesem Glauben wächst ihm Muth und Stärke, die Christengemeinde zu gründen. Von nun an ist Petrus wieder Petrus und reißt mit seiner glühenden Liebe zu Christus und durch seine begeisterte Sprache Freunde und Feinde mit sich fort. Nachdem am Vorabende des Osterfestes 35 der erschreckende Tod des Meisters die Jüngerschar zersprengt hatte, fand sich dieselbe um das Pfingstfest wieder in Jerusalem zusammen. Petrus steht nun an ihrer Spitze, neben ihm Johannes; doch Jener genießt unbestritten das Ansehn eines zuverlässigen Führers. Die Zeit ist gekommen, wo er seine großen Eigenschaften bethätigen kann. Auf seine Veranlassung hin siedelt die kleine Freundesschar aus dem galiläischen Heimatlande nunmehr ganz nach Jerusalem über; denn in dieser heiligen Stadt der Propheten und des Tempels glauben sie die nahe Wiederkunft Christi erwarten zu sollen. Unter Petrus' Leitung sind sie am Morgen des Pfingstfestes, wie gewöhnlich, zu ermunterndem Gebete vereinigt, als eine gewaltige Erschütterung der Gemüther erfolgt und wunderbare Gefühle die Versammlung mächtig begeistern, also daß man das Wehen eines neuen prophetischen Geistes verspürt.



Der Apostel Jakobus der Aeltere. Nach Peter Vischer.



Der Apostel Jakobus der Jüngere. Nach Peter Vischer.

Die christliche Kirche war gestiftet, als Petrus das Wort ergriff und dem Spotte der anwesenden Juden entgegenhielt: „Sehet da die Erfüllung der Weissagungen unserer Propheten; Gott gießt seinen Geist über uns aus und über allem Volke; wer an den Heiland glaubt, an den Gekreuzigten und Auferstandenen und Zukünftigen, wird ihn empfangen; auch der Geringste, selbst der Sklave, Mann wie Weib — wer da glaubet und getauft wird, wird selig!"

Der Erfolg dieser Rede und der an den folgenden Tagen eintretenden Ereignisse war ein großartiger und durchschlagender: Tausende wurden zur Gemeinde hinzugewonnen; die Apostel hatten nicht Hände genug, um die Gläubigen zu taufen. Jeder rechtschaffene Jude, der Christus als den verheißenen

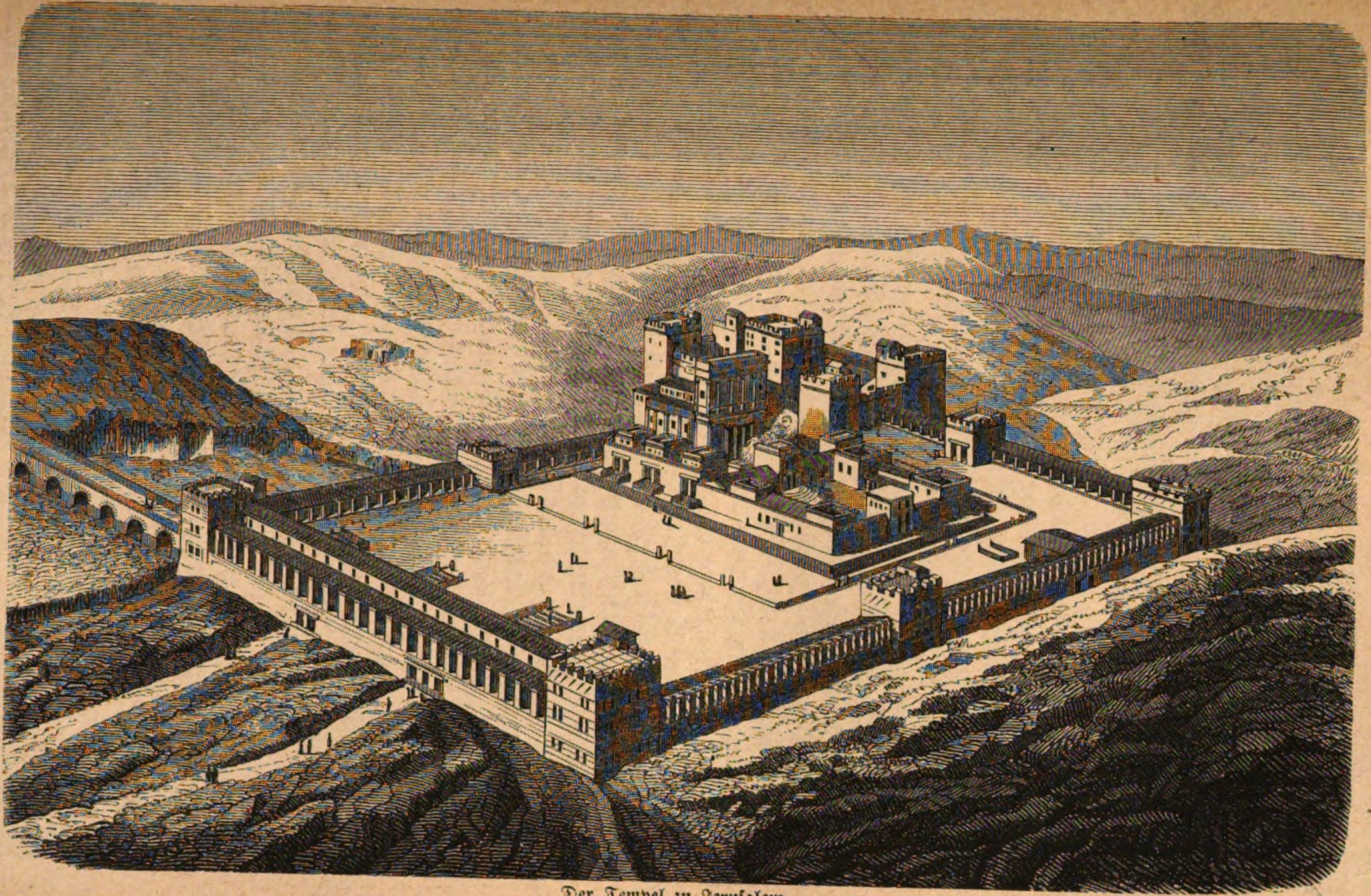
Heiland anzuerkennen gelobte und Buße that, ward willkommen geheißen, Keiner zurückgewiesen. Eine lernbegierige Schar sammelte sich täglich um Petrus, Johannes und die andern Apostel. Im Tempel verrichteten sie nach wie vor ihre Gebete; aber am Abend vereinigten sich die christlichen Genossen in den Privathäusern und feierten bei gemeinsamen Mahlzeiten das Gedächtniß Jesu im Brotbrechen und mit dem Herumreichen des Kelches, wie er selbst in der Nacht, da er verrathen ward, gethan hatte. Im Vertrauen auf die Nähe des Weltendes und auf die baldige Ankunft des Menschensohnes verkauften sie Hab und Gut, machten gemeinschaftliche Kasse und lebten, gleich einer großen Familie, von dem gemeinsamen Besitz.

Mit Staunen sah die Bevölkerung Jerusalems die außerordentliche Bewegung. Vor Allem wurde Petrus der Gegenstand ihrer Verehrung. Wo er erschien, begrüßte man ihn wie einen Heiligen, man rief ihn wie einen Propheten um Wunder und Zeichen an. Viele erwarteten von ihm Heilung für die Kranken und Erweckung der Todten. Die Berührung seines Kleides schon bewirkte Außerordentliches. Sein Schatten selbst half den Leidenden, sagt man. Nach der frommen Ueberlieferung soll er an der Thüre des Tempels, wo die Bettler und Krüppel lagen, zu einem Lahmen, der ihn um eine Gabe ansprach, gesagt haben: „Silber und Gold habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich dir! stehe auf und wandele!“ — und der Lahme, heißt es, habe sofort den vollen Gebrauch seiner Glieder wieder empfangen.

Alle diese Dinge mehrten die Zahl der Christgläubigen täglich. Die günstige Stimmung des Volkes benutzend, sammelte Petrus im Vorhof des Tempels die Menge um sich und sprach gewaltige Worte von der Herrlichkeit des hingemordeten Christus. Aus den heiligen Büchern der Juden bewies er die Wahrheit des Christenthums; schonungslos schilderte er das Gericht, das Jesus selbst in aller Kürze über seine Feinde halten werde.

Bei solcher Gelegenheit war es, daß er und Johannes an seiner Seite auf Befehl der Priesterschaft von der Tempelwache verhaftet wurde. Die Furcht vor einer Volksbewegung und die Unruhe seines vom Blute Jesu befleckten Gewissens trieben den Hohen Rath zu Gewaltmaßregeln. Nach einer sorgenvollen Nacht im Gefängniß wurden die Apostel am frühen Morgen vorgeführt. Aber das Verhör und die Vertheidigung des Petrus gestaltete sich zu einem zermalmenden Angriff auf die Richter. Der Fischer aus Kapernaum, der ungelehrte, aber begeisterte Apostel, brachte mit seinem freudigen Glauben die hohe Versammlung dergestalt in Verwirrung, daß die Apostel wieder mit der Weisung in Freiheit gesetzt wurden, die neue Lehre nicht öffentlich weiter zu verbreiten. Aber der Geist läßt sich nicht bannen noch dämpfen, und Paulus ruft es laut durch die Versammlung: „Saget selbst, ob es recht ist, wenn wir euch mehr gehorchen als Gott. Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gehört und gesehen haben!“

Sie können es nicht lassen; die junge christliche Gemeinschaft findet täglich mehr Bekenner, sie greift mächtig um sich; das Ansehen der Apostel wird nur bedrohlicher für die jüdische Priesterschaft. Darum folgen neue Angriffe, neue Strafen, doch auch die Freudigkeit und der Muth wächst bei den Verfolgten.



Der Tempel zu Jerusalem.

Die Pharisäer mögen es immerhin bestreiten, daß Jesus der Weltheiland sei, die Sadducäer mögen über die Predigt von der Auferstehung und vom Weltgericht spotten und zürnen; von Haus zu Haus verbreitet sich der Glaube an das Reich Gottes, der Geist der Erweckung ergreift Greise wie Kinder, so daß sie jauchzend, stöhnend, jubelnd in allerlei Zungen reden und die großen Thaten Gottes preisen; „die bösen Geister", so nannten die Juden gewisse körperliche, geistige oder auch sittliche Krankheiten, weichen unter der Hand der Apostel; kein Widerstand kann das Wachsthum der Kirche mehr aufhalten. In allen Kreisen wirkt der Geist des Petrus. Selbst im hohen Rathe treten gewichtige Fürsprecher auf, welche zur Nachsicht und Schonung mahnen. Zwar werden Petrus und Johannes wegen Fortsetzung ihrer Thätigkeit gegeißelt; Stockschläge sollen ihren Beweis des Christenglaubens aus der Schrift und durch Wunder zu Schanden machen; aber sie hören nicht auf zu glauben, zu hoffen, zu arbeiten, und fahren dabei fort, der Sitte getreu, die jüdischen Gesetze und Sitten zu halten.

Bis dahin hatten die Apostel und Petrus an ihrer Spitze die Angelegenheiten der Gemeinde geleitet. Der Letztere vornehmlich waltete mit geheiligtem Ansehen über dem Einzelnen und der Gesammtheit, indem er die Irrenden zu bessern, die Rückfälligen schonungslos zu treffen und die geheimen Sünden der Habsucht und des Eigennutzes, die sich wol zuweilen regten, zu strafen wußte. Allein die erstaunliche Zunahme der jungen Religionsgemeinde erschwerte die Verwaltung und Vertheilung aus dem Gemeindeschatze in der Weise, daß Petrus vorschlug, sieben Armenpfleger zu erwählen, welche die äußeren Geschäfte der Gemeindeleitung besorgten. Aus ähnlichem Bedürfniß folgte dieser Einrichtung späterhin die Einsetzung von Aeltesten und Vorstehern, welche in und außer den gemeinsamen Andachten die Apostel in der Leitung der Gemeinde unterstützten. — Unter den sieben Armenpflegern befand sich Einer, Namens Stephanus, welcher, freieren Geistes als viele seiner Genossen, die Erwartung ausgesprochen hatte, daß der Tempeldienst dereinst abgeschafft und der jüdische Gottesdienst einer geistigeren Verehrung Gottes Platz machen würde. Solche und ähnliche Aeußerungen brachten den lange verhaltenen Groll der strenggläubigen Juden zum Ausbruch. Als Gotteslästerer verurtheilt, wurde er vor das Thor geschleift und von dem wüthenden Haufen gesteinigt. Sein Tod bildete den Anfang einer allgemeinen Verfolgung der Christen. In den Synagogen, in den Häusern wurden sie aufgespürt und ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht verhaftet, zum Verleugnen Christi gezwungen oder umgebracht. In eiliger Flucht zerstäubte die junge Gemeinde; die Meisten wendeten sich nach Norden; unter ihnen die Apostel, vornehmlich Petrus, der nun in Samaria umherzog, lehrte, taufte und dem Evangelium in der Bedrängniß neue Bahnen öffnete. Bis an das Meer hin streifte der kühne Apostel, oft bedrängt, immer getrost und bemüht, neue Brüder zu gewinnen. Als ein Heide, der römische Hauptmann Cornelius, seine Unterweisung und Taufe begehrte, überwand er sogar das Vorurtheil und die Verachtung, welche die Juden immer gegen Nichtjuden gehegt haben, und entschloß sich, ihn und die Seinen in die Kirche aufzunehmen. Er that dies selbst auf die Gefahr hin, daß ihm solche

Handlung später von den Freunden in Jerusalem gar sehr verdacht werden würde. Und in der That, man machte ihm den Vorwurf, daß er durch jene Heidentaufe die Religion der Väter verleugnet und sich selbst durch den Umgang mit Heiden verunreinigt habe. —

Nachdem sich der Sturm gelegt hatte, kehrte Petrus und mit ihm Einer nach dem Anderen von den Uebrigen nach Jerusalem zurück. Aber hier hatte sich Vieles verändert. Nicht nur daß die Zahl der Genossen sehr zusammengeschmolzen und die Gemeinde infolge der Gütergemeinschaft verarmt war, die Furcht vor den Juden machte die Christen immer ängstlicher und veranlaßte sie, sich noch fester den jüdischen Gebräuchen und Satzungen anzuschließen. Petrus und Jakobus freilich bewahrten noch den alten Geist des Zeugenmuthes. Allein nach der Hinrichtung des Letzteren, auf Befehl des Königs Agrippa, ward auch Petrus in das Gefängniß geworfen und zum Tode bestimmt; doch ein guter Engel rettete ihn. Eines Nachts, als die Freunde für den theuern Mann heiße Gebete zum Himmel sendeten, klopfte es an die Thüre des Hauses, wo die Christen versammelt waren. Die Magd öffnete und glaubte ein Gespenst zu sehen, denn vor ihr stand Petrus, der wirklich dem Kerker entronnen war. Leicht vermochte man ihn noch in der Nacht in Sicherheit zu bringen.

Von nun an erscheint der Weg des Apostels dunkel und seine Geschichte unsicher. Vielleicht zog er von Neuem aus, um das Reich Gottes zu predigen, vielleicht nach Syrien und bis nach Babylon, kaum aber nach Rom, obwol ihn dort nach einer alten Sage der Kreuzestod betroffen haben soll. Es ist nicht einmal mit Bestimmtheit nachzuweisen, ob die beiden Briefe, welche im Neuen Testamente seinen Namen tragen, von ihm selbst herrühren.

Nur das Eine ist gewiß, daß des Petrus Ansehen, so groß es auch gewesen, mehr und mehr zurücktrat, seit ein Bruder Jesu, Jakobus der „Gerechte“, ein Eiferer um das Herkömmliche und die Beobachtung der mosaischen Gesetze, an die Spitze der von Petrus gegründeten Gemeinde zu Jerusalem getreten war. Strenger als je wurden nun die Fasttage, die Gebetsstunden und die Menge kleinlicher und engherziger Satzungen des Judenthums gehalten; mit allem Eifer suchte man den Zutritt der Heiden zum Christenthum abzuwehren, bevor sie nicht Juden geworden; mit Aengstlichkeit mied man den Verkehr mit Heidenchristen, welche vom Judenthume nichts wissen wollten. Petrus, obwol in der Schule Christi und durch seine eigene Erfahrung mehr aufgeklärt, war doch nicht stark genug, dem Einflusse des Jakobus zu widerstehen. So verfiel er in ein Schwanken, indem er in Jerusalem, gleich einem strengen Juden, unter Heidenchristen frei und unbekümmert um jene Vorurtheile, lebte. Daher mußte er allerdings den Vorwurf hinnehmen, daß er ein Achselträger, ja ein Heuchler sei, der bald so, bald anders rede und handele; und nicht blos sein Ansehen, sondern sein eigenes Gemüth litt viel unter der Entzweiung, welche auszubrechen drohte und bald genug auch wirklich ausbrach.

Mag sein Ende gewesen sein, wo und wie es will: vergessen darf man nicht, was der begeisterte Glaubensheld in den entscheidenden Stunden geleistet und gelitten, wie er mit hinreißendem Feuer den Glauben an Christus ver-

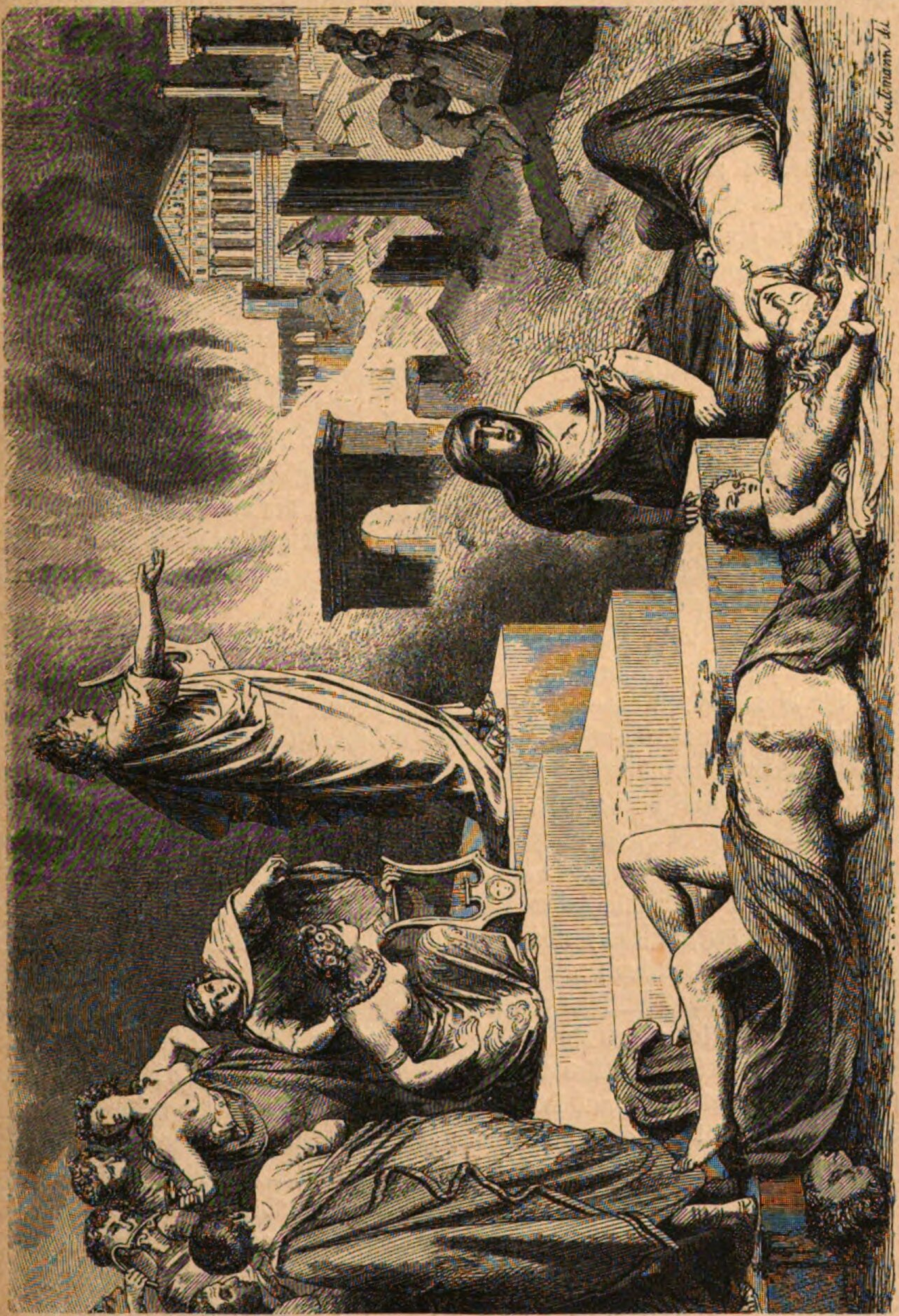
theidigt, gerettet, verbreitet und der Kirche das Leben gegeben und sie erhalten hat. Er ist eine der Säulen gewesen, auf welchen Christus sein Reich aufgerichtet hat, wenn auch alles Dasjenige, was man sich in Rom von ihm erzählt, in das Gebiet der Fabeln verwiesen werden muß, welche zu dem Zwecke erfunden worden sind, dem Papstthum der Vorzeit einen höheren Glanz zu verleihen.

Das allmählige Zurücktreten des Petrus, der so lange der Führer der Apostelschar gewesen, erklärt sich übrigens leicht aus dem Charakter desselben. In Sturm und Drang erscheint er überall als der Erste; für eine ruhige, gleichmäßigere Wirksamkeit war er weniger geschaffen.

In dieser Eigenschaft übertraf ihn der schon erwähnte jüngere Jakobus, der Bruder Jesu, jener eifrige Anhänger des Mosaischen Gesetzes. Obwol er sich anfänglich von dem erhabenen Bruder abgewendet und in den Ton der haßerfüllten Pharisäer eingestimmt hatte, so bekehrte ihn doch die spätere Zeit zur Anerkennung der Heilandsmission des Gekreuzigten. Doch blieb er der Wächter über die Erfüllung der jüdischen Religionsgebräuche unter den Christen und bot seinen bedeutenden Einfluß auf, um zu verhindern, daß sich das Christenthum vom Tempel und dem Gesetzeswesen abtrennte, indem er besonders der Verbreitung desselben unter den Heiden entgegentrat. Täglich führte er die Christen zu den gewohnten Gebetsstunden in den Tempel, wo sie, das Angesicht gegen das Allerheiligste gerichtet, ihre Gebete sprachen. Die Fasttage wurden strenge eingehalten, die Kinder und alle neubekehrten Heiden der Beschneidung unterworfen, die alten Gesetze und Ordnungen über die Sabbathfeier, das Verbot gewisser Speisen und viele andere veraltete Bestimmungen über Sitten und Gewohnheiten wieder hervorgesucht — kurz, unter dem Ansehen des gesetzestreuen Jakobus, den man darum „den Gerechten" nannte, näherte sich die Gemeinde in Jerusalem wieder so sehr dem Judenthume, daß selbst die Pharisäer ihren Gefallen daran hatten. Das Alles war das Werk des Bruders Jesu. Wir werden später sehen, welchem erhabenen Geiste es vorbehalten blieb, dieser herrschenden Richtung siegreich und heilsam entgegen zu treten, um die christliche Freiheit zu retten und den Geist des Heilandes in der Gemeinde lebendig zu erhalten.

Uebrigens waren es schwere Zeiten, durch welche Jakobus die Gemeinde leitete. Theuerung und Hungersnoth beschleunigten die Verarmung und erhöhten die Leiden der Christen in Jerusalem. Zum Glück empfingen sie reiche Unterstützung von den auswärtigen Gemeinden, die bald an Umfang und Bedeutung die Muttergemeinde weit überflügelten. Aber auch die Verfolgung ruhte nicht allzulange und Jakobus selbst fiel ihr im Jahre 63 zum Opfer. Bei einer geeigneten Gelegenheit befahl der Hohepriester, ihn während des Osterfestes zu ergreifen, und da von den Richtern, die dem Angeklagten günstig gestimmt waren, eine Verurtheilung nicht erlangt werden konnte, so ließ er den Apostel, während dieser dem Volke gegenüber seine Unschuld betheuerte, von den Zinnen des Tempels hinabstürzen. Die aufgeregte Menge bemächtigte sich nun seiner, um ihn zu steinigen. Da fiel er auf die Kniee und rief: „Ich bitte Dich, Gott und Vater, für sie, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Kaum hatte er ausgeredet, so ward er von einem Keulenschlage tödlich getroffen.

Um diese Zeit, wo Angst und Schrecken alle Gemüther erfüllten, war es wol, daß mit vielen andern Christen **Johannes**, einer der wenigen noch



Nero schreitet über die Brandstätte von Rom.

überlebenden Apostel, den Wanderstab ergriff und das Land seiner Väter für immer verließ, in der Absicht, in Kleinasien eine neue Stätte des Wirkens zu suchen. Er war längst über die erste Jugend hinaus, das Ungestüm des Jüng-

lings, der einst Feuer auf die Ungläubigen herabfallen lassen wollte, hatte sich gelegt, aber die Liebe zu Christus war in ihm frisch und lebendig geblieben. Er hatte in den letzten zwei Jahrzehnten zuerst an der Seite des Petrus, dann neben Jakobus und auf vielen Bekehrungszügen eine ernste Schule durchgemacht. Gereift, mit weit umfassendem Blicke, durch die Bekanntschaft mit den Besten seiner Zeit bereichert, im Vollgenusse des Ruhmes, für einen echten Jünger Jesu zu gelten, nahm er in Ephesus seinen Sitz. Diese volkreiche und glänzende Weltstadt, in welcher seit einem Jahrzehnt die Christengemeinde, die eine Stiftung des Paulus war, blühte, mit den umliegenden jungen Kirchen, bot dem Apostel ein großartiges Feld für seine Thätigkeit. Inmitten der Tausende, welche verehrungsvoll auf ihn schauten, erschien er wie ein Hoherpriester, und er schmückte sich auch, wie man erzählt, mit dem Stirnband, welches der jüdische Oberpriester im Tempel zu tragen pflegte. Er war übrigens keineswegs mit allen Einrichtungen seines großen Vorgängers in Ephesus einverstanden, und, wenn auch mit Milde und Herzlichkeit, suchte er doch die Ansichten und Gewohnheiten, welche er von Jerusalem mitgebracht hatte, geltend zu machen. So ängstlich hielt er an dem Herkommen, daß er einst im Badehause beim Zusammentreffen mit dem christlichen Lehrer Kerinth, der einer eigenthümlichen neuen und freien Auffassung des Christenthums huldigte, ausrief: „Lasset uns fliehen, damit nicht das Bad zusammenstürze, denn drinnen ist Kerinth, der Feind der Wahrheit!“

Allein bald sollte die junge Kirche und der Apostel von anderen Dingen in Anspruch genommen werden.

In Rom saß seit etwa zehn Jahren (54) Nero auf dem Kaiserthron, ein Unmensch, dessen Name mit Allem, was an Greuel und Verworfenheit erinnert, auf ewig verknüpft und gebrandmarkt ist. Nachdem er Bruder, Mutter, Lehrer und zwei Gattinen gemordet, hatte er im J. 64 Rom in Asche legen lassen, in der Erwartung, daß es glänzender noch aus seinen Trümmern von Neuem erstehen werde. Dem grausigen Vernichtungswerk folgte die unbarmherzigste Verfolgung der in Rom lebenden Christen, unter dem Vorwande, daß sie die Brandstifter gewesen seien; unter den ausgesuchtesten Peinigungen endeten ihrer Tausende das Leben; mit ihnen Paulus, der Apostel. Von der Hauptstadt pflanzte sich das Wüthen gegen die Christen fort durch das ganze Reich, besonders nach Kleinasien. Zu gleicher Zeit tobte in Palästina ein furchtbarer Krieg. Unaufhaltsam, Alles vor sich niederwerfend, drangen die römischen Adler auf Jerusalem los und bedrohten die heilige Stadt und den Tempel mit Vernichtung. Mit Entsetzen vernahmen es die Christen, mit Grausen sah Johannes, was ringsum geschah. Dazu kam die Kunde, daß Nero, wiewol er inzwischen sein Greuelleben geendet hatte, wiedererstanden sei und von Osten her an der Spitze eines wilden Heeres der Parther heranziehe. Hierzu Nachrichten von den Empörungen der Völkerschaften, von Aufständen im Westen und Osten, von dem großen Sterben infolge der Pest; Erdbeben, Theuerung und Hungersnoth; kurz Alles traf zusammen, um bei den Christen, welche noch immer die bevorstehende Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken des Himmels erwarteten, die Ueberzeugung zu kräftigen und zu verbreiten: Das

sind die Zeichen des nahenden Weltendes, der baldigen Aufrichtung des Gottesreiches, der Vernichtung des Bösen und seiner Gesellen!

Unter diesen Eindrücken verfaßte Johannes, der sich damals für einige Zeit, sei es als Verbannter, sei es als Flüchtling, auf der Insel Patmos befand, das gewaltige Buch „der Offenbarung", in welchem er mit ergreifenden Weissagungen und wunderbaren Gefühlen den nahen letzten Kampf zu schildern unternimmt, die Gemeinden zum treuen Aushalten ermahnt und den Sieg „des Lammes und seiner Auserwählten" schildert. Zum Schlusse giebt Jesus selbst die Verheißung: „Ich komme bald!" und das sehnende Herz des Jüngers ruft: „Ja, komme! komme bald, Herr Jesu!"

Es war um das Ende des Jahres 68, als Johannes jenes geheimnißvolle Buch, zu welchem, wie es hieß, ein Adler vom Himmel her ihm die Feder gebracht, verfaßte. Aber es kam anders, als er geweissagt hatte. Nicht Rom, sondern Jerusalem ward zerstört; Nero kam nicht wieder und kein Messias erschien der Christenheit in den Wolken des Himmels. Wol aber nahm das Werk des Erlösers langsam seinen Fortgang, unter Thränen und Seufzern, durch blutige Schmach und herrliche Erweisung des Geistes und der Kraft. Doch noch Jahrhunderte bedurfte es, ehe die Religion Jesu Christi zur Weltherrschaft gelangte. Und in der Noth der Zeiten lernte man sich freuen, daß auch die Heiden Christen wurden; ja seit Jerusalem gefallen war und das „auserwählte Volk Gottes" sich in alle Welt zerstreute, begann man davon abzustehen, daß sie erst Juden werden müßten, um in die Kirche einzugehen.

Auch Johannes mag gegen das Ende seines Lebens weiteren Herzens geworden sein, wie eine alte Ueberlieferung erzählt. Im hohen Greisenalter nämlich, das er erreichte, soll er, unfähig zu gehen, zu stehen und länger zu reden, in die Versammlungen getragen worden sein und von seinem Lager aus immer wieder die Worte an die Gemeinde gerichtet haben: „Kindlein, liebet Euch unter einander!" Gefragt, warum er immer das Nämliche wiederhole, habe er geantwortet: „Das ist das Gebot des Herrn, und wenn Ihr dies erfüllt, fehlt Nichts." Uebrigens ist es mehr als zweifelhaft, ob er das Evangelium und die drei Briefe, welche unsere heiligen Schriften, angeblich von seiner Hand, enthalten, wirklich verfaßt hat. Denn der Geist dieser Schriften ist ein anderer als der des Apostels. Vielleicht daß ein dankbarer Schüler Vieles von dem, was er von Johannes gehört und erfahren, benutzt und in das Evangelium eingewebt hat, welches er dann unter dem Schutze des großen Namens des gefeierten Lehrers zusammenstellte. So aber denken wir uns am liebsten den treuen Bekenner Christi, den Fischer vom Galiläischen Meer, an welchem er mit dem Herrn, den er so innig liebte, gewandelt war. Wir sehen ihn im Kreise seiner jungen Freunde mit flammendem Auge die Erinnerungen seiner Jugend hervorsuchen, von der Güte und Wahrheit Christi und von seinem Leiden und Sterben erzählen, bei den andächtig Lauschenden eine unvergeßliche Bewegung der Seelen erregend. Das spätere Geschlecht, die ganze kleinasiatische Kirche ist voll von dem Ruhme und der Verehrung des Johannes.

Unserer Betrachtung fügen wir eine Legende hinzu, welche den edlen Sinn und das fromme Wirken des greisen Johannes am besten schildert.

Einst, heißt es, hatte er einen schönen, hochsinnigen Jüngling für das Christenthum gewonnen und einem Bischofe in geistige Obhut und Pflege gegeben. Aber während Johannes Großes von ihm erwartete, ergab sich der Jüngling Ausschweifungen und Lastern. Ein Diebstahl nöthigte den Leichtfertigen zur Flucht. Er gerieth unter die Räuber, als deren Anführer er schreckliche Unthaten vollbrachte.

Bald nachher kommt Johannes in die Stadt, fragt nach dem Jünglinge und fordert denselben, wie ein anvertrautes Gut, vom Bischofe zurück. Unter Thränen giebt dieser zur Antwort: „Er ist gestorben, für Gott gestorben; er ist mit Sünde beladen zu den Räubern in das Gebirge geflohen; er ist verloren!" — Als Johannes solches hört, zerreißt er seine Kleider in tiefem Schmerze, schlägt an seine Brust, seufzt und klagt. Dann eilt er davon und überliefert sich selbst den Räubern. Er fordert den Hauptmann zu sehen. Dieser kommt herbei. Aber kaum erblickt er den Greis, so erblaßt er und will fliehen. Doch Johannes läuft ihm nach und ruft: „Mein Sohn, warum fliehest du deinen Vater? Ich bin schwach und alt, habe Mitleid mit mir und fürchte nicht! Du hast noch Hoffnung des Lebens; wenn es sein muß, will ich für dich sterben, für deine Seele meine geben. Stehe still und glaube! Jesus Christus hat mich gesandt."

So sprach der Apostel. Der Jüngling hört es, läßt die Waffen sinken und zerfließt in Thränen. Tief bewegt umarmt er seinen Retter, bittet um Vergebung und wird von dem Letzteren zurückgebracht. Dieser aber läßt von nun an nicht nach mit Beten und Fasten, mit Worten der Milde und des Ernstes, bis der Verlorene in wahrer Buße der Gemeinde wiedergegeben ist.

Solches that der Jünger jenes Meisters, der da sprach: „Ich bin gekommen, um zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." — Lange, lange Jahre noch nach dem Ableben der übrigen Apostel baute Johannes an der Kirche Jesu Christi, so daß von ihm die Rede ging: „Dieser Jünger stirbt nicht; er wird bleiben, bis der Herr selbst wiederkommt."





Steinigung des Stephanus.

Werner: Helden der Kirche.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Ankunft des Apostel Paulus in Rom.

II.

Der große Heiden-Apostel Paulus.

(Gest. um 67.)

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben."
Paulus.

Als ein wüthender Volkshaufe zu Jerusalem im Jahre 37 den christlichen Armenpfleger Stephanus wegen einiger unehrerbietigen Aeußerungen über den Tempel, die Priesterschaft und den Hohen Rath gleich einem Gotteslästerer steinigte, befand sich bei dem schrecklichen Schauspiele ein junger Rabbi, welcher als Zeuge über die Vollziehung der Strafe wachte. Das Blut des Christen, das er hatte fließen sehen, erregte ihn selbst zu wilder Leidenschaft und er entwickelte nun bei der neu beginnenden Verfolgung ganz besonderen Eifer. In höherem Auftrage durchsuchte er die Häuser der Stadt, wo er Christen vermuthen durfte, und schleppte Männer und Frauen, wo er sie fand, in das Gefängniß. Im Wahn, ein gutes Werk zu vollbringen, wenn er die Anhänger des

Gekreuzigten ausrotten und damit den väterlichen Glauben retten helfe, glaubte er in eifernder Grausamkeit gar nicht genug thun zu können. Und als in Jerusalem das Geschäft abgeschlossen war, erbat er sich Vollmacht von dem Hohenpriester, um die in das Ausland geflüchteten Christen verfolgen und dem Tode überliefern zu dürfen. Besonders auf Damaskus, wo sie vorläufig Duldung gefunden hatten, ging sein Augenmerk. Dahin richtete er jetzt seinen Weg.

Dieser junge Eiferer hieß Saulus; die pharisäische Partei betrachtete ihn mit Stolz als einen der Ihren. Er war gebürtig aus der cilicischen Stadt Tarsus und von seinen gesetzesstrengen Eltern vor einiger Zeit nach Jerusalem in die vielbesuchte Schule des gelehrten Gamaliel gesendet worden. Neben dem Studium des mosaischen Gesetzes trieb er, nach der Sitte der Zeit, ein Handwerk, nämlich die Grobweberei, von der er sich zeitlebens genährt hat. — Er war klein und schwächlich; sein Gesicht zeigte Spuren ernster Seelenkämpfe und häufiger Nachtwachen. Das beständige Fasten hatte ihn sehr abgemagert. Aber sein Geist blieb stark und er trachtete nach hohen Dingen. Da er von Natur sehr ernst und streng sittlich war, so hatte ihn der Aufenthalt in der Priesterstadt Jerusalem und der Verkehr mit den Pharisäern zu einem blinden Eiferer um das Gesetz gemacht. Er versäumte keine Gebetsstunde; er hielt es für Unrecht, ein paar Körner Minze, Anis und Kümmel unverzehntet zu genießen. Er hätte niemals am Sabbath vor das Thor gehen oder eine Arbeit in die Hand nehmen mögen. Ihm war es ein schrecklicher Gedanke, daß er durch Berührung einer verbotenen Speise oder eines unreinen Menschen, etwa eines Heiden, sich selbst verunreinigen könnte.

Und doch, bei aller dieser Strenge gegen sich selbst, bei all seinem leidenschaftlichen Wüthen gegen Andersgläubige fand er das innere Genügen und die Ruhe der Seele nicht. Wer ihn in seinen einsamen Stunden gesehen hätte, würde ihn in große Traurigkeit versunken gefunden haben. Unzufrieden mit sich selbst und mit der Welt verharrte er in dumpfem Hinbrüten. Seufzer entrangen sich seiner Brust. „Ach", klagte er dann, „wie unglücklich bin ich; das Gute, das ich will, thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, thue ich. Es ist ein doppeltes Gesetz in mir, eines in meinen Gliedern, eines in meinem Geiste; und wie streiten sie wider einander! Wer wird mich aus diesem Leibe des Todes erlösen? Ach daß ich durch des Gesetzes Werke gerecht würde vor Gott!" Aber nicht diese Klagen, nicht die Blutarbeit, die er betrieb, brachten ihm Beruhigung. Nur neue Stacheln senkten sich in seine Seele. Während er die Freudigkeit eines Stephanus, die Ergebenheit seiner christlichen Schlachtopfer, ihr heiteres Sterben im Vertrauen auf Christus und den festen Aufblick der Verurtheilten zum himmlischen Richter sieht, ihre begeisterten Gebete anhört, während er vernimmt, wie sie aus den Propheten und der Vergangenheit Israels das Zeugniß für Christus führen, da kommt ihm der Zweifel, ob nicht diese Verfolgten etwa doch im Rechte sein könnten. Ja, wenn sie nun Recht gethan, wenn der gekreuzigte Jesus der Prophet, Helfer und Messias wäre, den auch er erwartet, wie sollte er dann bestehen können? Ueberhaupt: mußte nicht doch Etwas an einer Sache sein, für die sich so freudig leiden und sterben läßt? Ist nicht am Ende doch Jesus unschuldig verdammt und gekreuzigt worden?

Hätte vielleicht doch Gamaliel Recht, als er sprach: „Ist diese Sache von Gott, so wird sie bestehen; ist's Menschenwerk, wird's untergehen!"

Solche Gedanken durchkreuzten die Seele Saul's auf dem Wege nach Damaskus. Fast ist er schon irre geworden an seinem verderbenbringenden Werke, als er das Ziel der Reise vor sich sieht. Ringsum liegt die Landschaft wie ein blühender Garten Gottes, von den Silberhäuptern des Gebirges umsäumt und von kühlenden Bächen durchrieselt. Ueberall Friede und Glück — nur hier in der Brust des todeswunden Wanderers Kampf und Angst und Zweifel. Soll er umkehren? Soll er weitergehen? — — Da — Niemand weiß, wie's geschehen — sieht er in strahlendem Licht vor sich eine erhabene Gestalt und hört eine Stimme: „Saul, Saul, was verfolgst Du mich?" An allen Gliedern zitternd und zu Boden sinkend, fragt er: „Wer bist Du, Herr?" Und die Antwort lautet: „Ich bin Jesus, den Du verfolgst; es wird Dir schwer werden, wider den Stachel auszuschlagen!" —

Gebrochen an Leib und Seele, so heben ihn seine Begleiter auf und bringen ihn nach Damaskus. Drei volle Tage liegt er hier, wie blind; er ißt nicht und trinkt nicht. Ein Christ aus derselben Stadt, Ananias, war es, der ihn endlich dem Leben wiedergab, indem er milde, tröstende Worte zu ihm sprach und die Hände auf ihn legte. Alsbald begehrte Paulus, wie er von nun an hieß, die Taufe und redete vor Allen, die davon hören wollten, von dem Herrn, der ihm erschienen sei, dem er nun dienen will. Und wer es hörte, der staunte und pries das wunderbare Walten Gottes.

Paulus aber ging jetzt weder nach Jerusalem noch nach Tarsus zurück, sondern er suchte die Einsamkeit auf. In Arabien, fern von Allen, die ihn kannten, brachte er drei Jahre zu. Er bedurfte der Ruhe, der Andacht, damit seine Seele zum Frieden kommen und sich in das erhabene Geheimniß der göttlichen Erlösung vertiefen könne. In dieser Zeit ist er herangereift zum wahren Jünger Jesu Christi und in geistigem Verkehr mit dem Himmel, unter wunderbaren Gesichten ist er erstarkt im Glauben und in der Erkenntniß Gottes.

Erst nach dieser Zeit begiebt er sich zurück nach Jerusalem. Aber mit Abscheu sieht er sich von den alten Freunden abgewiesen; sie fluchen dem Abtrünnigen; mit Besorgniß betrachten ihn die neuen Glaubensgenossen; sie trauen dem ehemaligen, einst so gefürchteten Verfolger nicht recht. Einem gewissen Barnabas verdankte er es, daß er in das Haus des Petrus kam und dessen Bekanntschaft machte. Es war von Wichtigkeit, daß er hier über Vieles aus dem Leben Jesu Auskunft erhielt, was ihm seither unbekannt geblieben. Nur vierzehn Tage verweilte er. So viel ward ihm während dieser Zeit klar, daß er sich von den Aposteln wesentlich darin unterscheide, daß jene noch am Judenthum und seinen Gebräuchen festhielten und sich von einer gewissen Scheu vor den Heiden nicht los machen konnten, während er sich frei davon fühlte und erkannte, daß durch Jesus Christus das Gesetz abgethan, die Erlösung verkündet und ein neues geistiges Leben in die Welt gekommen sei, das allen Völkern ohne Ausnahme zu Theil werden solle. Auch behauptete er später, so oft er darauf zu sprechen kam, daß ihm seine Lehre nicht von einem der älteren Apostel überliefert worden, sondern daß er sie, wie Jene, aus einer Offenbarung Christi

besitze; darum sei er eben so gut ein Apostel, wie sie, von dem Herrn selbst unmittelbar berufen, und darum stehe er in keinem Stücke hinter ihnen zurück.

In Jerusalem war seines Bleibens nicht; es zog ihn in die Heimat, die er so lange nicht gesehen, nach Tarsus in das väterliche Haus. Mit welchen Gefühlen mag er sich seiner Vaterstadt genaht haben? Gewiß voll Dank gegen Gott, dem es gefallen, ihn so ganz anders zu führen, als er selbst und die Seinigen es gewollt hatten. Als Pharisäer zog er einst von dannen, als Christ kehrte er zurück! Das war die rechte Gnade Gottes, welche den Menschen zu Theil werden läßt, was ihnen frommt; das war die unermeßliche Barmherzigkeit, die ihn, den großen Sünder, zu einem Verkündiger des Friedens berufen hatte; nun war er, der sich selbst verdammen mußte, gerecht durch den Glauben. Wie erhob sich sein Herz voll des Lobes und Rühmens!

Still und fleißig in seinem Handwerk, verweilte er nun in Tarsus. Zwar jammerte ihn des Volkes, das hier sein Wesen trieb; es graute ihn, wenn er das verwilderte heidnische Treiben gewahrte, das auf Grund des Götzendienstes, nach dem Spruch: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ in Lastern und Lüsten jeder Art sich erging. Aber er fühlte in sich nicht den Muth, er hielt sich für unwürdig, mit der Botschaft vom Erlöser unter sie zu treten und ihre Bekehrung zu versuchen.

Da, wol im Jahre 43, unterbrach ein Besuch des Barnabas, mit welchem er von Jerusalem her bekannt war, die Beschaulichkeit seines Lebens. Auf Bitten und Zureden seines Gastes entschloß er sich, nach Antiochien überzusiedeln, um dort mit demselben gemeinsam für den christlichen Glauben zu wirken. Antiochien, die Hauptstadt von Syrien, mit einer Einwohnerschaft von annähernd 500,000 Seelen, bildete damals den Knotenpunkt, in welchem sich der Verkehr zwischen dem Morgenland und Abendland berührte. Die Lage der Stadt war äußerst anmuthig. Schroffe Felsen thürmten sich in ihrem Rücken, vor ihr breitete sich eine weite Ebene aus, fruchtbare Felder, Wiesen und Gärten, welche, mit Nelken, Hyacinthen, Myrthen und Lorberbäumen bedeckt, einen berauschenden Anblick darboten. Mitten durch die Stadt wälzte ein reißender Bergstrom seine Fluten. Griechische Tempel, römische Bäder, Prachtbauten aller Art, dazwischen die Bildsäulen heidnischer Gottheiten, verliehen der Stadt ein prächtiges Ansehen. Aber so schön Antiochien war, so lasterhaft war es auch. Das Verderben des öffentlichen und häuslichen Lebens lag offen zu Tage. Wie in wirrem Taumel brodelten hier alle Laster, Wollüste, Ausschweifungen durch einander. — In diese Stadt des verweichlichenden Genusses und des ruhelosen Weltverkehrs trat nun der ernste begeisterte, Christ von Tarsus an der Hand seines Freundes Barnabas ein. Die junge christliche Gemeinde hierselbst befand sich bereits in stetem Wachsthum. Flüchtige Christen aus Jerusalem hatten den ersten Stamm derselben gebildet und seitdem hatte sich eine große Menge Griechen angeschlossen. Besonders unter diesen Heiden fand die lautere Religion Christi großen Beifall. Und sie Alle wurden willkommen geheißen, wenn sie den Götzen und den Lastern des Heidenthums den Rücken wendeten und die Taufe begehrten. Anders als in Jerusalem galt hier unter den Christen der Grundsatz: „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht

thut, der ist dem Herrn angenehm.“ Damit schickte sich Antiochien an, der Ausgangspunkt einer großartigen christlichen Bewegung zu werden.

Es waren glückliche Tage für Paulus, als er, der verzehrenden Stille in Tarsus entrissen, in dem Kreise dieser Gemeinde zuerst die gewinnende Kraft seiner Rede erprobte und in zahlreichen Bekehrungen seinen Beruf zum Apostel zu erkennen begann. Er sah die junge Kirche in wunderbarer Erregung: Einige hatten Gesichte und Offenbarungen von himmlischen Dingen, Andere redeten „in allerlei Zungen“, d. h. in abgebrochenen Sätzen und lauten Ausrufen oder seufzendem Flüstern, noch Andere traten als Propheten auf: ein Sturm der Begeisterung erfaßte Alle. Man fragte hier nicht, ob Einer Grieche oder Jude, Sklave oder Freier, arm oder reich sei; sie fühlten sich Alle als Kinder Gottes. Groß war der Aufwand an Almosen und Liebesgaben, welche in der Gemeinde an die Bedürftigen gespendet und sogar nach Jerusalem gesendet wurden. Aber das Erhabenste blieb der Entschluß, den die Gemeinde faßte, die Bekehrung der umliegenden Länder zu versuchen. Dazu erhielten Barnabas und Paulus jetzt den Auftrag. So trat Paulus das große Amt an, zu dem er besonders berufen und ausgerüstet worden. Das abgesteckte Bekehrungsfeld war Kleinasien und die Insel Cypern. Ueber diese hinstreifend begannen die abgeordneten Glaubensboten ihr Werk. In jenen Gegenden hatte man das Wort des Lebens noch nie vernommen, es sei denn, daß einzelne Reisende die Kunde davon aus Palästina mitgebracht hätten. Antiochien war bis jetzt der am weitesten vorgeschobene Posten, das Ausfallthor der neuen Welteroberer des heiligen Geistes gewesen. Abgesehen von den gelegentlichen Ansprachen an Einzelne und den Einwirkungen im zufälligen Gespräche, erscheint das Verfahren, welches die Apostel einschlugen, folgendermaßen. Sie suchten zuerst die Judenviertel der Städte auf, in welche sie kamen. Am Sabbath traten sie dann in die Synagoge, welche an keinem größeren Orte fehlte, und erbaten sich nach der üblichen Schriftlesung das Wort. Dem Paulus fiel meist die ihm so theure Aufgabe zu, in längerer Rede die große Thatsache der Erscheinung des Weltheilandes und der durch ihn bewirkten Erlösung zu verkündigen. „Wir sind“, sprach er dann wol, „Botschafter für Christus und wir bitten Euch an seiner Statt, lasset Euch versöhnen mit Gott, welcher unter uns das Wort von der Versöhnung aufgerichtet hat.“ Er versäumte nicht, auf die Ohnmacht des Judenthums und den Verfall der heidnischen Welt hinzuweisen; mit großer Kraft begann er dann die Gnade Gottes zu preisen, welche Gerechtigkeit und Gnade freiwillig zu gewähren bereit ist, wenn wir an Jesum Christum glauben. Solche Rede brachte immer einen tiefen Eindruck hervor. Da drängten sich denn gar Manche an die Apostel heran und forderten sie auf, in ihre Häuser zu kommen und den dort sich versammelnden Freunden weiteren Unterricht zu ertheilen. Diese bildeten dann den Grundstock der rasch sich mehrenden Gemeinde. Andere dagegen geriethen während des Vortrages in Zorn und Entrüstung, unterbrachen des Apostels Rede, schalten ihn einen Gotteslästerer und warfen Schimpf und Schmach auf die Glaubensboten. Bisweilen erlangten diese strenggläubigen Juden die Oberhand, dann mußten die Christen vor ihrer Wuth das Feld räumen. Nicht selten ward der Prediger auch von ihnen fest=

gehalten und von dem Synagogendiener mit der bekannten Strafe der 39 Stockhiebe belegt; oder er sah sich vor die Stadtobrigkeit geschleppt und nach schmählichen Mißhandlungen in das Gefängniß geworfen oder aus der Stadt vertrieben. Wenn Paulus den Widerstand seiner Volksgenossen nicht zu überwinden vermochte, dann brach er wol in Thränen über ihre Verblendung aus und rief: „Ach, wie gern möchte ich für euch verdammt sein, wenn ihr euch nur retten lassen wolltet; wohlan, wenn ihr euer Heil verschmähet, so wollen wir uns an die Heiden wenden." Freilich fand er auch nicht immer und überall bei diesen williges Gehör, obwol das Wort nie ganz erfolglos zu ihm zurückkehrte. Zu Lystra wurden er und Barnabas als menschgewordene Götter begrüßt und die Priester kamen bereits mit feierlichen Opfern, sie zu ehren. Da sprang Paulus unter die Menge und rief: „Was macht ihr denn da! Wir sind sterbliche Menschen wie ihr!" Als die Uebereifrigen aus der Enttäuschung erwachten, erhob sich bald lautes Murren, die Juden schürten den Haß und es kam dahin, daß man den Paulus steinigte und als todt zur Stadt hinausschleppte. — Aber wie durch ein Wunder erhob er sich wieder, kehrte in die Stadt zurück und erholte sich unter der Pflege treuer Freunde, also daß er, wenn auch noch leidend, seine Reise weiter fortzusetzen vermochte. —

Sobald Paulus erkannte, daß er an einem Orte fruchtbaren Boden und empfängliche Herzen gefunden, ließ er sich für einige Zeit daselbst nieder, nahm Arbeit und benutzte die Abendstunden sowie die Sabbathe, um den vorhandenen Keim zu einer Gemeinde sorglich zu pflegen. Wenn er eine solche für gefestigt genug hielt, so zog er weiter. Hinter seinen Schritten sproßten die jungen Gemeinden meist köstlich empor. Gern nahm er nach einiger Zeit wiederum die Gelegenheit wahr, sie zu besuchen, zu ermuntern und ihre Einrichtungen zu vervollkommnen, oder er suchte durch begeisterte Freunde, die er zu ihnen sendete, oder durch Briefe denselben Zweck zu erreichen. „Umsonst haben wir es empfangen, umsonst geben wir euch das Evangelium"; — an diesem Grundsatz hielt er fest und durfte sich in späterer Zeit noch rühmen, daß er nie Etwas von einer Gemeinde angenommen und sich seinen Lebensunterhalt stets mit eigener Hand erarbeitet habe.

Diese erste Missionsreise, welche auf eine Entfernung von etwa hundert Meilen sich ausdehnte, war reich an erhebenden Ergebnissen, aber auch reich an Gefahren und Anstrengungen. Es bedurfte einer mehr als gewöhnlichen Kühnheit gegenüber den Bedrohnissen einer Wanderung durch Schluchten auf unsicheren Wegen, über unwirthliche Gebirge zu fremden Völkerschaften, ohne jede, irgendwelche Sicherheit gewährende Bedeckung. Aber der Erfolg ließ alle Beschwerden vergessen. War er doch ein so glänzender, daß die Muttergemeinde bei der Heimkehr aufjauchzen durfte, daß die Thür des Glaubens den Völkern weit aufgethan worden sei.

Von allen Errungenschaften war aber keine dem Apostel Paulus theurer, als die Gemeinden, die er in Galatien gestiftet hatte. Sie bestanden aus Heiden und waren seine eigenste Schöpfung. Während ihn eine heftige Krankheit unter ihnen festgehalten, hatten sie die Predigt vom Glauben empfangen. Wunder und Zeichen, Heilungen und Bekehrungen unterstützten das Beginnen



Paulus und Barnabas in Lystra. Nach Raphael.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

des Apostels, eine überflutende Begeisterung ergriff die Gemeinde und die innigste, zärtlichste Liebe verband sie dem Heilsverkündiger. In ihrer Mitte hatte er der jüdischen Gebräuche und Vorurtheile vollends ganz vergessen; es war keine Rede mehr davon, daß sich die bekehrten Heiden den Sitten und Gesetzen der Jerusalemiten hätten unterwerfen sollen. Selbst die Israeliten verkehrten frei und ohne Scheu mit den Heiden, aßen mit ihnen und hielten mit ihnen das Abendmahl, ohne Furcht, dadurch unrein zu werden. Kurz, es zeigte sich hier zum ersten Male das Geheimniß der „christlichen Freiheit“, welche Paulus mit den Worten meint: „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen und siehe, es ist Alles neu geworden.“ —

Es war um das Jahr 53, als plötzlich Sendboten der Gemeinde zu Jerusalem in Antiochien ankamen, welche eine große Bewegung hervorriefen. Sie überbrachten den Heidenchristen die Forderung, sich vor Allem der Beschneidung und dem jüdischen Gesetze zu unterwerfen, widrigenfalls kein Judenchrist mit ihnen Umgang haben dürfe; denn es sei eine schwere Sünde, mit den Unbeschnittenen zu verkehren. Diese Forderung ging von Jacobus, dem Gerechten, aus und Petrus und Johannes hatten ihr offenbar beigestimmt. Sie bedeutete aber Großes: einmal hieß das die alten Schranken zwischen den Völkern wieder aufrichten und die dunklen Schatten der Vorzeit heraufbeschwören, indem man die Gewissen ängstigte; sodann, was gleich schlimm war, es entstand Zwiespalt in den Gemeinden; vor Allem aber verhinderte der Einspruch den Eintritt der Heiden in die christliche Gemeinschaft und erweckte die Meinung, daß nicht der Glaube an Gott und Christus, sondern die Erfüllung der jüdischen Gesetze selig mache. Es lief also nur auf Wiederbelebung des vergessenen Judenthums hinaus. Man kann sich denken, daß dieses Vorgehen dem Apostel Paulus großen Verdruß bereitete und ihn endlich zum nachdrücklichsten Widerstande und Kampfe veranlaßte. Zumal als er bemerkte, daß sich bereits Gemeindeglieder, in Folge der Einflüsterungen jener Sendboten, von der gemeinsamen Feier des heiligen Mahles und aus dem traulichen Verkehr mit den früher heidnischen Glaubensgenossen zurückzogen und den engherzigen Satzungen der Vorzeit sich wieder zuwandten. Paulus erhob daher nachdrücklich seine Stimme gegen diesen Unfug und begab sich sofort nach Jerusalem. Hier trat er mit den „Säulenaposteln“ in Verhandlung. Nicht wollte er sich dieses oder jenes Zugeständniß abmarkten lassen, sondern er suchte ihnen klar zu machen, daß auch die Heiden Gottes Kinder und Erben der Verheißung seien; vornehmlich aber wies er darauf hin, welchen Segen er gerade in der Heidenmission gefunden habe. Es handelt sich für ihn um nichts Geringeres als um die Frage: soll das Christenthum zur Weltreligion werden, oder zu einer besonderen Art verbesserten Judenthums herabsinken? Soll es seinen Lauf zu allen Völkern nehmen und wie der junge Most die alten Schläuche sprengen, oder in Palästina wieder zu einer Mumie erstarren? Er hielt fest an der von ihm erkannten Wahrheit, an jener Religion des Herzens, welche der Heiland selbst verkündet hatte, welche nicht ausschließlicher Natur gewesen war und die keineswegs nur einem Theil der Menschheit gelten sollte. Ihn durchdrang das Verlangen, das Heil Allen zuzuwenden, die danach verlangten.

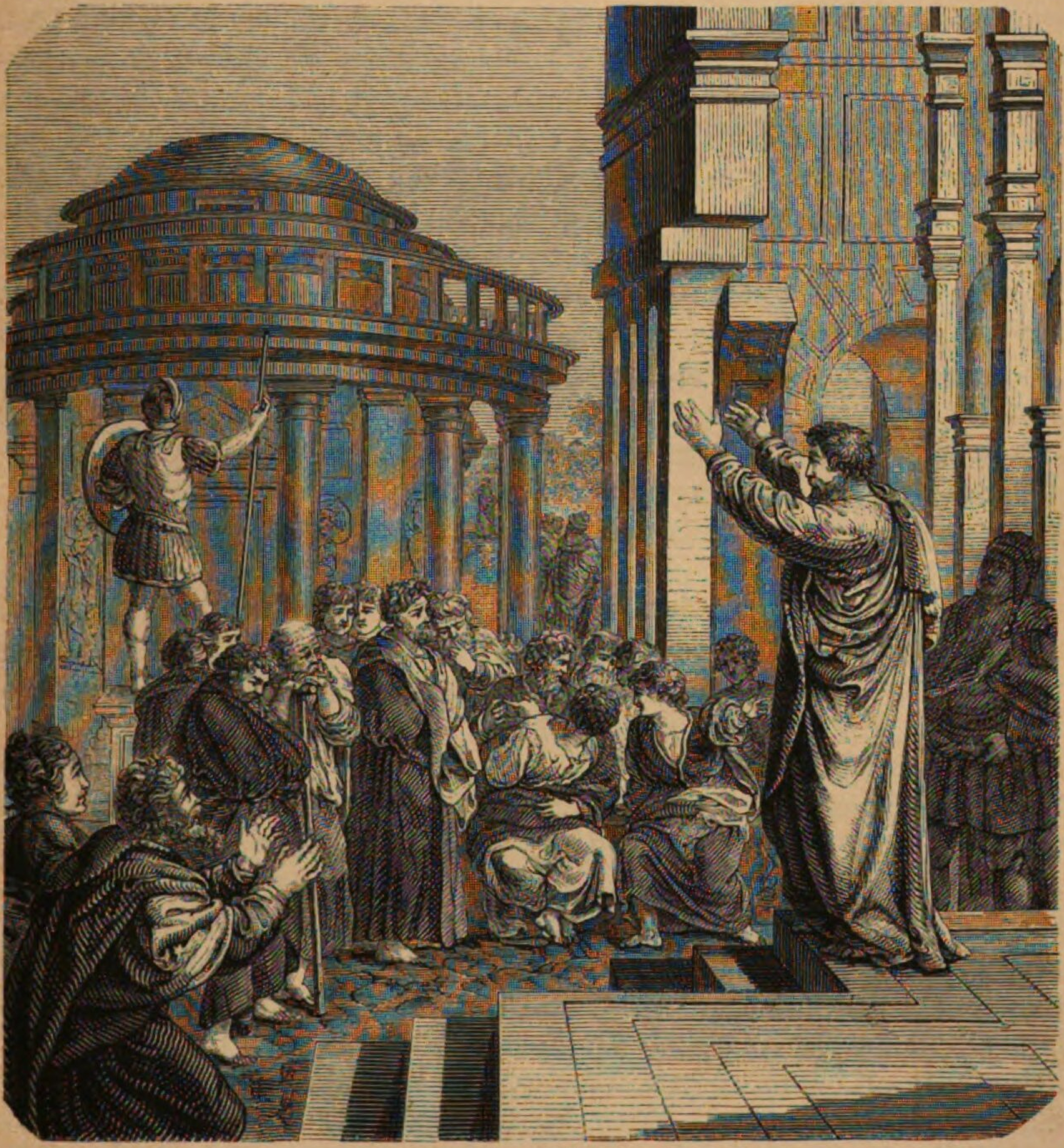
Um so zuversichtlicher gab er jener ächten, lauteren Eingebung der Seele Raum, je mehr sie in einer geistigen Empfindung wurzelte, die sich der steten Abhängigkeit vom Urheber aller Dinge, dem Schöpfer Himmels und der Erde, wohl bewußt ist. Der Apostel wußte, wofür er einzustehen berufen war; eine Offenbarung hatte ihn darin bestärkt. Daher wich er keine Hand breit zurück. Er ließ sogar nicht einmal zu, daß ein junger Grieche, sein Schüler Titus, den er absichtlich mit sich nach Jerusalem genommen, der Beschneidung unterworfen wurde, so sehr die Judenchristen auch drängten und zürnten. Endlich gaben die Brüder, durch die Gründe des Paulus überwunden, besonders durch die Ermahnung beschämt, daß ja sonst Christus umsonst für uns gestorben wäre, wenn jene Gesetzesvorschriften zur Seligkeit gehörten, ihren Widerstand auf. Man überließ es dem Apostel, auch fernerhin so zu verfahren, wie bisher, und den Heiden in derselben Weise das Evangelium zu verkünden. Und sie gaben ihm den Handschlag der brüderlichen Anerkennung. — So war der Streit wol beigelegt, aber nicht entschieden. Nicht lange darauf brach er um so heftiger los. —

Den Anlaß gab Petrus, der zum Besuche nach Antiochien gekommen war und durch sein freundliches Wesen alle Herzen gewonnen hatte. Ohne Bedenken pflegte er mit den Antiochiern Umgang, aß mit ihnen, betete mit ihnen und legte sich weder bezüglich der Speisen noch der Gebetsstunden irgend einen Zwang auf. Er lebte nicht wie ein Jude, sondern wie die Heidenchristen alle. Plötzlich aber, nach Ankunft einiger strenggesinnten Judenchristen, änderte er sein Benehmen und kehrte zu den alten Sitten zurück. Von nun an mied er mehr und mehr den Verkehr mit den Heidenchristen und schloß sich um so inniger den Judenchristen an. Dieser Wankelmuth erregte Aufsehen, Paulus nannte es Heuchelei und gerieth hart an Petrus. Der kaum geheilte Riß drohte in eine verhängnißvolle Spaltung überzugehen und es ließ sich das Schlimmste befürchten. Wirklich zeigten sich auch bald aller Orten die Folgen des verdrießlichen Vorkommnisses.

Paulus aber, verstimmt und verletzt, wendete noch im Herbst desselben Jahres Antiochien den Rücken und unternahm seine zweite große Missionsreise. Diesmal ohne Barnabas, dessen Freundschaft dem geschilderten Zerwürfnisse zum Opfer gefallen war. Aber jüngere Freunde, wie Timotheus, Silvanus, der Arzt Lucas u. A., schlossen sich dem eifrigen Missionär an und begleiteten ihn, mit Unterbrechungen, bald dahin, bald dorthin. Die kleine Reisegesellschaft verfolgte ihren Weg — in gewohnter Weise hier länger verweilend, dort rascher weiter eilend, wie es eben rathsam erschien — nach den früher begründeten Gemeinden in den Städten Kleinasiens in der Richtung nach Nordwesten. In Troas angekommen, rief (nach der Ueberlieferung) im Traumgesichte die Erscheinung eines Mannes aus Makedonien den Apostel nach Europa: „Komm herüber zu uns und hilf uns!" — Voll Verlangen, das Evangelium weiter und weiter zu verkünden, betrat der Apostel unsern Erdtheil Europa. Welch ein wichtiger und entscheidender Augenblick für ihn und für die Nachwelt!

Es ist nicht möglich, den Unermüdlichen auf allen seinen Wanderungen zu begleiten; nur im Fluge können wir seiner eifrigen und erfolgreichen Thätigkeit auf verschiedenen Arbeitsfeldern in Philippi, Thessalonich, Athen und Korinth

gedenken. Während zweier Jahre kämpfte er sich durch, umringt von außerordentlichen Schwierigkeiten, um an jenen wichtigsten Punkten des östlichen Abendlandes festen Fuß zu fassen. Den größten Theil seiner Zeit und die meiste Kraft verwendete er auf Korinth, wo er, unter dem heftigsten Widerstande der Juden, aus Bedrängten und Nothleidenden, aus Sklaven, Armen und Wittwen eine Gemeinde bildete, während er bei den Reichen und Gebildeten dieser üppigen Handelsstadt keine ermuthigende Aufnahme fand.



Paulus in Athen. Nach Raphael.

Am wenigsten vermochte Paulus in Athen, der Stadt der hellenischen Weisheit, auszurichten. So geschickt er auch, von dem Altare des unbekannten Gottes, welchen die Athener anbeteten, ausgehend, seine Rede zu wenden wußte, hier fand sich kein Boden für die Religion des Gewissens und der Zukunft. Die meiste Befriedigung gewährte ihm sein Aufenthalt in Philippi und Thessalonich. Hier hatte er Bande der Liebe geknüpft, die keine Zeit zu zerreißen vermochte; hier hatte er ein Verständniß und eine Treue gefunden, deren sich zu erinnern seine größte Freude geblieben ist und wodurch er sich reichlich ent-

schädigt hielt für alle von den Juden und Heiden erlittene Unbill. Freilich hat es auch da nicht an üblen Eindrücken und schlimmen Stunden gefehlt. War doch der Widerstand in Thessalonich so weit gediehen, daß Pöbelrotten es wagen durften, des Apostels Wohnung zu erstürmen und dessen Gastfreund aufs Schnödeste zu mißhandeln, zu einer Zeit gerade, als Paulus selbst abwesend war. Nur mühsam gelang es, den Aufruhr zu beschwichtigen. Und zu Philippi hatte man Paulus und Silvanus sogar ins Gefängniß geworfen und Beide mit dem Tode bedroht. In Korinth ging es nicht anders, nur daß ihn dort die römische Obrigkeit besser beschützte. Wenn er später an diese Zeiten zurückdachte, dann konnte er von sich mit Recht sagen: „Ich habe mehr Arbeit gehabt als sie Alle; ich habe häufig Schläge erlitten, bin öfter in Gefangenschaft und Todesgefahr gewesen; von den Juden habe ich fünfmal die Strafe der 39 Stockstreiche empfangen, dreimal bin ich gestäupet, einmal gesteinigt worden; dreimal habe ich Schiffbruch gelitten; Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Meerestiefe; ich bin viel umhergewandert, ich habe Gefahren bestanden zu Wasser, unter Mördern, unter Juden, unter Heiden, Gefahren in den Städten, in der Wüste, auf dem Meere, unter falschen Brüdern; in Mühe und Noth, wachend, hungernd, schmachtend, fastend, frierend, entblößt; abgesehen von dem täglichen Angelaufenwerden und Sorgetragen für die Gemeinden. Wessen Schwachheit trüge ich nicht, welches Aergerniß trifft mich nicht? Wenn ich mich rühmen soll, so muß ich mich meiner Leiden rühmen! Gott ist stark gewesen in mir Schwachen!"

Doch neben seinen Leiden konnte er sich auch großer Erfolge rühmen in jenen Theilen Griechenlands. Indeß litt es den eifrigen Heilsverkündiger in Korinth nicht länger, sobald er das christliche Werk auf festen Grundlagen errichtet sah. Weiter zog es ihn nach Italien, wohin er bereits einen Brief an die römischen Christen vorausgesendet hatte; ja weiter noch, bis ans Ende der damals bekannten Welt, bis nach Spanien, wollte er seinen Wanderstab richten. Allein die trostlosen Nachrichten, welche der christliche Weber Aquila, mit welchem er in Korinth zusammentraf und zusammen arbeitete, von Rom herüberbrachte, machten es rathsam, vom Besuche der Hauptstadt der römischen Welt vorerst abzustehen. Hier hatte unterdessen Nero seine Regierung angetreten; von ihm und seinen Gelüsten ließ sich das Schlimmste befürchten und wenig Gutes hoffen. Daher kehrte Paulus mit Aquila nach Kleinasien zurück und wählte sich Ephesus zum Wohnsitz. In dieser glänzenden Seestadt, wo sich die auserlesensten Reichthümer der Erde anhäuften, wo Homer und nach ihm viele andere Dichter gesungen hatten, fand er einen geeigneten Sammelplatz und Ausgangspunkt für die christliche Bekehrung jener Länder. Hier galt es aber auch, die aufreibendsten Kämpfe gegen eine feindlich gesinnte Bevölkerung, Drangsale und Schrecken aller Art zu bestehen — und die falschen Brüder, welche sich überall in die Gemeinden eingeschlichen und den kaum Bekehrten die Köpfe und Herzen mit ihrem Judenthum verwirrten, zurückzuscheuchen. Mündlich und in Briefen, wo und wie er nur vermochte, strafte, ermahnte, belehrte Paulus die alten Freunde. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme und lehrte euch ein anderes Evangelium, als ich euch gelehret habe, Fluch ihm!

Bestehet in der Freiheit, zu der euch Christus befreit hat!" ruft er den Galatern zu. „Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist durch Christus. Ein Jeder sehe zu, was er darauf baue!" schreibt er nach Korinth. Er wird nicht müde, auf jede Weise die freie und gesunde Entwickelung seiner Gemeinden, wo sie auch seien, zu überwachen und zu fördern.

Drei Jahre weilte er zu Ephesus. Hier sammelte sich eine außerordentliche Menge von Christen um den geliebten Mann, besonders aus den niederen Ständen, die sich vor Allem unter dem Druck der Zeit nach der Freiheit der Kinder Gottes sehnten. So bedeutend war diese junge Kirche geworden, daß die heidnischen Priester und die Verfertiger der Götzenbilder Einbuße in ihren Einkünften verspürten und einen Aufruhr gegen Paulus erregten. Ein Silberschmied stand an der Spitze der erregten Volksmassen. Unter dem Vorwande, die Religion sei in Gefahr, stürzten die Aufwiegler eines Tages in das Theater, ergriffen zwei Gefährten des Paulus und schleppten sie fort. Die ganze Stadt gerieth in wildeste Aufregung, die Christen zitterten für ihr Leben. Kaum aber vernahm der Apostel die Ursache des Lärmens, als er die abwehrenden Freunde bei Seite schob und forteilte, um die erhitzte Menge zu beschwichtigen. Zu seinem Glücke wurde er von den Abgesandten der Stadtbehörde zurückgewiesen, welche es ihm untersagten, öffentlich aufzutreten. Noch stundenlang durchtobte das Geschrei wüthender Haufen die Stadt: „Groß ist die Diana der Epheser!" bis endlich die Fluten der Erregung sich einigermaßen wieder verliefen. Doch war die Gefahr keineswegs verschwunden. Unter solchen Umständen blieb nichts übrig, als nach dem Rathe der Brüder das Feld zu räumen. Der Apostel konnte dies auch getrost thun, denn nirgends war der Same seines Wortes schöner und verheißungsvoller aufgegangen als gerade zu Ephesus. So begab er sich noch einmal auf sein früheres Arbeitsfeld nach Korinth. Persönlich wollte er an Ort und Stelle mancherlei Zwiespältigkeiten erledigen, worüber er sich bereits in mehreren Briefen an die Korinther ausgesprochen hatte; persönlich wollte er den falschen Brüdern entgegentreten, welche ihm sogar sein Ansehen als Apostel streitig machten, und denen es gelungen war, einen Theil der Gemeinde zu sich herüberzuziehen. Keine Gemeinde hatte ihm je größere Sorgen gemacht als diese. Nachdem er die Angelegenheiten derselben geordnet und eine reichliche Geldsammlung für die armen Christen Jerusalems in Empfang genommen, verabschiedete er sich und zog in Begleitung zahlreicher Freunde und Brüder, welche ihn gegen die tückischen Mordversuche der Juden schützen wollten, durch Griechenland und Makedonien nach Kleinasien zurück, überall seine früheren Stiftungen von Neuem aufsuchend, entstandene Irrungen beseitigend und neue Begeisterung anfachend. Er schlug denselben Weg ein, wie vor fünf Jahren, als er über Philippi nach Korinth reiste, und seine Absicht ging dahin, mit dem seitherigen Wirkungskreise abzuschließen. Seine Freunde, welche ihn überall mit Liebe und Dankesbeweisen überhäuften, fanden ihn sehr verändert. Körperliche Leiden hatten seinen Körper geschwächt; die furchtbaren Aufregungen und Anstrengungen der letzten Jahre hatten ihn vor der Zeit alt gemacht.

Zudem hielten düstere Ahnungen seine Seele umfangen. Es schien ihm

unzweifelhaft, und dies bestätigte jeglicher Blick auf die allgemeine Lage der Welt, daß eine große Umwälzung bevorstehe. Oft sprach er davon mit seinen jüngeren Freunden, die ihn umgaben, und wie sie es noch erleben würden, daß der ganze morsche Bau dieser argen Welt zusammenbräche, wenn die Posaunen des Gottesgerichtes aus den Wolken sich hören lassen und die Ankunft des Menschensohnes verkünden würden. „Dann“, sagte er, „werden wir Alle, die wir zu Christus gehören, verwandelt werden in einem Augenblick und ihm entgegenrücken in die Wolken, dann werden die in Christus Gestorbenen auferstehen, unter denen ich selbst sein werde. Es ist die Herrlichkeit Christi jetzt noch nicht erschienen, Alles ist noch niedrig, doch in schwachen Gefäßen bergen wir köstliche Schätze. Wenn sie aber erscheinen wird, dann werdet ihr staunen und entgegenjauchzen dem großen, herrlichen Tage.“ Solche Gespräche pflegte er unter Hinweisung auf seinen nahen Tod zu führen. Und in solcher Todesahnung nahm er jetzt überall feierlichen Abschied von den Gemeinden.

Eine ergreifende Stunde war es, als er in dem Hafen von Milet mit den Abgeordneten aus Ephesus, die er dorthin beschieden, zusammentraf. „Sehet“, sprach er, „ich weiß, daß ich einem dunkeln Geschicke entgegengehe. Aber ich lege keinen großen Werth auf mein Leben und will mit Freuden meinen Lauf vollenden, wo und wie Gott es will; ich weiß, daß ihr mich niemals wiedersehen werdet. Darum seid wacker und denket daran, wie ich drei Jahre lang Tag und Nacht ohne Aufhören und unter vielen Thränen jeden Einzelnen unter euch ermahnt habe. Und so befehle ich euch Gott, liebe Brüder, und dem Worte seiner Gnade!“ —— Da knieten Alle mit ihm nieder und beteten mit ihm. Sie weinten laut, fielen ihm um den Hals, küßten ihn und geleiteten ihn auf das Schiff. Sie sahen ihn niemals wieder.

Das Ziel des Apostels war Jerusalem, wohin er die aus allen Gemeinden gesammelte Kollekte bringen wollte. Um das Pfingstfest des Jahres 59 kam er dort an. Er konnte nicht lange verborgen bleiben, das Gerücht von seiner Ankunft setzte bald die ganze Stadt in Bewegung, zumal die zum Feste angekommenen Juden aus dem Auslande viel Aufregendes von dem Abtrünnigen zu erzählen wußten, der den christlichen Glauben so mächtig verbreitet hatte. Da sich in der Begleitung des Apostels mehrere heidenchristliche Freunde befanden, so lag der Argwohn nahe, er habe diese mit in den Tempel genommen und dadurch das Heiligthum Jehova's verunreinigt und geschändet. Der Verdacht wurde von den Pharisäern zur Gewißheit erhoben. Ueber diese Tempelschändung sprachen Priester und Laien mit Entrüstung, und es gelang, das Volk in Wuth zu versetzen, also daß sie den Apostel, als er im Tempel betete, ergriffen, mit lautem Geschrei vor das Thor schleiften, mit Fäusten und Fußtritten mißhandelten, ja gesteinigt hätten, wenn nicht die römische Tempelwache den Bedrohten den grausamen Händen einer wahnsinnigen Horde entrissen hätte. Die Soldaten trugen ihn in die Burg und schlossen vor der nachdringenden Menge das Gitterthor. So weit geschützt, wollte Paulus zu dem Volke reden und seinen Zorn beschwichtigen. Aber kaum hatte er sich Ruhe verschafft, als der Sturm von Neuem losbrach und der wachthabende Offizier ihn zurücktreten und einstweilen in Gewahrsam nehmen ließ.

Am andern Morgen wurde er vor dem Hohen Rath in einer sehr bewegten Sitzung verhört. Indessen ohne Erfolg. Ein zweites Verhör bestand er nicht, weil der römische Kommandant, von einem gegen Paulus verabredeten Mordanschlag unterrichtet, den Gefangenen im Dunkel der Nacht unter sicherer Bedeckung nach Cäsarea hatte abführen lassen. Hier, vor dem Prokurator Felix, versuchten die Juden Alles, um die Auslieferung und Hinrichtung des Gefangenen zu bewirken. Allein weil Paulus das römische Bürgerrecht besaß und außerdem auch dem Felix Interesse eingeflößt hatte, erfreute er sich nicht nur dessen Schutzes, sondern hatte auch eine leichtere Gefangenschaft; er konnte sich der Hoffnung auf Befreiung wohl hingeben. Indessen die Untersuchung zog sich durch Wochen und Monde hin. Ein neuer Landpfleger, Festus, ersetzte den Gönner des Apostels, doch in dessen Lage änderte sich nichts. Da legte er endlich selbst, um eine Entscheidung zu bewirken, Berufung an den Kaiser ein. Dieser Schritt erforderte seine Abführung nach Rom. Im Herbste 61 ward die Reise angetreten. Lukas und Aristarch, zwei liebe Freunde, durften den Apostel begleiten. Die Seefahrt selbst war äußerst stürmisch und gefahrvoll; bei Malta erlitt man Schiffbruch. Ausgehungert, von Arbeiten und Nachtwachen ermattet, den Tod jeden Augenblick vor Augen, trieben die Schiffbrüchigen fast zwei furchtbare Wochen auf dem Wrack umher, bis sie endlich sich an das Land geschwemmt sahen. Erst im Februar des folgenden Jahres konnte die Reise fortgesetzt werden. Inzwischen verbrachte Paulus drei glückliche Monate im Hause des Legaten Publius, wo manches Herz für die Lehre Jesu Christi gewonnen ward. Im Frühjahr 62 in Rom angekommen, sah sich Paulus von den Christen der Hauptstadt, denen er dem Namen nach und durch seinen Brief wohlbekannt war, begrüßt. Er durfte in und außer seiner Wohnung, natürlich nur unter militärischer Bedeckung, mit den Brüdern verkehren. Wie staunte er über die Zahl der Christen, die er hier nicht blos unter der verachteten Klasse der jüdischen Händler und syrischen Sklaven, sondern auch in den höheren Kreisen fand! Selbst im kaiserlichen Palast gab es Freunde und Verehrer des neuen Glaubens. Aber Eins, das merkte er bald, trennte ihn von der römischen Gemeinde: ihr Hangen am jüdischen Wesen, worin es Viele so weit trieben, daß sie Fleisch zu essen für Sünde erklärten. Indessen, so traurig ihn dies und Anderes Anfangs stimmte, so daß er in einem Briefe an die Philipper schrieb, er wünsche abzuscheiden und bei Christo zu sein, so groß war die Freude, als er seinen wachsenden Einfluß auf seine Umgebung und durch sie in den Kreisen der Heiden wahrnahm. Seine Gefangenschaft diente dazu, nicht wenige Seelen dem Herrn zu gewinnen und dem Reiche Gottes zuzuführen.

Aber seine äußere Lage blieb unverändert. Was galt dem Nero, dessen Schandthaten die Kaiserstadt und den Erdkreis erfüllten, ein armer Christ, der von ihm Gerechtigkeit verlangte!

Da kam der Brand von Rom und mit ihm die weitreichende grausame Christenverfolgung des Jahres 64. In dem allgemeinen Gemetzel fand auch der große Heidenapostel seinen Tod. Ob im Feuer selbst, ob durch das Schwert des Henkers, oder ob er unter Denen sich befand, welche lebendigen Leibes, mit einem Ueberzug von Werg und Pech versehen, an Kienpfählen an-

gebunden die Gärten des Kaisers erleuchten mußten, — Niemand weiß es. Gewiß hat er, groß wie im Leben, in der Arbeit, im Leiden, im Glauben, so auch im Tode groß und herrlich geendet.

Paulus ist unter den Verkündigern der Lehre Christi der Erste, welcher den Sinn des Opfers und den tiefen Geist des Erlösers mit allen seinen der Zukunft zugewendeten Gedanken und Folgerungen, sowie das Ueberragen des Christenthums über das Judenthum am klarsten erkannt und daraufhin sein Bekehrungswerk unter den Heiden begonnen hat. Daher war sein frühzeitiger Bruch mit der jüdischen Sitte und Weltanschauung unvermeidlich. Mag es sich mit seiner eigenen Umwandlung und besonders mit dem Gesicht bei Damaskus verhalten wie es wolle, so schreibt sich doch sein für Verbreitung des Christenthums unter der Heidenwelt so bedeutungsvolles Wirken und Streben von diesem Wendepunkte in seinem Leben her. Er glaubt sich von da ab im Besitze des heiligen Geistes, welcher seine Seele mit einem vorher nicht gekannten Licht durchdringt, und er hält fest an dem erlangten Besitz der „Gotteskindschaft". Die Gewissensfreiheit, deren er sich bewußt ist, treibt ihn, solche für Andere in Anspruch zu nehmen, und dieses Gefühl befähigt ihn zu einer unbeschränkten Liebe und Freudigkeit des Wollens; er betont die Unzulänglichkeit aller und jeder „Werkthätigkeit" zur Erlösung der Seele, nicht minder durchschaut er den Selbstbetrug des frommen Scheins äußerer Uebungen und strebt nach Aufhebung aller trennenden Gesetze und Sitten, die als Schranken zwischen Gott und dem Menschen und zwischen den Menschen unter sich, nach Stand, Geschlecht und Abkunft, errichtet wurden.

Solcher Art sind die großen Ideen und Grundsätze des Heidenapostels. Sie haben die Welt aus den Angeln gehoben und bilden bis auf unsere Tage die Grundlage aller wahren Menschen- und Völkerbefreiung. Und wie hoch auch Paulus die Person Jesu stellt, überall spricht er von der Unterordnung derselben unter den ewigen Gott, und zwar in einer Weise, wie ein Gott sich dem andern nicht unterordnen könnte. Unverhohlen nennt er den Messias einen Menschen, obwol er ihm wahrhaft göttliche Eigenschaften zugesteht. Für ihn war Jesus der Retter unseres Geschlechtes, der Versöhner und Erlöser. In diesem Gedanken gipfelt die Begeisterung und Verehrung des Apostels für den vom Judenthum so sehnlich erwarteten Messias. Jedem Denkenden, selbst Jenen, die sich heute fragen, ob sie noch Christen seien, muß Jesus Christus groß und heilig erscheinen, auch wenn ihm nichts übrig geblieben als sein „Kreuz und sein Grab", nachdem er das ihm vom Vater aufgetragene Werk so herrlich vollbracht und Millionen zur Nachfolge veranlaßt hat. Und die Lehre Christi bleibt die höchste Religionsverkündigung, weil sie, allen Widersprüchen anderer Religionen enthoben, sich im Besitz der Geisteswahrheit halten darf, auf Grund einer reinen gotteinigen Gesinnung und einer herzensfreudigen Thatbereitschaft. So ist das Christenthum die Religion der allumfassenden Liebe, der Demuth und Menschenwürde, nach oben der glaubenserfüllten Hoffnung, nach unten der Hingebung in den Willen des Herrn.



Gestörter christlicher Gottesdienst in den Katakomben.



III.

Treue in der Verfolgung.

Ignatius von Antiochien. Polykarp von Smyrna. Blandina und Apollonia. Felicitas und Perpetua. Cyprian.

(Zweites Jahrh. n. Chr.)

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."
Offenb. 2, 10.

Die Tempel der Götter sind fast verlassen und die heiligen Gebräuche an vielen Orten unterbrochen. Man kauft keine Opferthiere mehr, um den Göttern zu opfern. Der Aberglaube der Christen ist von den Städten zu den Dörfern vorgedrungen, einer von dem Winde allenthalben hin verbreiteten ansteckenden Krankheit gleich" — mit diesen Worten wendet sich ein Statthalter in Kleinasien am Anfange des zweiten Jahrhunderts an den römischen Kaiser Trajan, um von ihm Verhaltungsmaßregeln gegenüber dem siegreich fortschreitenden Christenthum zu erbitten. So hatten wenige Jahrzehnte hingereicht, um der Religion des Geistes und der Liebe

Raum zu schaffen. Die Zeit war eben erfüllt und die Menschheit begierig, die Wahrheit des Reiches Gottes zu empfangen. —

So lange die Christen nur als eine kleine jüdische Sekte den Heiden verächtlich erschienen, hatte man sie gewähren lassen und bisweilen sogar gegen die Wuth der Juden beschützt; als aber ihre Zahl in allen Ländern unter allen Ständen auf eine so erstaunliche Art sich vermehrte, begann auch das Heidenthum mit Unmuth und Besorgniß auf sie zu blicken. Priester und Gewalthaber, die heidnischen Religionshüter, rafften ihre besten Kräfte zusammen; der heidnische, auf den alten Götterglauben gegründete Staat entschloß sich zur Vertheidigung und Abwehr gegen das Andringen der gefährlich erscheinenden Neuerungen. Bald wetteiferten die Kaiser und die Statthalter mit dem großen Haufen in den auf Vernichtung der Christen gerichteten Bemühungen. Natürlich und unvermeidlich erscheint's, daß die Mächte der Welt gegen den Geist Jesu Christi den Kampf begannen und daß die Bekenner Jesu ihre Treue in diesem Kampfe auf Tod und Leben zu bewähren hatten. Man darf es deshalb auch nicht geradezu als Thaten der Ruchlosigkeit, als Verbrechen schändlicher Kaiser ansehen, wenn diese im Interesse des Staates, den sie vertraten, den neuen Glauben auszurotten suchten; sehr wohlgesinnte, milde und in jeder anderen Hinsicht achtungswerthe Herrscher gehörten zu den entschiedensten Feinden des Christenthums. Aus Besorgniß für den Bestand des Reiches oder weil er an die Gefährdung der Sicherheit desselben glaubte, dabei voll Mißtrauen gegen die neue Religion, welche Alles, was seither für heilig gegolten hatte, über den Haufen warf, wurde die Ausübung derselben vom Kaiser Trajan verboten. Doch wollte er die Christen nur dann, wenn sie als Feinde der Götter angeklagt wurden und nicht dazu zu bringen waren, in den Tempeln den Göttern zu opfern und ihren Glauben zu widerrufen, mit dem Tode bestrafen lassen. Man führte demnach die Angeklagten vor die Bildsäulen der Götter und des Kaisers. Entschlossen sie sich zu ihrer Anbetung, d. h. zur Verleugnung Christi, so wurden sie sofort auf freien Fuß gesetzt. Dies thaten wol wenige nur; denn welcher Christ sich schwach zeigte, ein solcher konnte niemals wieder froh werden, er sah sich von den Genossen als ein Abtrünniger und Verlorener ausgestoßen und gemieden. Wer aber stark und entschlossen, den Lockungen und Drohungen der Priester und Richter zum Trotz, Gefängniß und Tod wählte, den pries man in der Gemeinde als einen Blutzeugen, als ein verehrungswürdiges Opfer der gerechten Sache, als ein unvergeßliches Vorbild in der Treue und im Gehorsam gegen Gott. Sein Name wurde fortan nur mit Ehrfurcht genannt; der Märtyrer des Glaubens war ja nun des Schicksals Christi selbst theilhaftig geworden. —

Eins der ergreifendsten Beispiele solcher Bekenntnißtreue und Glaubensfestigkeit bietet unter den Tausenden die Geschichte des greisen Ignatius, des berühmten Bischofs der Kirche von Antiochien. Er zählt unter die „apostolischen Väter", d. h. zu jenen ältesten und edelsten Kirchenlehrern, welche noch aus dem Munde der Apostel das Wort des Lebens empfangen hatten. Von Johannes hatte er den feurigen Geist des Eifers; von Paulus, dessen Werk er in Antiochia fortführte, den festen, unerschrockenen Sinn. An der

Spitze der blühenden Gemeinde in der alten Hauptstadt Syriens, dem reichen Stapelplatz des Handels und Verkehrs zwischen dem Osten und dem Westen der alten Welt, genoß er in weite Ferne hin ungewöhnliches Ansehen. Ihm war es zum guten Theile zu danken, daß sich die Mitgliederzahl der Gemeinde in stetem Wachsthum befand und daß der innere Zustand der Kirche einen erhebenden Anblick durch ihre Einmüthigkeit und Liebesthätigkeit darbot. Auf ihn richteten sich darum Aller Blicke zuerst, als durch die strengen Anordnungen des Kaisers Trajan der Haß der jüdischen und heidnischen Bevölkerung gegen den Geheimbund der Christen zum Ausbruch getrieben wurde.

Den Anlaß zu den schrecklichen Auftritten in Antiochia und in Kleinasien überhaupt bot ein furchtbares Erdbeben, welches im Jahre 115 die Bewohner in Furcht und Verzweiflung setzte. Man erkannte darin ein Zeichen von dem Zorne der Götter, deren Tempel verödet standen, eine Aufforderung, endlich der gottlosen Christensekte ein Ende zu machen. Dem Wuthgeschrei des Pöbels gaben die kaiserlichen Beamten nach; eine Menge Christen wurden als Beleidiger der göttlichen und kaiserlichen Majestät vor den Richter geführt und verurtheilt. Ignatius aber ward vor den Kaiser selbst geschleppt, der sich damals gerade in Kleinasien befand.

Da steht nun der durch Alter, Frömmigkeit und Weisheit ehrwürdige Glaubensstreiter vor dem Herrn der Welt, der auf seinem elfenbeinernen Throne, mit dem schimmernden Purpur angethan, bald mit Bewunderung, bald mit Zorn das ehrwürdige Antlitz des milden Greises betrachtet. „Wer bist du, böser Christ?" herrschte nach langem Schweigen der Kaiser den Bischof an. „Wie kannst du es wagen, meinen Befehlen zu trotzen und Andere in das Verderben zu ziehen?" Ignatius antwortete mit Ruhe und Unerschrockenheit, er thue das, was ihm sein Glaube gebiete, und er berufe sich auf das Bekenntniß der Christen. Und dabei blieb er. Da rief Trajan im höchsten Unwillen: „Nun gut, du willst nicht anders! Daher befehlen wir, daß dieser Ignatius, welcher behauptet, den Gekreuzigten in sich zu tragen, durch Kriegsleute gebunden in die Weltstadt Rom geführt und daselbst zur Belustigung des Volkes den wilden Thieren zum Fraße vorgeworfen werde." Als Ignatius das hörte, erhob er die Hände und betete: „Ich danke Dir, o Gott, daß Du mich mit vollkommener Liebe zu Dir begnadigt hast und mich wie Deinen Apostel Paulus mit eisernen Banden binden lässest." Es gab nun keinen Aufenthalt mehr; der Bischof wurde aus den Armen seiner klagenden Gemeinde gerissen, wie ein schwerer Verbrecher in Ketten gelegt und einer Abtheilung Kriegsknechte zur Ueberführung nach Rom übergeben. Unterdessen machten sich einige Freunde auf den Weg, um wenn irgend möglich mit Hülfe der römischen Christen die Rettung des greisen Führers vorzubereiten, während der alte Mann unter dem Hohn und den Mißhandlungen seiner Wächter davongeschleppt wurde. Fast wäre er den Strapazen, der üblen Behandlung und der Hinfälligkeit des Alters erlegen. Bald zog er dahin auf der Landstraße; bald ward er, eingepfercht in einen schmuzigen Schiffsraum, von Station zu Station weiter geführt; dann galt's wieder viele Tagemärsche zurückzulegen über das griechische Festland hin nach einem Hafen, wo ihn endlich ein nach

Rom bestimmtes Schiff aufnahm. Aber wie groß auch die Leiden sein mochten, die er erduldete, er ertrug sie mit Sanftmuth und Geduld — litt er doch für Christus. Dieser Gedanke hielt ihn aufrecht. Stets sah man ihn heiter, lächelnd; man hörte ihn nur den Christen, die ihm begegneten und welche sein Schicksal beklagten, Muth und Trost zusprechen. Diese Begegnungen mit den Brüdern, das waren seine Erquickungen. In Smyrna, wo es einen längeren Aufenthalt gab, fand er inmitten einer aufblühenden Gemeinde den edlen Bischof Polykarp, einen jüngeren Freund, mit welchem er durch die Verehrung für den gemeinsamen Lehrer Johannes eng verbunden war. Welch ein wehmüthiges Wiedersehen! Während sie die Noth der Zeit und die Hoffnungen der Zukunft besprechen, eilen eine Menge Gesinnungsgenossen herbei, um den geliebten und vielbewunderten Greis im Gefängniß zu besuchen. Auf die rasch sich verbreitende Kunde seiner Ankunft in der benachbarten Hafenstadt erscheinen aus allen Nachbarplätzen Abgeordnete der Gemeinden in gleicher Absicht. O, es waren herrliche Tage für ihn, deren Erinnerung ihn auf der erschöpfenden Reise begleitete und welche ihm in den stillen Stunden den Griffel in die Hand gab, um den Freunden noch einmal brieflich zu danken und auszusprechen, was auf seinem Herzen lag. Auch nach Rom schickte er einen Brief voraus und bat darin herzlich, doch ja keinen Schritt für seine Begnadigung zu thun und nicht zu verhindern, daß er dem Märtyrertode entgegengehe. „Ich fürchte mich fast vor eurer Liebe", schrieb er, „weil ich begierig bin, mein christliches Glaubensbekenntniß mit meinem Blute zu besiegeln. Nie wird mir wieder eine solche Gelegenheit zu Theil werden, zu Gott einzugehen. Wenn ihr stille seid, werdet ihr dem Herrn wie in einem Chore der Liebe lobsingen, indem ihr mich sein Eigenthum werden lasset, der ich vom Aufgang der Sonne hierher zum Niedergang gebracht worden bin. Wie schön ist's für mich, vor der Welt niederzugehen und in Gott aufzugehen. Ueberlasset mich getrost den wilden Thieren, ich bitte euch! ich bin ein Weizenkorn Gottes und möchte von den Zähnen der Unthiere zermalmt werden. Schmeichelt den Bestien, daß sie mein Grab werden und nichts von mir übrig lassen, auf daß ich nach dem Tode Niemand beschwerlich falle." — Also durchglüht von der Sehnsucht des Todes und von der Liebe zu dem Heilande, eilte er mit einer unglaublichen Freude dem Tode entgegen.



Der Märtyrer Ignatius. Nach den Monatsheiligen.

Als man den Hafen der Tiber erreicht hatte, harrten auch schon die rö-

mischen Christen seiner. Sie gaben ihm den Bruderkuß und das Geleite in die Stadt des Verderbens. Die Führer des beständig von den Soldaten überwachten und angetriebenen Zuges schienen Eile zu haben, damit die Zeit der Spiele in der Hauptstadt nicht vorüberginge, ehe man ankäme. Die Hände an zwei Soldaten gefesselt, von den übrigen besonders wegen der nachfolgenden und vorauseilenden Scharen der Christen scharf im Auge behalten, so hielt der ehrwürdige Bischof seinen Einzug in Rom. Es fiel schwer, durch das festliche Getümmel durchzudringen. Ueberall wogten auf Straßen und Plätzen lärmende und lustige Volksmassen hin und her. Es war ja der letzte Tag des Festes der Saturnalien. Vielleicht war doch auch hie und da ein mitleidiges Herz, das nicht ohne eine Thräne des Erbarmens die greise Gestalt nach dem Cirkus vorüberführen sah.

In großer Eile wurde der Gefangene den Wächtern des blutigen Schauspielhauses abgeliefert. Kaum blieb ihm Zeit zum Abschied und zum Gebet. Schon sättigte in unübersehbaren Reihen das blutlechzende Volk seine Blicke an den Schlachtopfern, deren Stöhnen man vernahm; schon brüllten die Löwen und andere Bestien nach ihrer Beute. Da sah sich auch Ignatius in die Arena gedrängt. Er schaute nicht nach den Hunderttausenden, die ringsum mit verhaltenem Athem dem blutigen Ausgange des Schauspieles harrten; er blickte nicht nach den Ungeheuern der Wüste; er sah hinauf nach dem Himmel und betete. Noch ein Augenblick, und sein Blut färbte den Sand. Unter dem Jauchzen der Menge ward das Gebet und Seufzen der Christen erstickt, welche dem theuern Manne bis hierher gefolgt waren.



Der heil. Polykarp. Aus den Monatsheiligen.

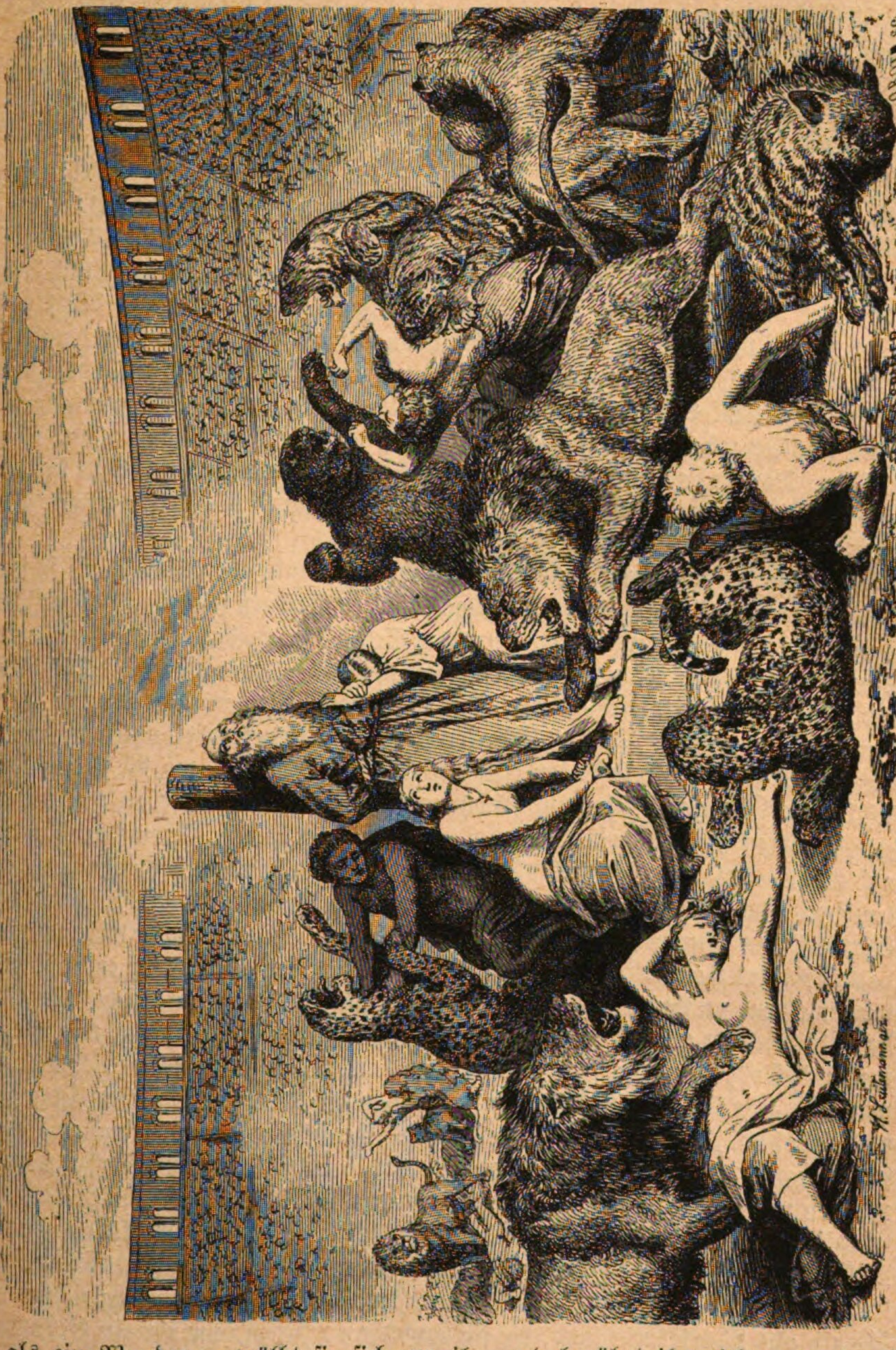
Als sie sich von ihrem Entsetzen erholt und als die Massen sich verlaufen hatten, stiegen die Brüder in die Arena hinab, sammelten die Gebeine des Märtyrers, wickelten sie in Leinwand und schickten sie nach Antiochien. Dort bewahrte man sie als ein Heiligthum. Hatte man den Lebenden geliebt und verehrt, so galten nun seine Ueberbleibsel als ein herrliches Gemeindegut. Es fehlte nicht an Solchen, welche der Meinung waren, daß dieselben die Kraft hätten, Wunder zu thun, Krankheiten zu heilen und das Leben zu verlängern. Anderen war ihr Anblick eine Ermunterung zur Nachfolge in der Treue und in der Freudigkeit des Todes. Und allgemein war man überzeugt, es könne kein herrlicheres Ende geben, als das eines Blutzeugen, und keinen größeren Ruhm

für alle Zeiten. Es boten sich fortan Gelegenheiten genug, beides zu erwerben. Denn während der nächsten 200 Jahre hat die Verfolgung der Christen nie ganz aufgehört, sich vielmehr in steigendem Maße an allen Orten wiederholt. Zu dem Vorwurfe, daß das Christenthum den Staat gefährde, fügte der blinde Haß des Volkes noch andere entsetzliche Beschuldigungen, wie diejenige, welche man in den finsteren Zeiten der Judenhetzen den unglücklichen Kindern Israels zur Last legte. Da sollten in den Versammlungen der Christen Kinder geschlachtet und verzehrt werden; weiterhin glaubten bethörte Menschen, daß die Bekenner der Jesureligion gar das Blut ihrer Feinde tränken. Nichts rettete die Christen, nicht der Hinweis auf ihre Sittenreinheit, nicht ihre Bescheidenheit, nicht ihr friedliches, arbeitsames Leben, nicht ihre Zurückgezogenheit, nicht ihr hülfreiches Thun; wie keine Tugend, so bot auch kein Schlupfwinkel Sicherheit vor den Nachstellungen, vor Verleumdern und Verräthern, welche die Wohnungen der Christen auskundschafteten und ihre Namen den heidnischen Richtern überlieferten. Bisweilen geschah es dann wol auch, daß der aufgehetzte Pöbel ihre Häuser überfiel, ausplünderte, zerstörte und die Bewohner, wenn sie nicht rechtzeitig geflohen waren, dem Tode überantwortete.

So im Jahre 167 in Smyrna, wo Juden und Heiden gemeinsam ein entsetzliches Blutbad anrichteten. Mitten in dem Tumulte ertönte der Ruf: „Wo steckt der christliche Gottesleugner? Herbei mit Polykarp, dem Beleidiger der Götter! Wo hält sich der Bischof der Christen verborgen?" Man durchsuchte die Stadt und fand ihn nicht. Endlich endeckte man seinen Aufenthalt in einem Landhause, wohin ihn vermögende Freunde in Sicherheit gebracht. Ein wüster Haufe umlagerte das Haus. Da trat freundlich und heiter die ehrwürdige Greisengestalt den Wüthenden entgegen, ließ ihnen Speise und Trank reichen und bereitete sich, während sie schmausten, zum Tode. Auf dem Wege zur Stadt suchte man ihn zum Widerruf zu bewegen und man gedachte, ihn durch Mißhandlungen, Schläge und Stöße einzuschüchtern. Vergebens. Auch im Verhör begann der Statthalter damit, ihn zur Verleugnung Christi aufzufordern. Umsonst. „Sechsundachtzig Jahre", sprach Polykarp, „habe ich nun meinem Herrn gedient und er hat mir kein Uebles gethan — wie könnte ich meinem Könige und Heiland fluchen?" Der Statthalter fuhr fort, in den Bischof zu dringen, ja ihn zu bitten, zu warnen, endlich zu drohen. „Ich habe wilde Thiere", rief er, „denen will ich dich vorwerfen, wenn du dich nicht eines Besseren besinnst." — „Laß sie nur kommen", entgegnete ruhig Polykarp, „und drohest du mir mit Feuer, das nur eine Stunde lang brennt und über ein Kleines verlöscht, so kennst du nicht das Feuer des zukünftigen Gerichtes und der ewigen Strafe, welches den Gottlosen bereitet ist. Doch, was säumest du? Verhänge über mich, was du willst!"

Ueber eine Stunde hatte das Verhör gedauert. Schon wurde das Volk unruhig und verlangte nach dem Opfer. „In das Feuer mit ihm!" rief es aus seinen Reihen. „Er soll verbrannt werden, der Feind der Götter, der Lehrer der Gottlosigkeit, der Verführer des Volkes!" so hallte es wieder aus dem Munde des Richters. Und auf der Stelle wird der Scheiterhaufen errichtet, unter Jubelgeschrei schleppen die Bethörten Holz und Stroh herzu. Unter-

dessen betet der Verurtheilte. Kaum hat er sein Amen gesprochen, so lodert die Flamme empor. Aber statt ihn zu versengen — die Christen priesen das



Christliche Märtyrer im Circus zu Rom.

als ein Wunder — wölbt sie sich um ihn und berührt ihn nicht. Da durchsticht ihn Einer mit dem Spieße, es wird der Leichnam zu Asche verbrannt,

Nichts bleibt den Christen von ihm übrig als das Gedächtniß seines Zeugentodes, das sie fortan mit verehrungsvoller Andacht feiern. —

Auch über diesen Märtyrer gingen bald mancherlei fromme Ueberlieferungen von Mund zu Mund unter den Christen So zeigte man einen Kirschbaum vor der Stadt, der aus einem von ihm in die Erde gesteckten dürren Stabe erwachsen sein sollte. Weiterhin erzählte man sich, daß aus seiner Todeswunde eine Taube, das Sinnbild des heiligen Geistes, zum Himmel geflogen sei. Und noch vielerlei der Art, — ein Zeichen von der Verehrung, welche die Christen Denen widmeten, die den Tod durch der Heiden Hand erlitten, und ein Beweis, welchen hohen Werth sie gerade einem solchen Tod beimaßen. Zuletzt übertrieben sie diese Verehrung, als sie die Märtyrer und das von ihnen vergossene Blut heilig sprachen. „Immer zu!" riefen sie den Verfolgern zu; „verurtheilt, martert, kreuzigt uns nur. Solches offenbart unsere Unschuld und mehrt unsern Glauben. Wir sehnen uns darnach, zu leiden, um die Gnade Gottes völlig zu gewinnen und Vergebung der Sünden zu erlangen. Denn alle Vergehen werden Denen erlassen, die für ihren Glauben den Tod erleiden. Darum danken wir euch sogar, wenn ihr uns verurtheilt. Gott spricht uns frei. Es ist weit besser, den Tod zu erleiden um Jesu Christi willen, als im warmen Bett an elendem Fieber zu sterben."

Abgesehen von mancherlei Uebertreibungen und abergläubischen Mißbräuchen, welche sich an diese Vorgänge knüpften, fordern jene christlichen Helden unsere volle Bewunderung heraus. Selbst die Heiden blickten oft mit Staunen auf ihren Todesmuth. Es war nichts Seltenes, daß die Wächter und Henker der Gefängnisse, von dem Anblicke so großer Begeisterung und Hingebung ergriffen, sich zum Glauben der Eingekerkerten bekannten und mit ihnen das Blutgerüst bestiegen. Und nicht blos im Osten, wo die Menschen sich leichter leidenschaftlichen und schwärmerischen Gefühlen hingeben, und unter dem stärkeren Geschlechte der Männer, nein, auch im gemäßigteren Abendlande und unter dem zarten Geschlechte der Frauen fehlte es nicht an heldenhaften Bekennern. Im südlichen Frankreich, in Lyon und Vienne, wo früh schon das Christenthum Wurzel geschlagen, erfüllte sich in demselben Maße wie sonstwo das Wort des Herrn: „Und es wird die Zeit kommen, daß, wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran." Es war dort nichts Neues, daß die Christen auf öffentlicher Straße beschimpft und mißhandelt, mit Steinen und Koth beworfen oder beim geringsten Widerstand niedergeschmettert wurden. Die Angabe eines Sklaven, welchen die Folter zu jeglicher Aussage getrieben hatte, genügte, um sie als die abscheulichsten, fluchwürdigsten Verbrecher zu brandmarken, die Gefängnisse mit ihren Gebeten und Seufzern anzufüllen und das Blut von Männern, Frauen und Kindern in Strömen fließen zu lassen. Pothinus, der neunzigjährige Bischof, ward vom Pöbel seinem Richter entrissen und zu Tode gepeinigt. Aber das ergreifendste Schauspiel bietet Blandina, ein zartes Mädchen, welches mit einer unvergleichlichen Geduld alle Martern bestand, die ihr angethan wurden, um ihr ein Geständniß christlicher Verbrechen abzupressen. Sie hatte nichts zu gestehen als ihre Unschuld. Alle Peinigungsarten wurden an ihr versucht, von der Geißelung



Apollonia überliefert sich freiwillig dem Flammentode.

Werner: Helden der Kirche.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

an bis zum Rösten auf einem glühend gemachten Stuhl von Eisen. Sie wiederholte nur immer die Worte: „Ich bin eine Christin, unter den Christen wird nichts Böses begangen.“ Mit großer Freudigkeit trat sie auf den Kampfplatz, wo ihrer und der Genossen die wilden Thiere harrten. An einen Pfahl gebunden, mit ausgebreiteten Armen, den Blick gen Himmel gerichtet, erwartete sie den Tod. Allein keines der Thiere schien sich an sie wagen zu wollen, so erzählt die Legende. Man mußte sie wieder vom Pfahle loslösen. Nachdem sie neue Qualen erduldet, ward sie zuletzt in ein Netz gebunden und einem Stiere vorgeworfen, der ihr den Todesstoß gab. — Einer anderen Heldin, Apollonia zu Alexandrien, ward gedroht, man werde sie einem bereits angezündeten Holzstoße übergeben, wenn sie nicht den Gott, den Jesus verkündet, lästere. Apollonia bat, ihr auf kurze Zeit den Gebrauch ihrer gefesselten Gliedmaßen und einige Bedenkzeit zu vergönnen. Sobald sie sich ihrer Fesseln entledigt sah, stürzte sie sich freiwillig in die Flammen; sie hoffte dadurch, anderen weniger beherzten Verfolgten Muth und Beharrlichkeit einzuflößen, wenn sie sähen, wie entschlossen sie den Feuertod für ihren Glauben und ihre Unschuld über sich ergehen ließ.

Es schien, als ob die Treue zu Christus alle anderen Gefühle und Wünsche der menschlichen Seele in sich aufgenommen und erfüllt habe. Selbst die Liebe der Mutter, die stärkste aller Empfindungen, die es auf Erden giebt, vergaß sich, wenn es galt, ihr Theuerstes dem Herrn zu opfern. Als der junge Symphorianus, der es verweigert hatte, bei einem heidnischen Feste vor dem Bilde der Göttin niederzufallen, hingerichtet werden sollte, erschien seine Mutter und sprach ihm Muth ein. „Mein Sohn, mein Sohn“, rief sie unter Thränen, „habe den lebendigen Gott im Herzen. Sei standhaft; wir haben den Tod nicht zu fürchten, der so sicher zum ewigen Leben führt. Droben sei dein Herz, mein Sohn, sieh auf den, der im Himmel thront. Heute wird dir das Leben nicht genommen, sondern zu einem besseren verklärt. Durch einen seligen Tausch, mein Sohn, gehest du heute zum himmlischen Leben über.“

Wenden wir uns von Frankreich nach Afrika, so wiederholt sich vor unseren Blicken dasselbe erhabene Schauspiel christlicher Treue bis in den Tod. Vergebens hatte dort der gelehrte Tertullian seine beredte Stimme bis zum Kaiserthron erhoben und die christliche Sache vor der Menschheit zu rechtfertigen versucht, ebenso vergebens, als vorher und nachher die edelsten Christen in Wort und Schrift die Unschuld, Friedfertigkeit und Reinheit der Anhänger der Religion der Liebe zu beweisen unternahmen. Um das Jahr 200 kam das längst erwartete Unheil auch hier zum Ausbruch und zwar in einer Ausdehnung und Furchtbarkeit, wie es der Größe und Verbreitung des Christenthums in den genannten Gegenden entsprach. Wir heben hier aus der großen Menge glorreicher Ueberlieferungen nur die Erinnerungen an die beiden Frauen Felicitas und Perpetua hervor, beide noch im jugendlichen Alter, beide Mütter, die Eine eine arme Dienerin, die Andere von vornehmer Geburt, jede von Beiden noch im Katechumenat, d. h. auf der Vorstufe vor dem vollen Eintritt in die Gemeinde, ohne noch die heilige Taufe empfangen zu haben.

Zuerst wurden alle Mittel der Güte in Anwendung gebracht, um Beide zum Abfall zu bewegen. Ihre Standhaftigkeit hatte die schwersten Proben zu

überwinden. Der Vater der Perpetua kam, bat und beschwor seine Tochter, sich ihm und den Ihren zu erhalten. Er bot sein ganzes väterliches Ansehen auf: er befahl und drohte mit Gewalt. Aber so tief der Schmerz der Tochter beim Anblicke des unglücklichen Greises sein mochte, so gern sie für ihren Vater, der mit seinen Thränen ihre Hand benetzte, Alles hingegeben hätte, sie überwand auch diese große Bitterkeit ihres Leidens. „Ich weine", rief sie aus, „über die grauen Haare meines Vaters; ich seufze, daß er allein in meiner Familie sich über meinen Tod nicht freut. Wisset, daß wir uns selbst nicht angehören, wir stehen unter Gottes Gewalt."

Es war den Diakonen der Gemeinde gelungen, Zutritt zu den Gefangenen zu erhalten. Sie brachten ihnen die heilige Taufe und das heilige Abendmahl und verwandelten also den Kerker in ein Haus des Herrn. Das dumpfe, übelriechende, modrige Grab der Freiheit wurde den frommen Frauen zur Herberge der Seligkeit. Bald hatte Perpetua ihren Mitgefangenen Gesichte und Erscheinungen zu erzählen, welche die unerschütterliche Hoffnung ihres Glaubens bekundeten. Einmal sah sie eine goldene Leiter zum Himmel emporgerichtet, ringsum Schwerter und Spieße, unten ein gieriger Drache. Ueber ihn hinweg schwang sie sich auf die Leiter und stieg zu einem schönen großen Garten hinauf, wo der gute Hirte, umgeben von vielen Tausenden, sie willkommen hieß und ihr stärkenden Trank darreichte. Diese und andere Träume dienten ihr und den Leidensgenossen zur höchsten Erbauung und Tröstung. Bald nahte auch der Tag, daß sie Alle auf öffentlichem Markte zum Verhöre geführt wurden. Dem Bekenntniß folgte das Todesurtheil. Den letzten Tag noch feierten sie im Kerker das Liebesmahl und gar lieblich ertönten ihre todesmuthigen Weisen, Gott und Christus zu Lobe, so sehr auch die im Kerker weilenden Kriegsknechte und andere neugierige Spötter und Lacher sich über der Christen Thun lustig machten. Singend schritten sie, Perpetua voran, auf die Arena zu, in der sie mit den Thieren kämpfen sollten. Die edlen Frauen weigerten sich standhaft, die rothen Mäntel anzulegen, welche an das Kleid der Götzenpriester erinnerten, und die muthige Perpetua erklärte: „Freiwillig sind wir hergekommen, weil wir unsere Freiheit behaupten wollten; wir haben unser Leben dargeboten, um nichts dergleichen zu thun; solchen Vertrag gingen wir mit euch ein!" Nach der Geißelung begann der Kampf. Bären und Leoparden erwürgten die Männer; einer wilden Kuh wurden die Frauen vorgeworfen. Von dieser verwundet und zu Boden gestoßen, erhob sich Perpetua wieder, eilte ihrer ohnmächtigen Freundin zu Hülfe und bot, indem sie diese umschlungen hielt, einen so rührenden Anblick, daß selbst der rohe Haufe der Zuschauer zu Mitleid bewegt wurde. Die Verwundeten wurden bei Seite geführt und einer der Brüder trat zu ihnen, um sie zu stärken. Da war es, als ob Perpetua aus einem tiefen Traum erwache. Sie war bislang im Zustande der Verzückung verharrt und hatte von Allem, was mit ihr vorgegangen, nichts gesehen, gehört und gefühlt.

Als das schreckliche Schauspiel zu Ende ging, erschienen die übrig gebliebenen Bekenner noch einmal in der Arena, gaben sich den Bruderkuß und starben fast lautlos unter dem Schwerte des Henkers. Nur Perpetua, getroffen,

doch nicht getödtet, mußte selbst die Spitze des Schwertes auf ihre Brust richten, um in das Reich des Friedens einzugehen. Die Geschichte erzählt viele Hunderte von Beispielen größten Opfermuthes. So viel ist gewiß, daß zu Anfang des vierten Jahrhunderts das Christenthum schon in alle Kreise der Römerwelt eingedrungen war. So berichtet die Legende von dem Märtyrertod, welchen zu gleicher Zeit 40 Mann der zwölften Legion des Heeres erduldet. Dieselbe stand damals, im Jahre 320, zu Sebaste in Armenien. Auf kaiserlichen Befehl sollten alle Soldaten bei Todesstrafe den Göttern opfern. Da traten 40 Männer aus den Reihen hervor, bekannten sich öffentlich als Christen und weigerten sich, trotz aller Verheißungen und Drohungen, den Götzen zu dienen. Die 40 ritterlichen Bekenner wurden sofort mit Ruthen gepeitscht und dann gefesselt in das Gefängniß geworfen. Nach einigen Tagen wurden sie abermals vor den Statthalter geführt, doch blieben sie ebenso standhaft. Nun wurden die Standhaften entkleidet, bis aufs Blut gegeißelt und nackt auf einen gefrornen Teich gesetzt. Mit einhelliger Stimme baten sie: „Vierzig der Unsern sind auf den Kampfplatz getreten; laß, o Herr, auch vierzig die Krone erhalten!" In diesem Augenblicke verließ ein Soldat die Eisdecke zum größten Schmerze seiner Kameraden und fiel vom Glauben ab. Erschüttert entschloß sich der Wächter, die Zahl der Vierzig zu ergänzen, zog seine Kleider aus und setzte sich zu den Starkmüthigen hin, mit den Worten: „Auch ich bin ein Christ!" Hierauf wurden diesen 40 Helden die Gebeine zerschlagen und sie aufgeladen, um auf einem Scheiterhaufen verbrannt zu werden. Den Jüngsten und Schwächsten, welchen die Peiniger zurücklassen wollten, trug seine heldenmüthige Mutter auf den Schultern zu seinen Kameraden, damit er ihrer Siegerkrone theilhaftig würde.

Genug der grauenhaften Bilder! Und doch haben wir nur einige Beispiele aus der überreichen Geschichte christlichen Martyrthums aus den ersten Zeiten der Ausbreitung der neuen Religion herausgegriffen. Wie hier, so begab es sich in Kleinasien, in Aegypten, in Italien, in allen Städten der mittelländischen Küstengebiete, in allen Gemeinden Christi. Dieselben grausigen Vorgänge wiederholten und steigerten sich lange Zeit hindurch in jedem Jahrzehnt, die Wuth der Christusverächter ließ nicht nach.

Besonders in der Mitte des dritten Jahrhunderts richtete ein Gesetz des Kaisers Decius die schrecklichsten Verheerungen an. Es fehlte zwar auch diesmal unter den Christen nicht an Schwachen und Furchtsamen, welche Flucht und Verbannung den Schrecken des Todes vorzogen; nicht an Solchen, welche die heiligen Schriften auslieferten, den Religionsstifter verleugneten und den Götzen opferten, um ihr Leben zu erhalten, aber diese Abgefallenen befanden sich doch in der Minderheit gegen die Menge der Getreuen, welche jeder Versuchung kühnlich widerstanden.

Auch damals ist es Karthago gewesen, welches von der Unduldsamkeit am Schwersten heimgesucht wurde. Der vorausgegangenen Schar der Gemeindeglieder folgte im Jahre 258 der Bischof Cyprian und mit ihm viele Lehrer und Vorsteher der Kirche in den Tod. Als er, einst ein gefeierter Redner und Sachwalter, hernach ein geliebter und wegen seiner Wohlthätigkeit bewunderter

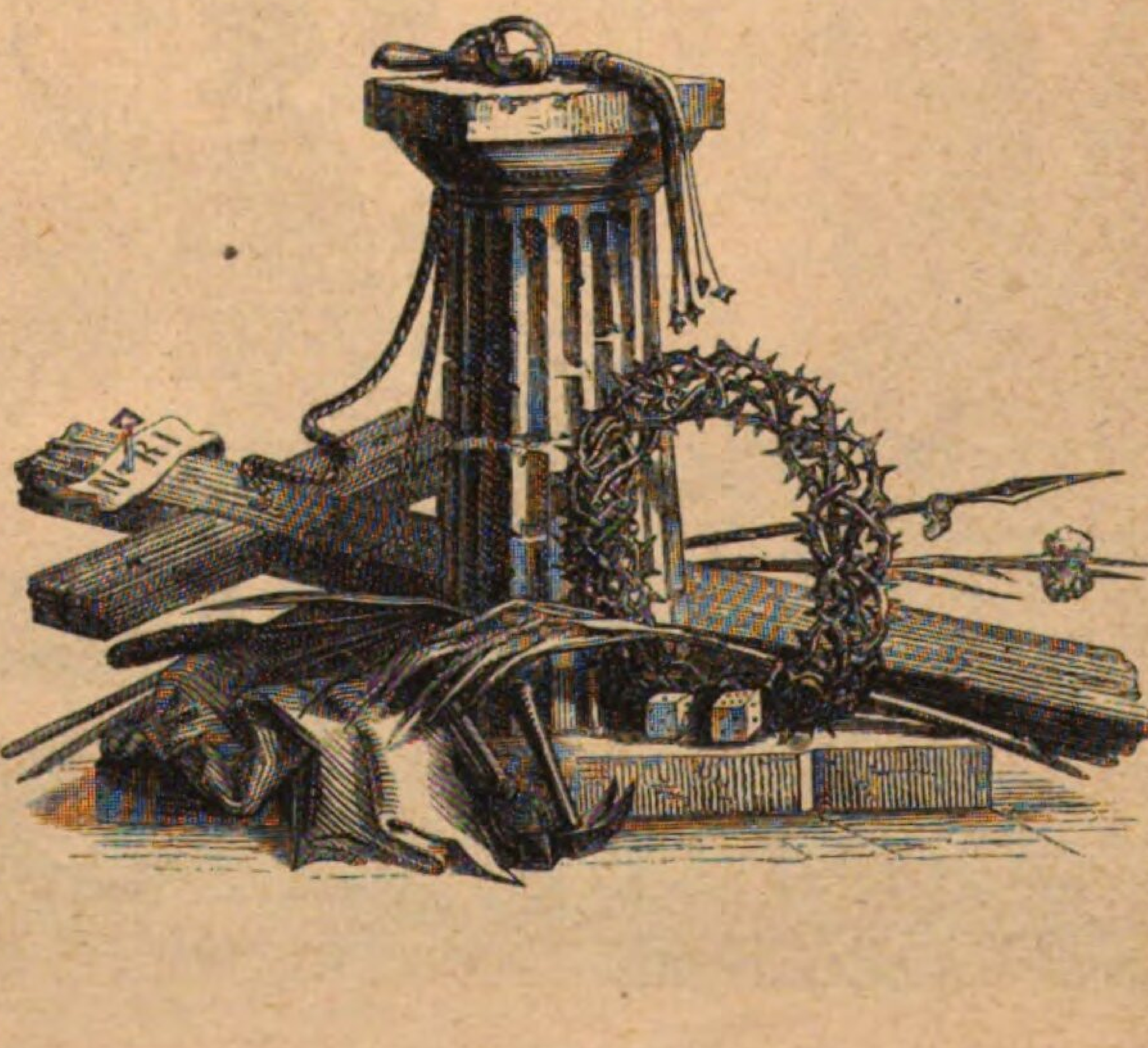
Führer der Gemeinde, in den Gerichtssaal trat, drang das heidnische Volk so wüthend auf ihn ein, daß er kaum vor Mißhandlungen geschützt werden konnte. Die Verhandlung war kurz. „Der Kaiser fordert, daß du den Göttern opferst" — sprach der Prokonsul. „Solchem Verlangen werde ich nicht gehorchen!" — war die Antwort. „So bange für dein Leben!" Cyprian erwiederte: „Thue, was dir befohlen ist, in einer so gerechten Sache läßt sich nichts verhandeln." Auf dem Richtplatz angekommen, ließ der entschlossene Christuszeuge dem Henker fünfundzwanzig Goldstücke auszahlen. Unter den Thränen der rathlosen Freunde fiel sein Haupt. Noch in derselben Nacht wurden seine Ueberreste mit großer Feierlichkeit bei Fackelschein in den Katakomben beigesetzt. In diesen unterirdischen Gängen und Hallen, die sich, wie in Rom, so in Karthago, meilenweit unter der Erde hinzogen, pflegten die Christen ihre Todten beizusetzen, das Antlitz nach Morgen gerichtet, von wo man den Ruf der Auferstehung erwartete.*) Die Gräber dort unten aber waren und blieben ein theures Heiligthum den Lebendigen. Man schmückte sie mit Bildern und Zeichen aus dem Leben Christi, mit der Palme des Sieges oder dem Lamme oder was sonst an ihr irdisches Leiden und ihre himmlische Vollendung erinnern konnte. Die Stadt der Todten sollte so wohnlich als möglich aussehen. Denn an den Jahrestagen der Märtyrer beging man hier den christlichen Gottesdienst, stärkte sich zum Ausharren im weiteren Kampfe und suchte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. So lange die Christen auf der Erde nicht geduldet wurden, suchten sie zeitweilig hier im schauerlichen Dunkel der Unterwelt Ruhe und Sicherheit. In Zeiten der Noth und Verfolgung dagegen fanden die Bedrängten in den weiten Gängen des Todes, wohin der furchtsamere Heide sich nicht so leicht begab, eine Zufluchtsstätte. So in den Tagen Diocletians, am Anfange des vierten Jahrhunderts, als die ersten christlichen Kirchenbauten den Flammen und der Zerstörung übergeben, die gesammelten heiligen Schriften vernichtet, viele Bischöfe verhaftet und getödtet wurden. In dieser schweren Zeit gab sich eine christliche Frau lieber selber den Tod, ehe sie ihre Ehre preisgab; um den Nachstellungen sich zu entziehen, stürzte eine andere sich und ihre beiden Töchter in die Wellen; die großartigsten Beispiele von Geistesstärke und Heldenthum stehen auch aus jener Periode des Christenthums in den Annalen der Kirche verzeichnet.

*) Die Einrichtung der Todtenkammern war eine verschiedene. Meist wurden längliche Oeffnungen längs der schmalen Gänge in den Stein gehauen und mit steinernen Tafeln geschlossen, worauf Zeichen, Bildwerke oder Inschriften angebracht waren. Es gab aber auch größere Grabkammern und geräumigere Bogengräber, mit Malereien und Skulpturen geschmückt. In den ersten vier Jahrhunderten hießen die Katakomben Cryptae (Krypten). Den Namen Katakombe erhielt zuerst das Coemeterium Calixti unter der Basilika S. Sebastiano, welches Papst Felix II. zum gottesdienstlichen Gebrauch einrichten ließ. Seit Konstantin dem Großen erlangte diese gottesdienstliche Verwendung immer stärkere Ausdehnung und es entstanden Kirchen über den Grüften der Märtyrer. Der kirchliche Gebrauch der Katakomben erhielt sich bis ins 7. und 8. Jahrhundert. Wasser aus Katakombenquellen, ja das bloße Trinken aus in Katakomben gefundenen Gefäßen muß noch heute Wunder verrichten. Noch in neuester Zeit wurden in allen Gegenden Italiens alte christliche Katakomben entdeckt, welche aber den Katokomben Roms in keiner Weise zu vergleichen sind.



In den Katakomben zu Rom.

Doch war dies die letzte unter den großen allgemeinen Verfolgungen der Christen. Nachdem sich das Heidenthum noch einmal in ihrem Blute berauscht, ihre Heiligthümer zertrümmert und geschändet und die ganze Verkommenheit und Ruchlosigkeit seines Wesens offenbart hatte, trat bald nachher die große Umwälzung im römischen Reiche ein, durch welche das Christenthum Bürgerrecht erhielt und über alle seine Feinde triumphirte. Im Jahre 313 verkündete der Kaiser Konstantin der Große durch das Edikt von Mailand der Welt, daß von nun an die Kirche Christi auch auf Erden einen mächtigen Beschützer habe solle, nachdem sie sich bis dahin durch die göttliche Allmacht troß Haß und Fluch, troß Mord und Brand von Seiten der Menschen erhalten und immer mehr erhoben hatte. Das Christenthum hatte seine Probezeit wohl bestanden. Es hatte der erschlafften heidnischen Welt das erschütternde und heilsame Beispiel einer Geistesstärke und Seelengröße gegeben, wie sie in den besten Zeiten des Alterthums und unter den edelsten Völkern nur in wenig einzelnen Fällen zur Erscheinung gekommen waren. Man hatte mit Staunen und Beschämung gesehen, was eine reine, freie und große Ueberzeugung, ein fester, gottinniger Glaube vermag. Man hatte zugestehen müssen, daß eine Religion, welche den Schwachen solche Stärke, den Leidenden solche Freudigkeit, den von Versuchungen Umringten solche Festigkeit verleiht, das Siegel der göttlichen Wahrheit an sich trägt. Und so läßt es sich begreifen, wie gerade die tiefen Leiden der Kirche einen herrlichen Sieg des Christenthums vorbereiteten. Aber auch an den erschlagenen und zermarterten Helden der Kirche bewährte sich die Verheißung: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“





Halle in der Bibliothek zu Alexandrien.

IV.

Der große Kirchenlehrer Origenes und seine Anhänger.

(185 — 254.)

„So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen." Jesus Christus.



Gewöhnlich oder doch sehr oft im Leben finden wir, daß Menschen, welche mit Armuth, Noth und Schmerzen zu ringen haben, die größte Kraft des Geistes darthun und eine seltene Fruchtbarkeit im Guten zeigen, während Andere gerade durch die Gunst ihrer Lage in Wohlleben und steter Ruhe zur Vernachlässigung ihrer reichen Anlagen und Verdumpfung der Seele verleitet werden. So hat auch die Kirche inmitten der Trübsal der Verfolgung, in der Anspannung aller ihrer Kräfte eine überraschende Blüte des Geistes entfaltet. Arbeit und Leiden erhebt und adelt. Vor den Scheiterhaufen und Blutgerüsten hat das christliche Denken und Leben seinen mächtigsten Aufschwung genommen.

Versetzen wir uns an den Wohnort der glänzendsten Denker und thätigsten Lehrer des Christenthums, in die Gemeinde von Alexandrien in Aegypten. Hier, wo nicht blos ein mächtiger Handelsverkehr bestand, wo auch die schönen Künste und Wissenschaften des griechischen Alterthums eine Stätte fanden und mit den religiösen Lehren des Morgenlandes sich verbanden, wo sich in den Prachtbauten des Museums und Serapeions, in der weltberühmten Bibliothek und den Lesezimmern der Philosophie der heidnische Gelehrte, der indische Büßer, der kluge Sohn Israels und der fromme Gläubige Jesu Christi begegneten — da lernte die christliche Kirche die Religion des Meisters und seiner Apostel mit den Anschauungen der Zeit vereinigen, sich mit weltlicher Weisheit durchdringen und für die neue Lehre die Klugen der Welt gewinnen. Ausgezeichnete Männer unterzogen sich dieser wichtigen Aufgabe, indem sie in der glänzenden Hauptstadt Aegyptens eine Schule der christlichen Weisheit, eine Lehranstalt der evangelischen Wahrheiten gründeten, welche an Tiefe und Gediegenheit der Lehre und der Lehrer sehr schnell mit den übrigen Schulen wetteiferte. Sie hieß die Katechetenschule, in welcher sich aus der Nähe und Ferne ganze Scharen von lernbegierigen Jünglingen, Männern und Frauen einfanden, getaufte und ungetaufte, Christen wie Heiden, um eingehenden christlichen Religionsunterricht zu empfangen und sich die Welt, die Geschichte, die Weisheit der Vorzeit im Lichte des Christenthums zeigen zu lassen. Ohne äußere amtliche Stellung, ohne irgend einen Lohn zu begehren, hatte in dieser Katechetenschule der berühmte Grieche Clemens, ein vielgereister, sehr gelehrter Mann, die Ueberzeugung verbreitet, daß das Evangelium die gereifte Frucht der Arbeit von Jahrtausenden sei und daß der wahrhaft Gebildete und wirklich Weise gar nichts Anderes erwählen könne als das Christenthum. Sein größter Schüler war Origenes, welcher, als Jener, durch die Verfolgung vertrieben, für Alexandrien verloren ging, das geistliche Erbe seines Lehrers antrat und das Werk in seinem Geiste fortsetzte.

Origenes, der Sohn christlicher Eltern, war um das Jahr 185 geboren. Der reiche Geist des leidenschaftlichen Knaben entwickelte sich unter der weisen Pflege eines edlen Vaters zu seltener Blüte. Die Festigkeit und Beharrlichkeit im Guten erwarb ihm früh schon den Beinamen „der Stählerne“ (Adamantinus). Mit täglichem Lesen der heiligen Schriften und mit dem Unterricht in der griechischen Literatur hatte seine Bildung begonnen. Im Besuche der gelehrten Schulen, sowol der heidnischen als der christlichen, erschlossen sich ihm die geistigen Schätze der Welt und die Verheißungen des Himmels. Mit einer großartigen Kühnheit wies er Alles von sich, was seine Sinne verwirren und sein Herz bethören konnte, um ganz in dem Reiche des Geistes aufzugehen und seiner Wißbegier und seinem Forscherdrange zu genügen. Mit Erstaunen und Ehrfurcht betrachtete man den seltenen Knaben. Oft, heißt es, habe der glückliche Vater Gott für einen solchen Sohn wie für eine große Gnade gedankt und wenn er schlief, die Brust des Knaben verehrungsvoll geküßt. Kein Tag verging, daß nicht der sorgsame Vater seinen Sohn in die Gottesdienste der Glaubensgenossen mit sich führte, dorthin, wo die Vorlesungen aus der heiligen Schrift, die vertraulichen und erbaulichen Anspra-

chen, welche die Aeltesten oder einzelne begeisterte Gemeindeglieder an die Anwesenden richteten, besonders aber die lieblichen Gesänge und Lieder, in welchen Christus verherrlicht wurde, eine hohe Begeisterung in dem Knaben erweckten.

So erwachte in Origenes früh bereits die Sehnsucht, in die Gemeinde eintreten und die Taufe empfangen zu dürfen. Diese wurde damals meist erst im reiferen Alter ertheilt, denn es war noch nicht Sitte, die Kinder zu taufen. Er besuchte nun die Schule des Clemens, um die für die Katechumenen, d. h. die zur Kirche Uebertretenden, übliche Zeit der Vorbereitung und Prüfung zu bestehen. Was für herrliche Tage waren das, als er sich immer tiefer in die Wahrheit eingeführt sah und auf die Fragen, die ihn längst beschäftigt hatten, Antwort fand. Welch' glückliche Zeit brach an, als er in einem jungen Mitschüler, Alexander, dem späteren Bischofe von Jerusalem, einen gleichgesinnten, edlen Freund gewann, mit welchem er sich in die bevorzugende Gunst des Lehrers theilte!

Aber ach! auch dieser liebliche Jugendtraum wurde durch eine jener furchtbaren Verfolgungen, die wir schilderten, grausam gestört. Mit einem Schlage sah sich der bisher so wohlhabende Vater des Origenes seines Vermögens beraubt und seiner Freiheit verlustig. Im Gefängniß wartete seiner Qual und Tod. Origenes zitterte. Doch sandte er einen mit vielen Thränen benetzten Zettel in den Kerker, auf welchem die heldenmüthigen Worte standen: „Mein Vater, hüte Dich, daß Du nicht um unsertwillen anderen Sinnes werdest!" Stürmisch verlangte der Sohn, zugleich mit dem theuern Vater den Tod zu erleiden. Nur mit Gewalt wehrte dies die Mutter ab. Man mußte seine Kleider verbergen, um ihn zurückzuhalten, als der treffliche Vater hingerichtet wurde. In tiefem Elend stand nun die Mutter neben dem achtzehnjährigen Jüngling, rathlos, hülflos, ohne Obdach, ohne Lebensunterhalt. Aber die Tage des Schreckens hatten den Jüngling zum Manne gereift. Er, der eben erst selbst noch Schüler gewesen war, begann alsbald als Lehrer der Sprache und Grammatik einen eigenen Beruf zu ergreifen, der ihm Lebensunterhalt gewährte und zugleich Gelegenheit gab, in aller Stille die im Sturme der Verfolgung zerstäubte Katechetenschule im Sinne des Clemens von Neuem einzurichten. — Origenes war kurz vorher in die Gemeinde eingetreten und zu den Geheimnissen des christlichen Gottesdienstes zugelassen worden. Welch' eine feierliche Stunde, da ihm das Taufgelübde vor versammelter Gemeinde abgenommen wurde und er durch Handschlag dem Bischofe betheuerte, dem Reiche der Finsterniß und des Bösen als ein treuer Streiter unter dem Kreuze Christi für immer abzusagen!

Bis dahin hatte er, wie alle Katechumenen und Uneingeweihten, nur dem ersten öffentlichen Theile des Gottesdienstes beiwohnen dürfen. An jenem festlichen Tage durfte er mit den übrigen zur Taufe bestimmten Jünglingen und Männern auch bei dem zweiten geheimen Theile der Andacht anwesend bleiben. Es war Sonnabend Nacht. Die Gemeinde harrte in Gebet und Gesang der Feier. Da traten der Bischof und mit ihm die Aeltesten hervor. Nach einer kurzen Ermahnungsrede, welche an die dem christlichen Bekenntnisse

drohenden Gefahren erinnerte und auf die Seligkeit des Glaubens hinwies, blies er die eintretenden Katechumenen an und bezeichnete ihnen Mund, Ohren und Stirn mit dem Kreuzeszeichen. Darnach stimmte die Gemeinde das „Ehre sei Gott in der Höhe!" an und verharrte im Gebet bis zum Anbruch der Morgendämmerung. Sobald die ersten Strahlen der Sonne sich zeigten, wurde der Taufbrunnen unter den Segenssprüchen des Bischofs gefüllt. Während ergreifender Gesang ertönte, traten die Täuflinge in ein Seitengemach und unter Behülfe und Aufsicht der Diakonen legten sie ihre Kleider ab und zogen das Badegewand an, ein weißes Kleid. So traten sie in das Taufgemach ein, indem jeder Einzelne der Reihe nach die Formel der Abschwörung des Heidenthums aussprach. Hierauf nahm der Vorsteher der Gemeinde das Gefäß mit dem heiligen Oel und mit den Worten: „Es möge jeder böse Geist von dir entweichen!" salbte er Jeden vom Scheitel bis zur Fußsohle. In heiliger Ehrfurcht erzitternd, nahten sich nun die Täuflinge dem Taufbecken. Dreimal wurde die Frage wiederholt: „Glaubst du an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist?" Dreimal erfolgte die Eintauchung in das Wasser; dreimal sprach der Getaufte das bedeutungsvolle „Ich glaube."

Nachdem dies geschehen, wurde Jeder wiederum mit dem wohlriechenden Balsamöl, Chrisam genannt, zum Zeichen seiner Priesterwürde bestrichen, indem der Aelteste die Hand auf das Haupt des zu Segnenden legte, seine Stirne bekreuzte und ihm in feierlicher Weise den Bruderkuß gab.

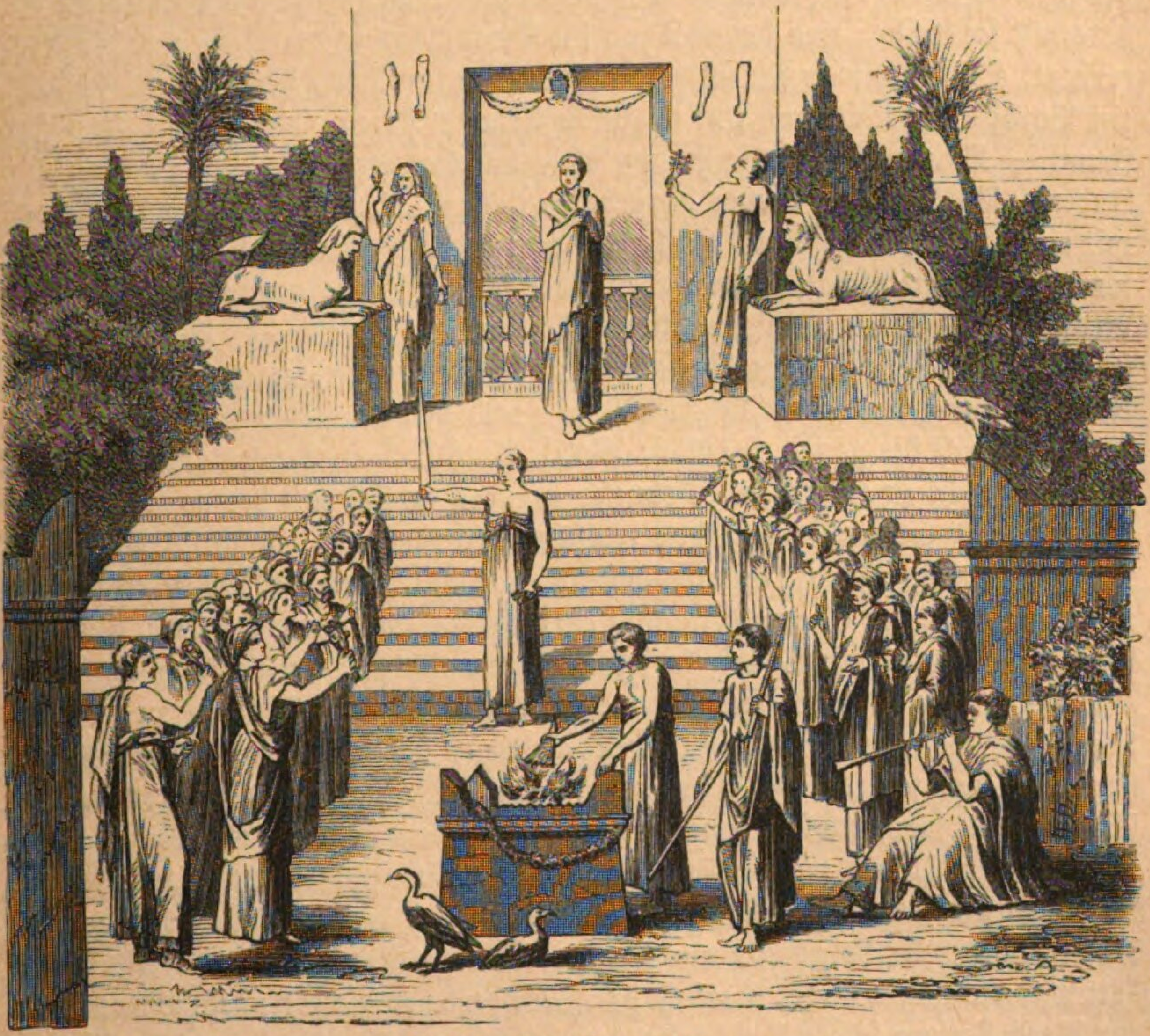
Dies Alles ging noch im Vorgemach vor sich. Nunmehr wurden die Getauften in den Versammlungsraum geführt; dem Aufgange der Sonne zugewendet, sprachen sie laut das Gebet des Herrn und wurden in die Gemeinde aufgenommen. Wie mögen diese ergreifenden Vorgänge das Gemüth des jungen Christen ergriffen und welche Vorsätze mag er gefaßt haben, als er das Gelübde getreuen Beharrens bei der Wahrheit ablegte!

An demselben Tage nahm er noch an der Abendmahlsfeier Theil; das war die geheimnißvollste und erhabenste Episode des altchristlichen Gottesdienstes. Nachdem die nicht zur Gemeinde Gehörigen auf die Worte des Diacons: Ite, missa est, d. h. „Geht, ihr seid entlassen!" das Haus geräumt hatten, rief dieser den schweigend und betend Harrenden, die je nach Alter und Geschlecht in Gruppen bei einander standen, zu: Sursum corda! d. h. die Herzen erhoben! Sie antworteten: „Ja, zum Herrn haben wir sie erhoben!" Dann folgte ein inniges Lob- und Dankgebet und die Weihung von Brot und Wein, welche auf dem Tische vor Aller Augen standen. Der Vorsteher hob beides empor, wie der Opferpriester am Altare zu thun pflegte, und rief: „Das Heilige den Heiligen!" Die Gemeinde antwortete mit dem Gesang: „Heilig, heilig, heilig ist Gott" u. s. w. — und nun trugen die Diakonen Brot und Wein durch die Reihen der Anwesenden. Unter feurigem Gebete endete die ganze Feier, während die Diakonen, was von Brot und Wein noch übrig war, in die Häuser der Christen zu den Alten, Schwachen, Kranken und zu Denen brachten, welche etwa in Gefangenschaft schmachteten.

Was an diesem Tage Origenes empfand, das konnte er lebenslänglich nicht vergessen. Von nun an fühlte er sich ganz als das Eigenthum Gottes

und als ein Erbe Jesu Christi. Auch für schwächere Gemüther blieb diese Feier nicht ohne Nachwirkung und Segen; wie vielmehr mußte der edle, hochherzige Jüngling in derselben die treibende Kraft seines Lebens finden!

Und das war bei ihm wirklich der Fall. Seit ihn der Bischof Demetrius mit der Einrichtung und Fortführung der Katechetenschule beauftragt hatte, was in dieser Zeit stattfand, widmete er seinen großen, reichen Geist ganz dem Dienste der Kirche. Da sah man nun um den gelehrten Jüngling eine stets wachsende Zahl begeisterter Zuhörer aus allen Lebensaltern und aus allen Ständen versammelt, die meisten viel älter als er selbst.



Isisdienst in Alexandrien.

Man sah sie in der Zeit erneuter Verfolgung, als beständig das Schwert über dem gefeierten Lehrer schwebte, nach fernen Straßen schleichen, in der Hoffnung, ihn daselbst zu finden. Einmal wird sein Haus von den Heiden umzingelt und er kann sich nur durch die Nachbarhäuser retten; ein anderes Mal wird er von ihnen als Serapispriester angekleidet und vor den Götzentempel mit Palmzweigen gestellt, welche er vertheilen soll; er thut es, spricht aber: „Nehmet hin, aber nicht die Palme der Götzen, sondern die Christi." Auch die Reihen der Schüler zeigen oft Lücken, denn über Nacht ist dieser oder jener ergriffen und gerichtet

worden. Aber das Beispiel des muthigen Lehrers hält die Geängsteten aufrecht und zusammen. Man findet ihn in den Gefängnissen, wie er die Bedrängten tröstet; man sieht ihn sie auf dem Todeswege begleiten; man hört, daß er seine Büchersammlung verkauft, um Leidende mit dem Erlöse zu unterstützen; vor Allem kann man ihn beobachten, wie er unter steigenden Gefahren ruhig und eifrig den Studien und Arbeiten obliegt, durch die er seinen unersättlichen Wissensdurst befriedigt, die Aufmerksamkeit aller Gelehrten auf sich zieht und das hohe Ansehen der Kirche zu Alexandrien begründet.

Es hat zu jeder Zeit Menschen gegeben, welche in Allem, was sie beginnen, das Maß des Gewöhnlichen überschreiten und welche ihr Eifer dann oft zu weit führt, die jedoch eben infolge ihres leidenschaftlichen Treibens Andere mit fortreißen und deren Thun die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erringt. Origenes war ein solcher Bahnbrecher im Reiche des Geistes, für Viele ein Vorbild in Beziehung auf christlich-sittliches Leben, jedoch nicht ohne Irrthum. — War es die Nachahmung altheidnischer Beispiele, wie sie Aegypten, Indien, Palästina von jeher dargeboten hatten, oder war es das Verlangen, mit einer Welt, welche das Heil, das aus der Liebe zu Gott entspringt, verwarf, alle Gemeinschaft abzubrechen, oder war es beides zugleich, was zusammenwirkte — genug, ein Zug tiefer Schwermuth, gänzlicher Verachtung der Freuden des Lebens, ein Verlangen nach Entsagung, nach Einsamkeit und Unterdrückung der menschlichen Wünsche und des sinnlichen Empfindens ging damals durch die ganze christliche Welt. Auch Origenes vermochte sich dieser Richtung nicht zu entziehen, vielmehr wandte er sich mit der ganzen Leidenschaft seines Gemüthes von den irdischen Freuden ab. Zahllose Einsiedler, welche freiwillig Armuth und Entbehrung erwählten und auf das Glück der Gemeinsamkeit in der Ehe und Familie verzichteten, nahmen den Kampf mit ihrer sinnlichen Natur auf, indem sie solche zu vernichten trachteten. Auch in der Umgegend von Alexandrien lebten dergleichen fromme Männer in beschaulicher Zurückgezogenheit. Vor ihren bleichen, verhungerten Gesichtern und hageren, abgezehrten Gestalten beugte sich die Jugend; man erwies den Eremiten ehrfurchtsvolle Bewunderung. Nach dem Worte des Herrn: „Wer nicht absagt Allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein", wählte auch Origenes die freiwillige Armuth, unterwarf sich den strengsten Fasten und Nachtwachen. Er vergönnte nur wenige Stunden dem Schlaf, und sein Ruhebett war die nackte Erde, barfuß durchwanderte er die Straßen. Jede Gabe zur Verbesserung seiner Lage lehnte er entschieden ab. Nach dem Buchstaben der Schrift begnügte er sich damit, nur einen Rock zu besitzen. Er meinte, ein Priester Gottes müsse vor Allem mit der That seines eigenen Lebens die Verordnungen der Religion erfüllen. Freilich vergaß er dabei, daß Niemand mehr als Christus selbst eine derartige Erschwerung des Lebens, die so leicht zu geistigem Hochmuth verleitet, verworfen und daß er vielmehr auch die Freude und den reinen Lebensgenuß zu heiligen verstanden hat. Ein schwerer Irrthum und ein arger Frevel aber war es, daß Origenes, um jeglicher Versuchung widerstehen zu können, seinen eigenen Körper verstümmelte, wodurch er selbst seinen Zeitgenossen zu herbem Tadel Veranlassung gab.

Aber Eines unterschied ihn von allen übrigen Asketen oder Büßern: ein unbeschreiblicher Eifer für vollere Erkenntniß der Wahrheit, auf deren Ausbreitung und Vertiefung er seine ganze Kraft und Zeit aufwendete. Er merkte selbst kaum, wie er nach und nach durch Erforschung aller Wissensgebiete ein geistig freierer Mensch wurde. Seiner Eigenart und der Verschiedenheit von den meisten christlichen Lehrern seiner Zeit wurde er sich erst auf einer großen Rundreise bewußt, welche er nach Italien und Griechenland unternahm. Er fand da gar Vieles an den Zuständen der Christengemeinden auszusetzen. Besonders mißfiel ihm in hohem Grade der Geist, der in Rom, wo er sich im J. 211 befand, herrschte. Nach seiner Meinung sollte ein Bischof nicht von den Gelüsten nach Macht und Ehre beherrscht sein, sondern sich als Lehrer und Vorbild Aller bezeigen. Nach seiner Meinung sollte die Kirche ein Tempel der Liebe, der Sittenreinheit und der Demuth sein. Statt dessen sah er, wie er vorwurfsvoll erzählt, wie auch das Haus Gottes zu einer Räuberhöhle wurde. „Wer sollte bei dem Anblick der Sünden, die in gewissen Kreisen von Denen begangen werden, welche die Frömmigkeit Anderer ausbeuten, aussaugen und Reichthümer sammeln, nicht gestehen, daß das große, herrliche Geheimniß der Kirche zu einer Räuberhöhle verwandelt worden ist?" Dies scharfe Urtheil des Origenes giebt Vielerlei zu denken und erinnert uns daran, daß, neben den erhebenden Lichtseiten des christlichen Gemeindewesens, schon damals die düstern Schatten des kirchlichen Lebens nicht gefehlt haben.

Weithin, wie seine segensreiche Wirksamkeit auf die Schar seiner Zuhörer und Anhänger, deren Unterricht er nach seiner Rückkehr wieder aufnahm, erstreckte sich bereits sein Ruhm. Selbst die Mutter des Kaisers Septimius Severus, welche die christliche Religion kennen zu lernen wünschte, rief den gefeierten Lehrer in ihre Nähe. Er versäumte diese Gelegenheit nicht, für das Christenthum den hohen Schutz zu gewinnen, und hielt mit der ihm eigenen Freimüthigkeit vor wohlwollenden Zuhörern seine Vorträge, durch welche er einen tiefen Eindruck hervorrief. — Wie eine neue Sonne durchleuchtete sein erhabener Geist die Kirche; die heiligen Schriften, die er das erste Mal ausführlich erklärte, gewannen durch ihn noch mehr an Ansehen und Einfluß. Die heranwachsende Jugend lernte den freien Gedanken und den Werth des Wissens schätzen; die Bildung wurde durch ihn in den Dienst ächter Frömmigkeit gezogen; das Christenthum erschien in seinen Vorträgen als die sittliche Weltordnung, die Kirche als die freie Gemeinschaft für die nach Vollkommenheit Strebenden. Das Reich Christi gestaltete sich im Lichte seiner Darstellung zu einer erhabenen, himmlischen Ordnung geläuterter Wesen; die Hölle mit ihren Strafen verschwand vor der sicheren Erwartung, daß einst alle Abgefallenen und Sünder gebessert zu Gott heimkehren würden. Keiner seiner Schüler redete mehr von einer sichtbaren Wiederkunft Jesu Christi, oder von einem tausendjährigen Reiche; diese langjährige Hoffnung der Apostel wurde als ein veralteter Irrthum bei Seite gelassen; denn Christus war ja gekommen in seiner Gemeinde und alle Gläubigen lebten bereits in seiner geistigen Gemeinschaft. — Man muß das Feuer der Beredtsamkeit des Origenes, die Gewalt seiner Persönlichkeit hinzunehmen, um zu würdigen

in welchem Grade dieser edle Geist die ganze Welt der christlichen Glaubensgenossenschaft in Bewegung zu bringen vermocht hat. Allein ein unbedeutender Zwischenfall trübte und unterbrach seine vielgepriesene und vielgesegnete Wirksamkeit. Einem Volksaufstand war er aus dem Wege gegangen, indem er nach Palästina flüchtete. Hier entzückte er seine zahlreichen Freunde und Verehrer in solchem Grade, daß man ihn zum Presbyter (Priester) weihte. Der Bischof Demetrius von Alexandrien jedoch erblickte in diesem Vorgang einen Eingriff in seine Rechte und rief seinen Katecheten Origenes sofort zurück, entsetzte ihn (232) seiner Würde und entzog ihm sogar die Erlaubniß, öffentlich zu predigen. Erscheint in dem gedachten Vorgang der Einfluß der Neider und Finsterlinge, welche dem großen Denker übelwollten, unverkennbar, so ist es noch vielmehr ihr Werk gewesen, daß der Bischof in den Schriften des Origenes irrthümliche Lehren und platonische Ideen witterte und verdammte. Man sieht hieraus, wie es unter den Nachfolgern der Apostel schon zu jener Zeit nicht an Engherzigkeit, Hochmuth und Herrschsucht gebrach. Zum ersten Male tritt hier jene armselige Beschränktheit und unheilvolle Verdammungssucht hervor, welche fürderhin so viel Uebles über die Welt heraufbeschwören sollte.

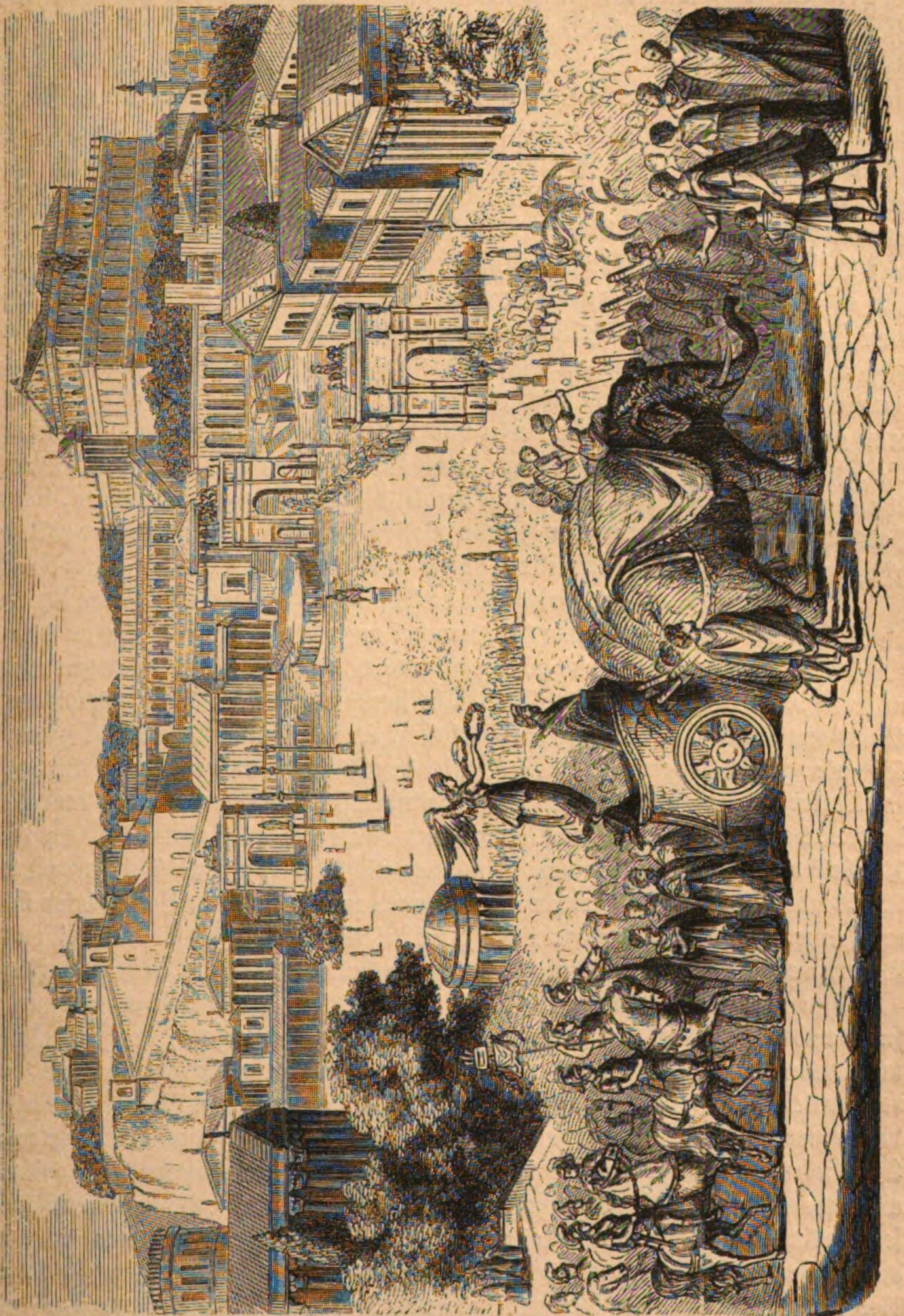
Bis dahin hatte mit dem Glauben an Jesus Christus die Freiheit des Gedankens als wohlvereinbar gegolten. Dies ward nun anders, indem die Kirche als Unterdrückerin der Forschung auftrat und sich anmaßte, alleingiltig über die Weise der Auslegung der heiligen Schriften zu entscheiden.

„Wer ist, wer bildet die Kirche?“ so hört man öfters noch zu unserer Zeit fragen. Die Antwort lautet: Nicht nur die Geistlichen oder Beamten der Kirche, sondern die Gemeinde, die sich in thätiger Gemeinsamkeit erhalten soll, handelnd, sich weiter ausbauend, sich weiter verbreitend. Also ist es in der ersten Zeit der Verbreitung der Christuslehre gewesen und später wieder eine Zeit lang, als ein frischeres, lebendigeres, lichteres Bewußtsein die Kirchengemeinden erfüllte, als die Reformation Luthers begann, sich über den weiten Erdenrund zu verbreiten. Da aber die höchste Aufgabe der Kirche darin besteht, die ganze Menschheit zu Gott hinzulenken, so darf sie den Zutritt zu ihr und das Beharren in ihr nicht erschweren. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete Paulus die Aufgabe seines Lebens und so sehr ihm auch die Einheit der Kirche am Herzen lag, so wenig ist es ihm beigekommen, die Erforschung der Wahrheit zu verkümmern.

Auch Origenes dachte so. Und gerade damals that Einigkeit und treues Zusammenhalten so sehr noth, da die nimmer ruhende Bedrohung durch äußere Feinde zur Aufrechthaltung des inneren Friedens in der Kirche dringend aufforderte. Daher bezwang der Edle sich selbst und vermied eine Zerspaltung in der aufstrebenden Kirche.

Wie ehrt es den großen Religionslehrer, daß er es verschmähte, des angebotenen Beistandes seiner Freunde sich zu bedienen! Wohl aber verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Cäsarea. Aber er hatte damit den Gegnern nur die Hand frei gemacht; diese fielen alsbald mit Verleumdungen und Anklagen über den Abwesenden her, entsetzten ihn seines Amtes und schlossen

ihn von der kirchlichen Gemeinschaft aus, gleich einem Abtrünnigen oder Verräther. Origenes war tief betrübt über diese unerwartete Wendung des Streites.



Rom zur Zeit der Septime.

Aber ohne Groll und Bitterkeit ließ er den Sturm, der den Freiheitsbaum der Kirche zu entblättern begann, über sich ergehen.

Man kann der Beschränktheit seiner Feinde kein schlimmeres Zeugniß

ausstellen, als ihr eigenes, da sie es ihm zum Vorwurfe machten, daß er Bücher schreibe. „Denn", sagten sie, „wer immer dieselbe Wahrheit lehrt, schreibt nur ein Buch! Wer aber mit einer so großen Zahl von Schriften hervortritt, dessen Glaube ist schwankend, zweifelhaft, unbeständig."

Während sich Origenes durch eine Reise nach den heiligen Orten, wo Christus gelebt und gelitten hatte, erquickte, rief sein Name eine große Zahl junger Männer nach Cäsarea, welche um seinen Unterricht baten. So erblühte in dieser Stadt bald eine Schule, ein Mittelpunkt für die umliegenden Gemeinden. Aber auch hier brach das Wetter der Verfolgung herein, freilich diesmal von heidnischer Seite. Der schöne Freundeskreis wurde zersprengt. Auch Origenes mußte fliehen. Unstät, bald hier, bald da, ohne Sicherheit trieb er umher. Nur seine Denkarbeit und seine geistige Ruhe blieben seine steten Begleiter. Diese Wanderungen zeigten sich aber insofern fruchtbar und gesegnet, als sie dem Unermüdlichen Gelegenheit gaben, eine Reihe von Uebersetzungen des Alten Testamentes, welche ohne seine Sorgfalt für alle Zeit verloren gegangen wären, zu sammeln und für die Schrifterklärung zu benutzen, Die letzte und größte That für das Reich Gottes blieb ihm noch vorbehalten. Ahnungsvoll schrieb er: „Wir sind bereit, die Verfolgung zu erleiden, wenn Gott will. Dem Ansinnen der Feinde wollen wir das Wort entgegenhalten: „Ich vermag Alles durch Christus, der mich mächtig macht."

Die schönen Tage des Friedens, da Philippus Arabs, der gütige Kaiser die Bildsäule Christi in seinem Haustempel aufstellte und mit Origenes brieflich verkehrte, waren gar rasch vorübergegangen. Decius war Kaiser geworden und mit ihm der erbittertste Feind des Christenthums auf den Thron gekommen. Unter den Tausenden, die für die Wahrheit litten, befand sich auch Origenes. So gelangte in seinem Alter der Wunsch der Jugend zur Erfüllung. Er starb im Kerker im Jahre 257; sein Grab befindet sich in Tyrus. Aber dem Andenken, dem herrlichen Namen des unbeugsamen Helden christlicher Liebe und Freiheit ward selbst nach seinem Hingange nicht die verdiente Ehre vergönnt. Die Verdammungssprüche einer unduldsamen und entarteten Zeit folgten ihm und seinen zahlreichen Anhängern durch die Jahrhunderte. Zur Charakterisirung Derer, welche an der Verfolgung Theil genommen, sei nur ein Beispiel erzählt.

Im Jahre 403 ward ganz Konstantinopel durch ein Erdbeben heimgesucht und gleichzeitig durch die Nachricht in Aufruhr versetzt, daß der allgemein verehrte Patriarch Johannes, dem man wegen seiner hinreißenden Beredtsamkeit den Beinamen Goldmund, d. i. Chrysostomus, gegeben hatte, von einer auf dem kaiserlichen Landgute „Die Eiche" zusammengetretenen Kir nversammlung, welcher der intriguante und unduldsame Theophilus, ein anderer eifersüchtiger Bischof von Alexandrien, vorstand, verdammt und seines Amtes entsetzt werden sollte. Das Volk rottete sich zusammen, eilte in die Kirche des Johannes und schwor dem hochverehrten Seelenhirten zu, nur über ihre Leiber solle der Weg zu ihm gehen; Niemand dürfe es wagen, den Hochverehrten anzutasten.

Dieser Johannes Chrysostomus (geb. 347) war ein Anhänger der Lehre des Origenes und ein Freund der besten Männer seiner Zeit, wie Basilius, Theodorus

u. A. Er hatte gleich anderen Strebensgenossen längere Zeit in der Einsamkeit zugebracht und nach vierjährigem strengen Bußwerke durch seine Beredtsamkeit unter Juden, Heiden und Ketzern entzückte Zuhörer gefunden. Zu ihm nun waren alexandrinische Christen, gleichfalls Anhänger des Origenes, geflüchtet, als man sie aus ihrem Wohnorte vertrieb, und sie hatten bei ihm Schutz und Unterstützung gefunden. Darin bestand des ehrwürdigen Kirchenhauptes ganzes Verbrechen. Sonsthin hatte er sich nur durch seine Sittenstrenge hohes Ansehen erworben, aber auch durch schonungslose Wahrhaftigkeit den Haß der Kaiserin Eudoxia und ihrer Günstlinge zugezogen. Der kaiserliche Hof unterstützte begreiflicher Weise die Feinde des Johannes, schon weil er dringend seine Entfernung wünschte. Aber alle Welt gab einstimmig dem Patriarchen das Zeugniß ausgezeichneter Frömmigkeit und Amtsführung. Die Aufregung des Volkes zu seinen Gunsten bewies hinlänglich, in welcher Liebe er bei seiner Gemeinde stand.

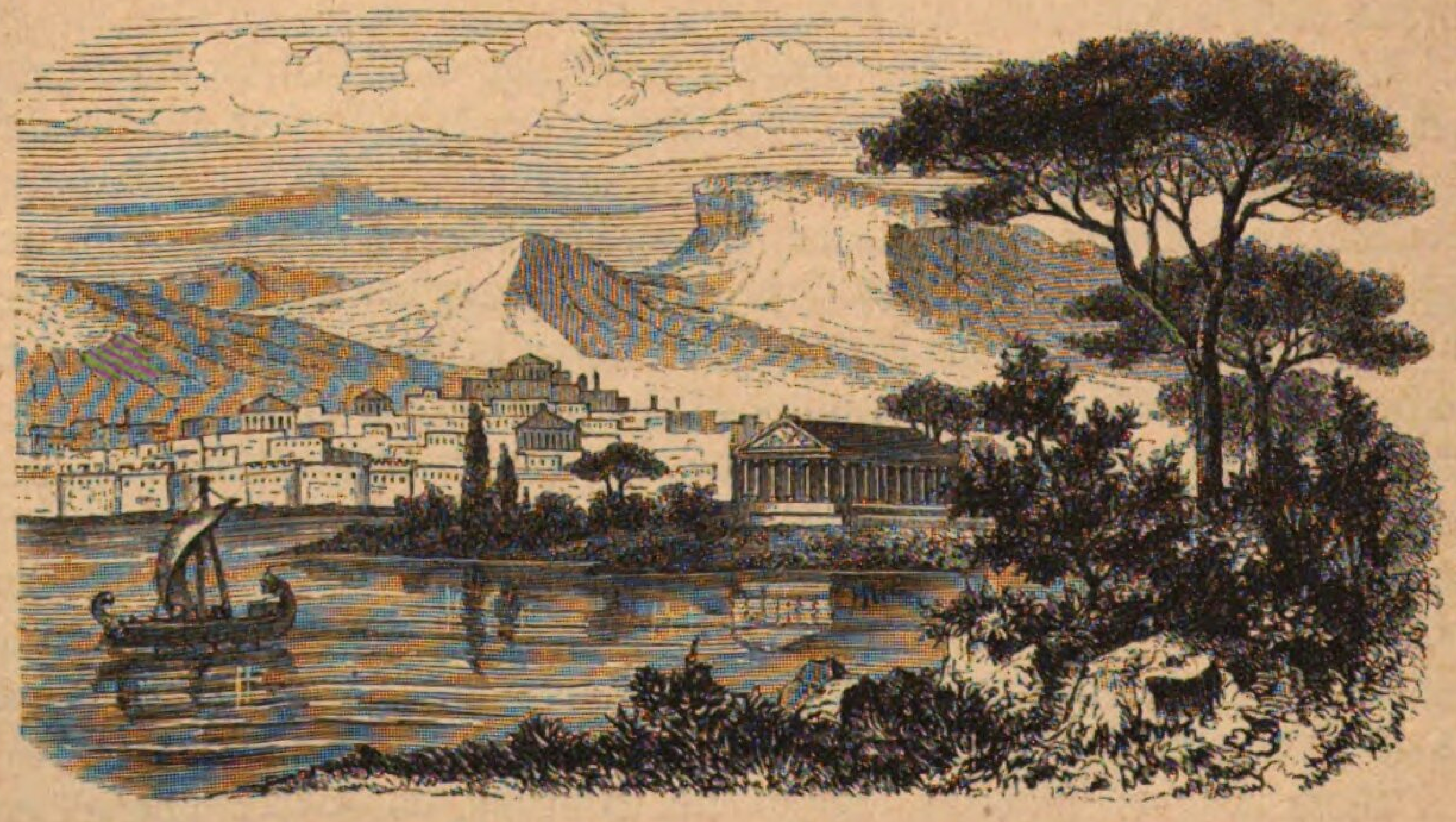
Auch seine Vergangenheit war rein und unantastbar. Er hatte nie nach eitlen Ehren gegeizt. Nur durch Gewalt und List hatte man den gefeierten Prediger für die Kirche der Hauptstadt gewonnen. Man hatte ihn geradezu gezwungen, seiner Vaterstadt Antiochien den Rücken zu wenden, indem man ihn auf einem Wagen nach dem Kaisersitze entführte und zur Annahme der höchsten Würde nöthigte. Unter ihm war der Geist der Verfolgung Andersgläubiger nie aufgekommen. Ueber die Gehässigkeit gegen die Ketzer hatte er oft geseufzt, gepredigt, geeifert und den Wüthenden zugerufen: „Werfet vielmehr das Netz der Liebe aus, fraget, belehret! Verdammst du einen Lebenden, so handelst du gottlos, indem du den, der sich noch bekehren kann, vom Reiche Gottes ausschließest. Ist er todt, so handelst du noch gottloser, weil er nicht mehr unter menschlicher Gewalt, sondern in des Herrn Hand ist.“ Der würdige Mann hatte nie den Prunk geliebt, sondern auch in seiner neuen Stellung still und einfach, fast wie ein Mönch gelebt und sein reiches Einkommen den Nothleidenden zugewendet.

Aber er war stets bemüht gewesen, der Rechtgläubigkeit in Worten und einer mehr und mehr um sich greifenden äußerlichen Kirchlichkeit, die der christlichen Liebe bar ist, entgegenzutreten und ihr die Werkthätigkeit im Sinne Christi gegenüber zu stellen; er hatte nie aufgehört, die geistige Freiheit zu achten und zu pflegen und die Wissenschaft zu befördern. So hatte er den Sinn und das Wesen des großen Origenes in seiner Zeit zur Geltung zu bringen gestrebt. Das war allerdings für jene Tage schlimm genug; Vielen schien es ein Verbrechen. Infolge dessen hatte sich das Uebel, das wir oben in seinem Ursprunge betrachteten, verschlimmert, so daß selbst die Person des edlen Chrysostomus bedroht erschien. Doch das Gericht seiner Feinde triumphirte. Die bewaffnete Macht rückte heran und zerstreute die Menge, welche den Patriarchen beschützen wollte. Um Blutvergießen zu vermeiden, ergab sich der Edle seinen Feinden und ging freiwillig in die Verbannung.

Kaum war er fort, so begann die Gährung im Volke von Neuem. Drohend zogen die Massen in der Stadt umher und verlangten laut die Rückkehr ihres Lehrers und Wohlthäters.

Und die erschreckte Kaiserin gab nach. Johannes kehrte unter dem Jubel der Menge zurück. Indeß die Freude war kurz. Als der Patriarch die Entfernung der silbernen Bildsäule der Kaiserin aus der Kirche, wo sie gleich einem Götzenbilde angebracht worden war, verlangte, brach ihr Zorn von Neuem los. Die theologischen Gegner benutzten diesen Umstand und setzten Johannes abermals ab.

Es war in der Osternacht, der Bischof befand sich in seiner Kirche. Soldaten drangen ein und bemächtigten sich seiner unter Blutvergießen. Rührend war es zu sehen, wie er Abschied nahm von Allem, was ihm lieb und werth geworden. Gleich ihm wurden seine Freunde vertrieben und irrten im Lande umher. Er selbst mußte, krank und entkräftet, in der heißen Sonnenhitze die weite Reise nach seinem Verbannungsorte zu Fuße antreten. Unterwegs fand er jedoch aller Orten liebevolle Theilnahme und wohlthuende Aufmerksamkeit. Auch in Kukusus (in Armenien), seinem neuen Aufenthaltsorte, wo er viel von dem rauhen Klima zu leiden hatte, fehlte es ihm nicht an begeisterten Anhängern. Sobald dies in Konstantinopel bekannt ward, mußte er seinen Wohnort an der Grenze des Reiches nehmen, am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Erschöpft durch die Leiden während der Verfolgung, ereilte ihn unterwegs der Tod. Als er sein Ende herannahen fühlte, legte er sich in einer Kapelle zu Komana nieder, schenkte seine Kleider den Soldaten, die ihn bewachten, zog ein festliches weißes Kleid an und entschlief sanft, nachdem er das heilige Liebesmahl empfangen, mit den Worten: „Gelobt sei Gott für Alles! Amen." Es war am 14. September 407, anderthalbhundert Jahre nach dem Tode des großen Origenes, dessen Lehren und Beispiel er zeitlebens nachgeeifert hatte. Sein Körper ward an der Seite des heil. Basilius, seines ehemaligen Freundes, beerdigt, später nach Konstantinopel und von da nach Rom übergeführt.



In hoc signo vinces.



In hoc signo vinces.

V.

Athanasius, seine Freunde und Zeitgenossen:

Gregor von Nazianz und Ambrosius. — Cyrillus und Nestorius.

(296 — 397.)

„Habet Salz bei euch und haltet Frieden unter einander."
Jesus Christus.

Die Feuerzeichen der letzten Christenverfolgung waren im Verlöschen, als der junge Cäsar Konstantin den Kaiserthron bestieg. Sein Vater war von jeher ein Freund der Christen gewesen, seine Mutter Helena schon lange dem neuen weltbewegenden Glauben ergeben. So trug der Kaiser von Haus aus Wohlwollen für das Christenthum in sich und seine Staatskunst beruhte auf dem

Gesetze der Duldung. Die bedeutungsvolle, ausschlaggebende Wandlung des Kaisers begab sich, als er aus dem Feldlager am Rheine aufbrechend nach Italien marschirte, um seinen Gegner Maxentius unschädlich zu machen. Damals erschien ihm am hellen Mittag das leuchtende Kreuzeszeichen am Himmel mit der Inschrift: „In diesem Zeichen sollst du siegen!“ (I. H. S.) Seitdem (so erzählt die Sage) ließ er seinem Heere auf allen Zügen und in allen Schlachten die nach jenem himmlischen Vorbild gefertige Kreuzesfahne vorantragen, und zwar mit bestem Erfolge; denn der Gott der Christen verleiht ihm Sieg auf Sieg und wo das Kreuz sichtbar ist, da ist der Sieg am glänzendsten, die Niederlage der Feinde am furchtbarsten. Bis dahin hatte das Christenthum als eine unerlaubte Religion, das Bekenntniß desselben für ein Staatsverbrechen gegolten. Die vielen Tausende von Unschuldigen, welche der vermeintlichen Wohlfahrt des Reiches zum Opfer fielen — wer hat sie gezählt? Vom Rhein bis zum Euphrat, vom Nil bis zur Seine war ein fast dreihundertjähriger Kampf geführt worden, und trotz aller Gewaltmaßregeln, trotz der Ströme vergossenen Blutes hatten die alten Götter vor der mächtig und siegreich andringenden neuen Religion weichen müssen. Längst stießen die Imperatoren aller Orten in den Lagern ihrer Heere, in allen Kreisen ihrer Beamten, selbst in ihrer unmittelbaren Umgebung, kurz in allen Schichten der damaligen Gesellschaft, unter Arm und Reich, Hoch und Niedrig, auf öffentliche oder geheime Bekenner des Christenthums. Wenn ein Staatsmann von der Klarheit Konstantin's sich dieses unaufhaltsame Vordringen der Lehre Christi vor die Seele führte, so brauchte er noch nicht einmal selber Christ zu sein, um jeden Gedanken eines weiteren gewaltsamen Widerstandes aufzugeben; er that sicher wohl daran, mit dem Christenthume als einer ausschlaggebenden Weltmacht zu rechnen.

Indem er dasselbe im Laufe seiner Regierung immer sichtbarer begünstigte und von Stufe zu Stufe erhob, kam er zuletzt dazu, das untergehende Heidenthum sowol für seine Person als für die Gesammtheit seiner Völker zu verwerfen und den Christenglauben zur Staatsreligion zu erklären. Damit war die Nothwendigkeit zu Tage getreten, daß die siegreiche Lehre zur Reichs- und Staatskirche erhoben wurde. Er hoffte, daß in ihr, der Lehre von der Einheit des Geistes, des Glaubens und der sittlichen Lebensordnung, sich auch der Kitt zum Zusammenhalt für das allenthalben zerbröckelnde römische Weltreich finden lasse. In seinem neuen Palaste zu Konstantinopel ließ der Kaiser ein Bild aufrichten, welches ihn, den Cäsar, mit dem Kreuzeszeichen über dem Haupte und zu seinen Füßen einen vom Pfeile durchbohrten Drachen, darstellte. Dies Bild ist bezeichnend für den Mann, der sich durch seine christenfreundliche Politik zum alleinigen Herrn des Reiches aufgeschwungen hat. Fortan sehen wir Kreuz und Krone, Kirche und Staat eng verbunden und der Kaiser behauptet den ersten Platz in der Entscheidung aller kirchlichen Angelegenheiten. Für die Einbuße an Selbständigkeit gewährt der Schirmherr der Kirche großartige Bevorzugungen, nicht blos in Schenkungen und Stiftungen von liegenden Gründen und von Vorrechten der Bischöfe, sondern auch dadurch, daß alle wichtigen Staatsämter mit Christen besetzt werden.

Die Sonntagsfeier wird durch ein Staatsgesetz gesichert und Allen, welche durch Verfolgungen Schaden erlitten haben, für jede Unbill reicher Ersatz geleistet.



Die Kirchenversammlung zu Nicäa.

Bald nachher sehen wir die heidnischen Tempel aller Orten geschlossen und die Opferer vor den heidnischen Göttern mit dem Tode bestraft. Wahrlich, eine wunderbare Veränderung in so kurzer Zeit!

Aber, wir wiederholen es, der Kaufpreis dieser Staatsgunst und Kaiserhülfe war ein großer. Konstantin betrachtete sich gern als den Obersten der Bischöfe, die Einheit der Kirche ward zu einem Götzen, vor dessen Angesicht jede freiere Regung des Geistes erliegen mußte; der Wille des Kaisers regierte die Kirche.

Das sollte sich bald genug zeigen, als auf Konstantin's Befehl im Jahre 325 zu Nicäa, einem Städtchen in Kleinasien, die Bischöfe des Reiches zu der ersten allgemeinen Kirchenversammlung (Synode) berufen wurden, um über damals schwebende Angelegenheiten der Kirche und über mancherlei Verschiedenheiten in Auffassung der christlichen Lehre zu berathen. Es war nämlich unter den Christen Alexandriens eine alte Streitfrage wieder zur Verhandlung gekommen, welche schon in der Apostel Zeiten verschiedenartige Beantwortung gefunden und zu allen Zeiten die Gemüther zu bewegen pflegt: „Ist Christus Gott gleich? oder ist er lediglich ein gottähnlicher Mensch gewesen?" Es ist dies keine müßige Frage; vielmehr je nach der Antwort, welche man darauf giebt, wird die gesammte Lehre des Christenthums, unser Hoffen und Leben selbst eine andere Gestalt annehmen müssen.

Nun hatte der Presbyter Arius in Alexandrien die zweite Ansicht aufgestellt, daß Christus, als das höchstbegabte Geschöpf Gottes, dem Vater nicht gleichgestellt werden dürfe. Dieser Meinung hatte der Bischof Alexander die andere Auffassung entgegengesetzt, daß der gottgleiche Sohn Gottes kein Geschöpf des Vaters gewesen sei, sondern wahrer Gott in Ewigkeit, vom Vater geboren. Wer aber die Macht hat, hat das Recht — hieß es damals in der Kirche, und der Bischof stieß den Presbyter aus der Kirchengemeinschaft aus. Dieser stand jedoch nicht allein; zwei mächtige Parteien traten alsbald einander gegenüber und drohten die Kirche zu zerspalten, so daß der Kaiser zu dem Mittel seine Zuflucht nahm, diese höchst wichtige Streitfrage durch eine Reichssynode zur Entscheidung zu bringen. Er selbst eröffnete deren Sitzungen, wohnte denselben häufig bei und zeigte unverhohlen, welche Entscheidung er wünschte. Das einzige Bedenken, was dem entgegenstand, war die Besorgniß, durch die Annahme der Lehre von der Gottheit Christi den Schein zu erwecken, als habe das Christenthum die Einheit Gottes verleugnet und einen zweiten Gott angenommen. Dieser Schein mußte schon wegen des Heidenthums, das daraus Nutzen ziehen konnte, für gefährlich gelten. Und wirklich war das der Grund, weshalb die Zahl der Arianer so groß war. Andererseits glaubte die Frömmigkeit der Christen sich selbst in der Verehrung des Meisters nicht anders genugthun zu können, als wenn sie ihn Gott möglichst nahe rückte.

Nun war zu Nicäa in der Begleitung des Bischofs Alexander ein junger Priester von unscheinbarem Aeußeren, aber von großer Gelehrsamkeit und gewaltiger Geistesart, Athanasius mit Namen, erschienen. Bis dahin von Niemand recht beachtet, zog er durch seine Reden für die Lehre von der Gottheit Christi zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und vermochte sogar im Verlaufe der Verhandlungen Viele, die seither anderer Meinung waren, auf die Seite seines Bischofs zu ziehen. Selbst der Kaiser sprach mit Bewunderung von dem jungen Alexandriner. Am Ende gelang es ihm, alle Einwände

siegreich zurückzuschlagen, die Vorschläge, welche auf eine versöhnliche Vermittelung der Gegensätze gerichtet waren, abzuweisen und es dahin zu bringen, daß Arius und seine Freunde verdammt und ihrer kirchlichen Aemter entsetzt wurden. Dieser überraschende und beklagenswerthe Beschluß war so sehr das Werk des Athanasius, daß er von jetzt ab an der Spitze der sogenannten strenggläubigen Partei stand und diese nach seinem Namen bezeichnet wurde.

Seit der Stiftung der christlichen Religion befaßte sich die weltliche Macht zum ersten Male mit inneren Fragen der Lehre und des Glaubens. Alsbald traten die traurigen Folgen dieser unstatthaften Einmischung hervor. Der Kaiser selbst erließ ein Ausschreiben an die Gemeinden, mit welchem er den Beschluß der Synode darüber, was ein rechter Christ vom Sohne Gottes glauben müsse, verkündete und merken ließ, welch ein Loos Derer warte, die die festgestellte Glaubenseinheit durchbrechen würden. Arius selbst war das überzeugendste Beispiel dafür; während er in die Verbannung wandern mußte, sammelte man seine Schriften und übergab sie dem Feuer.

Damit war aber die Sache keineswegs erledigt, vielmehr ergriff die Bewegung nunmehr erst die Volksmassen; in den Kirchen sonderten und erhitzten sich Gegner und Freunde des athanasianischen Glaubensbekenntnisses; die angewendeten Unterdrückungsversuche genügten keineswegs und verschlimmerten nur das Uebel. Und der Kaiser selbst gelangte noch dahin, daß er Alles ungeschehen zu machen wünschte, indem er den Athanasius, welchen unterdessen die Gunst des Volkes zum Bischof erhoben hatte, aufforderte, seinen Gegner, dem man die Rückkehr gestattete, wieder in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen.

Natürlich versagte der Bischof der kaiserlichen Laune den Dienst, und obwol man ihm drohte, ihn zur Verantwortung zog und die allerhöchste Ungnade in Aussicht stellte, beharrte er bei seiner Weigerung. Die bisher unterdrückten Arianer erhoben nun wieder ihr Haupt und unterließen nichts, um den Zorn des Kaisers über den widerspenstigen Bischof zu schüren und zum Ausbruch zu bringen. Athanasius, der Günstling von ehedem, war nun mit einem Male eine unerträgliche Last geworden, deren sich der Kaiser zu entledigen suchte. Auf einer Synode zu Tyrus wurde eine vertrocknete Menschenhand zum Vorschein gebracht, zum Beweis, daß Athanasius eine Mordthat begangen habe und also seines Amtes verlustig gehen müsse. Diese abscheuliche Verleumdung — denn eine solche war es — machte aber der Beklagte sofort zu Schanden, indem er den angeblich Ermordeten zur Stelle schaffte und auf dessen beide Hände wies. Dennoch erlag er den Ränken seiner Widersacher, und nun selbst zur Verbannung verurtheilt, mußte er von seiner Gemeinde scheiden, um in Trier am Rhein über den Wechsel menschlicher Geschicke und den Werth kaiserlicher Gnadenerweise nachzudenken.

Aber noch nicht lange Zeit war der vorher verfolgte Arius im Triumphe zurückgekehrt und seine kaum erst verdammte Lehre wieder zu Ehren gekommen, als der Nachfolger des großen Konstantin's, der Sohn desselben, dem Athanasius die Thore Alexandriens wieder öffnete und ihm seinen Bischofsitz zurückgab. Mit der Veränderung des Throninhabers hatte auch der

Glaube einen Wechsel erlitten und der junge Kaiser, welcher den verbannten Bischof in Trier kennen und achten gelernt hatte, ließ es nun seinerseits an Bedrückung der Arianer nicht fehlen. Den Athanasius aber empfing das Volk von Alexandrien mit Jauchzen; die Kirchen hallten wieder von Dankgebeten, daß der Wohlthäter der Armen und Schwachen, der Tröster der Alten wiedergekehrt sei. Diese außerordentliche Verehrung und dankbare Liebe sind die ehrenvollen Zeugnisse für die Tugenden dieses Kirchenlehrers, die zu rühmen auch seine Feinde nicht umhin konnten.

Drei Jahre später wiederholte sich unter dem neuen Kaiser, der wieder die Arianer bevorzugte, dasselbe unwürdige Schauspiel. Diesmal konnte der Lehrstuhl Alexandriens nur mit Waffengewalt dem kaiserlichen Willen dienstbar gemacht werden. In der Kirche selbst floß Blut. Indessen acht Jahre weiterhin genügten, um den Athanasius wieder zu Ehren zu bringen. So wiederholte sich noch dreimal die nämliche Geschichte. Das eine Mal wird der gepriesene Bischof mitten aus dem Gottesdienste hinweggeführt, während sich die Kriegstrompete in die heiligen Gesänge der Gemeinde mischt, die sich nur durch das Feuer der eindringenden Soldaten verjagen läßt. Ein ander Mal entrinnt Athanasius den Häschern und Meuchelmördern, welche den Flüchtigen verfolgen, nur dadurch, daß er im Angesichte der Gefahr sein Schiff den Lauf ändern und an ihnen vorüberrauschen läßt. Ein drittes Mal verstecken ihn seine Freunde in den Grabstätten unter der Erde, während seine Kirche erbrochen und in allen Winkeln nach ihm umhergespäht wird. So hat Athanasius um seiner Ueberzeugung willen die unglaublichsten Gefahren bestanden. Es war freilich eine wirre und wüste Zeit, in welche das Leben des gefeierten Lehrers und Parteiführers fällt. Nicht blos von außen drohte die Gefahr durch die kriegslustigen Gothenstämme, welche die Grenzen des Reiches bestürmten und überschritten und die Partei der Arianer verstärkten. Denn sie hatten um jene Zeit das Christenthum nach der Lehre der Letzteren durch den Bischof Ulfilas kennen gelernt und angenommen. Dieser, ihr Landsmann, war in Konstantinopel als Geißel zurückbehalten worden und hatte unterdessen Sprache und Glauben der Griechen erlernt. Ergriffen von der neuen Lehre hat er, als Uebersetzer der heiligen Schrift, derselben großen Vorschub geleistet und als geistlicher Vater seines Volkes demselben große Wohlthaten erwiesen.

Schlimmer als diese äußeren Störungen erwiesen sich die inneren Gefährdungen der Kirche Christi. Es war die Zeit, in welcher das Parteigezänk der Christen immer mehr überhand nahm und nicht selten in ärgerliche Handgreiflichkeiten und frevelhafte Gewaltthaten ausartete. Gelehrte Fragen, über welche nur die wissenschaftliche Forschung entscheiden kann, oder Verschiedenheiten in Meinung und Sitte, welche dem Dafürhalten des Einzelnen freigestellt bleiben müssen, wurden nicht selten mit Stöcken und Schwertern zum Austrag gebracht. Auf der Synode von Sardica, welche sich für Athanasius erklärte, erschienen eine ganze Reihe seiner Anhänger bedeckt mit Narben und Wunden, welche von den Arianern herrühren sollten. Als die Alexandriner einem arianischen Gegenbischof den Gehorsam und Kirchenbesuch verweigerten, ließ er sie durch Soldaten in die Kirche treiben und während des Gottesdienstes

festhalten. Auf der Synode zu Mailand verweigerten die italienischen Bischöfe die vom Kaiser geforderte Verdammung der athanasianischen Lehre; da erschien er selbst und, als auch da noch die Bischöfe festblieben, zog er sein Schwert und erklärte mit wüthenden Geberden, er werde sie Alle hinrichten lassen, wenn sie ihm nicht zu Willen wären.

Welch ein schmachvoller Zustand! Mit welchen Blicken mochten wol die Heiden auf die Kirche schauen, die sich der Demuth und Liebe rühmte und schon in sich zerspalten zeigte, nachdem sie kaum die alte heidnische Religion überwunden hatte! Kein Wunder, daß sie hofften, in nächster Zeit schon das Christenthum wieder vernichtet zu sehen, und daß ein Kaiser, Julian, angewidert von den Verzerrungen und Mißgestalten der Religion des Heilandes, angelockt von den sinnenberückenden Wirkungen der griechischen und römischen Götterverehrung, an die Stelle der Hofpriester und Bischöfe Philosophen berief, die Götzentempel wieder öffnete, sich selbst vom Christenglauben lossagte und statt der Verfolgung des Heidenthums allgemeine Religionsfreiheit verkündete! Mit dieser Religionsfreiheit war es freilich schlecht genug bestellt. Denn als der verbannte Athanasius, diesen Umstand benutzend, nach Alexandrien zurückkehrte, rief ihm der Kaiser zu: „Was unterstehst du dich, ohne meine Erlaubniß aus der Verbannung hierher zu kommen? Hinweg mit dir!“ So ungünstig für die Christen meinte es Julian mit der Religionsfreiheit, daß er die Bittschriften und Abgeordneten aus Alexandrien, welche für Athanasius sprachen, sämmtlich mit der kalten Bemerkung zurückwies: „er begreife nicht die Thorheit der Alexandriner, welche statt des Sonnengottes lieber einen Zimmermann von Nazareth anbeten möchten; sie thäten wohl daran, sich vor seiner gerechten Hand in Acht zu nehmen!“



Athanasius, der Kirchenvater. Aus „Die Monatsheiligen“.

Aber der Stern des letzten heidnischen Kaisers ging gar schnell unter; der des Galiläers erhob sich zu unvergänglichem Glanze. Leider waren die Führer der christlichen Gemeinschaft während des letzten Nothstandes nicht weiser geworden. Die Lehrstreitigkeiten erneuerten sich fort und fort, nachdem man einmal auf eine falsche Bahn gerathen war.

Den Sieg der Lehre des Athanasius entschied schließlich vornehmlich ein Umstand. Der streitbare Arm, auf den sie sich stützte, war die Macht, welche das Mönchswesen in der Kirche erlangt hatte.

Von Aegypten und Syrien aus hatte dasselbe seinen Aufschwung genommen, um seinen Einfluß über die ganze Christenheit auszuüben. Einsiedler, Eremiten der Wüste waren es vorzüglich, welche den Helden dieses Abschnitts beherbergten und in der Zeit der Verfolgung beschützten. Diese von dem Volk bewunderten Büßer und Bettler haben, so oft sie aus ihrer Einsamkeit zur nächsten Stadt kamen, die Christen mit Haß gegen die Arianer erfüllt und, ihrem Vorbild der Frömmigkeit, dem Bischofe selbst, eine fast abgöttische Verehrung bewiesen. Unter all diesen Einsiedlern genoß vor Allen Antonius, welchen man den Heiligen und Großen genannt hat, ein unbestrittenes Ansehen. Schon seit vielen Jahren lebte er in der Wildniß, wo er durch Entbehrungen, Fasten und Mißhandlungen des eigenen Körpers, das Fleisch abzutödten suchte, also den Schmerz zum Genuß erhebend. Er war zu Heraklea in Oberägypten um 251 geboren, wandte sich jedoch schon als Jüngling nach Alexandrien und zeigte sich als ein eifriger Christusbekenner, ohne aber trotz allen Eifers die ersehnte Märtyrerkrone erwerben zu können. Als Sohn einer reichen Familie hätte er sich leicht auch in jeder andern Weise Geltung verschaffen können; indessen, dem Zuge der Zeit folgend, floh er die verderbte Welt und erkor sich die Gräber der Todten zu seinem Wohnsitz. Ueber zwanzig Jahre hauste er in den Trümmern eines alten Palastgemäuers. Schlangen und Gewürm bildeten seine Gesellschaft. Nur alle sechs Monate erschien Jemand in seiner Nähe, um ihm Brot und Salz über die Mauern hinüber zuzuwerfen. Es sagt schon sehr viel, daß der fromme Büßer sich nur mit einem härenen Hemde und in Schaffell kleidete, doch haben dies viele Andere nach ihm auch gethan; daß er aber niemals den Körper reinigte, zählt zu jenen Uebertreibungen, in welchen sich damals und später der heilige Eifer vieler frommer Männer wohlgefiel, wenn sie es zur Vernichtung des Sinnlichen im Menschen für angemessen hielten. Erst in seinem fünfundfünfzigsten Lebensjahre trat Antonius aus seinem Versteck hervor und erregte die Bewunderung Aller. Ein Prediger in der Wüste heilte er Kranke, die man ihm brachte, trieb die Geister der Schwermuth und Trauer aus den Menschen aus und gab Hohen und Niedrigen Rath und Lehre. Bald sah er viele Hunderte um sich versammelt, welche sich in seiner Nähe Zelte bauten und, wie er, die Welt verachteten. Sie nannten ihn ihren Vater (Abt) und bildeten die Kirche der Wüste. Wenn der Alte im langen weißen Barte, mit dem verwetterten Gesichte, gestützt auf seinen Stab, angethan mit einem alten, bis auf die Füße wallenden Gewande, das ein Strick zusammenhielt, gefolgt von seiner Schar in der Stadt erschien, so setzte er Alles in Aufregung. Es geschah selten und meist nur, wenn er sein Ansehen in die Wagschale der Entscheidung für Athanasius legen konnte. Wenn er sichtbar wurde, zog ihm Volk und Geistlichkeit entgegen und drängte sich an ihn heran, um sein Gewand zu berühren, denn sie erwarteten von ihm Wunder und Zeichen. Dann strafte er die Arianer, befestigte das Volk im Glauben an die Gottheit Christi und trug nicht wenig dazu bei, daß diese Anschauung zum Siege gelangte und auf alle Zeiten in der Kirche für unantastbar, für heilig erklärt ward. Der heilige Büßer gilt als der Vater des Mönchswesens, das nachmals so sehr zu Ehren kam und nach ihm bald aller Orten Aufnahme fand.

Antonius schied im Jahre 356 von der Erde. — Aus Erkenntlichkeit für so viel bewiesenen Eifer beförderte schon zu Lebzeiten des Antonius der Bischof wiederum das Mönchsthum bei jeder Gelegenheit und bestärkte die eifrigen Gemüther in dem Wahne, daß es ein besonderes Verdienst sei, sich der Welt und dem Familienleben zu entziehen. An verschiedenen Orten bildeten sich nach dem Vorbilde des Antonius Einsiedlergesellschaften, die in gemeinsamen Häusern zu gemeinsamer Arbeit, Buße und Andacht die weltmüden Seelen verbrüderten.



Athanasius bei Antonius, dem Einsiedler. Nach L. Seitz.

Schon ein Jahrhundert später zählte man allein in Aegypten wol fünfmalhunderttausend Mönche, ein immer schlagfertiger handfester Haufe, der jeder Zeit bereit war, mit Worten und mit den Fäusten die strengkirchliche Partei zu unterstützen und einseitige Beschlüsse durchzusetzen. Sie haben den Arianern den Todesstoß gegeben; nur da, wo sie keinen Einfluß hatten, unter den gothischen Völkerschaften, erlahmte der Widerstand gegen die athanasianische Lehre nicht.

Unter den Freunden, welche nach dem Tode des Athanasius (373) mit gleicher Standhaftigkeit die Vertheidigung der neuen Lehre fortsetzten, tritt uns zunächst Gregor von Nazianz entgegen.

Als dieser Gregor noch Jüngling war, träumte ihm einst, es träten zu ihm zwei liebliche Jungfrauen in langen weißen Gewändern, das Angesicht mit einem zarten Schleier bedeckt, durch welchen nur die rosigen Wangen und Lippen hindurchschimmerten. Es waren die Reinheit und die Keuschheit, die Gefährtinnen Christi und die Freundinnen aller Vollkommenen. Sie ermahnten den Jüngling, daß er sich mit ihnen verbinde, und verschwanden dann in den Himmel. Dieses Traumgesicht und eine wunderbare Errettung aus den Gefahren eines Schiffbruchs wurden bestimmend für das künftige Leben Gregor's. Er widmete sich nunmehr ganz dem Dienste der Kirche und Gottes. In Athen, dem Hauptsitze der Wissenschaften, studirte er die Weisheit der Vorzeit und schloß einen Bruderbund mit dem jungen Basilius von Cäsarea (dem nachmaligen Freund des Johannes Chrysostomus), der gleich ihm ein Leben in geistiger Arbeit und Entsagung führte. Auf die Schule des Wissens ließen die Jünglinge die Schule des Willens folgen, indem sie in der Einsamkeit des Gebirges unter den Mönchen lebten. Wenn die Sonne sich erhob, erhoben sich auch die Brüder von dem harten Lager und stimmten ihre Lobgesänge und Gebete an. Dann erst ging es zur Arbeit auf das Gartenfeld, das Jeder bebaute, bis die Stunde der Ruhe die Ermatteten in die unter Zweigen und Felsen verborgenen Hütten zu frommer Uebung und Betrachtung zurückrief. Noch im hohen Alter erfüllte die Erinnerung an diese Blütentage edler Schwärmerei einen Gregor mit Sehnsucht und Wonnegefühl.

Aber die Heimat ruft und die Bitten der ergrauten Eltern drängen Gregor in den Dienst der Kirche. Bald erklingt sein Ruhm durch die Kirche des Ostens; denn er ist Einer der Wenigen, welche dem schlauen Kaiser Julian, der einst mit ihm in Athen zu den Füßen der Philosophen gesessen hat, unerschrocken entgegenzutreten wagten. Auch als Bekämpfer „des arianischen Unglaubens" zeichnet er sich aus. Zu jener Zeit, als in Konstantinopel die Anhänger des Athanasius sich in großer Bedrängniß befinden, da rufen sie den gefeierten Gregor herbei. Er kommt und muß zu seinem Leidwesen hören, wie Straße und Markt und jegliches Gastmahl von den religiösen Streitigkeiten wiedertönten, wie der Haß der Widersacher in die Familien eingedrungen ist und alle Verhältnisse zerrüttet; er sieht in den Kirchen, Theatern und Gassen die Athanasianer verhöhnt, mißhandelt, verfolgt. Welch ein schwieriges Amt hatte der blasse, alternde, unscheinbare Mann mit dem kahlen Haupte und den niedergeschlagenen Augen angetreten, als er die Gesinnungsgenossen verstohlen in Privathäusern zu sammeln und zu stärken sucht! Oefters werden seine Versammlungen vom Pöbel mit Steinwürfen und Stockschlägen auseinander gesprengt, der Abendmahlswein wird mit Blut vermischt und ihm selbst nach dem Leben gestellt! Allein bald hat seine Milde, Klugheit, Sittenreinheit und Beredtsamkeit die Gegner beschämt, entwaffnet und viele der Widerstrebenden bekehrt, so daß er eine große Gemeinde in die ihm nunmehr überlassene prächtige Auferstehungskirche führen kann.



Ambrosius thut Theodosius in den Bann.

Helden der Kirche. Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Es war zur Zeit des Aufblühens der Künste in der neuen Kaiserstadt Byzanz oder Konstantinopel, wohin, seit sie Kaiser Konstantin zu seiner Residenz erkoren, die künstlerischen Kräfte der alten Welt zusammenströmten und das fördern halfen, was die Kulturgeschichte während des „Zeitalters der byzantinischen Kunst" zu verzeichnen hat. Für die kirchliche Baukunst liefert die unter dem Kaiser Justinian erbaute und im Jahre 537 vollendete Sophienkirche ein mustergiltiges Charakterbild. Kräftige Pfeiler, durch kühne Bogen verbunden, tragen die Kuppel, welche sich über dem Hauptraum ausspannt. Die Haupttheile der Anlage bilden gewöhnlich das griechische Kreuz. Die aus der ersten Zeit der Ausbreitung des Christenthums herrührenden Basiliken (vergl. Abbildung) sind meist oblonge bedeckte Säulenhallen, deren Inneres mehrere nebeneinander herlaufende Schiffe zeigt. Gewöhnlich erhebt sich das breiter angelegte Mittelschiff, durch die Altarnische abgeschlossen, über die Seiten- oder Langschiffe. Große Basiliken haben bisweilen fünf solcher Langschiffe.

Der Sturz der Arianer brachte Gregor zu hohen Ehren. Auf der Synode zu Konstantinopel (381) sammelten sich um ihn, als um die hervorragendste Persönlichkeit, Alle, die Ansehen genossen, selbst der Kaiser zeichnete ihn aus und gab ihm die Schlüssel zur apostolischen Hauptkirche zurück.

Während dieser Zeit des Sieges und der Freude geschah es, daß einst mitten in der Nacht ein Jüngling, der dem Bischof nach dem Leben getrachtet hatte, bleich und verwirrt als Gefangener vor sein Krankenlager geführt wurde. Als der Unglückliche weinend vor dem ehrwürdigen Manne niederstürzte, sprach Gregor: „Gott rette dich! Daß ich, den er soeben gerettet hat, mich mild erweise, ist nichts Großes. Deine That hat dich zu meinem Schuldner gemacht. Siehe, daß du würdig wandelst!"

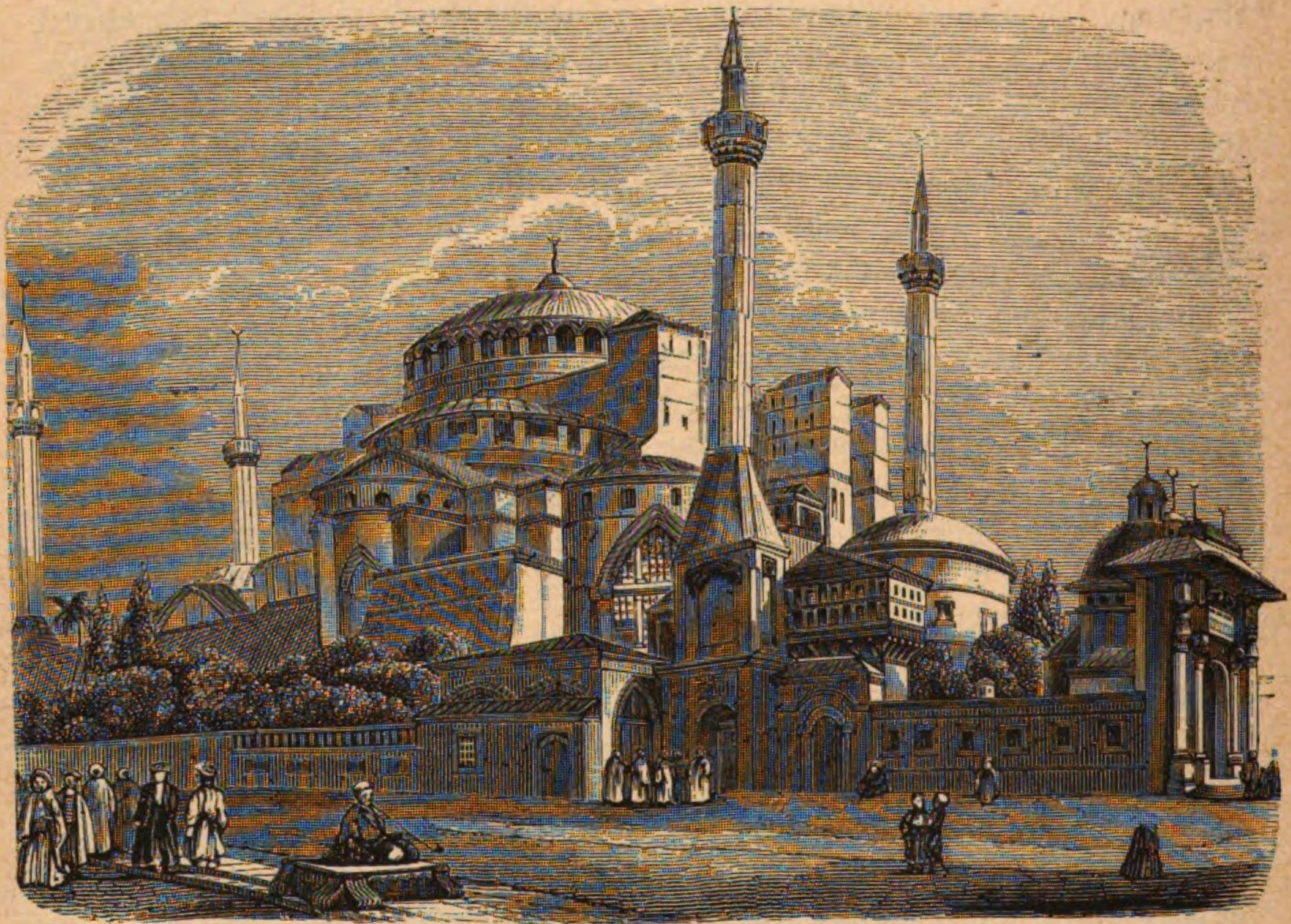
Diese milde Güte gewann dem Bischof vollends Aller Herzen. Und als er, kränklich und unmuthig über die eitlen Händel der Christen, an die Gräber seiner Eltern und Geschwister nach Nazianz zurückkehrte, um dort in Frieden zu sterben, folgte ihm der Segen und Dank seiner Gemeinde nach. —

Inzwischen war auch in Italien, wo Athanasius immer in hohem Ansehen gestanden hatte, ein neuer edler Verfechter seiner Lehre hervorgetreten, Ambrosius, Bischof von Mailand. Bisher kaiserlicher Statthalter, ward er eines Tages wider seinen Willen für den Dienst der Kirche gewonnen. Das ging so zu. Bei der Wahl eines neuen Bischofs brach ein Streit in der Kirche aus und der Statthalter erschien, um Frieden zu stiften. Eben, als er eintrat, rief eine Stimme aus dem Volke: „Ambrosius, sei du Bischof!" Wie eine Gottesstimme ging es von Mund zu Mund. Vergebens wehrte der Statthalter ab: „Lasset das, obwol ein Christ, bin ich noch nicht einmal getauft, weder Diakon noch Presbyter gewesen, also eines so hohen Amtes unwürdig!" Immer wieder erhob sich jedoch der stürmische Zuruf. Ambrosius will aus der Stadt entfliehen, aber man hält ihn zurück. Auch der Kaiser befiehlt ihm, das Amt anzunehmen; da erst fügt er sich widerwillig in den ihm noch gänzlich unbekannten und schweren Beruf.

Und wie erfüllt er ihn! Mit welcher Freigebigkeit gegen die Armen und Sklaven, mit welcher Sorgfalt und Hingebung als Lehrer und Verbesserer

der Kirche. Wahrlich, man hätte keine glücklichere Wahl treffen können! Von dem Augenblicke an, da er sein neues Amt fast zugleich mit der Taufe empfangen hatte, gab er seinem ganzen Leben eine andere Gestalt. Sein Vermögen trat er an die Kirche ab; alle Gastmähler und Schmausereien hatten ein Ende. Die größte Sparsamkeit herrschte fortan an seiner Tafel. Ein Mittagsmahl nahm er überhaupt nur am Sonnabend, an den Sonn- und Festtagen ein. Die übrigen Tage fastete er oder begnügte sich mit der bescheidensten Nahrung.

Hatte auch die christliche Kirche damals schon viel äußeren Pomp, eine Menge Ceremonien, Mysterien und eitlen Heiligendienst in sich aufgenommen,

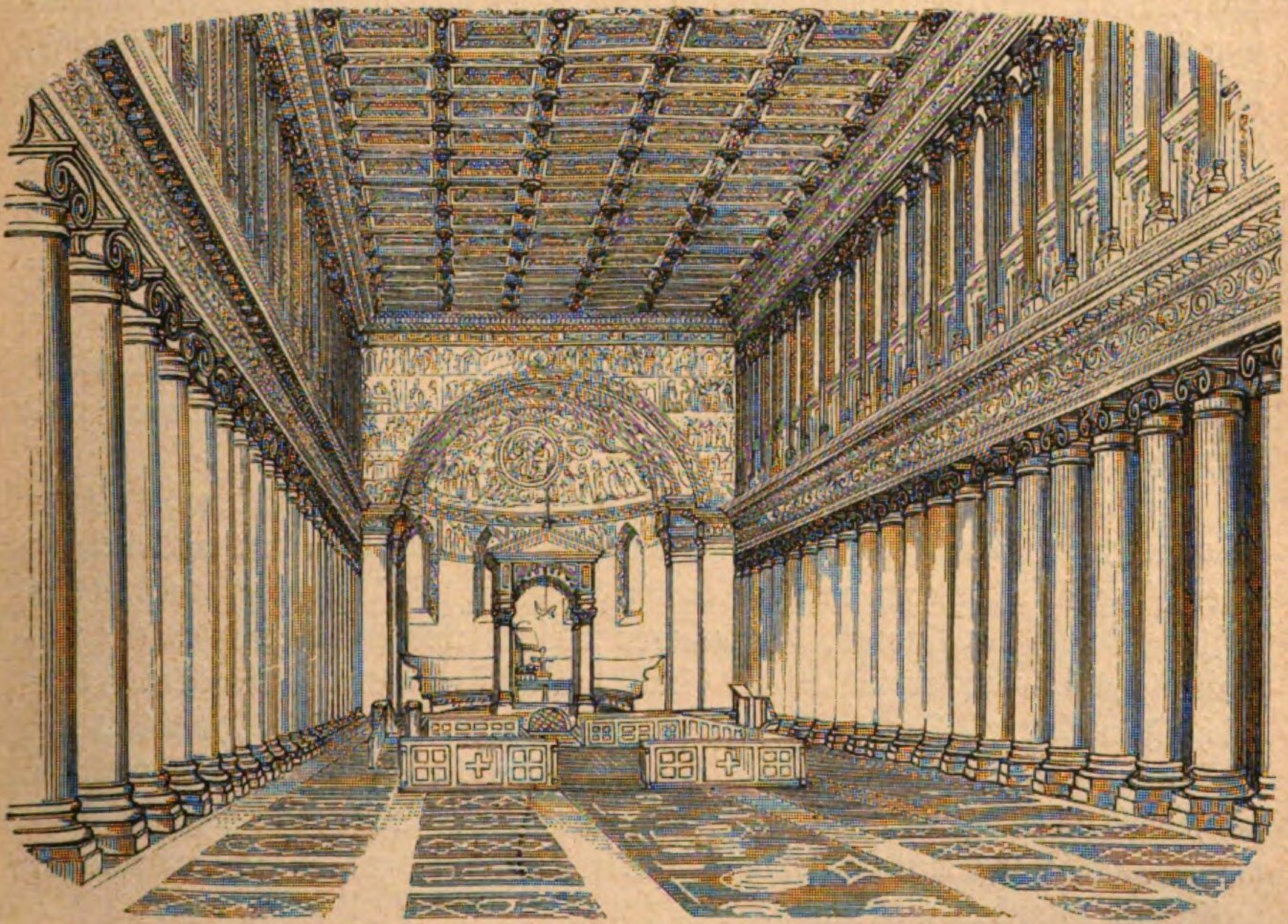


Die heutige Sophienkirche in Konstantinopel.

so verschmähten doch Männer, wie Ambrosius, für sich selbst jeglichen Gewinn, den sie aus ihrer hohen Stellung hätten ziehen können. Sie verzichteten auf Wohlleben und Reichthum. Aber um so entschiedener hielten sie an den Lehren ihrer Vorgänger fest. In seinen Schriften vertrat Ambrosius als ein begeisterter Anhänger des Athanasius, sowie des Mönchsthums, die strengsten kirchlichen Ansichten, aber er forderte nur Absetzung ketzerischer Gegner und Vertreibung ihrer Anhänger, keineswegs deren Tod. Die ersten Bluturtheile gegen andersgläubige Christen erfolgten durch den Kaiser Maximus, als derselbe zu Trier den frommen Schwärmer Priscillian aus Spanien, der die sinnlichen Genüsse, die Fleischspeisen sowie den Ehestand verwarf, mit sechs seiner Anhänger hinrichten ließ. Das war ein Vorspiel der Greuel der später eingeführten Inquisition und Ambrosius hob alsbald die Kirchengemeinschaft

mit den Anklägern und Blutrichtern auf. Die Strafe für Ketzerei stehe nur dem ewigen Richter zu, meinte der fromme Sittenprediger.

Sein unerschütterliches Beharren bei dem für richtig Erkannten zeigte sich dagegen im hellsten Lichte, als die ihm schon lange feindlich gesinnte Kaiserin-Mutter, eine Arianerin, das Ansinnen an ihn stellte, ihren Freunden die Kirche Portiana abzutreten. Mit der ihm eigenen Furchtlosigkeit verweigerte Ambrosius solches. Infolge dessen hielt man ihn im Palaste als einen Gefangenen zurück. Allein kaum war dies bekannt geworden, als von allen Seiten das Volk, lärmend und drohend, zu seinem Schutze herbeieilte und seine Freilassung ertrotzte. Wiederholt wies er die von Drohungen begleiteten Bitten der Kaiserin ab.



Inneres einer byzantinischen Kirche in Basilikenform.

Dergleichen kann man heute für lieblos und engherzig erachten, aber in einer feilen Zeit, während welcher sich Alles der Macht beugte und Mannesmuth schon zu den Seltenheiten gehörte, müssen wir das tapfere Benehmen des Bischofs immerhin für eine achtungswerthe That erklären. Gleich unerschrocken benahm er sich, als in der Osternacht bei der Tauffeier die Nachricht einlief, daß die kaiserlich-arianische Partei jene Kirche erbrochen und mit Gewalt in Besitz genommen habe. Dagegen legte er nur den stolzen Protest ein: „Was Gott angehört, darüber hat der Kaiser keine Gewalt!“ Kurz darauf ward auch seine Kirche und Wohnung von Soldaten besetzt; betend bereitete er sich zum Tode vor und unterließ nicht, um einem möglichen Blutvergießen vorzubeugen, die aufgeregten Volksmassen zu begütigen. Allein über Nacht hatten sich die Gewalthaber doch eines Besseren besonnen und man zog die

Truppen zurück. Wie oft sich auch noch die Angriffe erneuerten, an der Unerschütterlichkeit des Bischofs scheiterten alle Versuche, der Lehre des Arius Eingang zu verschaffen.

Rühmlicher als dieser Eifer, eine andere Meinung auszuschließen und zu verdammen, ist die Mannhaftigkeit, mit welcher Ambrosius dem Kaiser Theodosius entgegentrat, als sich derselbe durch die Niedermetzelung von siebentausend Einwohnern der Stadt Thessalonich eine schwere Blutschuld aufgeladen hatte.

Die Art und Weise, wie Ambrosius auf Sühne dieses Verbrechens drang, verfehlte des Eindrucks auf den Machthaber nicht; vielmehr stellte der ernste Zwischenfall zwischen Kaiser und Bischof eine innige Freundschaft her. Theodosius erklärte, daß er sich freue, einen Mann gefunden zu haben, welcher den Muth habe, ihm die Wahrheit zu sagen. Bald darnach starb er in den Armen des Bischofs. Dieser selbst aber, dessen Lieder und Gesänge in allen Kirchen der Christenheit wiederhallten, dessen Lob gleichmäßig von Christen, Juden und Heiden gesungen ward, galt Jahrhunderte lang als Schutzheiliger seiner Stadt. Er starb im J. 397.

Die schon im vorigen Abschnitt in ihren Anfängen geschilderte theologische Streitsucht und die übeln Folgen der Uneinigkeit und des zunehmenden Verfolgungseifers innerhalb der Christengemeinden, vornehmlich infolge der Unduldsamkeit der Häupter derselben, tritt gegen Ende des vierten Jahrhunderts immer ersichtlicher hervor und fördert recht bedauerliche Erscheinungen und Vorgänge zu Tage.

Einer der erbittertsten Gegner des milden Seelenhirten Johannes Chrysostomus war Cyrillus, von seinem Oheim, dem Patriarchen von Alexandrien, sorgfältig erzogen und später von Lehrern, wie Serapion, wohl unterrichtet. Durch die Anmuth des äußeren Wesens und das Gewinnende seines Auftretens erwarb er sich in der Stadt des Wissens und Weltverkehrs zahlreiche Freunde und Verehrer, so daß ihm nach dem Tode des Theophilus die Bischofswürde zuerkannt ward. Im Besitze der Kirchengewalt entpuppte er sich jedoch unversehens als einen ungestümen Eiferer und erwies sich auch nachmals unfähig zur Ausgleichung von Streitigkeiten, zumal auf dem Gebiete christlicher Glaubensauslegung.

Leider tritt weiterhin sein Name unliebsam während der Uebergriffe hervor, deren sich die Christengemeinde von Alexandrien gegen ihre andersgläubigen Mitbürger schuldig machte. Zur Züchtigung der Juden, die bei einem Volksaufstand sich ihrer Haut gewehrt und dabei Christenblut vergossen hatten, überfielen Cyrillus und seine Freunde an der Spitze aufgeregter Volksmassen den Stadttheil, wo die Juden ansässig waren. Die wüthenden Horden begnügten sich nicht damit, die Häuser der Verfolgten zu zerstören, sondern trieben diese auch aus der Stadt hinaus.

Das Serapeion, das weltberühmte Hauptbollwerk des Heidenthums zu Alexandrien, war schon unter Theophilus Gegenstand heftigster Angriffe gewesen, es sank nun auf Betrieb des Neffen gleichfalls während eines Volksaufstandes. Die Bibliothek des vielbewunderten Museums, jenes durch die Freigebigkeit der Ptolomäer hervorgerufenen größten wissenschaftlichen Insti-

tutes des heidnischen Alterthums, barg nach Einigen 70,000, nach Anderen 200,000, ja in seiner Blütezeit gar 700,000 Rollen.*) In ihm versammelten sich die gelehrtesten Männer der damaligen Zeit, denen die großartige Stiftung die Hülfsmittel bot, sich der Wissenschaft sorgenfrei hinzugeben. Während der obengedachten religiösen Wirren gingen die werthvollsten Sammlungen des Museums, welche der Wisseneifer vieler Jahrhunderte zusammengebracht hatte, verloren und mit ihnen der unersetzliche Bücherschatz, der die Leistungen der Gelehrsamkeit, Poesie und des Wissens von Jahrtausenden umfaßte. Nur die festen Mauern des mit Recht gepriesenen Tempels überstanden das unerhörte Zerstörungswerk. Doch blieb es nicht dabei. Im J. 415 erfolgte ein kaum minder beklagenswerther Angriff von Seiten der unduldsamen Führer der christlichen Gemeinde auf die heidnischen Vertreter der Wissenschaft.

Der Philosoph und Mathematiker Theon hatte keinen Sohn, wol aber eine vielbewunderte Tochter, Hypatia mit Namen. Sie vereinigte mit allen Reizen körperlicher Schönheit einen seltenen Reichthum geistiger Vorzüge. Oeffentlich trat sie als Lehrerin auf und bekannte sich zu den Grundsätzen der neuplatonischen Philosophie, jenem letzten Versuche des Heidenthums, durch übernatürliche Versenkung in den Geist der Gottheit die Gegensätze der wirklichen und idealen Welt zu versöhnen. Die Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit und Bescheidenheit dieser merkwürdigen Frau verschafften derselben zahlreiche Zuhörer; ja es bewarben sich die Edelsten der Stadt um ihre Freundschaft. Als größte und entschiedenste Widersacher der heidnischen Philosophie galten allgemein Cyrillus und dessen Anhänger. Von dieser Seite wurde der Umstand, daß der Zwist des Bischofs mit dem Statthalter seit der Judenverfolgung noch immer fortdauere, der Hypatia zur Last gelegt. Während der Fastenzeit rottete sich nun eine Schar fanatischer Christen zusammen; sie stürmten nach dem Hause der Philosophin und rissen die soeben Herannahende aus ihrem Wagen, schleppten die Unglückliche in die Kirche, wo sie gesteinigt und buchstäblich zerrissen ward. An der geheimen Mitschuld des Cyrillus zweifelte selbst unter den Christen nicht leicht Jemand. Als die infolge der Uebelthat angestellte Untersuchung bald nachher niedergeschlagen wurde, tröstete man sich damit, solche Art, tabula rasa zu machen, sei ganz der Liebhaberei des frommen Pöbels von Alexandrien angemessen, durch welchen ja auch die Bischöfe Georgius und Proterius zerrissen wurden! Nicht minder unduldsam wie in den vorher angezogenen Fällen zeigte sich Cyrillus bei der schon besprochenen Verurtheilung des Johannes

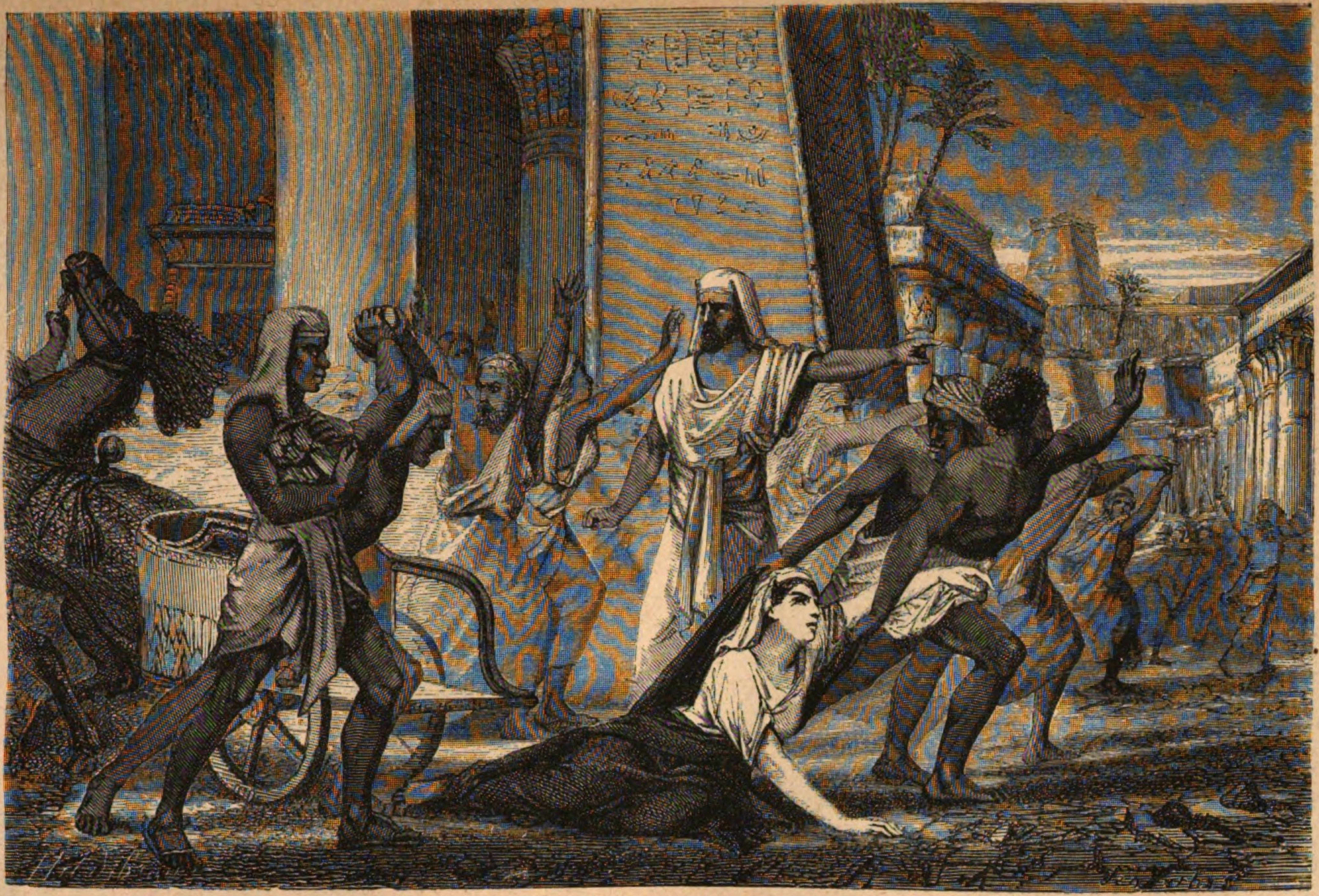
*) Die Blütezeit des „Museums" dauerte etwa ein Jahrhundert. Unter Caracalla und Diocletian plünderten kaiserliche Kriegshorden den Sitz der Wissenschaft des Alterthums. Viele Bücher der Bibliothek des Museums wurden später in das Oktogon nach Byzanz geschafft und dorthin wanderte auch der Rest der herrlichen Wissensschätze unter den Kaisern Theodosius I. und II. Als die Stadt im J. 624 von den mohamedanischen Weltstürmern geplündert wurde, war von der einst so reichen Bibliothek kaum noch eine Spur vorhanden. Die Sage von der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek verbreitete sich von Konstantinopel aus. Man wollte den Ruf der Araber durch den Vorwurf höchster Barbarei schädigen.

Chrysostomus, welche er gemeinschaftlich mit seinem Oheim auf dem Konzil von 403 eifrigst betrieb. Auch einen Nachfolger jenes Patriarchen von Konstantinopel, Nestorius aus Antiochien, bedrängte der übereifrige Mann aufs Aeußerste.

Dieser und seine Anhänger, die Nestorianer, drangen in Uebereinstimmung mit dem Presbyter Anastasius darauf, das Göttliche und Menschliche in der Person des Heilands schärfer auseinander zu halten. Infolge dessen sah sich Nestorius auf der Kirchenversammlung von Ephesus im J. 431 von Cyrillus angeklagt, daß er aus Christus zwei Personen mache, ja die Gottheit Jesu läugne und daß er daher seiner Würde zu entsetzen sei, was in der That auch nach hartnäckigem Hin- und Herstreiten und unter großem Tumult erfolgte. Dabei blieb es jedoch nicht. Der Patriarch von Antiochien versammelte vielmehr die nestorianisch gesinnten Bischöfe zu einer Synode und diese gefielen sich nun in der Erklärung, daß sie den Cyrillus für ein zum Unheil der Kirche auf die Welt gekommenes Ungeheuer hielten. Es gab eine Zeit, wo es allerdings schien, als ließen sich die zwischen den griechischen, antiochischen und ägyptischen Kirchen entstandenen Spaltungen beilegen; aber neue Streitigkeiten führten zu weiteren Trennungen, ja sogar zur Bildung einer chaldäischen Separatkirche, wol auch „Thomaschristen" genannt. Die von Cyrillus so entschieden vertretene, jedoch bald nachher etwas modifizirte Meinung gelangte indessen später im Morgen- wie im Abendlande zu allgemeiner Geltung. Auch jener Kirchenvater stand während seiner Lebzeiten und nach seinem 444 erfolgten Tode in hohem Ansehen. Die Kirche versetzte ihn unter die Heiligen.

Derselbe übertriebene Eifer, von dem wir oben sprachen, Ueberschwenglichkeit und Unduldsamkeit zeitigten auch in der Folge andere betrübende Erscheinungen. So u. A. im achten Jahrhundert den Sturmlauf gegen die zunehmende Verehrung von Bildern für heilig erklärter Personen oder gottgeweihter Gegenstände, mit andern Worten den Kampf gegen die Verpflanzung der im Heidenthum liegenden Bilderabgötterei in das Christenthum. Die kaiserlichen Verbote gegen den Bilderdienst führten nur zu blutigen Zusammenrottungen und Aufständen, sowie zu den härtesten Gegenmaßregeln, wiewol von den morgenländischen Kirchenhäuptern im neunten Jahrhundert die Verehrung der Bilder innerhalb des Hauses der Privatandacht freigegeben wurde. — Die Bilderstürmerei wiederholte sich auch später, so im Zeitalter der Reformation.

Immer merklicher und entschiedener bildeten sich die Gegensätze zwischen den morgen- und abendländischen Kirchen aus, hervorgehend aus der erregteren Denk- und Gefühlsweise jener im Widerspruch zu der kühleren und stabileren Anschauung der letzteren. Die Trennung des römischen Reiches in eine ost- und weströmische Hälfte beschleunigte den Zwiespalt, der sich besonders darin zu erkennen gab, daß sich schon im fünften Jahrhundert die Patriarchen von Rom und Konstantinopel gegenseitig verfluchten und in Bann thaten. Diese Spaltungen und Streitigkeiten ohne Ende führten im J. 1054 zur großen Kirchenscheidung zwischen der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Christenheit (Schisma).



Tod der Hypatia.

Sie bestand im Grunde jedoch längst schon, seitdem die Patriarchen in Rom sich angemaßt hatten, als Inhaber des Stuhles Petri über die ganze Christenwelt zu gebieten und eben in jener Eigenschaft immer entschiedener den Vorrang und die Herrschaft über den Patriarchen von Konstantinopel in Anspruch nahmen.

Schon im sechsten Jahrhundert war Gregor der Große dem Bischof Johannes, welcher, gestützt auf die Gunst des Kaisers, sich „ökumenischer Patriarch" nannte, mit dem Titel eines „Knechtes der Knechte Gottes" entgegentreten, eine Bezeichnung, deren eigentlichen Sinn die Zukunft dermaßen entwickelte und feststellte, daß eben schließlich daraus die geistliche Alleinherrschaft Roms hervorging. Im neunten Jahrhundert hatte sich die eifersüchtige Spannung bereits zum bitteren Hasse gegenseitiger Verdammung gesteigert. Der Patriarch Photius von Konstantinopel erließ damals ein Rundschreiben, worin alle bereits vorhandenen Zeichen der Kirchentrennung aufgezählt waren und die römische Kirche mit dem Vorwurfe der Ketzerei gezüchtigt wurde. Dieses Rundschreiben ist in dem Morgenlande nicht wieder vergessen worden, ebenso wenig alles Dasjenige, was hernach von den Päpsten unternommen worden ist, um die Orientalen unter ihre Obergewalt zu bringen. Endlich kam es im Sommer 1054 zu der gegenseitigen Verfluchung und zu der Aufsage aller und jeder Kirchengemeinschaft zwischen den beiden Patriarchen und ihren Anhängern, wodurch die große und unüberwindliche Kluft zwischen der Christenheit des Ostens und des Westens befestigt wurde.

Unsere Erzählung ist der Zeitfolge unserer Bilder vorangeeilt. Doch ist es nöthig und lehrreich, sogleich an dieser Stelle hervorzuheben, wohin es mit dem großen Werke der Weltversöhnung und des Gottesfriedens Christi kommen mußte, nachdem sich die weltliche Gewalt und die menschliche Rechthaberei desselben bemächtigt hatten. Sobald das echte, einfache, lautere Gottesevangelium Jesu nicht mehr der Kern und Stern des Christenvolkes ist, sobald die Zeitmeinungen und die selbstsüchtigen Interessen Einzelner oder ganzer Stände und Völker eingemischt werden, verliert dasselbe an seiner beseligenden und errettenden Kraft. Nur in der beständigen Berührung mit dem Worte und Geiste des Erlösers behält die Kirche ihre Frieden bringende Macht. Reißt sie sich von ihm los, will sie etwas Anderes als seine gehorsame Dienerin sein, so hört sie auf, der Welt zum Segen und zum Heile zu sein. Daher die Mahnung Jesu an seine Jünger: „Habt Salz bei euch und haltet Frieden unter einander."

Die Abweichungen in den Lehrsätzen der abend- und morgenländischen Kirche beruhen in der verschiedenartigen Auffassung der Dreieinigkeit, im Verbot der Priesterehe seitens der Päpste, in Verschiedenheiten hinsichtlich der Festtage, sowie bei Ertheilung des Abendmahles u. s. w. Alle Versuche zur Wiedervereinigung der beiden Kirchen scheiterten an den maßlosen Ansprüchen der Päpste oder an der Ungunst, mit welcher die Einigungsbestrebungen von den Völkern des Occidents und Orients aufgenommen wurden.



Das alte Karthago.



VI.

Aurelius Augustinus,

der große Kirchenvater und seine Zeit.

(354 — 430.)

„Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger. Denn aus Gnaden werden wir gerecht durch den Glauben an Jesum Christum."

Paulus, der Apostel.

Aller Orten sendet Gott jedem Zeitalter den rechten Mann, der die Gegenwart erfaßt und beherrscht und die Zukunft mit seinem Geiste befruchtet. Allein solcher Menschen, welche auf ganze Weltperioden hinaus bestimmend wirken, deren Gedanken immer wieder auferstehen und neues Leben bereiten, giebt es doch nur sehr wenige in der Geschichte. Der große Kirchenvater Augustinus

nimmt in der christlichen Welt eine solch erhabene Stellung ein. An seinen Namen knüpfen sich die wichtigsten Entscheidungen und Umwälzungen eines Jahrhunderts. Aus seinem Schoße ist die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des Mittelalters hervorgewachsen. Die Reformatoren, besonders Luther, sind über dem Studium seiner Werke aus dem düstern Traumleben der Kirche erwacht. Ein Riesengeist, ist er ein Gegenstand der Bewunderung zu allen Zeiten.

Im Jahre 354 wurde Augustinus in dem Städtchen Tagaste, im numidischen Afrika, geboren. Seine Mutter Monica, eine Frau von mildem, frommen Sinne, die als Kind von einer alten Magd ihres Hauses die Lehren des Christenthums empfangen und später an der zornmüthigen Natur ihres Mannes Patricius schwer zu tragen hatte, wendete ihre ganze Liebe dem Sohne zu. Ihrem sanften Wesen und unverändert liebevollem Verhalten war es nicht nur gelungen, den oft gefährdeten häuslichen Frieden immer wieder herzustellen, sondern auch den leidenschaftlichen, übrigens wackeren und für die Seinigen besorgten Gatten unter das Kreuz Christi zu beugen. Die von hier aus strömende Liebe auch in das Herz ihres Sohnes zu pflanzen, erschien der zärtlichen Mutter fortan als ihre Lebensaufgabe. Sie wünschte sehnlichst, ihren Augustinus zu einem treuen Jünger Christi und Diener der Kirche zu erziehen. Und wirklich ward der christliche Glaube das köstlichste Erbtheil, welches sie ihrem Kinde vermachen konnte. Dies bezeugt Augustinus selbst, wenn er sagt, daß sein zartes Herz den Namen Jesu mit der Muttermilch eingesogen und daß fortan nichts, was ohne diesen Namen gewesen, ihn ganz habe hinnehmen können. Aber die Keime der mütterlichen Frömmigkeit kamen nicht zu ungetrübter Entfaltung. Schon in dem Knaben erwachte ein leidenschaftlich ehrgeiziges Wesen, Eitelkeit und Genußsucht erfüllten seine Seele; es regte sich in ihm der unbändige Sinn und die Wildheit des Vaters. Um seine Gespielen an sich zu fesseln, bestiehlt er die Vorrathskammern der Mutter; es macht ihm wenig Sorge, sich durch Lug und Trug aus irgendwelchen Verlegenheiten zu ziehen. In der Schule wird der unruhige Knabe oft mit Schlägen bedroht; da läuft er davon und verweigert trotzig den Gehorsam. Endlich findet er einen sonderbaren Ausweg, indem er zu Gott betet, daß er ihn künftig vor Schlägen bewahren möge. Nach diesem Gebet geht er getröstet von hinnen. Als er jedoch wieder Strafe erleidet, beginnt er an der Macht und Liebe Gottes zu zweifeln. Bald darauf fällt er in eine schwere Krankheit; dringend wünscht er die Taufe zu empfangen; allein dieselbe wird, sobald es mit ihm besser geht, verschoben. In dieser Versäumniß erblickte er später die Ursache zu vielen seiner Verirrungen: „Wäre ich damals getauft worden, so würde ich ein anderer Mensch geworden sein", behauptete er.

Seine weitere Ausbildung führte ihn aus dem älterlichen Hause und der Obhut der Mutter hinweg. Mit Lust und Begeisterung warf er sich auf das Studium der römischen und griechischen Literatur und erweckte alsbald große Hoffnungen auf eine glänzende Zukunft. Willig unterzog sich deshalb sein Vater beträchtlicher Opfer, um den reichbegabten Jüngling für die ehrenvolle und einträgliche Laufbahn eines Richters heranbilden zu lassen. Und da er bald darauf das Zeitliche segnete, legte sich die Mutter gewaltige Entbeh-

rungen auf, um nun den vielversprechenden Sohn in gleicher Weise mit den erforderlichen Mitteln auszustatten. Als sie jedoch nach einem Jahre den Jüngling wieder in ihre Arme schloß, war dessen kindliche Unschuld und Reinheit dahin. Wie viel Thränen verursacht ihr die traurige Veränderung ihres Sohnes! Die rührendsten Ermahnungen richtet sie an denselben und jede denkbare Wendung zum Bessern versucht sie in sein Herz hineinzubeten! Wie freundlich und sanft ist sie bemüht, den Verirrten an sich heranzuziehen! Doch es ist zu spät. Augustin hat für ihre Thränen nur Ungeduld. Unter den wüsten Gesellen, die seine Gesellschaft bilden, ist er der Aergste und Sündhafteste. Aber er hat auch Stunden, wo es sich zeigt, daß das Gute noch nicht völlig in ihm erstorben ist. Oefters betet er: „Herr, verleihe mir Keuschheit und Enthaltsamkeit! Aber jetzt noch nicht.“

Mit siebzehn Jahren begab er sich nach Karthago, in die Stadt des Leichtsinns und der Sittenlosigkeit, wo Theater und Weltlust, Ehrgeiz und Ruhmsucht ihn ganz und gar in Besitz nahmen. Nur mit schweren Opfern konnte die Mutter die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien und — seines wüsten Lebenswandels beschaffen. Berauscht von dem Lobe seiner Lehrer, von der Bewunderung seiner Talente, von den glänzenden Erfolgen, die er als Lehrer der Beredtsamkeit zu sammeln anfing, vergaß er Gott, Christus und seine arme Mutter. — Endlich begann er vom Rausche sich doch wieder zu ernüchtern und ernster zu werden. Beim Lesen von Cicero's „Hortensius“ erwachte in ihm der Drang nach der Wahrheit und die Sehnsucht nach dem Ewigen stärker. Die Ermahnungen jenes heidnischen Schriftstellers, nach Weisheit zu streben und dieselbe in einem Leben voll Selbstverleugnung zu bethätigen, beschämten das Herz des jungen Christen. Er fühlte, daß alle seine bisherigen Bestrebungen eitel gewesen seien. Plötzlich ergriff ihn eine tiefe, anhaltende Bewegung des Herzens: er fühlte das Bedürfniß, nach Gott zu suchen. Erinnerungen der Kindheit dämmerten in ihm auf. Nun griff er zur Bibel, dem geliebten Buche früherer Tage. Aber ihre Einfalt mundete seinem Geschmacke, den die Rednerschulen verdorben hatten, nicht mehr. Es ging ihm, wie manchem edlen Geiste der Gegenwart: das Innere der Schrift blieb ihm verschlossen; er fand in ihr nur eine kindische Lehre der Vorzeit, über welche er längst hinaus zu sein wähnte. Verstimmt und unmuthig legte er das heilige Buch wieder bei Seite. Was sollte er nun thun? „Wahrheit, Wahrheit, wie innig seufzt das Mark meines Herzens nach dir, wo soll ich dich finden?“

In Karthago bestand damals ein christlicher Zweigverein von der weitverbreiteten Sekte der Manichäer. Diese stammten aus Persien und in ihrer gepriesenen Weisheit verspotteten sie den blinden Glauben der einfachen Christen. Zu geheimnißvollen Lehrsätzen, so heißt es, bekennen sich die Auserwählten und sie verfügen über wunderbare Kenntnisse. Aber Niemand gelangt dazu so rasch. Erst haben die Novizen eine längere Probezeit als Zuhörer zu bestehen, ehe ihnen die Tiefen des verborgenen Wissens erschlossen werden. Was in diesen Tiefen lagert — die Wenigsten wissen es; die es aber wissen, sagen es nicht und hüllen ihre Kenntniß in den Schleier des Geheimnisses. Man erfährt nur, daß diese Sekte mit Oel tauft, statt mit Wasser, die Apostel

und heiligen Schriften für Nichts achtet und die Lehre aufstellt: „Das Böse muß sein und der Mensch ist unschuldig daran, wenn er sündigt; denn das geht aus von der furchtbaren Macht der Finsterniß.“ Aber gerade diese Absonderlichkeiten, dies Dunkle und Räthselhafte fanden Viele für anziehend. Auch erleuchtete Köpfe ließen sich in den Bund aufnehmen. Und warum sollte nicht Augustin in seiner Zerrissenheit und Seelenangst den Einflüsterungen jener wohl unterrichteten Männer, die ihn oft besuchten und ihm schöne Dinge sagten, nachgeben und einen Versuch machen, wie weit ihn die Lehren und das Wissen der Manichäer befriedigen konnten! Acht lange Jahre harrte er in dieser Gesellschaft auf die höheren Offenbarungen. Aber die gewünschten Aufschlüsse blieben aus. Dagegen hatten ihn die Unsittlichkeiten bei der Feier der Mysterien, die leere Aufgeblasenheit der Vorsteher längst bedenklich gemacht.

In dieser Zeit kehrte er zu seiner Mutter zurück, um in der Heimat als Lehrer der Literatur aufzutreten. Sobald Monica den inneren Zustand ihres Sohnes erkannte, gerieth sie in die größte Bestürzung. Sie ermahnte ihn unter Thränen, sich wieder zur Christuslehre zurückzuwenden, sie betete für ihn Tag und Nacht. Sie wendete sich an ihre Freunde, um sie zu bewegen, daß sie Augustin von seinen Irrthümern befreieten. In dieser ihrer Herzensangst träumte sie einmal: Christus käme zu ihr und tröstete sie mit den Worten: „Wo du stehst, steht er auch.“ Freudig erzählte sie am Morgen dem Sohne das Gesicht. Der aber deutete es so, daß auch sie zur Sekte der Manichäer übertreten solle. — Ein andermal, als sie dem Bischof ihr Herz ausschüttete, empfing sie von ihm Trost und Beruhigung in den weissagenden Worten: „Laß ab; so wahr du lebst, es ist nicht möglich, daß der Sohn so vieler Thränen verloren gehen sollte!“

Und es war allerdings unmöglich, daß ein so klarer Geist und eine so aufrichtige Seele dem wahren Christenthum auf die Dauer entfremdet bleiben konnte. Nach einer Unterredung mit dem Haupte der Sekte brach Augustin die Verbindnug mit den Manichäern ab. Der plötzliche Tod eines Freundes, der mit ihm zugleich in jenen Bund eingetreten war, mochte ihn erschüttert und seinen Entschluß beschleunigt haben. Zugleich aber verließ er seine Heimat und begab sich nach Rom. Nach Rom? — wozu? Er wußte es selbst nicht. Die Gebete seiner Mutter ließen ihm keine Ruhe. Heimlich hatte er die Flucht ergriffen, damit sie ihm nicht folgen könne.

In Rom überstand er eine schwere Krankheit, doch nach seiner Genesung war es mit ihm nicht anders geworden. Er griff zum Studium der Philosophie und deutete sich nach ihren Lehren den Christenglauben. Aber der Zweifel blieb in seinem Herzen und sein Begleiter auf allen Wegen. Gewißheit des Glaubens und Frieden der Seele, das fand er auch jetzt nicht. Gern folgte er daher der Einladung eines gelehrten Freundes nach Mailand, wo damals Ambrosius mit dem Ruhme der Frömmigkeit den des ausgezeichnetesten Kanzelredners vereinigte. Augustin fand Gefallen an der Weise des Predigers und aus diesem Grunde besuchte er oft die Kirche, ward ein Bewunderer des Bischofs und bemühte sich um seine persönliche Bekanntschaft. Er fand in ihm viel mehr, als er erwartet hatte, er fand einen väterlichen Freund, dessen Umgang,

Belehrung und geistvolle Darstellung der Lehren des Christenthums ihn im höchsten Grade fesselte. Er fühlte jetzt, was ihm fehle, und wünschte noch ein Mal von vorne zu beginnen.

Und so nahm er an dem Katechumenenunterricht Theil, in welchem die zur Kirche Uebertretenden von dem Bischofe vorbereitet wurden. In dieser Zeit, als sein Herz bereits in einer Wandelung begriffen war, kam plötzlich seine Mutter an. Sie hatte ihn lange Zeit gesucht und betrauert, endlich seine Spur entdeckt und bis nach Mailand verfolgt. Welch ein Wiedersehen! Er erschloß ihr nun sein Herz. Mit welcher Herzensfreude und Hoffnung hörte sie von der beginnenden Veränderung seines Sinnes!

Augustin stand jetzt im dreißigsten Jahre. Sein Leib und seine Seele waren des Irrens, Schwankens und der Verführungen müde, denen er zuweilen widerstand, doch öfter noch unterlag. Ehrgeiz, Wissensdurst, Sinnenlust und ein unnennbares Etwas stritten noch immer um seinen Besitz. Da wandte er sich in die Einsamkeit zur heiligen Schrift und zum Gebet. Mit Vorliebe verweilte er bei den Büchern des Apostel Paulus. Die Liebe Christi trat ihm jetzt mächtig vor die Seele; in seinem Innern flehten alle Wünsche um Erlösung. Seine Mutter, fast seine einzige Gesellschaft, pflegte diese edlen Keime des Guten mit unaussprechlicher Sorgfalt. — Eines Tages hörte er von der Bekehrung des Philosophen Victorinus. Bis dahin galt dieser bewunderte Lehrer als eine der festesten Stützen des Heidenthums; jetzt, ein betagter Greis, hatte ihn das Studium der heiligen Schrift, trotz des Tadels und Spottes der alten Freunde, zum Bekenner des Christenthums gemacht. Die einfache, milde Wahrheit des Evangeliums hatte dem Mann, der an allen Brunnen der Weisheit getrunken, allein Befriedigung gewährt. Dieser Fall ergriff Augustin auf das Tiefste. Lief nicht seine eigene Erfahrung auf dasselbe hinaus, was sich hier begeben? — Kurze Zeit nachher erzählte man sich von dem heiligen Antonius, von seinem Beharren in Selbstverleugnung und Demuth. Ein Offizier, der gerade zugegen war, konnte hinzufügen, wie einer seiner Kameraden lediglich durch die Geschichte des ägyptischen Mönches bekehrt worden sei. Erschüttert rief Augustinus aus: „Was ist das? Ungelehrte Leute raffen sich auf und erstürmen den Himmel — und wir mit all' unserer Gelehrsamkeit wälzen uns noch in unserem Fleisch und Blut herum?" Zitternd vor Aufregung eilte er hinaus in den Garten. Ein heißer Kampf tobt in seiner Seele. Drohend und peinigend steigen alle seine Sünden vor ihm auf. Nun fängt er an bitterlich zu weinen. Unter einem Feigenbaume kniet er nieder und fleht: „Wie, o Herr, wie lange? wann wird dein Zorn aufhören? o gedenke nicht meiner alten Sünden! Wie lange, wie lange? Morgen und wieder morgen? Warum nicht heute, in dieser Stunde das Ende meiner Nichtswürdigkeit?" So seufzt er. Da hört er von fern wie eine singende Kinderstimme: „Nimm und lies!" Erst beachtet er es nicht. Da aber das Flüstern sich wiederholt, erfaßt es ihn, er springt auf und fragt: „War das nicht Gottes Stimme?" Und gehorsam dem Rufe öffnet er die Schrift und liest: „Wandelt nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet an den Herrn Jesum Christum!" Er hält inne. Weiß er nun,

was Gott will? Wie ein himmlisches Licht fällt es in sein Inneres. Freude erfüllt ihn. Er eilt zu seiner Mutter und erzählt. Laut jauchzend preist diese Gott, der so wunderbar ihre Bitten erfüllt hat; denn die Bekehrung ihres Sohnes ist nun endlich vollendet. Gerettet ist er und der Kirche, seiner Mutter, Gott selbst zurückgegeben. — Solches geschah im September des J. 386.

Es folgten nun die stillen Tage der Vorbereitung zur Taufe. Auf dem einsamen Landgute eines Freundes verbrachte er dieselben in heiterer Andacht. Er nahm seine Auseinandersetzung mit der Welt vor, indem er sein vergangenes Leben überblickte und in verschiedenen Schriften seine Ueberzeugungen darlegte, um mit der Philosophie, welcher er seither gefolgt war, abzuschließen.

In der Osternacht des folgenden Jahres empfing er zugleich mit seinem funfzehnjährigen Sohne Adeodat (d. i. der von Gott Geschenkte) in dem Kreise vieler Genossen die Taufe durch den Bischof Ambrosius. Während sich alle Blicke auf ihn richteten, konnte er die Freudenthränen nicht mehr zurückhalten. Mit bebender Stimme legte er sein Bekenntniß des Glaubens ab; aber selig war sein Herz um des Heiles willen, das er nun gefunden hatte. — Nicht fern von ihm kniete ein altes Mütterchen, deren Blicke sich bald auf Augustin, bald gen Himmel richteten. Sie hatte Gott viel zu sagen. Es war Monica, die glückliche Mutter des Sohnes der Schmerzen. — Wenige Wochen nach dieser feierlichen Stunde nahm sie Abschied für immer und entschlief in den Armen ihres im Glauben wiedergeborenen Augustinus.

Kurz nach dem Tode der Mutter kehrte auch er in seine Heimat zurück. Welch ein Anderer, als damals, da er flüchtigen Fußes sich selbst zu entrinnen suchte! Er hatte jetzt nur den einen Wunsch, fern vom Geräusche der Welt in der Stille der Arbeit und des Gebetes sein Leben Gott weihen zu können, der ihn nach seiner Gnade erwählt und vom Tode errettet hatte. Darum entledigte er sich, nach dem Muster des Antonius, alles Ueberflüssigen, verkaufte seine Güter und behielt nur zurück, was er zu des Lebens Nahrung und Nothdurft unentbehrlich brauchte; das Uebrige schenkte er den Armen. Manche seiner Freunde nahmen dauernden Wohnsitz bei ihm. Mit diesen bildete er eine Art klösterlichen Vereines innerhalb der Welt. In strenger Enthaltsamkeit und Thätigkeit führten diese Männer ein beschauliches Leben und Keiner von ihnen wünschte, daß sich je Etwas daran ändere. Die stillsten Stunden benutzte Augustin, um im Gespräche mit Gott die Bekenntnisse seiner Seele niederzuschreiben und seine Lebensentwickelung aufrichtig und ohne Scheu zu enthüllen. Im ahnenden Vorgefühl eines Neuen blickte er auf die Vergangenheit zurück und sprach: „Gieb, was du befiehlst, und befiehl, was du willst!“

Im Jahre 391 verließ Augustin zum ersten Male seine glückliche Verborgenheit, um seinen Bruder in Hippo in Numidien (nahe dem jetzigen Bona in Algerien) zu besuchen, zu dem er seit dem Tode der Mutter eine verstärkte Liebe fühlte. Kaum war er aber in der Stadt angekommen, so wurde sein Name von Allen genannt und ihm alsbald die Ehre zu Theil, zum Presbyter erwählt zu werden. Denn man setzte einen Ruhm darein, den vielgenannten Mann in den Dienst der Kirche zu ziehen, und wünschte ihn dauernd an die Stadt zu fesseln. Augustin, der das öffentliche Leben geflohen hatte und sich

scheute, wieder in dasselbe einzutreten, versicherte unter Thränen, daß er bei seiner befleckten Vergangenheit ganz unwürdig eines geistlichen Amtes wäre, und dankte ablehnend für das Vertrauen der Gemeinde. Aber seine Weigerungen halfen ihm wenig; man drängte ihn vielmehr zum Altare und ließ ihn nicht nur zum Priester, sondern zugleich zum dereinstigen Nachfolger des greisen Bischofs weihen.



Taufe des Augustinus durch den Bischof Ambrosius in Gegenwart seiner Mutter Monica.

Nachdem er nun einmal das Amt angetreten, so begann er auch alsbald alle seine Kräfte der Gemeinde zu widmen. Von nah und fern zog sein Ruf Heiden und Christen scharenweise herzu. Sowol auf der Kanzel wie beim Katechumenenunterricht wirkte er gewaltig und ergreifend; auch jetzt setzte er das asketische Gemeinschaftsleben mit seinen Freunden fort und zog junge strebsame Männer an sich heran. Indem er sie zu späteren Kirchenämtern vorbereitete und in allerlei Wissenschaft unterrichtete, gründete er eine Art christlicher Akademie. Die Zahl seiner Zöglinge wuchs bald dermaßen, daß er sie in verschiedene Genossenschaften abtheilen mußte. Bewundernswürdig war der Eifer, der sich hier entfaltete. Noch in späten Jahren preisen die Schüler

den Meister mit außerordentlicher Verehrung. Er führte sie in die Kenntniß und in das Verständniß der heiligen Schriften ein, enthüllte ihnen die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung, gab ihnen Anweisung, nicht nur wie sie die unwissende Menge dem beseligenden Christusglauben zuzuführen und ihnen die Tiefen der neuen Lehre zu erschließen hätten, sondern auch wie sie vor Zweiflern und Philosophen die evangelische Wahrheit bewahren und sieghaft bekräftigen müßten. Viele seiner lehrreichsten Schriften sind aus den Besprechungen und Vorträgen, welche er inmitten dieses Kreises gehalten hat, entstanden.

Als nun seine Schüler seinen Ruhm über die ganze afrikanische Kirche verbreiteten, richteten alle größeren Stadtgemeinden ihre Blicke auf den Presbyter von Hippo, um ihn als Bischof für sich zu gewinnen. Allein die glänzendsten Anerbietungen lockten ihn nicht mehr. Auch als er Bischof von Hippo geworden, blieb er, wie er gewesen, einfach und enthaltsam in Nahrung und Kleidung. Fleischspeisen kamen nie auf seinen Tisch, selten Wein. Während des Essens wurde stets aus einem religiösen Werke vorgelesen, um alle unnützen Gespräche zu verhindern. Den Umgang mit Frauen vermied er ängstlich. Den Armen ein Vater, ein Friedensstifter für die Streitenden, als Schriftsteller äußerst fruchtbar, als Kanzelredner unwiderstehlich, hatte er eine köstliche Wirksamkeit, reich an Segen.

Aber ein Mann wie Augustin war nicht blos für einen engen Kreis geschaffen; er mußte bald als Führer der ganzen Kirche, Allen voranleuchtend, hervortreten. Und das geschah zuerst in seinem Kampfe mit den Manichäern. Diese Schwärmer, welche nicht aufhörten, die heilige Schrift als ein Teufelsbuch zu beschimpfen und immer von den Reichen der Finsterniß und des Lichtes, welche mit einander im Kampfe lägen, redeten, hatten sich in der letzten Zeit als eine Art Gegenkirche eingerichtet und weithin ausgebreitet. Augustin kannte sie genau und hatte ihre verführerischen Künste nur zu gründlich durchschaut. Er war wol am Besten im Stande, sie zu widerlegen und zu Schanden zu machen. Jedermann war gespannt, in welches Verhältniß er sich zu seinen alten Freunden setzen würde. Zunächst zog er die bodenlose Leere ihrer Geheimnißkrämerei an das Licht; dann zeigte er, wie schmählich bei ihnen das lautere Christenthum mit persischen Lehren und Gebräuchen vermischt und entstellt sei. Der Zweiheit ihrer weltregierenden Mächte stellte er den einigen Gott der Liebe entgegen, ihrer Verherrlichung des geheimnißvollen Wissens den frohen, festen Glauben, ihrer Vermengung von Gut und Böse die Furchtbarkeit der menschlichen Sünde und des allgemeinen Verderbens. Es ist beachtenswerth, wie der Mann, der selbst durch alle Gebiete des Wissens gewandert ist, der mit scharfem Verstande bis zu den Quellen der Erkenntniß vorzudringen versucht hat, immer wieder darauf zurückkommt, daß der Glaube, d. h. das Vertrauen auf die göttliche Offenbarung, aller Erkenntniß und Weisheit vorausgehen muß. Alles beruht auf dem Glauben. „Muß nicht", fragt er, „das Kind die Lehre und Gewöhnung der Eltern auf Treu und Glauben annehmen? Kann es eine Freundschaft, ein Ehebündniß, ja auch nur einen Geschäfts- und Handelsverkehr geben, ohne das gegenseitige Zutrauen? Kann man Gott erkennen, ehe man ihn hat? Kann man ihm auf eine andere Weise nahe kom-

men, als durch Liebe und herzliche Hingebung? Und wenn man ihn und seine Wahrheit gläubig angenommen hat, gleicht nicht der Verstand, der ihn auskennen lernen will, dem Kinde, das mit einer Muschel das unendliche Meer in eine selbstgemachte Grube im Sande zu schöpfen versucht?" Die scharfe, geistreiche und gewaltige Widerlegung der manichäischen Irrthümer durch Augustinus hat dieser Sekte jede wissenschaftliche Achtung entzogen und sie in den Augen der Christenheit gerichtet.

Ein anderer Gegner, mit welchem Augustinus fast noch weniger glimpflich verfuhr, war der irische Mönch Pelagius, der mit seinen Freunden in Rom einen verhängnißvollen Streit heraufbeschworen hatte.


Der heilige Augustinus. Aus dem Missale.

Pelagius, der Sohn der grünen Insel, auf welcher frühe schon das Christenthum aufgenommen war und sich, unbekümmert um die Veränderungen der Kirche auf dem Festlande, in freier und eigenthümlicher Weise entwickelt hatte, vertrat die Ehre und Kraft der menschlichen Freiheit und Sittlichkeit in einer Weise, welche Augustin befürchten ließ, es möchte dabei die Gnade Gottes und die Erlösung der Menschheit als nebensächlich erscheinen. Ueberzeugt, daß der Mensch, wenn er nur wolle, gewiß im Stande wäre, gut zu handeln und daß Jeder von Natur ein göttliches Erbtheil in sich trage, welches er nur anzutreten brauche, behauptete Pelagius, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe und Christus nur zu dem Zwecke gekommen sei, um unserer durch falsche Gewöhnung irregeleiteten Seele zu helfen, daß sie den rechten Weg finde. Von hier aus war freilich leicht der Einwand zu machen: Wenn Pelagius Recht hat, wozu dann die Errichtung und Lehre des Christenthums? Hätte dann nicht das Heidenthum aus sich selbst zu Gott kommen können? Wozu dann vor Allem der Sohn Gottes, als ein Opfer für die Sünden der Welt, wie es die Kirche lehrte?

Diese Einwände fürchtete Augustinus und mit ihnen eine neue Erhebung des Heidenthums, eine neue Gefahr für die Kirche. Auch war er durch seinen großen Vorgänger, den Apostel Paulus, von der Unmöglichkeit überzeugt worden, aus sich selbst vor Gott gerecht zu werden. Was aber das Wichtigste für ihn sein mußte, war seine eigene bittere Lebenserfahrung.

Hatte er doch so lange ohne Erfolg versucht, den Frieden mit sich selbst zu gewinnen; hatte er doch Alles aufgeboten und seinen Sünden doch nicht eher entrinnen können, als bis ihm die Gnade Gottes zu Hülfe gekommen und ihm ein ganz neuer Geist verliehen worden war! So stand es ihm fest, was er ja an sich selbst gesehen hatte, daß die menschliche Natur von Jugend auf ganz untüchtig zum Guten und ganz verderbt sei; daß die Macht der Sünde, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, sogar das Himmelslicht der Vernunft verdunkelt und verderbt habe. Es war ihm kein Zweifel, daß nicht das Gutseinwollen, was den Menschen immer im Stiche lasse, sondern das Erbarmen Gottes durch Christum den Menschen rette. Durch dasselbe empfangen wir überhaupt erst wieder Sinn und Neigung für das Gute. Es liegt Alles in Gottes Hand. „Und", fährt er dann fort, „wenn zwei Kinder geboren werden, das eine wird von seiner Mutter zur Taufe getragen und erhält die Gnade Gottes, das andere bleibt in der Finsterniß und Verdammniß, was können dann die Kinder dazu? Ist es nicht der Wille Gottes gewesen, der das eine erwählt, das andere verworfen hat? So ist eben Alles auf den ewigen Rathschluß Gottes gestellt und nicht auf den Menschen: Wer nicht zur Seligkeit vorher bestimmt ist, bleibt ewiglich verloren und verdammt!"

Diese fürchterliche Lehre, welche Augustinus aufstellte und vertheidigte, macht den Menschen vor sich selber schaudern und vor Gott. Pelagius durchschaute die Blößen und Uebertreibungen derselben wohl. Er berief sich auf die Stimme der Natur, auf das eigene Bewußtsein und warnte vor jenen Behauptungen um so nachdrücklicher, als sie gewissermaßen den bösen Menschen von seiner Schuld freizusprechen und die Tugend werthlos zu machen schien.

Man sieht, welche großen und wichtigen Fragen in diesem langen und heftigen Streite erörtert wurden; es sind die Grundfragen des Lebens. Daher darf man sich nicht wundern, daß die Entscheidung bald so, bald anders fiel. In Karthago, wo der Einfluß des Augustinus unbedingt gebot, entbrannte der Kampf. Er wälzte sich von Land zu Land, von Synode zu Synode. Jeder Christ mußte Partei ergreifen. Die Kirche zerspaltete sich in zwei Heerlager. Bis Palästina verfolgt, fand Pelagius inmitten der morgenländischen Kirche wenigstens eine schonende Aufnahme, während im Abendlande die Mehrzahl der Bischöfe gegen seine „Irrlehre" eiferte und ihn verdammte. Und nun beginnen, wie oft genug auch bei anderen Entwicklungsperioden der Kirche, die Schmähungen, Absetzungen, Vertreibungen aller Gesinnungsgenossen des Pelagius aus ihren Aemtern, kurz, ein Verfahren, welches der Kirche, dem Augustinus sowie dem Kaiser, der die Hand dazu bot, nicht zur Ehre gereichen. Oder könnte Einer, der menschlich fühlt, es gut heißen, wenn Meinungsverschiedenheiten mit Schwert und Folter ausgemacht werden? Wer möchte es nicht eher als ein Zeichen des Verfalles der Gemeinde Christi betrachten, daß selbst ein Mann von der Geistesgröße des Augustinus eine von der seinigen abweichende Ansicht verflucht und sie gewaltsam auszurotten anräth?

Uebrigens war der Kampf damit noch lange nicht ausgefochten; ein volles Jahrhundert wüthete er fort. Er wurde überhaupt nur dadurch zu Ende gebracht, daß man von beiden Seiten nachgab, die Uebertreibungen bei Seite

schob und einen versöhnenden Mittelweg einschlug. — Noch weniger groß und edel zeigte sich Augustin in einem dritten Kampfe der Kirche, nämlich in dem gegen die Donatisten. Es giebt uns einen wenig erfreulichen Begriff von der Christenheit jener Tage, wenn wir erfahren, daß sie Augustin's Verhalten in dieser Angelegenheit auf das Höchste preist. Die Sache war folgende. Der Bischof Donatus von Karthago hatte sich vor etwa hundert Jahren gegen die einreißende Verweltlichung der Kirche aufgelehnt und in der Ueberzeugung, daß sich die Christen überall durch Treue, Einfalt und Sittenreinheit auszeichnen müßten, die Ausschließung aller unlauteren Elemente gefordert. Als Grund des fortschreitenden Verderbens der Kirche erachtete er den Einfluß der Kaiser und ihrer Statthalter auf die Angelegenheiten der Kirche. Er mißbilligte daher die Heranziehung der weltlichen Gewalt zu Gunsten der geistlichen und forderte die stärksten Mittel der Kirchenzucht, um eine reine und fleckenlose Gemeinde herzustellen.

Allein mit diesen Ansichten fand er geringen Beifall. Er und seine Partei wurden aus der Kirche hinausgedrängt und der Verfolgung Preis gegeben. Diese erzeugte Widerstand. Mit den Waffen in der Hand hatten die der donatistischen Richtung ergebenen Landleute lange Zeit den kaiserlichen Legionen widerstanden; blutige Greuel verheerten das Land und entvölkerten ganze Distrikte. Durch die Verfolgung nur zu erneutem Eifer entflammt, hatten nun die auf eine Reformation der Kirche dringenden Donatisten wieder große Ausbreitung erlangt. In Karthago erneuten sich bei jeder Bischofswahl die Streitigkeiten, welche gewöhnlich in einem blutigen Handgemenge endeten. Da gab sich Augustin dazu her, die neuen Gewaltthaten und Bedrückungen, welche gegen die Donatisten in das Werk gesetzt werden sollten, einzuleiten und zu beschönigen. Er hatte allerdings — zu seiner Ehre muß es gesagt werden — zuvor die Begütigung der aufgeregten Massen durch Belehrung und Ueberredung versucht und sie mit beredten Worten zur Unterwerfung unter die Bischöfe aufgefordert. Als er aber das Vergebliche seiner Bemühungen einsah, rief er auf der Synode vom J. 405 die weltliche Macht von Neuem gegen die Donatisten an, indem er sich auf das Wort des Evangeliums berief: „Nöthige sie hereinzukommen!" — eine verhängnißvolle Anwendung eines hochherzigen und ganz anders gemeinten Wortes unseres Erlösers.

Was er gewünscht hatte, geschah nun. Die Kirchen der zu Unterdrückenden wurden geschlossen, ihre Priester des Landes verwiesen, die Anhänger mit Strafen heimgesucht. Allein das wirkte noch nicht und die Donatisten hielten sich nach wie vor der Kirche fern. Noch ein Mal (im Jahre 411) wurde eine Beilegung des Streites versucht und eine Unterredung der Führer der beiden Parteien veranstaltet. Den 286 katholischen Bischöfen stellten sich 279 donatistische entgegen; so mächtig war die Partei noch immer in Afrika. Drei Tage lang währte die Geistesschlacht. Endlich erklärte der kaiserliche Kommissar: die Katholiken hätten in allen Punkten gesiegt. Daraufhin wurden die Gottesdienste der Donatisten bei Todesstrafe verboten und ihre Ausrottung vorbereitet. Daß die Kirchenhäupter sich des weltlichen Armes der Kaiser zum Austrag ihrer Streitigkeiten auf rein geistigem Gebiete bedienten, hatte später

immmer verderblichere Folgen; denn ein Zusammenwirken beider Gewalten in Glaubenssachen hat gewöhnlich nur zur Unterdrückung der Freiheit geführt und der Kirche meist ebenso geschadet, als den weltlichen Machthabern.

Damals konnte man gegenüber der Allmacht der Imperatoren und ihrer Helfershelfer das Geltendmachen, ja ein Ueberwiegen des geistigen Einflusses immerhin für ein Glück ansehen; wäre nur ein mächtiges Wort immer so gut angewendet gewesen und aufgenommen worden, wie die gewaltige Bußpredigt, welche der strenge Ambrosius an den Kaiser Theodosius richtete. Wir erwähnten dieses Vorfalls vorübergehend schon im vorigen Abschnitt.' Wie einst der König Herodes vor der Stimme des Wüstenpredigers Johannes gezittert hatte, so empfand damals ein Gewaltiger der Erde die hinreißende Macht wahrhaftiger Rede, als jener strenge Sittenprediger den Kaiser zur Rede stellte und wegen der Niedermetzelung einer großen Anzahl von Bewohnern von Thessalonich (im J. 390), welche wegen Ermordung einiger seiner Befehlshaber den kaiserlichen Zorn erregt hatten, zur Verantwortung zu ziehen wagte.

Zuerst wendete sich damals Ambrosius mit einem Briefe an Theodosius, in welchem er ihn zur Buße ermahnte: „Du bist ein Mensch und hast gesündigt. Die Sünde wird aber nur getilgt durch Buße und Thränen. Kein Engel kann sie vertilgen, nur der Herr." Als der Kaiser aber, trotz der abmahnenden Bitten, das heilige Abendmahl begehrte und erzwingen wollte, ja ohne vorher ein Zeichen der Reue gegeben zu haben, bereits in die Kirche eingetreten war, da eilte ihm Ambrosius entgegen und redete ihn in der Vorhalle also an: „Es scheint, Majestät, daß Du die ungeheure Größe der Blutthat, die Du verüben ließest, noch nicht erkannt hast. Wie, Du willst die blutbefleckten Hände zum Gebet erheben? Entferne Dich von hier und vermiß Dich nicht, Frevel auf Frevel zu häufen!" — Tief erschüttert von dem heiligen Ernste dieser Rede unterwarf sich der Machthaber der geforderten Kirchenbuße. Acht Monate lang nahm er demüthig seinen Platz unter Denen, welche gesondert von der Gemeinde und ausgeschlossen vom Genusse des heiligen Mahles der Sühne ihrer begangenen Sünden nachgingen. Dann erst, im Gewande des Büßers und ohne den kaiserlichen Schmuck, durfte er auf den Knieen das Bekenntniß seiner Sünde vortragen und wieder Zugang zur Kirchengemeinschaft finden.

So große Macht hatte bereits die Kirche über die Laienwelt selbst in den höchsten Kreisen erlangt. Aber mit Zunahme ihres Einflusses stieg auch ihre Begehrlichkeit nach Oberherrschaft. Da brach gleich einem Strafgericht Gottes ein gräßlicher Sturm los, rüttelte und schüttelte am Fundament der ganzen Kirche und fegte die afrikanische Kirche beinahe völlig vom Boden weg. Die heidnischen Vandalen unter dem furchtbaren Genserich brachen über die Pyrenäische Halbinsel ein, setzten nach Afrika hinüber und machten dem römischen Staats- und Kirchenwesen in dieser Provinz ein jähes Ende.

Das Herannahen dieser großen Umwälzung im damaligen Völkerleben fällt zusammen mit dem Heimgange des Augustinus. So wechselreich und bewegt seine Lebenstage verflossen, so viel Unruhe umgab auch das Ende dieses denkwürdigen Mannes, der, gleich den Besten, auch den Irrthümern seiner Zeit reichlichen Tribut hatte zahlen müssen. Als die Vandalen bereits mit Feuer

und Schwert weithin alles Land verwüsteten und nur noch die festen Städte Widerstand leisteten, im dritten Monate der Belagerung von Hippo, erlöste (am 28. August 430) der Tod den greisen Kirchenvater in seinem 75. Jahre von den nahenden Schrecken. Seine Gebeine wurden durch seine Anhänger den Vandalen entrissen, zuerst nach Sardinien und später nach Pavia gebracht, im Jahre 1842 aber nach Afrika zurückgeführt und in Algier beigesetzt.

Um hier am Schlusse des ersten Abschnittes die ganze Kette der bald von der Mehrzahl der Christen anerkannten Lehrsätze des großen Kirchenvaters noch einmal zusammenzufassen, ergiebt sich Folgendes. Ist die Kirche, in welcher alles Heil des Menschen ruht, das Reich Gottes auf Erden, oder soll sie dieses schaffen, so ist eine Erlösung nur durch die Theilnahme an der Kirche, also durch den Eintritt in dieselbe, d. h. kirchlich ausgedrückt, nur durch die Taufe möglich. Da nun diese aber nicht von der Willkür des Einzelnen abhängig sein kann, so muß sie an den Menschen unmittelbar bei seiner Geburt herantreten. Sie bedingt daher die Sündhaftigkeit der Neugeborenen und somit die Erbsünde. Auf Augustinus' daran weiter geknüpfte Schlußfolgerungen stützten sich später die von den nachfolgenden Kirchenlehrern aufgestellten Sätze, dahingehend, daß die Kirche als das Reich der göttlichen Gnade anzusehen sei, an welchem, um selig zu werden, der Mensch Theil nehmen müsse, während die Kirche selbst die Vermittlung zwischen Gott und den Menschen oder die Erlöserschaft übernimmt. So vertritt denn nach Anschauung der mittelalterlichen Theologie die Kirche gleichsam Christi Stelle auf Erden und bildet nach solcher Auffassung gewissermaßen einen gigantischen Pyramidenbau, der sich auf der breiten Basis der Laienwelt erhebt und, von den Diakonen, Presbytern bis zu den Bischöfen und Patriarchen aufsteigend, endlich im Papstthum gipfelt.

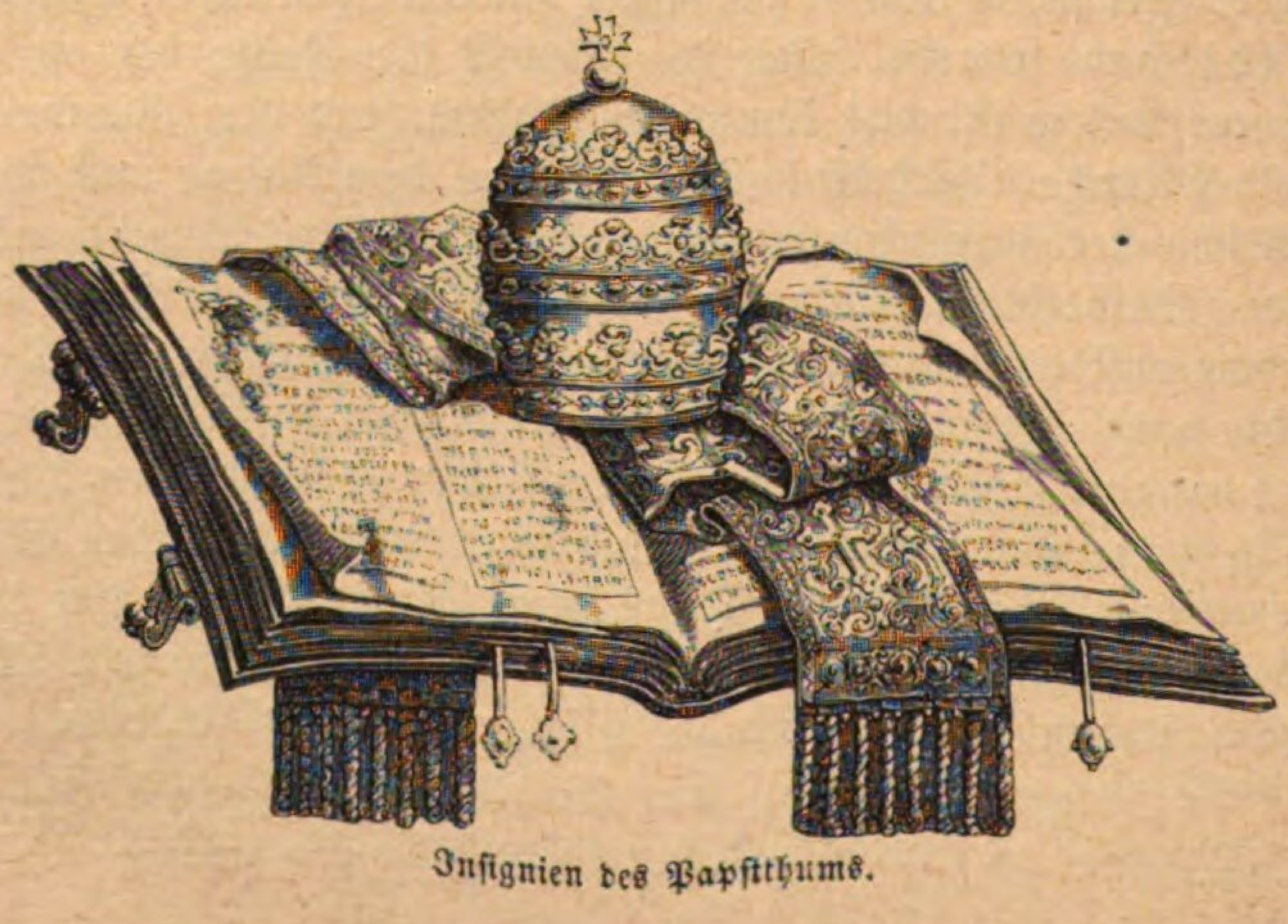
Die beiden großen Gegensätze, welche gegen Ende des Mittelalters zuletzt als Katholizismus und Protestantismus sich darstellen, sind in der Lehre des Augustinus bereits innerlich gegeben und ausgeprägt. — Was immer sich nun gegen die Lehrsätze des großen Kirchenlehrers sagen läßt, Augustinus gilt, und infolge des Sieges seiner Lehren mit Recht, für den eigentlichen Begründer der abendländischen Kirche. Mit ihm schließt die Reihe der ehrwürdigen Kirchenlehrer, welche für das kommende Jahrtausend den Glauben und die Gebräuche der Kirche festgestellt haben. Wiewol dem Range nach keineswegs der erste Bischof des christlichen Afrika, hat in der That Augustinus doch die Geschicke der Kirche des Occidents mit fast beispiellosem Erfolge beeinflußt. Ihm, als dem geistreichsten und scharfsinnigsten unter den Kirchenvätern, ward nicht nur die größte Verehrung dargebracht, sondern auch die innigste Liebe und Hingebung gezollt, denn als Seelenhirt hat er es verstanden, das menschliche Herz in seiner Tiefe zu ergreifen und für den wohlthuenden Einfluß der Religion empfänglich zu stimmen. In solchem Sinne pflegen ihm die Maler als Attribut ein flammendes Herz beizulegen. So erfüllte sein Ruhm und sein steigendes Ansehen noch die nach ihm folgenden Jahrhunderte.

Durch die Macht und Fülle seiner Gedanken, sowie durch die geistvolle Weise der Begründung übernatürlicher Glaubenssätze, sind die Hauptlehren

des Katholizismus, betreffend die christliche Kirche, für lange hinaus zum Abschluß gebracht worden und es hat seine Auffassung auf die Reformatoren, auf Luther wie auf Calvin, einen großen mitbestimmenden Einfluß geäußert.

Wir dürfen uns nicht wundern, wenn das Ansehen, das dieser große Kirchenlehrer genoß, vornehmlich innerhalb der katholischen Kirche sich kaum vermindert hat. Noch kurz vor seinem Tode hatte er sein Hauptwerk „Vom Reiche Gottes" vollendet. Angesichts des untergehenden römischen Weltreichs lenkt er in diesem merkwürdigen Buche die Blicke der Christenheit auf ein erblühendes höheres, ewiges Reich und seine Worte klingen wie eine Weissagung. Die christliche Kirche, welche ob ihrer Verbreitung über den weiten Erdenrund die allgemeine oder katholische genannt wurde, preist er als das oberste und höchste Heiligthum, in welchem sich die Menschheit sammeln und von dem aus eine geistliche Herrschaft über alle irdischen Gewalten errichtet werden solle.

Alsbald beginnt von Rom aus diese Herrschaft. Das Papstthum übernimmt von der Welthauptstadt aus an Gottes Statt die Regierung der Kirche und die Beherrschung der christlichen Welt. Den römischen Bischof oder Papa — wie ursprünglich und noch im fünften Jahrhundert jeder Bischof hieß —, welcher schon damals als oberster der fünf Patriarchen der Christenheit galt, begünstigten hierbei mancherlei Umstände, die den Weg zur allgemeinen Kirchenherrschaft bahnten. Vor Allem der Zwiespalt der morgenländischen und abendländischen Kirche, der die letztere immer fester an ihre Wortführer, die römischen Oberpriester, fesselte, dann die Entstehung neuer Kirchen in Deutschland und deren Unterordnung unter Rom, ferner die Gunst und der Schutz der fränkischen Könige und deutschen Kaiser, zuletzt, aber in der That nicht als letzter Grund, die geistige Ueberlegenheit mehrerer Päpste über ihre Zeitgenossen. So hatten Leo der Große im fünften, Gregor der Große im sechsten, Leo III., der Karl den Großen krönte, im achten Jahrhundert das päpstliche Ansehen zu einer Stufe der Macht emporgehoben, gegen welche die der Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, aber auch das Ansehen der weltlichen Fürsten zurücktreten mußte.



Insignien des Papstthums.

II
Nacht und Morgen



„Ihr seid das Salz der Welt. So nun das Salz dumm wird, womit soll man dann salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, als daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“

Jesus Christus.



Missionäre landen in England und sehen sich von der christlichen Königin empfangen.

VII.

Neue Glaubensboten auf der Wanderung:

Columban und Gallus. — Suitbert. — Winfrid, Bonifacius und Ansgar. — Adalbert von Prag.

(500 — 1000.)

„Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind Wenige, darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter aussende in seine Ernte."
Jesus Christus.

Kaum hatten sich die Wogen der Völkerwanderung gelegt und die Völker zwischen den Alpen, der Nordsee, der Weichsel und den Pyrenäen feste Wohnsitze gewählt, als auch schon, wie auf Gottes Geheiß, neue Glaubensboten auszogen, um die streitbaren Völker, welche aus dem fernen Osten herangezogen waren, unter das sanfte Joch christlicher Ordnung und Sitte zu beugen.

In die düstere Nacht der germanischen Wälder war noch wenig von dem Lichte, das die Welt erleuchten sollte, gekommen. Nur vereinzelte Spuren des Christenthums hatten sich an das Vordringen der Adler der römischen Legionen

geheftet. Sonst hatte das Getümmel der Kriege und Schlachten in den letzten Jahrhunderten mehr zerstört und weggeräumt als aufgebaut.

Im heutigen Frankreich freilich lag es schon längst anders, wenn es auch nicht viel besser als in Deutschland war. Dort kannte man wenigstens dem Namen nach das Christenthum und hier fehlte auch der sichtbare Vereinigungspunkt, das äußere Gebäude der Kirche, nicht, wenn auch vom wahren innern Wesen und Leben sich wenig merken ließ, dieses vielmehr längst abhanden gekommen war. Dort hatten schon Ende des fünften Jahrhunderts die Franken unter ihrem streitbaren König Chlodwig begonnen, die Taufe anzunehmen, als dem Letzteren in der Schlacht bei Zülpich durch versuchsweise Anrufung des Christengottes der Sieg verblieb. Auch in Burgund, welches die ersten christlichen Ansiedelungen in der früher römischen Provinz Gallien umfaßte, genoß die Kirche bereits Ansehen. Aber die Roheit und der Aberglaube der eben erst bekehrten germanischen Heiden hatten vielfach auch das Christenthum angesteckt und verunstaltet, und die Bischöfe, mehr kriegs- und waffenkundige Herren als geistliche Volksführer, standen selbst zu sehr unter dem Einflusse der weltlichen Mächte, als daß sie gute Diener Christi hätten sein können.

So blieb hier wie dort noch das Meiste zu thun; die Erinnerungen an die alten Götter waren noch lange nicht erloschen; im heiligen Hain brachte ihnen das Volk noch blutige Opfer dar; der rohe Trieb und Drang waltete noch ungezähmt in der trotzigen Brust; das Gesetz der Lust, des Hasses, der Blutrache waltete noch fort, der Fremdling galt noch für einen Feind, und Krieg! Krieg! blieb das Losungswort Aller.

Aus der Ferne, über das Meer her, kam das Heil. Die „grüne Insel", Irland, ward zum neuen Nazareth. Von hier aus ergingen seine Boten, Männer voll derber Kraft, welche die Schule der Entbehrung abgehärtet hatte, und brachten Erleuchtung in die Wildniß, wo noch der Bär und Wolf hausten. Noch waren kaum hundert Jahre verflossen, seit der Schotte Patrik, einst ein Gefangener und Sklave Irlands, die Herzen des empfänglichen Volkes für das Evangelium vom Reiche Gottes gewonnen und begeistert hatte. Seitdem regte sich fort und fort in den von ihm gestifteten Klöstern der freudige Glaubensmuth zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern. Niemand weiß, wer den irischen Sendboten Weg und Ziel gezeigt hat. Sie gingen, waren da und lehrten, edle Söhne edler Geschlechter, von Niemand gerufen und beauftragt als blos von ihrem eigenen Geiste und Herzen. Wie sie als Jünglinge die stolze Burg der Ahnen mit der stillen Zelle des Klosters vertauscht hatten, so vertauschten sie nun ihr glückliches, meerumschlungenes Heimatland mit der unwirthlichen Ferne. Obwol schon Mancher seine Schritte nach dem Innern des Festlandes gerichtet hatte und nicht wiedergekehrt war — von den Heiden, die er segnen und bekehren wollte, erschlagen —, dennoch wagten es Andere immer wieder von Neuem, den Samen des Christenthums auszustreuen, aus jener Liebe zum Heiland, welche ihr ganzes Leben erfüllte.

Los von seiner weinenden Mutter, die ihn mit zärtlichen Bitten zurückhalten will, reißt sich auch Columban, der Mönch von Bankor. Vor die Thüre hingestreckt, will ihm die Mutter den Ausgang verwehren. Aber über sie hin-

schreitend, eilt er zu den Gefährten, die ihrer zwölf am Strande harren, und er fährt mit ihnen über das Meer, zuerst nach Britannien, dann nach Frankreich. In den Vogesen macht er zunächst Halt und gründet hier mitten unter den Heiden eine Stätte, von wo aus sich das Christenthum weiter verbreitet. Und nicht blos mit wilden Thieren hat er zu kämpfen, mehr noch mit wilden, unbändigen Menschen, welche Anfangs vor ihm flohen, dann ihm Widerstand entgegensetzten und erst nach unendlichen Mühen von ihm bekehrt wurden. Das Wort des Lebens sowol wie nicht minder leibliche Hülfe brachte er den Elenden, den Kranken bot er Genesung durch heilsame Kräuter des Waldes und selbstbereitete Tränke, schwere Gebrechen heilte er, durch Gebete und Auflegen der Hände. Und die Kunde davon verbreitete sich weiter; bald befindet sich sein Name in aller Leute Mund: da beginnt man ihm wie einem Gottgesendeten zu glauben. Die Wunder, welche man sich von ihm erzählt, mehren sein Ansehen. Bald heißt es, daß der fremde Mann mit dem Kreuze ganze Herden gieriger Wölfe, welche ihn umringten, durch sein Gebet verscheucht habe, oder daß er mit einer geringen Menge von Brot und Bier Hunderte zu speisen vermöchte, daß er Besessene von bösen Geistern befreie und sogar Wasser aus dem starren Felsen hervorzurufen wisse. Von weit und breit eilen Neugierige und Hülfesuchende zu ihm. Mit geheimer Scheu betrachten die halbnackten Heiden das magere Gesicht, die feurigen Augen, das lange schwarze Gewand des Wunderthäters. Wenn er zu reden beginnt, so scheint es ihnen, als ob er übernatürliche Mächte herbeirufe; — vor seinem Kreuze flieht der böse Feind. Mit Zittern schreiten sie über die Zugbrücke und durch das Pfahlwerk, welche das Haus der Brüder in eine feste Burg und unangreifbare Zufluchtstätte verwandeln. Viele werden da getauft, lernen den Glauben und die Vorschriften des weisen Mannes; Mancher entschließt sich sogar, bei ihm zu bleiben und sich von den Christen noch weiter unterrichten zu lassen. Aber wer bleiben und einst das heilige Gewand der Mönche tragen möchte, muß vor Allem seine alten Sitten ablegen, Schweigsamkeit, Nüchternheit und unbedingten Gehorsam angeloben. Fällt er in die früheren übeln Gewohnheiten des Trunkes, der Rohheit, des Trotzes zurück, versäumt er, im Walde umherstreifend, die Stunde des Betens, so wird er hart angelassen oder bestraft, sei es nun durch Entziehung der Nahrung oder mit Gefängniß, oder gar mit Geißelhieben. Bei geringeren Vergehen kommt der Straffällige auch wol damit weg, daß er eine bestimmte Zahl von Psalmen absingen oder die Nacht mit Hersagen von Gebeten zubringen muß. Wer aber mit einem Weibe zu reden sich erkühnt, der wird unbarmherzig mit zweihundert Geißelhieben gezüchtigt. So handhabt Columban furchtbar strenge Zucht, aber es ist auch das einzige Mittel, womit er die natürliche Wildheit der Germanen zu bändigen und in ein größeres Gemeinwesen Ordnung zu bringen vermag.

Eine doppelte Gegnerschaft erwuchs aber mit der Zeit dem wackeren Glaubensboten und hemmte seine Bekehrungs- und Erziehungsarbeit: auf der einen Seite standen die fränkischen Priester, von Eifersucht und Zorn gegen ihn erfüllt und ihn bezüchtigend, daß er sich dem Papste in Rom nicht unterordnen, dagegen irische Freiheit und Sitte einführen und nichts von den

katholischen Gebräuchen wissen wolle; — auf der andern Seite verfolgte ihn der Haß des Frankenkönigs Theodorich, auf dessen Gebiet er sich befand und den er wegen seines ehebrecherischen Lebens zur Besserung ermahnt und mit Kirchenstrafen bedroht hatte. Beide Gegner Columban's machten gemeinsame Sache und vertrieben ihn aus dem Bereiche seines so segensreichen Wirkens. Nur wenige seiner Genossen blieben zur Weiterführung des begonnenen Werkes zurück. Er selbst und Gallus, sein Schüler und Freund, gelangten nach mancherlei Irrfahrten und Schicksalen in die nördliche Schweiz. An den Ufern des prächtigen Bodensees, wo sie schon Spuren des Christenthums in dürftigen Ueberresten vorfanden, machten sie Halt, ließen sich daselbst in der Gegend von Bregenz nieder, nahmen eine verlassene Kapelle wieder in Besitz, legten Gärten an, pflanzten Bäume, bearbeiteten den Acker und streuten den köstlichen Samen des Evangeliums in viele Seelen.

Allein die Rache der alten Feinde verfolgte sie auch hierher in ihr stilles, glückliches Arbeitsfeld. Der Landesherr, Herzog Gunzo, von der fränkischen Königin Brunehilde angestachelt, befahl ihnen, ihre Ansiedelung zu verlassen, weil seine Jagden durch ihre Anwesenheit Schaden erlitten. Als sie eines Tages kurz nachher einen der Brüder im Walde ermordet fanden, hielten sie es für gerathen, der Gewalt zu weichen. Columban überstieg die Schnee- und Eisgebirge der Alpen und drang nach Italien vor, wo er in dem von ihm gestifteten Kloster Bobbio im J. 615 gestorben ist. Seine Anhänger vermengten sich später mit dem Orden der Benediktiner. Gallus aber, der wegen Schwäche und Krankheit davon abstehen mußte, seinem Freunde zu folgen, verbarg sich tiefer im Gebirge, um da, wo die Steinach von den Felsen stürzt, das Kloster seines Namens, späterhin die reichste und berühmteste Pflanzstätte christlicher Kunst und Wissenschaft, anzulegen. Er ist als Gründer von St. Gallen in der Schweiz bis auf den heutigen Tag hochgeehrt geblieben.

Alle diese Glaubensboten thaten sehr wohl daran, wenn sie sich vor Allem die Errichtung von Klöstern angelegen sein ließen, durch welche ja erst ihr christliches Unternehmen gesichert wurde. Diese meist inmitten der Wildniß errichteten Bildungs- und Wohnstätten, zu denen die Erbauer selbst das Holz bearbeiten und das Gestein zusammenfügen mußten, sahen bei ihrem Beginnen jenen riesigen Prachtgebäuden, zu denen sie sich später umwandelten, sehr wenig ähnlich; klein und unansehnlich, boten sie nichts als einen engen und dürftigen Unterkunftsort für die Fremdlinge selbst, und dennoch waren es die Burgen, von denen aus sie in geistigen Eroberungszügen immer weiter vorwärts drangen. An diesen bescheidenen Plätzen befanden sich die Stätten der Andacht mit den heiligen Geräthschaften des Gottesdienstes; hier sammelte sich im Laufe der Zeit die allmählig angewachsene Christenmenge zu den religiösen Feierlichkeiten, sowie zum Unterricht. Während ein Theil der Brüder auf Bekehrung auszog, ein anderer den jüngern Mitgliedern und Gästen des Hauses Unterricht im Gesang, Lesen und Schreiben sowie im Glauben ertheilte, lagen Andere der Aufgabe ob, die benachbarten Ländereien urbar zu machen, zu bestellen, abzuernten, das Holz im Walde zu fällen, das nöthige Wildpret herbeizuschaffen, Teiche anzulegen, aus welchen man die Fastenspeisen holen

konnte, den Weinstock zu pflanzen und seine Früchte in edlen Klosterwein zu verarbeiten, kurz, Alles in Feld, Haus, Küche und Keller zur Nahrung und Nothdurft herzurichten.

Während die Mönche und Nonnen im Orient sich an die Regeln hielten, welche von dem frommen Kappadocier Basilius herrühren, folgten die im Abendlande zumeist den Vorschriften des heiligen Benediktus aus Nursia bei Spoleto, eines frommen und sehr gelehrten Klostergeistlichen (geb. um 480, gest. 21. März 543), des Gründers des Mönchsordens der Benediktiner, mit seinen Anhängseln: den Camaldulensern, Karthäusern, Cölestinern, Cisterciensern 2c. und den von denselben ausgegangenen Brüderschaften. Andere richteten sich nach den Regeln des heiligen Augustinus, so die Augustiner, Prämonstratenser, Serviten, Hieronymiten u. s. w. Nach der alten Idee des Mönchslebens lebten die Karmeliter, indem sie sich stillen Betrachtungen hingaben.—Eigenthümlich ist es, daß das Streben nach Einfluß auf den weltlichen Verlauf der Dinge bei den im 13. Jahrhundert gestifteten Orden der Bettelmönche, so bei den Dominikanern und Franziskanern, Platz griff, während doch die Minoriten und Minimen, die gleichfalls das Gelübde der Armuth abgelegt, mehr die Neigung zum beschaulichen Leben sich bewahrten. Die Dominikaner oder Predigermönche nahmen weit später ihren Ursprung von Toulouse aus, wo ein Spanier, Domingo de Guzman, der einen hohen Grad von Wissenschaft erlangt hatte, den Grund zu dem Orden legte, welcher gar rasch über ganz Europa und alle Küstenländer von Asien, Afrika und Amerika sich verbreitete. In England hießen sie die „schwarzen Brüder". Im Zeitalter ihrer Gründung machten sie sich durch ihre Predigten und Missionen sehr verdienstlich, über ihre spätere Thätigkeit als Ketzeraufspürer und Ketzerrichter zu sprechen erhalten wir noch reichliche Veranlassung. — Auch mit den Franziskanern, oft „grüne oder seraphische Brüder" oder „Barfüßer" genannt, beschäftigen wir uns in einem Abschnitte, in welchem uns ihr Stifter Franz von Assisi entgegentritt. Zu diesem lange Zeit durch seinen wissenschaftlichen Eifer ausgezeichneten Orden gehörten die hervorragendsten Gelehrten des Mittelalters, so Bonaventura, Duns Scotus, Roger Bacon u. A. Auch entsprangen dem Orden eine Anzahl der bedeutendsten Päpste, so Sixtus IV. und V., Clemens XIV. 2c.


Der Glaubensbote Abt Gallus. Aus „Die Monatsheiligen".

Der Bildung neuer Mönchsorden schlossen sich gewöhnlich auch Nonnen gleichen Namens und gleicher Regeln an, ohne jedoch an der priesterlichen Wirksamkeit jener Theil zu nehmen. Der männliche Zweig eines Ordens heißt dann der erste, der weibliche der zweite Orden. Die Kapuziner bilden demnach den ersten Orden, die Kapuzinerinnen den zweiten Orden des heiligen Franz. Als später ganze Familien, Eheleute und Hausgenossen aller Stände in ein Abhängigkeitsverhältniß zu der regulirten (Kloster-) Geistlichkeit traten, verlieh der heilige Franziscus diesen Beziehungen bestimmtere Formen, indem er die Laien und Brüderschaften, welche sich mit Mönchen verbinden wollten, ohne Geistliche zu werden, in einem besonderen Verband vereinigte und sie unter dem Namen des dritten Ordens (der Minoriten) dem Hauptorden hinzufügte. Dergleichen Tertiarier gesellten sich nach dem eben erwähnten Vorgange bald nachher auch die Cistercienser u. A. zu; sie durften die Kleidung ihres Ordens tragen, begnügten sich aber meist mit dem Scapulier oder dem Gürtel desselben unter der bürgerlichen Kleidung. Die sämmtlichen Orden stehen unter Oberen, welche Abt, Prior, General oder Regent heißen. Die Klöster der einzelnen Provinzen werden von Provinzialen geleitet. Sie bilden unter dem Vorsitze des Generals das Generalkapitel des Ordens, an dem die Oberen: die Aebte, Guardiane, Pröpste, Prioren, Superiore, Rektoren ꝛc. der einzelnen Kapitel als stimmfähige Kapitulare theilnehmen. Soviel beiläufig über die spätere Entwickelung des Mönchthums.

Die Mönche jener alten Zeit sind die nützlichsten und ehrenwerthesten Freunde der Menschheit und wahrhafte Förderer allgemeiner Bildung gewesen. An rauhe Arbeit gewöhnt und durch Fasten und Entbehrung im Stande, sich in jede Lage des Lebens zu finden, begnügten sie sich auch mit einem Baume als Nachtlager, mit Wurzeln und Beeren als Nahrung; sie wußten Spieß und Schwert wohl gegen die hungrigen Raubthiere zu führen. Diese Helden des Glaubens, welche den Urwald gelichtet und geschickteren und glücklicheren Nachfolgern den Weg geebnet haben, in beständigem Kampfe mit der Unwirthlichkeit und Wildheit der Natur, sowie mit Roheit und Barbarei der Menschen, verdienen trotz ihrer oft bewiesenen Härte, trotz ihres abergläubischen Vertrauens auf wunderthätige Reliquien, trotz ihrer Bemühungen, die Heiden durch Zeichen und Wunder zu schrecken, die Liebe und Bewunderung aller Zeiten. Während der Völkerwanderung waren sie die Bewahrer und Pfleger der Wissenschaften, als sich diese aus der Barbarei jener dunklen Zeit in die Morgendämmerung des Mittelalters hinüber retteten. Ihre Nachfolger sind viele Jahrhunderte hindurch Maler, Bildhauer, Holzschnitzer und die kunstreichsten Baumeister gewesen. Solchen geschickten Mönchen verdanken außer einer Menge von Klöstern auch Schulen, Hospitien und andere Zufluchtsstätten ihre Entstehung.

Die gemeinsamen Wohnungen, welche sich anfänglich meist immer nur eine kleinere Anzahl Mönche bauten, konnten nur klein, unansehnlich und unbequem sein. Als aber das Bedürfniß nach besserer Lebensweise sich mehr und mehr im Volke geltend machte, als in späterer Zeit die Menge aus Nah und Fern in Kirchen und Kapellen sich versammelte, um sich zum Herrn des Himmels und der Erde und zum Heiland im Gebet zu erheben, da dünkte den geistlichen

Brüdern zu jenem Zwecke selbst das größte und schönste Haus nicht groß und würdig genug. Daher entstanden frühzeitig schon weite und schöne Kirchen. Die Grundform der ältesten Gotteshäuser, welche aller Orten meist nach den Plänen der Mönche aufgeführt wurden, bildete in der Regel die Kreuzform. Der Altar ward stets in der Richtung nach Morgen errichtet; denn im fernen Osten, im Morgenlande, befand sich das Grab des Erlösers, unseres Religionsstifters.


Basilius. Aus „Die Monatsheiligen“.

Gleich andern Völkern sah sich auch das deutsche im frühesten Beginn seiner Kultur auf Das angewiesen, was vom klassischen Alterthum durch die Römer ihm überliefert worden. Das Christenthum und seine Sendboten brachten nach Deutschland die Elemente der altchristlichen Bauweise, in seiner weiteren Ausbildung romanischer Stil genannt. Der Herkunft des sogenanten gothischen Stils zu gedenken giebt uns ein folgender Abschnitt Veranlassung.

In der Periode der Aussaat der ersten christlichen Bildungselemente ist es Niemand beigefallen, alle die zahlreichen Glaubenshelden aufzuzeichnen, die sich um die Heranziehung unserer Vorfahren zur Gesittung unvergängliche Verdienste erwarben. Doch sind immerhin die Namen einer Anzahl würdiger, hochsinniger Männer in dankbarem Andenken festgehalten worden. So der Missionsprediger Kilian, dessen Arbeitsfeld vornehmlich Franken war, dann Severin und Rupert, am Inn und an der Enns wirkend, Emmeran und Corbian in Bayern, Trutbert in Baden, die Gebrüder Cyrill und Method unter unsern Nachbarn, den Slaven. Aber wie viele Namen Derer, welche noch im neunten und zehnten Jahrhundert lehrten und wirkten, sind der Nachwelt nicht überliefert worden!


Benediktus. Aus „Die Monatsheiligen“.

So viel steht fest, daß um die Mitte des achten Jahrhunderts die bahnbrechenden Glaubensboten bereits bis in das Herz Deutschlands vorgedrungen waren. Um diese Zeit begannen auch von Norden her neue Apostel den Angriff auf das

Heidenthum. Wie im Westen und Süden die Irländer, so traten hier die Engländer ein. — England, dessen altbritische Kirche der Einfall der Angelsachsen fast gänzlich vernichtet hatte, war kaum erst seit fünf Menschenaltern dem Christenthum zurückgewonnen worden und zwar durch Mönche, welche der Papst Gregor I. um das Jahr 590 dahin entsendet hatte. Unter ihnen befanden sich eine Anzahl eingeborener Angelsachsen, welche jener Papst einst auf dem Sklavenmarkt losgekauft und in Rom zur christlichen Mission hatte vorbereiten lassen. Die Form der englischen Gottesverehrung war darum, abweichend von der irischen, eine rein römische geworden, und dieser römische Kirchendienst sammt der Oberpriesterschaft des Papstes wurde nun durch die englischen Glaubensboten auch nach Deutschland verpflanzt.

Man erzählt sich von Wilibrod, er habe, die Friesen zu bekehren, welche damals vom Nordseestrande bis hinein nach Geldern und Brabant ihre Zelte aufgeschlagen, mit einem jüngeren Gefährten auf alle glänzenden Aussichten in England verzichtet und die gefahrvolle Laufbahn eines Heidenbekehrers vorgezogen. Dieser Jüngling, aus einer angesehenen Familie stammend, hieß eigentlich Winfried, erst hernach haben ihn die Deutschen als ihren Apostel und Wohlthäter, Bonifacius, genannt.

Leider stand es zu jener Zeit um die Sache des Christenthums in Friesland schlimmer als je. Allerdings hatte ein von England herübergekommener christlicher Glaubensprediger, Bischof Suitbert, die Bekehrung jenes Theiles von Deutschland eifrig betrieben. Inmitten seiner verdienstvollen Bemühungen sah er sich durch einen Einfall der heidnischen Nachbarn, der Sachsen, genöthigt, seine Neubekehrten zu verlassen. Er zog sich darauf nach der kleinen Rheininsel Kaiserswerth zurück, wo er ein Kloster gründete und später im J. 713 starb. Das begonnene Werk setzten nun seine Gesinnungsgenossen aus England weiter fort. Man berichtet, daß König Radbod bereits zur Taufe geneigt gewesen sei, als er neue Zweifel in der Frage aussprach: „Wenn man erst durch die Taufe selig wird, was ist dann nach eurer Lehre aus meinen königlichen Ahnen geworden?" Und es antwortete einer der Christen: „Diese sind allesammt verdammt und ewiglich verloren!" — Bei dieser Auskunft erwachte in dem Friesen Liebe und Stolz zugleich und er rief entschlossen: „So will ich lieber mit meinen Ahnen verdammt sein und in die Hölle fahren, als mit euch Bettlern im Paradiese wohnen!" Wahrscheinlich ist es, daß die Friesen, erbitterte Feinde ihrer Nachbarn, der Franken, ein geheimes Einverständniß der Missionäre mit diesen annahmen oder gar entdeckten, und daß also der Völkerhaß die ersten Keime des Christenthumes erstickte. Jedenfalls darf man es den an dem Väterglauben hängenden Friesen nicht so sehr verargen, wenn sie nun die christlichen Pflanzungen verwüsteten und ihren Götterdienst wieder herstellten.

Unter solchen Umständen mußte der kluge und vorsichtige Winfrid einen andern Weg und Schlüssel zum Eintritt in Deutschland suchen. Er nahm den Umweg über Rom. Mochte auch damals die Macht des Papstes noch vielfach bestritten und beschränkt sein — noch funfzig Jahre später mußte er Schutz bei den fränkischen Königen suchen —, so reichte doch der Arm „des heiligen Vaters" bereits weit über Italien und das Frankenreich hinweg über alle katholischen Christen.

Ein Auftrag, eine Vollmacht des Papstes bedeutete wenigstens ebenso viel, als der beste weltliche Schutz. Ein Empfehlungsschreiben aus Rom verschaffte Jedem, der ein solches besaß, Beistand und Ehrfurcht von Seiten der Mächtigen. Was konnte Winfried werthvoller sein, als sich und seine Unternehmungen durch das Ansehen der römischen Kirche zu stützen und zu fördern? Mit päpstlichen Schutzbriefen ausgerüstet, begab er sich etwa um das Jahr 720 durch Frankreich nach Deutschland. Die Reliquien, welche er von Rom, wo sie massenhaft ausgegraben und verhandelt wurden, mit sich brachte, waren nicht das Unwirksamste bei seiner Ausrüstung. Wohin er kam, zeigte er sie den abergläubischen Heiden und Christen, erzählte ihnen von dem Edelmuth und der Güte, von dem Leiden und dem Tode des Heiligen, welchem diese Knochen oder Haare oder Kleiderfetzen angehört haben sollten, pries die Wunderkraft, welche bei ihrer Berührung auf Kranke und Sterbende überströme, und verwendete sie fleißig als echtheidnische Zaubermittel dazu, um die Herzen der Menschen mit Ehrfurcht und Andacht zu erfüllen. Auch bediente er sich kleiner Theile derselben zu Geschenken an hochstehende Personen, neubekehrte Fürsten oder an Klöster und Kirchen, welche durch diesen werthvollen Besitz eine besondere Anziehungskraft erlangten.


Der Friesenapostel Bischof Suitbert.
Aus „Die Monatsheiligen".

Als Winfried damit beschäftigt war, die in Thüringen vorhandenen Christen zu sammeln und daselbst kirchliche Ordnung zu schaffen, traf ihn die Nachricht von den fränkischen Siegen über die Friesen und von Radbod's Tod, — Umstände, die ein erneutes und jetzt erfolgreiches Vordringen der christlichen Missionen zur Folge hatten. Sofort eilte er nun nach Friesland und half dort den früheren Genossen bei der Bekehrung. Erst nach Verlauf von drei Jahren gründete er sich ein eigenes Arbeitsfeld im Hessenlande, wo er das Kloster Amöneburg als Mittelpunkt seines Wirkens stiftete und angesehene Männer für die christliche Kirche zu gewinnen wußte. Auch weiterhin bis an die sächsische Grenze streifte er, um sich über den Umfang seiner künftigen Aufgabe einige Klarheit zu verschaffen. — Die Probe war also bestanden, und Winfrid durfte daran denken, in Rom die Würde eines Bischofs von Deutschland zu erwerben, um mit allem Nachdruck die Organisation der Kirche unter den Deutschen betreiben zu können. Die Bereitwilligkeit, mit welcher er den Eid der Treue leistete und sich verpflichtete, alle seine geistlichen Eroberungen nach bestimmten Vorschriften dem Papste zu unterwerfen, machte es ihm leicht, den päpstlichen Segen zu empfangen, erschwerte ihm jedoch hernach die Anerken-

nung von Seiten der deutschen Christen, welche viel lieber einer von Rom unabhängigen Volkskirche angehören, als dem Papste die Füße küssen wollten.

Zunächst nahm nun Bonifacius seine Arbeit unter den Hessen wieder auf. Bei dem Dorfe Geismar fand er die berühmte Wodanseiche, den Sitz des höchsten Gottes, das Sinnbild des Heidenthums. Unter diesem Baume wurden die heiligen Versammlungen der Heiden gehalten und Angesichts des Donnergottes die wichtigsten Entscheidungen getroffen; hier brachten sie ihre Opfer der allmächtigen Naturkraft dar, die sie verehrten. Unverletzlich, fest und treu, wie ihr Glaube an die alten Götter, galt ihnen diese Donnereiche als Heiligthum. Aber Bonifacius sprach: „Wenn euere Götter allmächtig sind und euer Gott in diesem Baume ist, so soll er mich zerschmettern, denn ich lege jetzt Hand an ihn!" Und mit Grausen sah das Volk den fremden Christen die Axt ergreifen und an das Heiligthum legen. Als er aber mit kräftigen Hieben den Baum zu Falle brachte und Krone, Aeste und Stamm wie auf einen Hauch von oben splitternd zusammenbrachen, ohne daß Donner und Blitz den Frevler zermalmt hätten, da erkannten die Hessen die Ohnmacht ihrer Götzen und öffneten ihre treuen Herzen dem Christenthum. —

Von da zog der Heidenbekehrer die Werra hinauf abermals in das schöne Thüringerland. Auf dem Altenberge, in der Oede des Landes, errichtete er eine Taufkapelle, dem Johannes geweiht, nicht weit davon das Kloster Ohrdruf, der Sage nach an der Stelle, wo er durch ein Wunder gespeist, getränkt und vom Tode errettet worden war. — Binnen wenigen Jahren hatte er Großes erreicht und die frommen Männer und Frauen, welche er aus England herüberrief, um das von ihm begründete Werk an verschiedenen Orten weiterzuführen, halfen in edler Selbstentsagung die Wildniß lichten und des Kreuzes Sieg vollenden.

Zum Dank für diese Leistungen empfing Bonifacius im J. 932 aus Rom Titel und Würde eines Erzbischofes, mit der Vollmacht, Bischöfe ein- und abzusetzen, wie er es für nöthig halte. Er begann damit in Bayern. Aber nur mit Hülfe der weltlichen Macht gelang es ihm, den freien, unabhängigen Sinn der dort wirkenden christlichen Priester zu beugen. Er gewahrte mit Staunen und Befriedigung die Verbreitung, welche das Christenthum unter den Bewohnern dieses Landes gefunden, an denen nichts als Gehorsam gegen den Oberpriester in Rom zu vermissen war. Diesen herzustellen und das päpstliche Kirchenregiment einzuführen, errichtete er die Bisthümer in Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, Sitze blühender Klöster, deren Aebte zu Bischöfen geweiht wurden. Zu derselben Zeit entstanden eine Reihe geistlicher Stiftungen in den Thälern Oberbayerns und an den lieblichen Seen des Hochgebirges. Die wichtigste aller seiner Schöpfungen aber ward das Kloster Fulda in Mitteldeutschland (Hessen). Dasselbe erlangte eine ähnliche Bedeutung für Mitteldeutschland, wie St. Gallen für den Süden und Westen, als ein Sitz der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit. Fulda beherbergte noch zu Bonifacius' Lebzeiten an vierhundert Mönche; zahllose Geschenke von Fürsten und Vornehmen verhalfen dieser Stiftung zu außerordentlichem Reichthum. Der Abt Sturm, ein junger Bayer, in Fritzlar erzogen, der Liebling des Bonifacius, hatte das Kloster nach dem Muster der ältesten Benediktinerabtei in



Bonifacius fällt die Donnereiche.

Italien eingerichtet und es verging kaum ein Jahr, ohne daß Bonifacius in diesen friedlichen Räumen längere Zeit verweilte.

Die große Bedeutung der Gründung jener christlichen Sitze veranlaßt uns hier noch zu einigen weiter ausschauenden Blicken.

Nächst den alten Römerstädten und den später erst aufblühenden königlichen und kaiserlichen Residenzen oder Pfalzen bildeten die neuen Bischofssitze die wichtigsten Mittelpunkte des damals nur langsam sich Bahn brechenden Verkehrs; denn dieser sammelte sich gern unter dem Schutze der weltlichen oder geistlichen Gewalt. Man legte in der Folgezeit am liebsten die neuen Bischofssitze in die alten Römerstädte. Am rascheſten hoben sich jene Orte, wo Römergründung, Bischofssitz und Königspfalz zusammenfielen, wie in Mainz, Köln, Trier, Worms, Speyer, Straßburg, Augsburg und Regensburg. Bischofsstädte nichtrömischen Ursprungs sind Magdeburg, Bremen, Hamburg, Paderborn, Naumburg, Würzburg und das obengenannte Freisingen im Gegensatze zu den reinen Pfalzstädten: Aachen, Goslar, Ulm, Colmar, Nürnberg u. s. w. Wurden in jenen die Einwohner später Mannen und Hörige des Bischofs, so sprach in den Pfalzen und freien Gemeinden der Pfalz- oder Burggraf im Namen des Königs Recht. Daß aber Freie und Unfreie neben einander und gemischt wohnten, hat mit der Zeit auch die Hörigen frei gemacht. Unter dem Schirm der Könige wie der Bischöfe sind die Städte bald mächtig emporgeblüht. Daß jedoch nicht immer unter dem Krummstab gut wohnen war, beweisen so mancherlei Wandelungen in der Folgezeit, auf welche wir später bei den Zerwürfnissen zwischen Kaiser und Papst zurückkommen werden. Damals traten die Stadtbürger zum ersten Male in den Wettkampf gegen Rom und gegen die von ihm ausstrebende geistliche Weltherrschaft auf. Auch unter den Hohenstaufen blieben die Städte kaiserlich gesinnt, schon weil das nächste Streben der Sitze Worms, Köln, Mainz und Speyer die Abschüttelung des Joches der Bischofsgewalt bezweckte.


Bonifacius-Denkmal in Fulda.

Zu Lebzeiten des heiligen Bonifacius nahm die junge deutsche Christen-

heit den Einfluß der Kirchengewalt noch als eine Wohlthat entgegen; und in der That, die damaligen geistlichen Väter gaben bei Weitem mehr, als sie empfingen. Die geistliche Wirksamkeit des „Wohlthäters der Deutschen" gab sich nach Rückkehr von seiner dritten Reise nach Rom in immer großartigerer Weise kund. Er war 738 zum päpstlichen Legaten für Deutschland bestellt worden, während ihn König Pipin, den er im Jahre 752 zu Soissons zum König der Franken weihte, zum Erzbischof von Mainz ernannte. Mit Eifer und gutem Erfolg fuhr Bonifacius fort, die fränkische Geistlichkeit für seine Reformen und vornehmlich die päpstlichen Vorschriften (Canones) zu gewinnen. Sein Ruhm verbreitete sich über alle Länder. Fortwährend strömten ihm aus England Priester, Mönche und Nonnen zu, denen er in Thüringen, Sachsen und Bayern neue Thätigkeitsbereiche anwies. Zu verschiedenen Zeiten berieth er mit den Bischöfen auf fünf von ihm zusammenberufenen Kirchenversammlungen die Interessen der Kirche und der aufstrebenden deutschen Gemeinden. Sein Einfluß hat die Unterordnung der deutschen Kirche unter den Papst zu Rom zu Stande gebracht. Er selbst regierte von Mainz aus die deutsche Christenheit und sein Eifer brachte es dahin, daß ihm die mächtigen Fürsten, wie Pipin und Karlmann, bei Unterdrückung des Heidenthums kräftigen Beistand leisteten.

Die Götzenfeste in den Hainen und an den heiligen Quellen, die Zauberei und das Herumtragen der Götzenbilder in den Feldern wurden nun verboten und wenigstens äußerlich die Spuren des Glaubens an die alten Gottheiten verwischt. Es wurde für alle Täuflinge eine Bekenntniß- und eine Abschwörungsformel eingeführt, welcher sich alle Priester bedienten. Dieselbe lautete:

(Frage des Priesters:)	(Antwort des Täuflings:)
Entsagst du dem Teufel?	Ja, ich entsage ihm.
Und aller Teufelsmacht?	Ich entsage ihr.
Und allen Teufelswerken?	Ich entsage allen seinen Werken und Worten, dem Donnergotte Wodan und Saxnote und alle den Unholden, die ihre Genossen sind.
Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?	Ja, ich glaube an ihn!
	u. s. w.

Nach einer dreißigjährigen Wirksamkeit in Deutschland hatte Bonifacius das gesteckte Ziel erreicht. Er sah durch seine Anstrengungen sein Werk gesichert. Jetzt erwachte in ihm immer unwiderstehlicher die Sehnsucht, seine Jugendarbeit wieder aufzunehmen. Er bestellte seinen Landsmann Lullus zu seinem Nachfolger im Erzbisthum Mainz, empfahl diesen und seine Schöpfungen dem mächtigen Schutze des Königs Pipin und trat mit der Begeisterung eines Jünglings, in Begleitung von Freunden und Dienern, seine letzte Missionsreise nach Norden an. Den Rhein hinab ging die Fahrt; an der friesischen Grenze begann er zu predigen und zu taufen. Am Osterfeste 755 erhoben sich seine Zelte am Flüßchen Burde. Ehrfurchtsvoll sammelten sich da viele der Friesen, von denen ein Theil bereits getauft war, der andere noch der Bekehrung harrte. Alle sahen zum ersten Male in dem ehrwürdigen Greise mit dem Schmucke der priesterlichen Gewänder den blendenden Glanz der römischen Kirche.

Aber was diese kraftvollen Männer am meisten fesselte, das war das Geheimnißvolle, mit welchem die Priester den Glauben umgaben, und die Wunder ihrer Reliquien, deren sie sich rühmten. — Am Ostermorgen sollte die Taufe vieler Neubekehrten stattfinden. Aber statt ihrer erschienen Scharen wilderregter Heiden mit drohendem Geschrei und geschwungenen Waffen. Mit Gewalt drangen sie auf die christlichen Priester ein; die Diener des Bonifacius wollten sich zur Wehr setzen; doch er im festlichen Gewande, mit dem heiligen Buche im Arme, tritt unter sie und spricht: „Lasset ab vom Streit; die heilige Schrift heißt uns Böses mit Gutem vergelten. Lange habe ich mich nach diesem Tage gesehnt. Seid stark und vertrauet dem Herrn!" Nun gingen sie dem wüthenden Haufen entgegen. Mit Keulenschlägen von den Heiden überfallen, empfing Einer nach dem Andern den Todesstreich, zuletzt Bonifacius. — Sein Leichnam ward später, einem oft geäußerten Wunsche gemäß, in Fulda begraben.

So endete der Mann, dem Deutschland zwar nicht das Christenthum, aber doch die kirchliche Ordnung, freilich aber auch die Unterordnung seines Kirchenwesens unter die Gewalt des Papstes, zu verdanken hat. Wenn letzterer Umstand auch seinen Ruhm in den Augen Vieler schmälert, so ist er doch unzweifelhaft einer der edelsten Sendboten der Kirche gewesen. —

Einen weiten Schritt vorwärts gewann die Verbreitung der christlichen Lehren durch die Eroberungen Karl's des Großen im Norden Deutschlands. Das tapfere Volk der Sachsen verlor zugleich mit seiner Freiheit den alten Glauben. Aber auch die Bekehrung hat ihre Grenzen, und Gewaltmaßregeln, wie diejenigen, welche Kaiser Karl angewendet hat, erscheinen wenig geeignet, den Sinn eines Volkes umzuwandeln; wenigstens hielt sich im Norden das Heidenthum noch lange und die Anhänger desselben waren selbst im elften Jahrhundert in den Gegenden der Weser noch nicht ausgestorben.

Der Apostel des Nordens, Ansgar oder Anscharius, erstand um die Mitte des neunten Jahrhunderts. Dieser fand in der Schule des berühmten fränkischen Klosters Corvey seine Bildung, zugleich mit einer Anzahl sächsischer Jünglinge, welche Karl der Große zu ihrer christlichen Erziehung hierher verpflanzt hatte. Ein Enkel des glorreichen Karl Martell war Abt des Klosters. Der große Carolus besuchte dasselbe öfter und prüfte bei seiner Anwesenheit die Fortschritte der Schüler. So sah ihn wol Ansgar und konnte sein Leben lang den Anblick des gewaltigen Helden nicht vergessen. In der hochstrebenden Seele des frommen Knaben mochte sich jetzt schon das Verlangen regen, gleich dem erhabenen Herrscher, die Grenzen der Christenheit zu erweitern. Während seine Genossen mit dem Schwerte im wilden Kampfgewühl nach Beute und Ruhm suchten, war es sein Herzenswunsch geblieben, mit der Macht des Wortes die trotzigen Nordmänner zu überwinden und nach den Gegenden, wohin jetzt Tausende von Christen erbarmungslos in schwere Sklaverei geschleppt wurden, das Reich des Friedens und der Liebe zu tragen. Oft sah man ihn träumerisch sinnend in der Einsamkeit des Waldes; dann redete er mit dem Geiste seiner früh verstorbenen Mutter; er glaubte Maria, die Mutter Jesu, zu hören, welche ihn zum Fleiße und zur Tugend ermahnte; zurückgezogen von den Spielen der Jugend, lebte er in einer Welt für sich. Stunden-

lang wandelte er allein durch Flur und Hain, bis ihn das Klosterglöcklein heimwärts rief. Da tritt er durch die enge Pforte in die weiten Räume, wo geschäftige Brüder aus dem Vorrathshause die Speisen herbeitragen, Andere aus den Bücherräumen von den verstäubten Pergamenten zur Mahlzeit herniedersteigen. Ehrfurchtsvoll weichen die Knaben und Jünglinge den Vätern aus. Ansgar gehört zu Denen, welche das Kloster nicht wieder verlassen werden. Bald empfängt er die Mönchskutte, legt die Klostergelübde ab und übernimmt, selbst kaum dem Knabenalter entwachsen, den Unterricht der Jüngern in geistigem Wissen. Später gewinnt er als Vorsteher der Klosterschule ein hervorragendes Ansehen und als auf des Kaisers Ludwig Wunsch ein neues Kloster angelegt werden soll, wird Ansgar mit Anderen auserlesen, das neue Corvey an der Weser zu begründen.


Ansgarius-Statue in Bremen. Nach der Natur von Reinhaupt.

Eines Tages sah man die Brüder, mit Vorräthen, Büchern, Handwerkszeug und Reliquien ausgerüstet, von dannen ziehen. Nach langer, mühevoller Reise fanden sie ohnweit Höxter einen für die zu begründende Töchterstiftung Neucorvey wohlgeeigneten Platz. Da gab es fruchtbares Ackerland, da schlängelte sich ein fischreicher Fluß hin, dort breitete das waldige Gebirge sich aus, hier in der Nähe sprudelte fröhlich ein klarer Quell. Es fehlte nichts, was die Mönche brauchten. So schlugen sie das Kreuz zum Zeichen des heiligen Besitzes in den Boden, hingen die Reliquienkapsel daran auf, sprachen ihre Gebete und begannen alsbald sich vorläufig Hütten zu errichten, in denen sie Zuflucht fanden, während sie den Grund zur Kirche zuerst, dann zur geräumigen Wohnung der Brüder legten. Als diese nöthigsten Gebäude hergerichtet waren, trafen die übrigen Brüder mit dem Kirchenschmuck, dem Hausgeräthe und den Büchern für die Bibliothek ein, um mit großer Feierlichkeit den ersten Gottesdienst zu halten. Auch wurde nun der weitere Bau in Angriff genommen, die Wirthschaftsgebäude mit den Werkstätten der Handwerker, der Künstler und des Arztes, das Krankenhaus, das Fremdenhaus, das manchem wandernden Fremdling gastliches Obdach bieten sollte. Zuletzt umgaben sie die ganze Ansiedelung mit einer mächtigen Mauer zur Abwehr von Feinden.

Noch ehe der ganze Bau vollendet war, trat Ansgar sein neues Amt als

Rektor der Klosterschule an und sah bald zu seinen Füßen die edle sächsische Jugend, welche sich, williger als ihre Väter, den christlichen Ordnungen und Wissenschaften hingab. Auch als Prediger gewann er Ruf. Aber so befriedigend auch seine Thätigkeit sein mochte, hier an der Grenze der christlichen Gebiete erwachte seine alte Sehnsucht nach der Ferne und nach dem Berufe eines Heidenapostels von Neuem. Und sie sollte bald befriedigt werden.

Um das Jahr 825 nämlich richtete sich das Auge des fränkischen Kaisers Ludwig des Frommen auf die Länder jenseit der Elbe, welche zwar zum Reiche gehörten, aber trotz der Bemühungen des großen Karl noch dem Heidenthum ergeben blieben. Da kam der Dänenkönig Harald an den Hof Ludwig's nach Ingelheim in der Pfalz und empfing mit den Seinen die Taufe. Dieser Schritt war freilich nur aus Staatsklugheit erfolgt und das Gefolge des Königs hatte es mehr auf die werthvollen weißen Taufkleider, die ihnen der Kaiser schenkte, als auf das Christenthum abgesehen; ja Einer von ihnen erklärte sogar, er sei bereits zwanzig Mal getauft worden und habe stets schönere Kleider erhalten, als das gegenwärtige, das sich besser für einen Sauhirten eigne, — dennoch gab diese Taufe Veranlassung zur Mission in jenen Gebieten und Ansgar wurde zu dem schwierigen Werke ausersehen.

Voll Begeisterung und wohl ausgerüstet, wenn auch von Harald selbst schlecht unterstützt, trat er, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Autbert, in das Arbeitsfeld ein und gründete zuerst eine Knabenschule in Schleswig. Die Missionäre erzogen da mehrere arme dänische Knaben, Kinder von Sklaven, zur christlichen Freiheit, um dereinst sich ihrer als Sendboten des Christenthums zu bedienen. Allein nachdem Ansgar zwei Jahre lang mit den größten Schwierigkeiten gekämpft und seinen Gefährten durch den Tod verloren hatte, als zu derselben Zeit die heidnische Bevölkerung sich drohend für ihre alten Götter erhob, da räumte er den Platz und folgte dem Wunsche einiger Schweden, welche sich von dem Kaiser für ihr Heimatland christliche Lehrer erbeten hatten, über das Meer. Schweden, das Land der Normänner, galt damals für den Sitz des hartnäckigsten Heidenthums, seine Bewohner wurden für die wildesten und furchtbarsten Feinde der christlichen Kultur unseres Vaterlandes gehalten. Die ganze Nordseeküste, ja selbst das Innere des nördlichen Deutschlands, wußte von diesen unbezwinglichen Seeräubern zu erzählen. Eine Menge Christen wurden jahrein, jahraus als Gefangene in die Sklaverei der Normänner geführt. Auch Ansgar fiel in ihre Hände. Er kam aber mit dem Verluste seiner Bücher und der ihm anvertrauten Geschenke für den König davon und betrat, nur auf sich angewiesen, im Jahre 829 das fremde, feindlich gesinnte Gebiet. Gefahr hinter sich, Gefahr vor sich, durchschritt er mit seinen verzagten Begleitern die Wildniß, bis er zur Hauptstadt gelangte. Hier fand er freundliche Aufnahme bei dem Könige und Erlaubniß zur Verkündigung des Christenthums, an den wenigen bereits vorhandenen Christen aber hocherfreute Freunde und Helfer. Nach fünfjähriger segensreicher Arbeit kehrte er geschwächt von den Strapazen eines steten Wanderlebens nach Neucorvey zurück, von wo er sodann an die Spitze des neugestifteten Erzstiftes Hamburg berufen wurde. Er trat damit wieder seinem alten dänischen Missionsgebiete nahe.



Tod des Erzbischofs Adalbert.

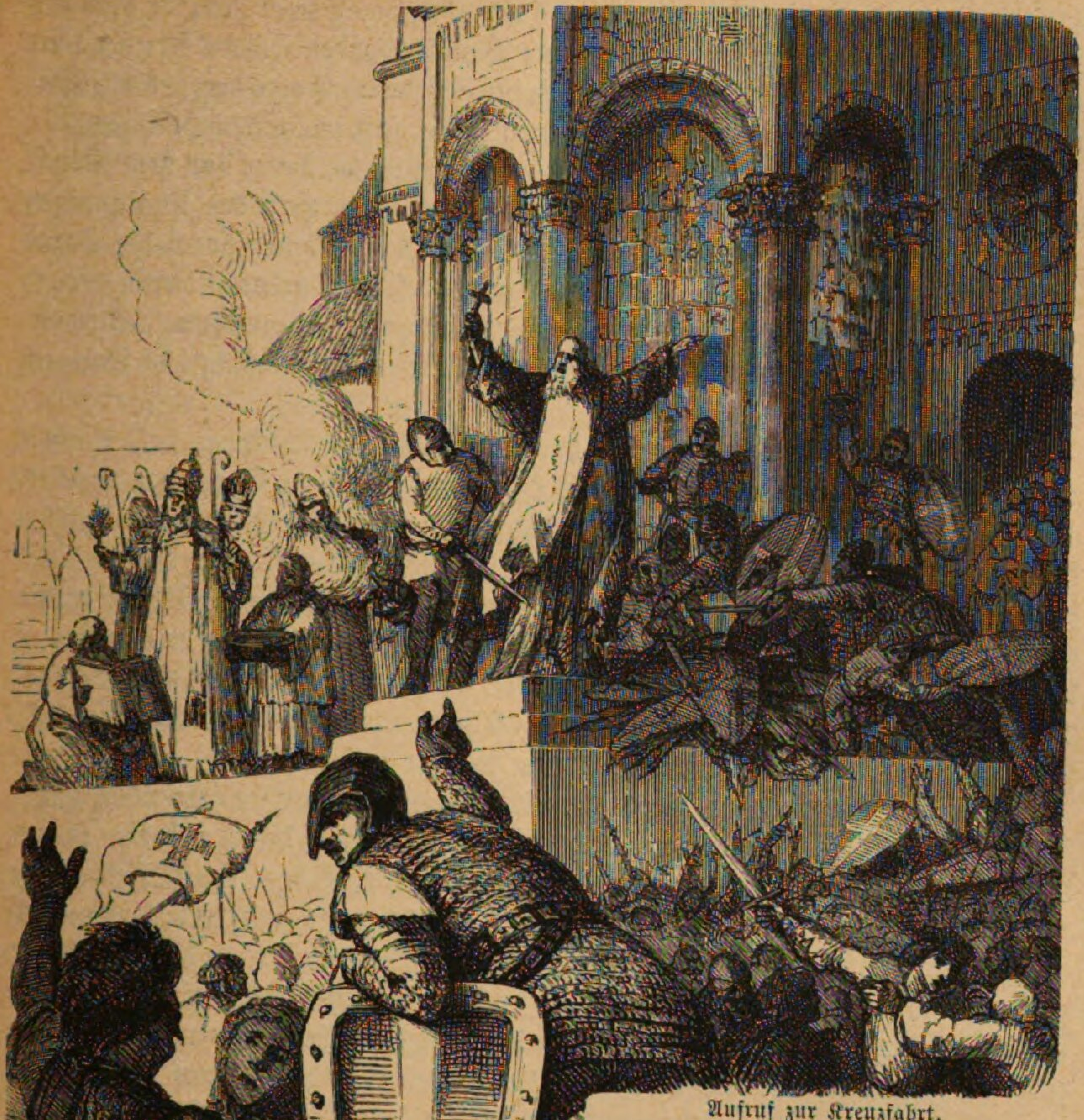
Seine neue Thätigkeit begann er damit, dänische Sklaven aufzukaufen und zum Kirchendienste vorzubereiten. Das edle Werk fand gedeihlichen Fortgang; freudig blickte er in die Zukunft und nahm verschiedene Klosterbauten in Angriff. Aber kaum waren sie vollendet, so drangen dänische Seeräuber auf ihren schnellsegelnden Nachen die Elbe herauf, überfielen die junge Schöpfung, raubten und mordeten und ließen von Hamburg nicht viel mehr übrig als einen Trümmerhaufen. Mit Hiob brach nun Ansgar in die Klage aus: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sei gepriesen!“ Auch aus Schweden gingen schlechte Nachrichten ein. Die zurückgebliebenen Prediger des Evangeliums waren mißhandelt und vertrieben worden. Die nordische Mission schien nun einmal nicht vorwärts kommen zu sollen. Aber der Muth Ansgar's war noch nicht gebrochen; kaum hatte er eine Anzahl eifriger Genossen wieder um sich versammelt, so ging es an den Neubau des Klosters und dann an die Befestigung Hamburgs. Durch das Einkommen des Bisthums Bremen, das ihm übertragen wurde, standen ihm zur Erfüllung seiner Absichten hinreichende Mittel zur Verfügung. Er selbst verlegte nun seinen Wohnsitz nach Bremen.

Vielfacher Wechsel und Wandel bezeichnet den Verlauf der nächsten Jahre. Doch gelang es endlich, auf der jütischen Insel der christlichen Kirche festen Boden zu gewinnen. Jetzt versuchte er es auch wieder in Schweden. Da Niemand zu dieser gefahrvollen Reise Muth zeigte, so übernahm er sie selbst und erlangte in einer feierlichen Volksversammlung das Recht zu freier Ausübung der christlichen Religion. Also brachte er auch hier die christliche Sache zu einem glücklichen Beginn und sicherte ihr stetigen Fortgang. Der heiße Wunsch des „Apostels

des Nordens" — wie man Ansgar nennt —, den Tod des Märtyrers unter den Streichen der Heiden zu erleiden, ging nicht in Erfüllung. Er starb im Jahre 865 in Bremen, betrauert von allen Armen, bewundert von der Mitwelt, als Wunderthäter gepriesen und vom Papste unter die Heiligen versetzt.

Während Saatkörner des Christenglaubens im Westen unseres Vaterlandes schon seit dem siebenten Jahrhundert dem noch starren Erdreich übergeben wurden, dauerte es noch zwei Jahrhunderte, bevor die Heidenbekehrung im Nordosten versucht wurde. Dem Erzbischof Adalbert von Prag, dem Sohne einer vornehmen böhmischen Familie, gebührt der Ruhm, den wilden und heidnischen Preußen und Sarmaten die erste Botschaft vom Evangelium gebracht zu haben. Es war ein hochherziger, jedoch etwas übereifriger Priester, welcher das große Wagniß unternahm. Die allzu große Strenge, mit welcher er den kaum bekehrten Böhmen begegnete, hatte schon Erbitterung in seinem Bisthum hervorgebracht und dies veranlaßte ihn, längere Zeit in Italien im altberühmten Kloster Montecassino in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen. Auch als die Böhmen den ernsten Strafprediger wieder zurückgerufen, dauerte das gute Einverständniß kaum zwei Jahre. Auf dem Rückwege nach seinem Kloster taufte er unterwegs in Gegenwart des Kaisers Otto III. den Prinzen Stephan von Ungarn, nachherigen König Stephan, welcher später als Verbreiter und Begünstiger des Christenthums unter die Heiligen der Kirche versetzt worden ist. Einige Zeit nachher folgte Adalbert der Einladung des Herzogs Boleslaw von Polen und unternahm eine neue Bekehrungsfahrt. Auf der Weichsel hinab fuhr er nach Danzig und setzte von hier aus seine Reise nach Preußen und dem Samlande fort, überall predigend, lehrend, ermahnend, taufend. Längst hatte er die ihm mitgegebenen Bewaffneten zurückgesendet und landete nun mit seinen Gefährten Gaudentius und Benedikt auf einer Insel am Ausflusse des Pregels, um auch hier den heidnischen Bewohnern das Christenthum zu verkündigen. Schon der erste Versuch mißlang, jedoch den zweiten mußte er im Jahre 997 mit seinem Leben bezahlen; ein wilder heidnischer Priester stieß ihm seinen Speer durch die Brust. Sein Verehrer, der Herzog Boleslaw, gab sich alle erdenkliche Mühe, seinen Leichnam den Händen der Heiden zu entreißen, und brachte denselben nach Gnesen, von wo ihn Herzog Brzetislaw 1038 nach Prag überführte.

Zum Märtyrerthum gelangten noch gar Viele unter den Hunderten und Tausenden, welche jahraus, jahrein hinauszogen und die beschauliche Ruhe des Klosters mit der Wildniß und den Widerwärtigkeiten des Reiselebens eintauschten. Wer hat Die gezählt, die nie wiederkehrten! Aber alle Jene, welche durch Entbehrung, Arbeit und Gefahren hindurch ihr freudearmes Leben retteten und davon erzählen konnten, unter welchen Aufopferungen und Leiden die christliche Lehre und Ordnung, Bildung und Sitte Schritt für Schritt nach Norden, Osten und Süden vorwärts gedrungen — sie alle sind Helden des christlichen Geistes gewesen und verdienen den Dank und die Bewunderung der Nachwelt.



Aufruf zur Kreuzfahrt.

VIII. Kreuzprediger und Kreuzfahrer.

Peter von Amiens. Bernhard von Clairvaux. Geistliche Ritterorden.

(1094 — 1292.)

„Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth. Und wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolget, der ist meiner nicht werth."

Im Jahre 1094, so erzählt man, erschien vor dem Papste Urban II. in Rom ein kleiner, hagerer Mann, barfuß, im Pilgerkleide, das Kreuz in der Hand. Es war ein Pilger aus Frankreich, der Einsiedler **Peter von Amiens**, der auf der Rückreise aus dem heiligen Lande Aufträge vom Patriarchen von Jerusalem an den Papst zu überbringen hatte. Nicht blos am päpstlichen Hofe fand

er eine ehrenvolle Aufnahme, sondern binnen wenig Tagen war er auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit von ganz Rom geworden. Nach Art der Zeit betrachtete man ihn, der am Grabe Christi gebetet und von den gewaltthätigen Mohammedanern viel Uebles erfahren hatte, fast wie einen Heiligen.

Aber mehr noch wirkten die lebhaften Berichte, welche er von dem Elende der Pilger und Christen im heiligen Lande, von dem Haß der Ungläubigen gegen sie, von der Schändung der christlichen Heiligthümer durch die Sarazenen gab. Die Stätten, da einst Jesus gewandelt und gelitten hatte, zurückzuerobern, war immer die Sehnsucht der Christen im Abendlande geblieben; jetzt aber erkannte man, daß länger zu säumen eine unerträgliche Schmach sein würde.

In solchem Sinne machte sich der Einsiedler im Auftrage des Papstes auf, zog von Ort zu Ort, von Hof zu Hof, von Burg zu Burg und predigte mit hinreißendem Feuer die heilige Pflicht. Da er eigene Erlebnisse erzählen konnte und bei einer großen Anzahl Zuhörern die Sehnsucht, nach dem heiligen Lande zu pilgern, vorhanden war, fand er um so geneigteres Gehör; wohin er kam, drängte man sich um ihn. Selbst der Esel, auf welchem er den Ritt in das Wunderland des Ostens gemacht hatte, gelangte zu Ansehen und Bewunderung; sogar die Haare, welche man dem Thiere ausraufte, wurden gleich heilsamen Reliquien von der abergläubischen Menge aufbewahrt.

Nachdem die Gemüther so vorbereitet waren, brachte im folgenden Jahre Papst Urban II. die Angelegenheit zuerst zu Piacenza, dann auf der großen Kirchenversammlung zu Clermont zur Sprache. Auf dem freien Felde, wo viele Tausende von Priestern, Bischöfen, Andächtigen und Neugierigen sich eingefunden hatten, ergriff der Papst selbst das Wort und legte den streitbaren Rittern und Herren die große Aufgabe an das Herz, statt untereinander Fehde zu führen, die Waffen zur Befreiung des heiligen Grabes und zur Ehre Christi zu ergreifen. Schließlich verhieß er Allen, welche in den Kampf ziehen würden, Vergebung aller Sünden und Seligkeit. „Gott will es!" so endete er seine Rede und die schluchzende Menge rief vieltausendstimmig den begeisterten Ruf zurück: „Gott will es! Gott will es!" — „Wohlan", sprach der Papst, „solche Rede hat euch Gott eingegeben; das sei euer Feldgeschrei in dem heiligen Kriege und wer nun dem Herrn folgen will, der nehme das Kreuz auf sich!"

Bei diesen Worten erreichte die Begeisterung ihren Gipfel. Sofort trat Einer vor, kniete vor dem Papste nieder und that das Gelübde der Kreuzfahrt; viele Andere folgten ihm nach. Aber Alle, die es gelobten, hefteten ein rothes Kreuz auf ihr Gewand. Die Aufregung für das ruhmwürdige Unternehmen verbreitete sich durch ganz Frankreich und die Nachbarländer; die Kreuzpredigt erscholl allüberall in den Kirchen. Bis zu den entlegensten Hütten ergoß sich der Strom der Begeisterung. Man sprach von nichts Anderm, man wollte nichts Anderes, man kannte nichts Besseres als das Kreuz! Sünder und Verbrecher eilten herbei, um ihre Schuld abzubüßen, Ehrgeizige hofften auf Ruhm, unruhige Köpfe auf Abenteuer, Habsüchtige auf Reichthümer, die Schuldner gedachten ihren Gläubigern zu entgehen, die Frommen wollten sich

den Himmel verdienen; die Weiber folgten ihren Männern, selbst Greise und Kinder drängten sich zu den Waffen. — Nach kurzer Zeit hatten sich um den Einsiedler Peter und andere Kreuzesprediger und Führer große Massen eines kampflustigen, zum Theil aber auch recht zweideutigen Volkes gesammelt. Mit Ungeduld drängten 40,000 solcher Abenteurer aus Frankreich, Lothringen, Flandern, Deutschland, Italien, meist in wüsten, ungeordneten Haufen vorwärts, indem sie raubten und plünderten, wohin sie kamen. Die Schwachen und Alten blieben bald zurück und verkamen im Elend. Schon unterwegs schmolzen ihre Reihen zusammen, besonders als die Bulgaren zum Schutze ihres Landes gegen Unbill und Plünderung den ungeordneten Scharen entgegentraten. Ein mäßiger Ueberrest gelangte im erbärmlichsten Zustande nach Konstantinopel und von da nach Kleinasien, wo sie den Schwertern der streitbaren Türken erlagen. Tausende und aber Tausende waren in kürzester Zeit einem frommen Wahne zum Opfer gefallen; nur Wenige entrannen mit Schimpf und Schande all' dem Elende. Das Hauptheer, das sich unterdessen gesammelt hatte, traf bessere Zurüstungen. Die Zierden der Ritterschaft, voran der tapfere und fromme Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, widmeten sich mit größter Hingabe dem Unternehmen, neben ihm die edelsten Herren aus Frankreich und Italien mit ihren Vasallen und Reisigen, im Ganzen über eine halbe Million Menschen. Da war keine Stadt und kein Dorf, welche nicht ihre Kreuzfahrer gesendet hätten, und als sich der Zug in Bewegung setzte, schlossen sich immer neue Züge an. In drei großen Heereshaufen, geführt von Gottfried, dem Grafen Raimund von Toulouse und Bohemund, Grafen von Tarent, ergossen sich die begeisterten Scharen über Europa. Die Straßen hallten wieder von Liedern und Gesängen, durch welche diese große Völkerwanderung der Christenheit den Zweck ihres kriegerischen Beginnens verkündete. Durch strenge Mannszucht und geschickte Führung brachte der Hauptführer des Kreuzzugs, Gottfried, das Kreuzheer ohne allzugroße Verluste nach Kleinasien. Die Kriegführung, obwol durch den Zwiespalt der einzelnen Führer und durch die Einmischung der Geistlichen vielfach gehemmt, nahm einen glücklichen Anfang. Nur die Festung Antiochien widerstand lange allem Andringen und Stürmen. Endlich wurde sie mittels Verraths eingenommen. Mangel an Lebensmitteln, Seuchen und Krankheiten stellten sich


Peter von Amiens.

jedoch schon bald ein und lichteten das christliche Heer. Aber die Noth sollte erst beginnen, als eine feindliche Armee zum Entsatz der Stadt heranzog und die Hunderttausende von Christen in derselben einschloß. Angst und Schrecken erfaßte die Halbverhungerten; Einige suchten ihr Heil in der Flucht, Andere bei den Türken, zu denen sie übertraten; die Bande der Ordnung löften sich auf; das Ende des Kreuzzuges schien gekommen. Da in der höchsten Bedrängniß trat ein Priester auf, mahnte zur Buße, zum Glauben und zum Ausharren. Dann erzählte er, daß ihm Christus erschienen sei und den Sieg verheißen habe. „Man solle nur nach der heiligen Lanze suchen, mit der man den Erlöser einst durchstochen habe, und diese dem Heere vorantragen, so könne es nicht fehlen.“ Alsbald wurde auf Betreiben der Fürsten am bezeichneten Orte nachgegraben, und — war es Zufall oder Betrug? — man fand eine alte, verrostete Lanze. Das verlieh neuen Muth. Jauchzend, wonnetrunken strömte die Menge herbei. Man küßte den köstlichen Fund und umwand ihn mit Purpur, Silber und Gold. Und so jammervoll auch der Zustand des Kreuzheeres war — kaum dreihundert tüchtige Pferde waren noch vorhanden — mit Hülfe der heiligen Lanze wurde ein glücklicher Ausfall unternommen, der Feind wich geschlagen zurück und das heilige Land lag offen zur Eroberung da.

Anstatt aber den Sieg zu benutzen, begannen die Fürsten sich über den Besitz der eroberten Länder zu streiten, während ihre Krieger sich üppigen Genüssen hingaben und im Zusammenraffen von Reichthümern für die gebrachten Opfer Entschädigung suchten. Das Heer zertheilte sich; die Fürsten errichteten verschiedene kleine Staaten und Fürstenthümer und so kam es, daß Gottfried erst im dritten Jahre nach dem Aufbruch aus Europa mit vierzigtausend Mann der heiligen Stadt nahte. Man schrieb den 6. Juni 1099, als man die Zinnen Jerusalems im Strahl der Sonne blinken sah. Wer vermag die Rührung und Inbrunst zu schildern, mit welcher die Kreuzfahrer nach dem Ziel ihrer Anstrengungen, Hoffnungen und Gebete hinschauten! Sie jauchzen, beten, singen, weinen; sie werfen sich nieder auf den Boden und küssen ihn. Alle Leiden und Gefahren sind vergessen, Lobgesänge schallen durch die Lüfte.

Doch das Schwerste stand noch bevor. Denn Jerusalem war wohlbefestigt und stark besetzt, das Kreuzheer geschwächt und mit Belagerungswerkzeugen nicht ausgerüstet. Diese aber mußten nach dem ersten verunglückten Sturme erst mühsam herbeigeschafft werden. Wassermangel, Hitze und Krankheiten erschwerten die Vorbereitungen. Als man endlich am 14. August zum Sturm schritt, hatte man sich mit Beten, Fasten, Versöhnung alter Feindschaften und feierlicher Wallfahrt um die Stadt auch innerlich gerüstet. Der erste Tag endete erfolglos; am andern Morgen erneute man die Berennung der Mauern; es schien umsonst; schon sank der Muth, schon wich das Heer, schon wollte Gottfried das unnütze Blutvergießen einstellen — da geht durch die Reihen ein Rufen, ein sieghaftes Jauchzen. Auf dem Oelberg hat man einen Ritter mit glänzendem Schilde gesehen. „Das war der Erlöser!“ Alle glauben's, Alle rufen: „Gott hilft — Gott will es!“ Der Ruf verbreitet sich und reißt wie ein Sturmwind Alles mit sich fort. Noch eine Stunde, furchtbar blutig, die letzte für Tausende — und die Mauern sind erstiegen. Gottfried

befindet sich unter den Ersten. Nach drängt die Masse auf Sturmleitern und Belagerungsthürmen; dort wird schon ein Thor geöffnet. Um drei Uhr wogen auf den Straßen der Stadt die siegreichen Scharen der Christen — aber auch eine Menge Verwundete und blutige Leichname liegen rings umher. Die aufgeregten Krieger stürzen sich in wilder Kampfgier auf alles Lebendige, was ihnen in den Weg tritt. Gräßlich wälzt sich das Morden von den Gassen in die Häuser. Ein großer Haufe Türken hat sich in eine Moschee geflüchtet. Bald rieselt das Blut die Stufen hinab. Entsetzliches Getümmel! Plündernd durchziehen die räuberischen Scharen die Stadt; die Pferde waten im Blute und zertreten Verwundete und Todte. Lange braucht die Rache der Christen, bis sie sich im Blute der Erschlagenen gekühlt hat und bis Gottfried dem Morden Einhalt zu thun vermag. Er selbst ist inzwischen barfuß, ohne Helm und Panzer zum heiligen Grabe gepilgert und hat da in heißen Thränen des Dankes sich der Andacht überlassen. Bald ziehen auch die übrigen Kreuzfahrer mit blutbefleckten Händen nach der Stätte, wo der göttliche Held der Liebe und der Sanftmuth ruhte.

Gottfried lehnte ab, König von Jerusalem zu sein. Er meinte, es zieme sich nicht, da eine Krone von Gold zu besitzen, wo sein Erlöser eine Krone von Dornen getragen. Er ward daher zum Schirmherrn des heiligen Grabes erwählt; die Edlen kehrten nach und nach wieder in die Heimat zurück. Es hielt leichter, das heilige Land zu erobern, als seinen Besitz zu sichern und die Zurückbleibenden, meist zuchtlose Haufen, in Ordnung zu halten. Schon nach einem Jahre starb Gottfried und ward am Tage der Erstürmung der Stadt in der Kirche des heiligen Grabes beigesetzt. Mit Mühe und Noth behauptete sich das Königreich Jerusalem selbst etwa ein Jahrhundert. Seine Erhaltung und Beschirmung kostete Hunderttausenden das Leben. Die besten Kräfte des Abendlandes verbluteten sich hier während sechs Kreuzzügen in zweihundertjährigem, nutzlosem Kampfe. Das Abendland empfing für Dasjenige, was die Besseren unter den Hunderttausenden heimkehrender Kreuzfahrer und Pilger Neues gesehen und Ersprießliches in sich aufgenommen, als Gegengabe: des Ostens verwilderte Sitten, vermehrten Aberglauben, Erhöhung des Ansehens des Papstthums und Erweiterung der Priestermacht. Allein wie viel Uebles die Kreuzfahrten auch zur Folge gehabt, die Freudigkeit, mit welcher dem Heiland zu Ehren die Menschen auf Ruhe und Glück des Lebens verzichteten, der Opfermuth und die Werke der Barmherzigkeit, welche dabei vollführt wurden, — dieser ganze Aufschwung der Gemüther hat etwas überaus Ergreifendes und Erhebendes.

Das läßt sich besonders von der Zeit und von der Art rühmen, in welcher der Abt von Clairvaux, Bernhard, den zweiten großen Kreuzzug in das Werk gesetzt hat.

Dieser Bernhard, den das Volk den Heiligen nannte, war als Jüngling in ein Kloster eingetreten und hatte bald eine solche Gewalt über die Herzen der Menschen, daß Mütter ihre Kinder, Frauen ihre Männer, Freunde ihre Freunde vor ihm verbargen, damit er sie nicht zum Mönchthum überrede. In jungen Jahren gründete er in der Wildniß sein berühmtes Kloster Clairvaux

und wußte es binnen kurzer Frist mit andächtigen und eifrigen Brüdern zu bevölkern. Kein Wunder, wenn solch ein hochbegabter Mensch, welcher über die Gewalt der Rede gebot, in den Wirren der Zeit auf Päpste und Könige, geistliche und weltliche Würdenträger, auf Land und Leute einen fast unerhör- Einfluß geübt hat. Ein Papst hat den Mönch in seinem Kloster aufgesucht, unter Thränen umarmt und seinen Rath gewünscht. Die Stadt Mailand berief ihn zum Schiedsrichter in einem Streite mit Kaiser und Papst und nahm den heiligen Mann wie einen Gesandten des Himmels auf. Das Volk hat ihn abgöttisch verehrt; wenn er erschien, so eilten die Bauern vom Pfluge, die Hirten aus den Bergen herbei, um seinen Segen zu erflehen. Fürsten und Mächtige haben vor ihm gezittert, wenn er erschien, sie zur Rechenschaft zu ziehen wegen ihrer Sünden und Gewaltthaten. Auch an Wundern und Zeichen, heißt es, habe es nicht gefehlt, durch welche seine Heiligkeit bestätigt worden sei.

Das war der Mann, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts abermals das ganze Abendland in Erregung versetzte und Fürsten und Völker zu einer neuen Kreuzfahrt begeisterte, damit die Palästina bedrohenden Türken wieder zurückgedrängt würden. Schon hatte er den König von Frankreich gewonnen, daß er sich, schwere Blutschuld zu sühnen, mit dem Kreuze bezeichnete, da begann Bernhard um Ostern 1146 seine Kreuzpredigten. Auf freiem Felde ist eine Kanzel errichtet; Tausende, durch den Ruf des Mönches herbeigelockt, sind versammelt. Jetzt kommt der blasse schwächliche Mann, mit dem geistreichen verklärten Angesicht; seine Hände sind von Arbeit gehärtet; sein magerer Körper, der die Spuren des Fastens und Nachtwachens an sich trägt, ist von einer groben braunen Kutte umhüllt, welche ein Strick zusammenhält. So besteigt er die Kanzel, bekreuzt sich und betet. Ringsum herrscht Todtenstille; das bloße Erscheinen des Mönches hat bereits den tiefsten Eindruck gemacht. Mit Spannung lauscht man seinen Worten, wie er mit klagender Stimme die Noth des heiligen Landes und die Größe der bereits gebrachten Opfer schildert. Dann beginnt er mit einschneidenden Worten die Sünden der Zeit zu richten und Allen zu verkünden, daß sie Buße thun müßten, bis es zuletzt wie himmlisches Feuer über die Hörer fällt, da er Erlaß der Strafen, Heil und Leben Allen verheißt, welche mit dem Kreuze zum Kreuze ausziehen werden. „Zum Kreuze! zum Kreuze!" — so geht nun der Ruf von Mund zu Mund. Sie drängen sich herbei, um aus seiner Hand das Zeichen, das sie verpflichten und begleiten soll, zu empfangen. So groß ist die Menge der zur Fahrt in das heilige Land Entschlossenen, daß er zuletzt seine Kleider zerschneiden und in Kreuzeszeichen verwandeln muß.

Was an diesem einen Orte geschehen, geschieht durch das ganze Land. Wie eine heilige Raserei erfaßt es die Völker, wo sich der Mönch vernehmen läßt. „Die Städte, die Schlösser werden leer, kaum können sieben Weiber einen Mann finden." Viele schenken ihr Hab und Gut der Kirche, den Klöstern, ehe sie von dannen ziehen, Andere verkaufen ihre Besitzthümer um einen Spottpreis. Es ist nur zu gute Gelegenheit für Mönche und Priester, in kurzer Zeit große Grundstücke und Reichthümer zu erwerben; denn die Kreuzfahrer sind überzeugt, entweder im Tode den Himmel, oder im Leben und Siege

hundertfachen Lohn im fernen Osten zu gewinnen. — Nachdem der heilige Mann Frankreich in Bewegung gesetzt hat, will er nach Deutschland herüber. An die Fürsten wendet er sich zuerst in einem Briefe, in welchem es heißt: „Was wollt ihr beginnen, ihr tapferen Männer, ihr Diener des Kreuzes? Wollt ihr das Heiligthum den Hunden geben und die Perle den Säuen vorwerfen? Wollt ihr allen künftigen Geschlechtern untröstbaren Schmerz, unersetzlichen Schaden und diesem Geschlechte unendliche Verwirrung und Schmach bereiten? Nicht weil die Macht des Herrn geringer geworden ist, ruft er schwaches Gewürm zum Schutze seines Erbtheils auf, — sondern weil der Herr, euer Gott, euch retten will, giebt er euch Gelegenheit, seinen Dienst zu übernehmen. Es erweckt den Schein, als ob es ihm mangele, während er nur euren Nöthen zu Hülfe kommt; er will als Schuldner gelten, während er seine Krieger überschwänglich belohnt und ihnen Vergebung der Sünden und ewigen Ruhm ertheilt. Glückseliges Geschlecht, dem solche Gnade, ein solches Jubeljahr eröffnet wird! Laßt deshalb den Wahnsinn einheimischen Bruderkrieges, denn darin liegt ewiges Verderben; hier aber bietet der Tod euch das wahre Leben!" So redete Bernhard zu den Fürsten und deutete auf den hohen Segen hin, welcher in der Vereinigung aller Christen zu einem großen gemeinsamen Werke liege, wie dabei die brüderliche Liebe und der Frieden innerhalb der Christenheit wachsen müsse, wenn man den allgemeinen Feind bekämpfe. Als Bernhard nach übertriebenen Gerüchten vernahm, daß in einigen Städten Deutschlands schwärmerische Priester die Volkshaufen zu einer unchristlichen Verfolgung der Juden angereizt hatten und daß diese mißhandelt und getödtet wurden, so erhob er sich in der derben Sprache jener Zeit zu ernsten Strafpredigten über diese vereinzelten Vorgänge und bemühte sich, auf den wahren Weg des Friedens und des Heils hinzuweisen. Selbst da, wo man seine französischen oder lateinischen Reden nicht verstand, zündete der bloße Anblick des begeisterten Mönches und der Ton seiner Stimme rührte die harten Herzen zu Thränen. — Nur der deutsche Kaiser Konrad III. weigerte sich, den Kreuzprediger anzuhören, und zögerte lange mit seinem Entschlusse. Doch fand Bernhard endlich auch bei ihm Eingang und ließ nun nichts unversucht, sein Gemüth zu erschüttern. Einstmals,



Bernhard von Clairvaux. Aus „Die Monatsheiligen".

als er wieder so vor ihm stand und predigte, schloß er mit einer ergreifenden Ansprache an den Kaiser: „Du wirst", sagte er, „am jüngsten Tage nicht im Stande sein, zu beweisen, daß Du deine Pflicht gethan hast, wenn Du nicht das Kreuz nimmst!" Bei diesen Worten zeigte sich der Kaiser tief bewegt und Bernhard, diesen Augenblick benutzend, nahm sofort die Fahne vom Altar und überreichte sie sammt Pilgertasche und Pilgerstab dem Herrn der Christenheit. So war auch dieser gebunden und Alles erreicht, was nur zu wünschen war.

Bald darauf setzten sich die beiden Heeresmassen in Bewegung, aus Frankreich und Deutschland, beide unter Anführung ihrer Priester. Leider verlief jedoch auch dieser Kreuzzug so unglücklich, als nur möglich. Von den Deutschen erreichte nur ein kleiner Theil Kleinasien, um sich dort mit den Franzosen zu vereinigen. Sechzigtausend Krieger, der Menge der Mönche, Weiber und Kinder nicht zu gedenken, lagen in den Einöden verhungert oder auf dem Wege erschlagen. Ruhmlos endete das große Unternehmen, beschämt und ohne Jerusalem gesehen zu haben, kehrten beide Fürsten in die Heimat zurück; die Türken aber drangen weiter im heiligen Lande vor und machten etliche Jahrzehnte nachher dem Königreich Jerusalem ein Ende. In der Christenheit herrschte darüber allgemeine Trauer, denn der Verlust an Menschenleben, an Ehre und Glauben war doch zu groß. Alle tadelnden Angriffe und Zornesausbrüche vereinigten sich nun auf dem Haupte des Urhebers des Unternehmens, dessen glänzende Weissagungen so kläglich zu Schanden geworden waren. „Wer anders", rief man, „als dieser falsche Prophet und trügerische Wunderthäter ist an dem Unheil schuld; nur er hat all' die Tausende in das Verderben gelockt!" Bernhard aber, selbst von schmerzlicher Trauer erfüllt, entgegnete demüthig und stolz zugleich: „Nicht ich, die Uebereilungen und die Uneinigkeit der Fürsten, die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben das Unglück heraufbeschworen. Was mich betrifft, so habe ich mir nie angemaßt, Gottes Rathschlüsse zu bestimmen oder die Veränderlichkeit des Glückes zu leugnen. Ich habe nur den Weissagungen des apostolischen Stuhles gehorcht, aber auch die Widerwärtigkeiten kommen von oben herab, und lieber will ich die Vorwürfe tragen, als daß Tadel und Hohn gegen Gott ausgesprochen werde." Und allerdings, es war unzweifelhaft, daß neben der Ungunst der Witterung hauptsächlich die Mängel der Führung, sowie Ungehorsam, Unverstand und Verwilderung der Wallfahrer das Mißlingen zur Folge hatten, so daß in Europa eine große Zahl liebender Herzen umsonst der Heimkehr ihrer Söhne, Gatten und Väter harrten.

Trotzdem wirkte Jerusalem's Fall lange nach im ganzen Abendlande, wie Posaunenschall, der abermals zu den Waffen ruft. Es war bisher nichts Wirksames zur Unterstützung der christlichen Reiche in Palästina geschehen, nun sah man die Folgen. Das heilige Grab mußte zum zweiten Male befreit werden. Nach 40 Jahren ging wieder eine allgemeine Begeisterung dafür durch die Lande, besonders als der greise Kaiser Friedrich Barbarossa noch einmal das Kreuz nahm, das er schon im Zuge seines kaiserlichen Oheims getragen hatte. König Philipp August von Frankreich, Richard Löwenherz von England folgten seinem Beispiele.



Kaiser Friedrich der Rothbart im Gelobten Lande.

Die Unterhandlungen mit Saladin hatten zu nichts geführt; vielmehr rüstete der Sultan zur Abwehr. Aber der Rothbart erzwang sich mit seinem deutschen Heere den Durchzug durch das griechische Reich und die Ueberfahrt nach Asien. Sowol in den Provinzen des feindlich gesinnten byzantinischen Kaisers, wie auch im Gebiet des Sultans von Ikonium hielt er die strengste Mannszucht. Unter fortwährenden Gefechten mit den Türken erreichte er die Hauptstadt des Landes, welche von seinem Sohne, Herzog Friedrich von Schwaben, genommen wurde, während der Kaiser im freien Felde die überlegene Macht der Türken, die ihn rings umstellt hatten, angriff und zersprengte. Am 10. Juni 1190 kam man am Kalykadnos an. Der Uebergang auf der einzigen vorhandenen Brücke ging dem Kaiser zu langsam; er wollte mit dem Pferde den Strom durchschwimmen und setzte hinein, aber die Wellen rissen ihn fort und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits eine Leiche. Sein Tod erregte im Heere eine fast an Verzweiflung grenzende Bestürzung. Gelähmt war alle Thatkraft. Friedrich von Schwaben übernahm zwar unver=

züglich den Oberbefehl, aber er brachte nur einen kleinen Rest des Heeres nach Akkon. Hier kämpfte er tapfer und stiftete den Orden der Deutschen Ritter, über den wir sogleich Weiteres berichten werden. Bald aber suchte eine furchtbare Seuche sein Heer heim und auch er selbst starb an derselben.

Die Könige von Frankreich und England, welche den Weg zur See genommen, kamen nach einander endlich auch vor Akkon an, das nach heldenmüthiger Vertheidigung in die Hände der Christen fiel, — das einzige Ergebniß des dritten, mit so großer Machtentfaltung unternommenen Kreuzzugs.

Nach der Einnahme von Akkon kehrte der König von Frankreich bald heim; Richard setzte den Krieg zwar noch eine Weile heldenmüthig fort und machte sich so gefürchtet, daß sarazenische Mütter ihre weinenden Kinder mit seinem Namen einschüchterten, wie einst die Römerinnen mit demjenigen Hannibal's. Aussicht, Jerusalem wieder zu erobern, war jedoch keine mehr vorhanden; er schloß daher mit Saladin Frieden und kehrte heim. Letzterer starb im Jahre 1190.

Jerusalem blieb in den Händen der Ungläubigen; nur auf wenige Jahre und nicht durch das Schwert ward es einmal wieder für die Christen gewonnen. Den bloßen Titel eines Königs von Jerusalem führten verschiedene Fürsten fort; ein Theil der christlichen Reiche in Kleinasien behauptete sich noch eine Zeit lang gegen die Sarazenen.

Der unerfreuliche Ausgang des dritten Kreuzzuges trug nicht wenig dazu bei, die schwärmerische Neigung zu derartigen frommen Abenteuern doch etwas abzukühlen. So vergingen über zwanzig Jahre.

Endlich ließ sich König Andreas II. von Ungarn durch den Papst Innocenz zu dem vierten Kreuzzug überreden. Und wieder flammte in Italien und den ausgedehnten Pußtenländern, vom Po bis zur Donau, gar mächtig das Feuer der Begeisterung auf. An der Spitze eines stattlichen Heeres, unterstützt von den Königen von Jerusalem und Cypern, eroberten die Kreuzfahrer mehrere kleine Plätze; der Ungarn-König kehrte jedoch, der Uneinigkeit seiner Bundesgenossen in Palästina müde, schon 1218 in sein Land zurück. Sein Nachfolger, Graf Wilhelm von Holland, fiel hierauf in Aegypten ein, eroberte auch 1219 Damiette, vermochte sich daselbst aber nur bis zum Jahre 1221 zu halten. Dieser Unfall veranlaßte den Papst Honorius den Kaiser Friedrich II. an sein in der Jugend gegebenes Gelöbniß, einen Zug ins heilige Land zu unternehmen, zu erinnern, erst mild, dann in ernsten, fast gebieterischen Worten. Friedrich sammelte nun ein Heer von Kreuzfahrern und schiffte sich im Jahre 1227 mit Landgraf Ludwig von Thüringen und einer großen Anzahl streitbarer Ritter und Herren zu Brundusium nach dem heiligen Lande ein. Vorher aber vermählte er sich mit Jolanta, der Tochter des Titularkönigs von Jerusalem, Johann von Brienne, dessen Titel er annahm. Das Unternehmen mißlang wiederum gänzlich; einer ausgebrochenen Seuche erlagen die meisten der Pilger, darunter auch der Landgraf von Thüringen. Der Kaiser selbst, aufs Aeußerste mißgestimmt, kehrte unverrichteter Sache nach Süditalien zurück. Erst nachdem der Papst über den Säumigen den Bann ausgesprochen, ließ sich Friedrich II. im Jahre 1228 zur Wiederaufnahme des Kreuzzuges bewegen.



Kaiser Friedrich II. auf dem Wege nach Jerusalem.

Der staatskluge Hohenstaufe hütete sich jedoch wohlweislich, sich jahrelang mit den Türken herumzuschlagen, denn er verfügte nur über ein kleines Heer, wiewol die Ritter des Deutschen Ordens sich ihm in Syrien angeschlossen hatten. Als nun der Sultan von Aegypten, im Streit mit dem von Damaskus, Friedrich II. in einem Waffenstillstandsvertrage auf zehn Jahre Jerusalem und das ganze Land bis zum Meere, mit Bethlehem, Nazareth, Tyrus und Sidon abtrat, gelangte er in friedlichem Zuge nach Jerusalem, wo er, der Gebannte, sich, trotz des Verrathes der Tempelritter, die Krone selbst aufsetzte, da der Patriarch dies nicht zu thun wagte. Nachdem Friedrich also sein Gelübde erfüllt, kehrte er alsbald nach Unteritalien zurück, um Johann von Brienne und des Papstes „Schlüsselsoldaten", wie sie nach dem päpstlichen Wappen, den Schlüsseln Petri, spottweise genannt wurden, aus seinem Erblande zu vertreiben und sich die Lossprechung vom Banne zu erzwingen.

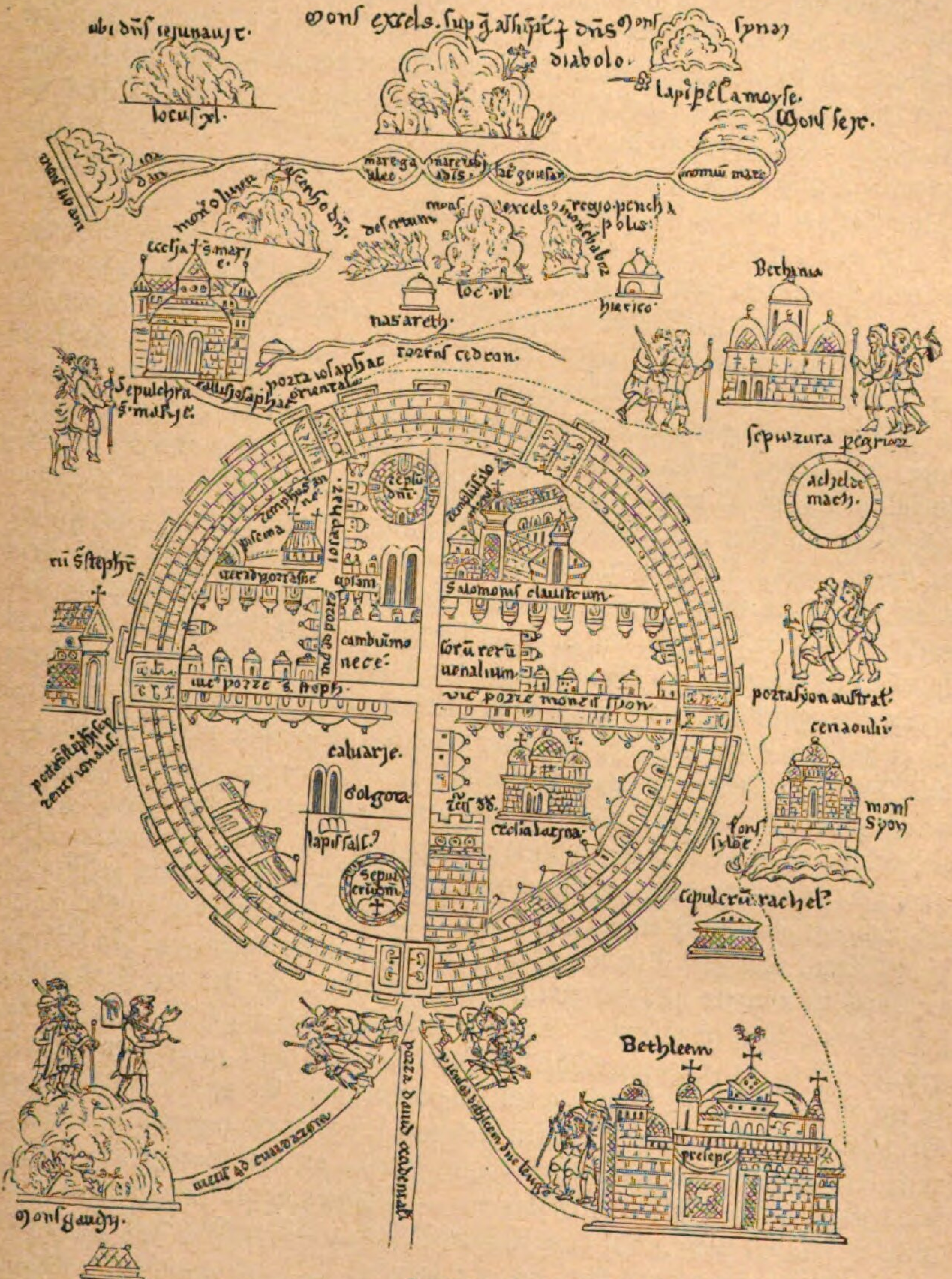
Nach des Kaisers Rückkehr bekämpften sich Christen und Mohammedaner in derselben Weise wie zuvor. Solches war der Ausgang des fünften Kreuzzuges, oder des sechsten, will man ein gar jämmerlich verlaufenes Stück menschlichen Irrthums und geistlicher Verführung der Zahl der Kreuzfahrten hinzurechnen, die Kinder-Wallfahrt im Jahre 1212, wofür die Verantwortung dem Papste zugesprochen werden muß.

Es fiel nämlich einem kölnischen Burschen, Namens Nicolaus, ein, mit einem Schwarm Kameraden den Rhein entlang zu ziehen, aller Orten versichernd, er besitze die Macht, trockenen Fußes durch das Meer zu schreiten und nebenbei Denen, welche ihm folgen wollten, unterwegs Unterkommen und die beste Nahrung zu verschaffen. Wahnwitzige Priester unterstützten diesen frommen Frevel, und so schlossen sich dem Buben Haufen von Knaben und Mädchen an, welche zum Theil ihren Eltern heimlich entliefen, um unter Führung des jugendlichen Wunderthäters das Grab Christi zu befreien. Nur Wenige dieser Unglücklichen erreichten Konstantinopel. Hunger, Krankheit und das Schwert der Feinde verzehrte rasch die irregeleitete hülfs- und rathlose Jugend Deutschlands. Viele fanden ihren Tod in den Wellen. Diese Alle aber waren noch glücklich zu preisen gegen die Menge Derer, die, als Sklaven an die Türken verkauft, zeitlebens das Elend der Knechtschaft ertragen mußten.

Nach und nach sah man die Vergeblichkeit aller Anstrengungen und die Unbesiegbarkeit der streitbaren Inhaber des Landes, der für ihre Religion gleich sehr begeisterten Anhänger Mohammed's spät genug ein. Mit der Abnahme der Leidenschaft für das heilige Grab ward natürlich auch die Lust zum Wallfahren, zum Besuche der heiligen Stätten geringer und auch die Verehrung der von dort mitgebrachten Reliquien ließ im Verlaufe der Zeit bedeutend nach.

Als Ludwig IX. von Frankreich, den man wegen seiner Gerechtigkeit und seines Eifers für kirchliche Uebungen in Fasten, Beten und Büßungen den „Heiligen" genannt hat, seinen Jugendtraum verwirklichen und seine Ritterschaft gegen die Türken führen wollte, fand er bei ersterer den zähesten Widerstand. Die alte Todesfreudigkeit und Kreuzesseligkeit war verschwunden; kein Papst und kein Bernhard vermochte sie wieder zu erwecken. Und doch gelang es dem König Ludwig, seinen Plan durchzusetzen, wenn auch nicht ohne List. Dies ging so zu.

Im Dezember 1244 verfiel Ludwig in eine schwere Krankheit, die einen tödlichen Ausgang erwarten ließ. Ganz Frankreich lag für den geliebten König auf den Knieen; Bittfahrten gingen zu den wunderthätigen Bildern, Bußtage wurden veranstaltet, die heiligen Reliquien wurden umhergetragen.



Jerusalem im zwölften Jahrhundert.
Nach einem Manuscript in der königl. Bibliothek zu Brüssel.

Mittlerweile schwand die letzte Hoffnung. Schon hielt man den König für todt, schon verließen die Aerzte das Gemach, schon wollte die Wärterin den Leichnam

bedecken; — da schlägt Ludwig die Augen auf und spricht: „Das Licht vom Osten hat mich von den Todten zurückgerufen!“ Zitternd und jubelnd kommen die Seinen herbei; es kommt auch der Erzbischof und in seine Hand gelobt er zum Danke für die Genesung den Kreuzzug.

Inzwischen fehlte es nicht an trostlosen Nachrichten von den Siegen der Türken und von den Greueln, die sie in den eroberten Städten der Christen ausübten. Und mit ihnen wuchsen die Bedenken in der Umgebung des Königs gegen dessen Vorhaben. Der Erzbischof erbot sich sogar, ihn des Gelübdes zu entbinden. Alles ward versucht, den König von seiner Absicht abzubringen. Umsonst. Der Entschluß, den er im Todesringen gefaßt und durch welchen er sich wundersam errettet glaubte, stand bei ihm fest.

Es war am Christfest, als er seine Hofleute nach alter Sitte mit Pelzmänteln beschenkte. Im Begriffe, am andern Morgen dieselben anzulegen, fand ein Jeder das Zeichen des Kreuzes darauf befestigt. So hatte ihnen der König mit frommer List die Verpflichtung zum Kreuzzuge auferlegt, von welcher sie nicht mehr zurücktreten konnten. Wirklich brachte Ludwig im Jahre 1248 ein mäßiges Heer zusammen und griff mit diesem Aegypten an, in der Hoffnung, von da aus wieder festen Fuß im Gelobten Lande fassen und um so leichter das heilige Grab erobern zu können. Damiette wurde erstürmt, die Türken wichen zurück. Aber auch diesmal rissen Krankheiten arge Lücken in die Reihen der Kreuzfahrer. Die Zahl derselben verminderte sich von Tag zu Tag. Wol boten die Ritter vom Johanniter- und Templerorden einen trefflichen Zuwachs; indeß besserte sich die Lage zu Gunsten der Christen nicht. Nachdem Ludwig das Angebot des Sultans, für die Rückgabe von Damiette Palästina abzutreten, zurückgewiesen, erlitt er bei Kairo eine schwere Niederlage. Von einem stattlichen Heerestheil, der zum Angriffe ausgerückt war, kehrten nur drei Ritter und wenige entwaffnete Reisige zurück. Die Gebeine der Tausende, welche erschlagen waren, bleichten auf dem Sande der Wüste. Eine zweite Niederlage folgte dieser ersten und erfüllte den Nil mit Leichnamen. Das letzte Häuflein sammt dem Könige wurde nach tapferem Widerstand zersprengt, zusammengehauen; der König selbst und seine Brüder geriethen in Gefangenschaft. Krank und zum Sterben schwach, schloß er einen Vertrag ab, in welchem er Damiette räumte und für zweimalhunderttausend Thaler die Freiheit für sich und die Seinen erkaufte. Umsonst hatte Ludwig auf Hülfe aus Europa gehofft. Nur ein schwärmerischer Mönch hatte das Volk zu erregen versucht, indem er sich als einen beauftragten Engel ausgab. Er und das räuberische Gesindel, das sich ihm angeschlossen und mit der Ermordung und Ausplünderung der reichen Juden begonnen hatte, wurde an der Grenze des Reiches schon von deutschen Rittern erschlagen. — Ludwig begab sich, sobald er die Freiheit erlangt hatte, mit dem Ueberreste seiner Ritterschaft nach Palästina, um hier neuen Zuzug aus Europa zu erwarten. Als dieser ausblieb, pilgerte er in härenem Kleide wenigstens nach Nazareth, da ihm die Thore von Jerusalem verschlossen blieben. Die Pisaner und Genueser machten sich unterdessen ein Vergnügen daraus, die ihrem Könige zu Hülfe eilenden französischen Pilger in den syrischen Häfen auszuplündern.



Otto von Bamberg auf dem Bekehrungszuge nach Pommern, von dem Polenherzoge festlich empfangen.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Nach fünfjähriger Abwesenheit kehrte Ludwig niedergeschlagen, doch nicht hoffnungslos in die Heimat zurück. Aber bis zum Abend seines Lebens fühlte er sein Gewissen durch das noch unerfüllte Gelübde, das heilige Grab zu befreien, beunruhigt. Im Vorgefühl des Todes rüstete er darum noch einmal gegen die Türken. Er war schon so schwach geworden, daß er nicht mehr zu Pferde steigen und keine Rüstung mehr anlegen konnte, als sich am 18. Juli 1270 das Kreuzheer nach Tunis einschiffte; denn dort wollte er diesmal die Feinde angreifen. Ludwig schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß er vielleicht sogar mit dem Sultan von Tunis Bundesgenossenschaft machen könne, denn derselbe hatte sich von jeher den Christen freundlich erwiesen. Allein der König hatte sich arg getäuscht. Es kam zu blutigen, aufreibenden Kämpfen. Einer seiner Söhne fiel; er selbst hielt sich nur mit großer Anstrengung aufrecht. Endlich brach seine letzte Kraft zusammen. Betend, das Lager mit Asche bestreut, die Arme ausgebreitet, daß er anzusehen war wie ein Kreuz, erwartete er das Ende. Als er zu seinen Vätern eingegangen war, kehrte das Heer unverrichteter Sache nach Frankreich zurück. Der sechste und letzte Kreuzzug endete mit dem Fall von St. Jean d'Acre oder Ptolemais, womit das einzige Bollwerk und der letzte schwache Rest der christlichen Kirche in Kleinasien in die Hände der Ungläubigen fiel.


Tempelritter.

Infolge der Kreuzzüge gelangten einige der mittelalterlichen Ritterorden, besonders die zum Behufe der Befreiung der heiligen Stätten und zur Erhaltung des heiligen Grabes, sowie zum Schutze der dahin pilgernden Christen und zur Pflege erkrankter Wallfahrer gestifteten, zu größerem Ansehen. Die edelsten Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern Europas widmeten sich während Jahrhunderten dem Dienste der Pilger und der Abwehr der Glaubensfeinde. Sie legten gleich den Mitgliedern geistlicher Orden einfache Gelübde ab und beugten sich unter die Regeln des heiligen Basilius, Augustinus, Benediktus und Franziskus. Die weltliche Aufsicht führte ein Großmeister, Meister oder General, dem ein Ritter- oder Ordensrath beigegeben war; die geistliche Leitung handhabte ein Prior oder Propst. Die bedeutendsten, einflußreichsten und geehrtesten unter den geistlichen Ritterorden waren der Johanniterorden, die deutschen Ritter und die Tempelherren. Die beiden ersten reichen in die Zeit von 1048 zurück, die letzteren entstammen

dem Jahre 1118. Später entstanden in Livland die Schwertbrüder und die Ritter von Alcantara und Calatrava in Spanien (1204). Aus den geistlichen und weltlichen Ritterorden, deren es bald eine Menge gab, entwickelte sich unser modernes Ritterordenwesen.

Den ersten der geistlichen Ritterorden, den der Johanniter, hatten Kaufleute des damals bedeutenden Handelsplatzes von Amalfi in Italien, schon fünfzig Jahre vor dem ersten Kreuzzuge gestiftet, indem sie zu Jerusalem eine Kirche mit einem Kloster und Hospital errichteten, dessen Mönche sich „Johanniter" (vom heiligen Johannes) oder „Hospitaliter" nannten. Ein Vorsteher dieses Ordens, Raimund von Puy, verwandelte denselben im Anfang des 11. Jahrhunderts in einen geistlichen Ritterorden, indem er den Mönchsgelübden die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen hinzufügte, und wurde so als Stifter der Brüderschaft der erste Großmeister. Er theilte die Mitglieder des Ordens in drei Klassen: Ritter zur Kriegführung, Kaplane zum Kirchendienst und dienende Brüder zur Krankenpflege. Bald nach den Johannitern entstand der zweite geistliche Ritterorden; der König von Jerusalem räumte ihnen den Tempel Salomonis ein, wovon sie sich Tempelritter und ihren Orden den Templerorden nannten.



Ritter vom Deutschen Orden. (Facsimile eines Holzschnittes von Jost Amman aus dem J. 1585.)

Nach dem Tode des Kaisers Friedrich Barbarossa wurde, wie schon erzählt, von Herzog Friedrich von Schwaben der Deutsche Orden gestiftet. Dieser Orden ist der wichtigste, sowol nach seinen kriegerischen Thaten, als auch weil er den Staat an der Ostsee gegründet hat, aus welchem das Königreich Preußen hervorgegangen ist. Nur deutsche Männer von freier, edler Geburt konnten im Kreise der Deutschen Ritter Aufnahme finden. Die Tracht war ein weißer Mantel mit schwarzem Kreuze. An der Spitze des Ordens stand der Hochmeister, unter ihm der Großkomthur.

Die Klasseneintheilung der Ordensmitglieder war dieselbe, wie bei den Johannitern; nur wurden später noch die sogenannten Halbbrüder hinzugefügt, welche auch nichtadelig sein und theilweise bei Erfüllung ihrer Ordenspflichten in ihren bürgerlichen Verhältnissen fortleben konnten. Das war aber erst der Fall, nachdem sich der Orden in Preußen eingerichtet hatte. Hierher wurde derselbe durch Herzog Konrad von Masovien, einen der polnischen Theilfürsten, berufen, welcher den Ordensmeister Hermann von Salza um Beistand gegen die heidnischen Preußen bat. Dieser sandte 1228 eine kleine Anzahl von Rit-

tern unter Hermann von Balk ab, welche das ihnen geschenkte Kulmer Land besetzten und die Eroberungen begannen, bei welcher sie durch wiederholten Zuzug aus Deutschland unterstützt wurden. Erst nach sechszig Jahren war Preußen vollständig unterworfen, weil die Einwohner den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzten und sich immer von Neuem empörten. Seit 1237 hatte sich der Deutsche Orden mit den livländischen Schwertbrüdern verbunden und so einen Ritterstaat geschaffen, der sich von der Grenze Pommerns über den Niemen und die Düna bis zur Narowa erstreckte.



Remter (große Halle) zu Marienburg.

Ein Landmeister war in Preußen der Statthalter des Hochmeisters, der noch immer seinen Sitz in Akkon oder St. Jean d'Acre hatte und nach dem Verlust dieser letzten christlichen Feste in Palästina das Ordenshaus 1309 nach Marienburg in Preußen verlegte. In diesem Lande sammelte sich nun die ganze Macht des Ordens, der auch andere Besitzungen theils eroberte, theils kaufte und in Deutschland eine Menge Güter und Herrschaften erwarb. — Das Kriegswesen stand unter dem Ordensmarschall, der auch das Ordensheer befehligte. In Deutschland hatte der Marschall damals noch immer den Kriegshaushalt und die Kriegspolizei unter sich, bei den Rittern war er zuerst

Oberfeldherr. Er hatte seinen Sitz zu Königsberg, an der Grenze in der Nähe des Feindes. Landkomthure befehligten die einzelnen Konvente, in welche die Ritter, zu 10—60, über das Land vertheilt waren. Der Ordensspittler hatte das Hospitalwesen, der Ordensschäffer die Verpflegung unter sich, Schatzmeister war der Ordenstreßler.

Die Kriegsmacht des Ordens war zur Zeit seiner größten Blüte sehr bedeutend. Das Heer wurde nicht stehend unter den Waffen gehalten, nur die Ritter blieben in steter Kriegsbereitschaft, aber alle Einwohner waren zum Kriegsdienst verpflichtet, sowol die eingebornen Preußen, als die eingewanderten Deutschen, welche hier einen deutschen Bauernstand und Städte schufen.



Rhodiser-Ritter.
Aus Berg's „Die Insel Rhodos".

Auch eine Seemacht hatte der Orden gegründet. Ordensschiffe halfen die berüchtigten Vitalienbrüder, Seeräuber auf der Ostsee, ausrotten. Im Kriege mit Dänemark 1404 ging eine stark bemannte preußische Ordensflotte in See und brachte 200 dänische Fahrzeuge auf.

Nach der Unterwerfung Preußens geriethen die Deutschherren in Kriege mit äußern Feinden, mit den Litthauern, Polen und Russen. Sie mußten daher ihre Kriegsmacht, trotz des fortwährenden bedeutenden Zuzugs aus Deutschland, durch Söldner verstärken. Auch erwiesen sie fremden Rittern, welche nach Preußen als Kriegsgäste kamen, um eine Zeit lang unter dem schwarzweißen Ordensbanner gegen die heidnischen Litthauer zu kämpfen, große Ehren, so daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, außer deutschen Fürsten und Edeln, die gefeiertsten und vornehmsten Helden aus Frankreich, England und Schottland nach Preußen kamen, um sich einen Sitz am Ehrentische zu erkämpfen. Dieser war nur für 10—12 Personen gedeckt, mit einer unerhörten Pracht an Gold- und Silbergeschirr geschmückt und mit den feinsten Weinen besetzt; ein Platz an demselben mußte durch Thaten verdient sein und konnte nicht nach dem Recht vornehmer Geburt vergeben werden.

Aber die innere Kraft des Ordens sank mit der Zeit. Die Ritter hatten bisher nach der Strenge der Ordensregeln: „keusch, arm und gehorsam zu sein", ein einfaches, mönchisches Leben geführt, durften nur zu Zweien ausreiten, erhielten selten Urlaub und besaßen kein Eigenthum, nicht einmal Waffen,

Pferde und Sättel; Alles wurde ihnen aus den Ordensvorräthen geliefert und sie waren der strengsten Zucht unterworfen. Das hatte sich allmählig geändert, seit durch guten Ertrag des Landbaues, durch Handel und Gewerbfleiß sich großer Wohlstand verbreitete und auch die geistige Bildung unter den Rittern gestiegen war. Diese werthvollen Fortschritte hätten die Kraft des Ordens eher stärken als schädigen können, aber es kam Entsittlichung und Uebermuth hinzu, innere Zwietracht und steigender Druck auf die Städte und den einheimischen Adel, welcher jene zur Widersetzlichkeit reizte. Und das gerade zu einer Zeit, wo die Macht des feindlichen Polens furchtbar gewachsen war!

Das Reich des Geschlechtes der Piasten hatte nach längerer Zersplitterung, wie sie im Mittelalter überall, auch in Deutschland, durch Ländertheilungen unter fürstliche Erben herrschte, sich wieder vereinigt durch die starke Hand eines Zwerges: Wladislaw Lokjetek (wörtlich und auch thatsächlich soviel als Ellenlang). Die Königskrone von Polen war später an den König Ludwig von Ungarn gekommen, den sich die Polen erwählt hatten. Dieser starb ohne einen Sohn zu hinterlassen und die beiden Reiche trennten sich wieder, indem jedes einer Tochter zufiel. Hedwig erhielt Polen und vermählte sich auf den Wunsch der Großen, sehr gegen den Wunsch ihres Herzens, das einem österreichischen Erzherzog zugeneigt war, mit dem Großfürsten von Lithauen, Jagiello. Dieser war noch ein Heide, ließ sich aber taufen und sein ganzes Volk auf Befehl mit ihm. Er besaß ein großes Reich und es stand ihm außerdem die ganze Macht seiner Brüder als Bundesgenossen in jedem Kriege zu Gebot.



Malteser-Ritter. Nach Amman.

Mit dem Deutschen Orden, der seine Eroberungspläne auf Lithauen auch jetzt noch nicht aufgab, gerieth der König von Polen, der nun Wladislaw II. hieß, wiederholt in Kämpfe, bis endlich die große Schlacht von Tannenberg, 15. Juli 1410, die Macht des Ordens brach. Rings über das Feld stäubte die Flucht; der Hochmeister war nicht zu bewegen, die Schlacht abzubrechen; im entscheidenden Augenblicke brachen 800 böhmische Lanzen unter Ziska von Troznow, dem späteren Hussitenführer, vor und gaben den Ausschlag. Der Hochmeister, die meisten Komthure, 6000 Ritter und angeblich 40,000 Krieger wurden erschlagen, 51 Banner und viele tausend Gefangene fielen in Feindeshand.

Von diesem Schlage hat sich der Deutsche Orden nicht wieder erholt. Zwar wurde die Marienburg tapfer vertheidigt und ein Frieden bald durch Abtretung einiger Landstriche erkauft, aber der Orden entartete immer mehr und übte eine so drückende Herrschaft, daß die Städte und der Adel sich unter polnischen Schutz begaben. Der König von Polen erzwang durch einen Verheerungskrieg den Frieden zu Thorn 1466, in welchem der Orden Westpreußen abtreten und für Ostpreußen polnische Lehnshoheit annehmen mußte.

Von den beiden ältern geistlichen Ritterorden bestand damals nur noch der der Johanniter, welcher nach dem Verlust des heiligen Landes seinen Sitz auf der Insel Rhodos hatte, bald aber durch die osmanischen Türken auch von hier vertrieben wurde, worauf ihnen Kaiser Karl V. die Insel Malta schenkte. Auf dieser haben sie, ihrem Berufe ziemlich entfremdet, gesessen, bis Napoleon Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten die Insel wegnahm.

Der Templerorden hatte bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts einen schrecklichen Untergang gefunden. Durch seine Reichthümer und seine trotzige Selbständigkeit hatte er die Habsucht und den Neid Philipp's IV., des Schönen, von Frankreich, durch manche Glaubensverirrung und Sittenlosigkeit den Zorn des Papstes gereizt. Dieser hob den Orden auf und der König von Frankreich vernichtete ihn. Der letzte Großmeister und einige 50 Ritter starben, der Ketzerei angeklagt, auf dem Scheiterhaufen.

Die Zeitverhältnisse begünstigten die Kreuzzüge nicht. Dennoch haben letztere die wichtigsten Folgen für die Entwicklung der christlichen Kultur gehabt. Vornehmlich hat sich während der Kreuzzüge das Ritterthum großartig entfaltet. Damals fanden die Ritter Gelegenheit, die hohen Pflichten, welche ihnen ihr Stand auferlegt, in umfassendster Weise zu erfüllen: den Schutz der Unterdrückten, die Pflege der Kranken im Orient, die werkthätige Liebe zu Nothleidenden, zu Wittwen und Waisen und den Kampf für die Religion. Ihrer Thatkraft war ein unermeßlicher Spielraum und Schauplatz eröffnet und die Geschichte hat viele herrliche Ritterthaten, nicht blos mit dem Schwert, sondern auch Thaten des Geistes verzeichnet. — Es ist nöthig, daß wir die geistigen Erscheinungen, welche mit unserem Gegenstand einen inneren Zusammenhang haben, noch einige Schritte verfolgen.

Mit dem Ritterthum entwickelte sich, gepflegt von demselben als Folge feinerer Sitten in Ernst und Spiel, die Dichtkunst. Das romantische Epos im nördlichen Frankreich wetteiferte mit der Lyrik der Troubadours im Süden; und mit einer neuen sich bald geltend machenden Richtung der Gelehrsamkeit, der Scholastik, erhob sich die Universität zu Paris zur ersten Hochschule der mittelalterlichen Welt. Dieser gemüthliche und geistige Aufschwung hielt noch lange an, als der Waffenlärm im fernen Morgenlande schon verhallt war, und die Gemüthserregung, welche nach Erfassung des Göttlichen strebte, gab sich auch in neuern Schöpfungen der bildenden Künste kund. Von demselben Frankreich, welches auf den Gedanken der Massenwallfahrten nach den heiligen Stätten verfallen war, ging auch eine neue Bauweise aus. Mit Unrecht nennt man den gothischen Stil den deutschen, denn er ist keineswegs, in deutschen Landen ausgesonnen, sondern nur weiter entwickelt worden.



Mönche als Baumeister und Bildhauer im Mittelalter.

Das Christenthum, als Träger der altklassischen Bildung und Kunst, verpflanzte nach dem Rheine und Maine frühzeitig schon die romanische Bauweise, welche nirgends eine großartigere Ausbildung erfuhr, als in den Domen zu Worms und Speyer, zu Mainz und Bamberg. Die Entstehung dieser Denkmale kirchlicher Baukunst fällt in die Erstlingsblütezeit deutscher Kultur, als die deutschen Könige sich römisch-deutsche Kaiser nannten und in Wahrheit es auch waren, als christliche Bildung und weltliche Macht, als „geistig" und „geistlich" noch nicht zu unversöhnbaren Gegensätzen sich gestaltet hatten. Die Weiterentwickelung der altchristlichen Bauweise in Deutschland rechtfertigt es, wenn man von einem deutsch-romanischen Baustil spricht, und in derselben Weise kann man auch von einem deutsch-gothischen Stil reden, dessen Aufkommen dem 12. Jahrhundert, dem Zeitalter der Kreuzzüge angehört, jener Periode, in welcher, wie sich ein neuerer Schriftsteller ausdrückt, „Frankreich zum ersten Male an der Spitze der Civilisation marschirte und in jenen Massenwallfahrten mit ihren außerordentlichen Folgen die erste große Umwälzung der Geister in Europa hervorrief." Deutschland hatte schon einen Theil seines Glanzes als christliche Vormacht des Abendlandes eingebüßt, als auf der Insel Isle de France bei Paris die gothische Bauweise zum ersten Male zu einer bemerkenswerthen Anwendung gelangte, um sich fortan bis zu Ludwig IX., dem Heiligen, rasch zur höchsten Blüte fortzuentwickeln. Und wie die feineren Sitten des Ritterthums, wie Scholastik und Mystik auch bald bei uns in Deutschland sich heimatlich fortgestalteten, wie deutsche Dichter ihre Stoffe und Formen provençalischen Vorbildern entlehnten, ein Wolfram von Eschenbach fast nur nach ihnen hinschaute und sie, wie er selbst sagt, nur frei in unsere Sprache übersetzte: so gewann auch der neue, von der Seine ausgegangene Baustil Eingang in unser Vaterland. Freilich wich die alte Bauweise nur allgemach. Indeß sandte der Cisterzienser-Orden unermüdlich, jahraus jahrein eine Menge kunstgewandter Mönche und erfahrene Baumeister aus, welche zuerst einen Uebergangsstil zu Wege brachten. So fand die Gothik im 13. Jahrhundert bei uns Eingang, gedieh im 14. zu vielseitiger Anwendung und gelangte bei uns im 15. zur vollständigen Herrschaft, je mehr die himmelanstrebenden Münster die Innerlichkeit des deutschen Wesens ergriffen. Die Kreuzform des Grundbaues blieb dieselbe, der Altar stand wie bisher gegen Morgen — am entgegengesetzten Ende der Kirche erhob sich ein zierlicher Thurm hoch in die Lüfte, nicht selten auch deren zwei. Das Kreuz hoch oben auf der Thurmspitze oder der Hahn, das Sinnbild der Wachsamkeit, wies gen Himmel. Den innern und äußern Ausschmuck der Gotteshäuser besorgten oder überwachten wie bisher noch lange hin die kunsterfahrenen geistlichen Bauleute. Der Zeit des Entstehens des gothischen Stils angemessen, prangte in allen Winkeln, vornehmlich an den Säulen wie an den Pfeilern, draußen wie drinnen, in meisterhafter Steinhauerarbeit prächtiges Laubwerk und zierliches Ornament in Menge — daneben sah man aber auch Menschenantlitze, Drachenköpfe und allerlei anderes Ungethüm nebst schnurrigen Einfällen. Die häßlichen Fratzen draußen, die gleichsam Wache hielten, sollten Unberufene vom Eintritt ins Haus des Christengottes zurückschrecken. Unser Bild auf voriger

Seite zeigt eine Anzahl geistlicher Bauleute mitten in ihrer Arbeit, vornehmlich einen Steinmetzen im Mönchsgewand, im Begriff, die simple Miene eines Tagelöhners in Stein nachzumeißeln.

„Je grimmiger die Gesichter draußen, um so anmuthiger verzierten die Baumeister das Innere der neuen Kirchen. Bildsäulen der Apostel und anderer Glaubenshelden lehnten an den schlanken Pfeilern, die Altäre schmückte das Bild des Heilandes; von der hohen Decke, wo die Spitzbogen sich kreuzten, schauten liebliche Engelsköpfchen herab. Und zwischen den Pfeilern strömte das Licht durch gewaltige Fenster ein.“ Diese, gleichfalls in hohe Bogen zugespitzt, schmückte man ebenfalls mit mancherlei absonderlichen Figuren aus. Dadurch war es freilich etwas zu hell im Innern der Kirche geworden; aber die sinnreichen Baumeister wußten schon Rath. Sie malten oder ließen die Glasscheiben malen, als seien dieselben mit schönen Teppichen behangen. Darstellungen aus der heiligen Schrift, Bilder von frommen Christen oder Bibel- und Kernsprüche dämpften das grelle Licht. Späterhin erscholl dazu die mächtige Sprache der Orgel und der Gesang hallte gewaltig an den Gewölben und Pfeilern wieder; schöner und feierlicher, wie anfänglich im Walde, richtete nun von der Kanzel der beliebte Prediger Worte der Erbauung an die christliche Gemeinde.

Alles Irdische hat einen Anfang und nimmt ein Ende. Auch die dem deutschen Wesen so sympathische gothische Bauweise versank mit der Zeit in handwerksmäßige Steinhauerarbeit, und verkünstelte Spitzfindigkeiten traten an die Stelle der früheren Erhabenheit des frommen Gedankens — bestand doch zuletzt das Meisterstück der Nürnberger Steinmetzen darin, eine ganze gothische Kirche aus dem Achteck zu konstruiren! — bis sich im 16. Jahrhundert ein neuer Baustil zu bilden begann, der auch die deutsche Kunst und die Kunstgewerbe förderte, jene zu dem Otto Heinrich-Prachtbau des Heidelberger Schlosses hinleitete, während der Fortschritt der letzteren sich in den zierlichen Metall- und Holzarbeiten einer ganzen Reihe von Leistungen vornehmlich süddeutscher Meister kundgab.

Und wie sich die Klostergeistlichen in frühester Zeit schon als Hauptpfleger der Baukunst hervorthaten und darin Jahrhunderte hindurch die Lehrmeister der Handwerker und Förderer der Kunstfertigkeit waren, so leisteten sie auch in späterer Zeit als Bildhauer und Maler Preiswürdiges. Während des Zeitalters der Blüte der Malerei in Italien erwarben sich Fra Bartolomeo, Fra Angelico da Fiesole u. v. A., neben den Namen der größten Meister, dauernden und wohlverdienten Nachruhm.

Alle diese großartigen Entwickelungen der christlichen Kultur des Abendlandes und das rasche und glänzende Aufblühen der Künste und der Thätigkeiten des Geistes stehen in einem engen Zusammenhang mit der unglaublichen Erregung des Volkslebens durch die Kreuzzüge und haben daraus, daß sich das Volksgemüth durch die Berührung mit einer neuen, wunderbaren Welt der Sage zu fröhlichem Aufschwung der Phantasie getrieben fühlte, reichen Gewinn gezogen.

Mit dem Abschlusse des 13. Jahrhunderts, mit dem Fall von Ptolemais (1292), war der christliche Enthusiasmus, welcher sich in den Kreuzzügen kund-

gegeben, zur Neige gegangen. Aber derselbe Glaubenseifer, welcher große Christenheere nach dem Morgenlande geführt, bahnte den Türken den Weg nach Europa. Und fortan, seit Sultan Soliman im Jahre 1357 festen Fuß in Europa faßte, und Murad dessen Eroberungen bis nach Adrianopel fortsetzte, waren die Mohammedaner die Bedränger der europäischen Christenheit während der folgenden Jahrhunderte.

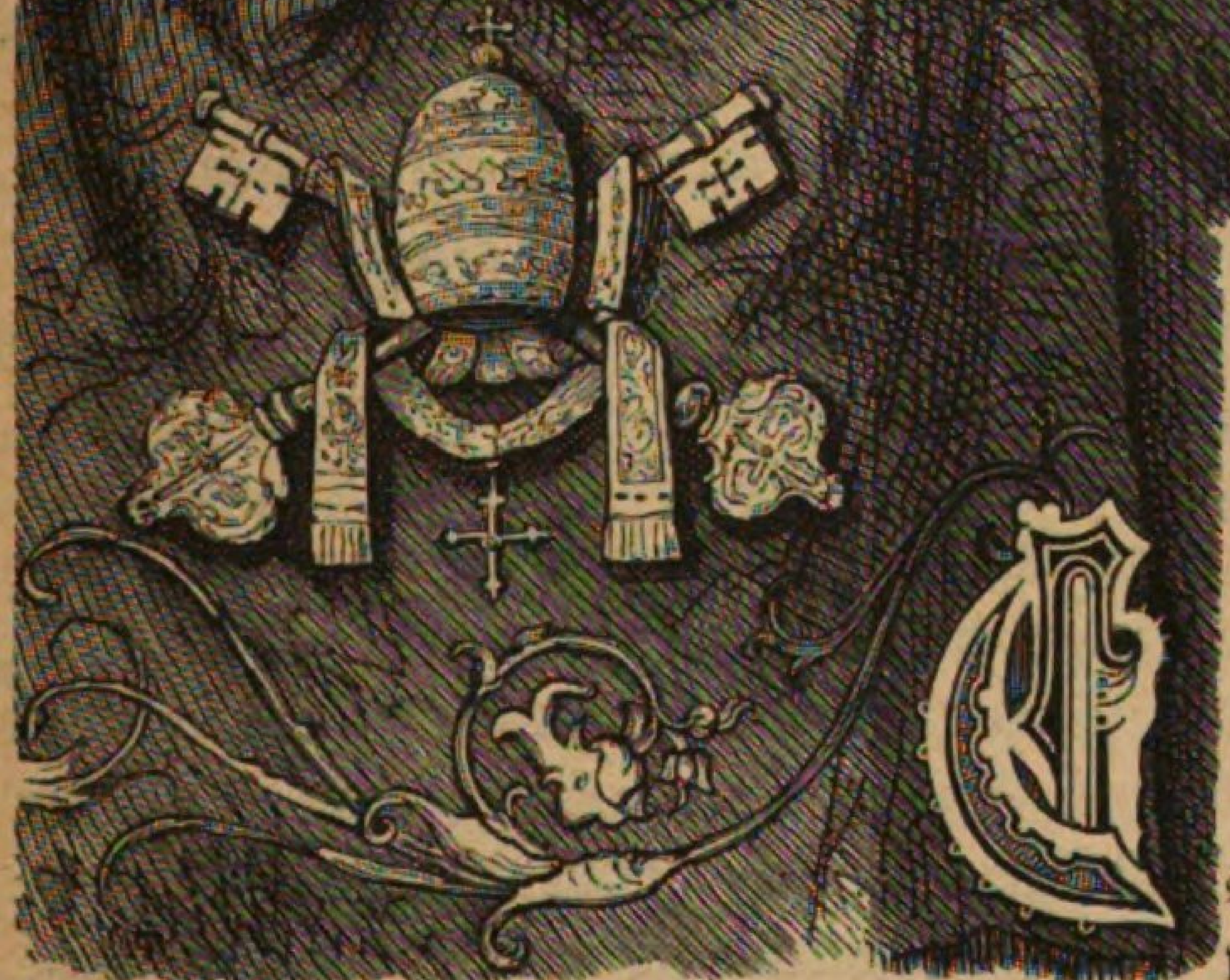
Infolge dessen suchten und fanden noch lange Zeit glaubenseifrige Christen eine Aufgabe darin, ihre Leiber den krummen Säbeln der Osmanen zu überliefern. Doch trat je mehr und mehr an die Stelle des christlichen Feuereifers, der auf die Ausrottung der Ungläubigen gerichtet war, die Sorge um Haus und Herd und das politische Interesse. Noch mitten in dem wogenden Ringen zwischen Christenthum und Islam um das heilige Grab und um die heilige Stadt hatte bereits ein Christ von seltener Geistesfreiheit und Seelenklarheit, der schon genannte Friedrich II., der große Hohenstaufenkaiser, mit dem Sultan Kamel Waffenstillstand und Freundschaft gemacht und also, wenn auch unter großer Mißbilligung von Seiten des Papstes, ohne Schwertstreich das ersehnte Ziel der Christenheit erreicht, frei und ungehindert an den heiligen Orten beten zu können. Wie damals im Verkehr zwischen den beiden Oberhäuptern der christlichen und widerchristlichen Welt der religiöse Gegensatz zurückgetreten war, so geschah es allmählig auch zwischen den beiden um den Weltbesitz ringenden Völkermassen des Abend- und des Morgenlandes. Von dieser Zeit an und als mit der Eroberung von Konstantinopel durch die Gläubigen Mohammed's die letzte Aussicht auf den Sieg des Christenthums im heiligen Lande geschwunden war, fing man an das Wort des Engels am Grabe Jesu zu begreifen: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? siehe, Christus ist nicht hier, da sie ihn hinlegten; er ist auferstanden und lebt!“



Die heilige Grabeskirche (Inneres).



Der Papst, den Segen spendend.



IX. Kirchenfürsten und Kirchenlehrer.*)

Leo und Gregor der Große. Gregor VII. Innocenz III. — Otto von Bamberg. Thomas Becket. Anselm v. Canterbury. Abälard. Th. von Aquin. Die Mystiker.

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll.“

Es ist eine wichtige Streitfrage, welche immer von Neuem zwischen den katholischen und protestantischen Theologen verhandelt wird, ob der Apostel Petrus auf seinen Missionsreisen in die Stadt Rom gekommen und daselbst gewissermaßen als erster Bischof der Christengemeinde in Thätigkeit gewesen sei, oder ob diese, wie überhaupt alle Erzählungen von dem Vorrange des Petrus über die andern Apostel, als Sagen und Erfindungen betrachtet werden müssen. Eine genaue wissenschaftliche Prüfung hält jene römischer Seits aufgestellte Behauptung allerdings nicht aus. Höchst wahrscheinlich war Petrus niemals in Rom; wenigstens steht so viel fest, daß er daselbst keinen längeren Aufenthalt und keine hervorragende Wirksamkeit gehabt haben kann.

Der innere Kern dieser Streitfrage liegt aber in dem Umstande, daß die christliche Kirche des Mittelalters und die römische Kirche bis auf diesen Tag ihre Verfassung, das Gesammtgebäude ihrer Einrichtungen und Gesetze, auf jene mehr als zweifelhafte Annahme gebaut hat. Ja, es ist Verdacht, dringender Verdacht vorhanden, daß man freilich schon im dritten und vierten Jahrhunderte eine ganze Menge von Geschichten über den Apostel Petrus als dem Apostelfürsten im altchristlichen Rom erdichtet hat, um damit das Ansehen der römischen Bischöfe über dasjenige aller anderen christlichen Bischöfe zu erhöhen und ihnen den Anspruch auf den Rang von obersten Kirchenfürsten zu sichern. Denn man folgerte in Rom also: Weil Petrus der Erste unter den Aposteln war, weil ihm nach den heiligen Ueberlieferungen der Heiland die Schlüssel des Himmelreiches anvertraut hat, so haben alle seine Nachfolger in dem Bisthum zu Rom die höchste Gewalt von ihm ererbt, führen also die Schlüssel des Himmels, gebieten über alle Christen und Kirchen und sind demnach die Stellvertreter Christi und Gottes auf Erden. Abgesehen davon, daß Petrus den Vorrang unter den Aposteln, wie sich der Leser erinnern wird, nur kurze Zeit behauptet hat, ferner abgesehen davon, daß sich ein geistiges Uebergewicht, das ein Mensch seinen persönlichen Vorzügen verdankt, nicht wie eine Sache oder wie ein Titel oder wie ein Königreich auf Andere vererben läßt, findet sich noch ein großer und gewaltiger Irrthum in jenen Folgerungen, nämlich der, daß die Kirche Jesu Christi zu einer weltlichen Herrschaft werden soll, während das Reich Gottes geistiger Natur und das Christenthum einzig dazu gestiftet ist, um der Menschheit zur Lehre, zum Trost, zur Errettung und Erlösung zu gereichen. Der Erlöser selbst hat sich über nichts so scharf und deutlich ausgesprochen, als über diesen Unterschied seines Reiches von den Weltreichen: „Ihr wisset, daß sich die weltlichen Fürsten nennen lassen große Herren; nicht so sei es unter euch; sondern der Größte sei ein Diener Aller, und wer am meisten gedient hat, der ist der Größte.“ Und als sich seine Jünger um den Vorrang stritten, nahm er ein Kind und stellte es in ihre Mitte und sprach: „So ihr nicht werdet wie dies Kind, so könnt ihr überhaupt nicht in das Reich Gottes kommen.“ Kann man einen deutlicheren und stärkeren Beweis verlangen? Welches Urtheil hat damit der Stifter unserer Religion über das Streben nach Gewalt und irdischer Herrlichkeit in der Kirche gefällt!

Es kann überhaupt kein größerer Gegensatz erdacht werden, als der zwischen dem sanftmüthigen und demüthigen Menschensohne und Denen, welche in der Kirche nunmehr seine Stelle vertreten wollen; zwischen den ersten Christen und Bischöfen, die ihr Haupt unter das Beil des Henkers legten, und ihren stolzen, herrschsüchtigen Nachfolgern; zwischen der Kirche der Armen, wie sie im Anfange ein liebliches Bild der Bruderliebe und des Friedens bietet, und der Kirche, welche alle Güter und allen Reichthum der Erde an sich reißt und von Gewaltthat lebt, indem sie die Alleinherrschaft auf Erden fordert.

Im Vatikan zu Rom, in jenem Palast, in dessen Innerem sich an zwanzig Höfe, zweihundert Treppen, elftausend Gemächer befinden, dessen Herstellungskosten sich auf Hunderte von Millionen belaufen, die dreifache Krone auf dem Haupte, umgeben von einer zahllosen Schar von Geistlichen und Dienern,

seine Befehle aussendend in alle Welt, bewacht von einer Armee, die nicht blos dem Frieden dient —, dort thront der Gebieter des Glaubens, welcher nach seinem Wohlgefallen die Pforten des Himmels und der Hölle öffnet und schließt, der Könige und Kaiser ein- und absetzen zu können vorgiebt, welcher nächst Gott und Christus das höchste Wesen sein will. Es ist der Papst, der Vater der Christenheit, der „Heilige Vater“, wie er sich nennen läßt. Und wie er von Rom, der alten Welthauptstadt aus, über den Erdkreis herrscht, so sind die Erzbischöfe und Bischöfe in den Hauptstädten der Länder reiche und mächtige Fürsten der Kirche, um deren Gunst Kaiser und Könige buhlen; ihre Schlösser und Burgen sind von Reisigen und Rittern beschützt, mit allem Luxus und von Kostbarkeiten erfüllt. Wer vermag in ihnen die Nachfolger jener Apostel zu erkennen, welche in Noth und Schmach das Evangelium verkündeten?

Seit den Tagen des Kaisers Konstantin des Großen war diese gründliche und vollständige Umwandlung der Verhältnisse langsam und allmählig vor sich gegangen. Durch die Gunst der Imperatoren sowie durch anderweitige reiche Schenkungen, durch Erbschaften, Kauf und Tausch, mitunter auch durch Gewalt und List, hatten sich die Kirchengüter ins Unermeßliche vermehrt. Schon unter den Päpsten Leo I. und Gregor I., welche beide in der Kirchengeschichte unter dem Beinamen „der Große“ verzeichnet stehen, gelangte die Idee des römischen Primats zur Geltung und die Inhaber des heiligen Stuhles als Oberpriester infolge dessen zu außerordentlichem Ansehen. Es trat begünstigend der Umstand hinzu, daß in den genannten und mehreren andern Päpsten ausgezeichnete Kirchenoberhäupter rasch auf einander den Stuhl Petri zierten. Leo's Scharfsinn und Takt ward entscheidend für das Konzil von Chalcedon, ebenso übte er durch seine Schriften großen Einfluß. — Gregor (geb. 544, gest. 604) war zeitig schon in den Orden des heiligen Benediktus eingetreten und von diesem zu einem der sieben Diakonen der römischen Kirche geweiht worden. Eifrig wirkte er für Verbreitung des Christenthums namentlich in England; er ist, wie schon erwähnt, derjenige, welcher die Grundsätze des Augustinus in das Mittelalter hinüberleitete und die nachmals herrschend gewordene sinnliche Gestaltung des Kultus vorbereitete. Er selbst lebte als Papst so anspruchlos wie vorher in dem von ihm gestifteten Kloster und hielt sich von jedem persönlichen Ehrgeize so fern, daß er sich selbst nur den „Knecht der Knechte Gottes“ nannte. — In der Folgezeit verloren indessen die obersten geistlichen Würdenträger und infolge ihres Beispiels auch die minder vornehmen Diener der Kirche immer mehr ihre eigentliche Aufgabe aus dem Auge. Bald standen die Bischöfe und Aebte durch ihre weltliche Macht mitten unter den Fürsten der Erde, hielten Hof wie sie, führten Kriege wie sie, zogen auf Fehde und Eroberung aus wie sie, kurz, unterschieden sich von ihnen weder im Guten noch im Bösen. In Letzterem überboten sie öfter dieselben sogar. Die Patriarchen von Rom befanden sich längst schon im Besitze ansehnlicher weltlicher Güter und Reichthümer, als ihnen im achten Jahrhundert von dem Frankenkönige Pipin und später von dessen Sohn, Karl dem Großen, im neunten Jahrhundert außer der Stadt Rom noch das Exarchat Ravenna und die Pentapolis, ein nicht unbedeutendes Gebiet in Italien, geschenkt wurde, durch

dessen Erwerb der Grund zum späteren Kirchenstaate gelegt war. So entstand und wuchs heran die weltliche Herrschaft des Papstes, welche zuletzt einen beträchtlichen Theil Italiens umfaßte. Seitdem ist durch alle Zeiten hindurch eine unbezwingliche Begierde nach Erweiterung ihrer Macht und Fürstengröße gerade von den Päpsten am meisten an den Tag gelegt worden, welche die römisch-katholische Kirche zu ihren ersten Helden zählt.

Diese Lüsternheit nach weltlichem Besitz und die aus derselben hervorgegangenen Verbrechen und Unthaten wuchsen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wie schlimm es in Rom schon um Mitte des zwölften Jahrhunderts stand, beweist die Rede des frommen und gelehrten Johann von Salisbury, der einst zum Papste Hadrian ohne Umschweife sprach: „Man sagt, heiliger Vater, daß die Päpste nach nichts mehr trachten, als nach kostbaren Geräthschaften, um ihre Tische mit Gold und Silber zu beschweren, und daß sie zu diesem Zwecke selbst die Kirchen plünderten. Man sagt, daß sie die Gerechtigkeit nicht um der Gerechtigkeit willen handhaben, sondern allein um schändlichen Gewinnes halber, und daß man in Rom für Geld Alles, was man verlange, haben könne. Man sagt, daß sie ganze Provinzen ausrauben, nicht anders, als ob sie nach den Schätzen des Krösus strebten, und daß sie in Gold und Purpur einherstolziren wie kein anderer Mächtiger der Welt. Ja, ich habe sie selbst mit dem Teufel vergleichen hören, von dem man glaubt, daß er Gutes thue, wenn er aufhört Böses zu thun."


Gregor I., der Große. Aus „Die Monatsheiligen".

Dennoch betrachtete das Volk diese Priesterfürsten, so lange sie nicht allzu wüst und allzu abscheulich lebten, mit Ehrfurcht, ja mit Andacht. Die Heiligkeit der Religion erschien in der Person des heiligen Vaters, der die dreifache Krone trug, verkörpert, und wie der Priester, wenn er in den Prachtgewändern der Kirche am Altare die Messe feiert, nicht mehr als der schwache sündige Mensch, sondern als der Vermittler zwischen dem Himmel und der Erde erscheint, so vergaß man über dem Oberhaupte der Christenheit den Menschen, mochte er nun zuvor in fürstlichen Schlössern gelebt haben oder aus der Hütte eines Taglöhners und Handwerkers hervorgegangen sein.

Die gefeiertsten und heldenmüthigsten dieser Päpste sind meistens von niederer Abkunft gewesen. Aber dieser Umstand hat sich nie als ein Hinderniß ihrer Verehrung gezeigt. Was in ihnen bewundert, geehrt, angebetet wurde,

das war eben die übermenschliche Vollmacht und Geistesgewalt, die sie sich beizulegen gewußt hatten, obwol sie Gott allein besitzt.

Schon von Leo dem Großen wird uns erzählt, wie er, der ehrwürdige Greis, gestützt auf zwei seiner Priester, angethan mit den Zeichen seiner Würde und im Gefühle seiner Kraft, selbst dem wilden Hunnenkönig Attila, den er beschwor, die heilige Stadt Rom mit seinen Horden zu verschonen, Ehrfurcht eingeflößt und ihn zum Rückzuge veranlaßt habe. Nicolaus I., welcher um die Mitte des neunten Jahrhunderts regierte, konnte es bereits wagen, seine eiserne Hand dem Könige Lothar fühlbar zu machen und mit Nachdruck der rohen Gewaltthätigkeit einer sittenrohen Zeit entgegenzutreten.



Papst Leo der Große vor Attila.

Damals — vielleicht selbst unter seinem Einfluß — tauchte plötzlich eine Gesetzsammlung auf, welche angeblich die Urkunden des ältesten Kirchenrechtes enthalten sollte. Es fanden sich da Beschlüsse, Gesetze und Verordnungen, von welchen man behauptete, daß sie bereits im ersten und zweiten Jahrhunderte gefaßt und erlassen seien, während dieselben doch ganz oder theilweise erfunden worden waren und vollständig den Geist einer viel späteren Zeit athmeten, d. h. den Geist päpstlicher Herrschsucht und Anmaßung. Diese pseudo-

isidorischen Dekretalen, wie man sie nennt, sind nichts als eine großartige Fälschung zu dem einzigen Zwecke, um die Macht der Fürsten zu verringern, das Ansehen der Bischöfe und Päpste zu verherrlichen und alle Machtfülle in die Hände der Letzteren überzuspielen. Nun fehlte es zwar nicht an Widerspruch, besonders in Frankreich, wo man die alte echte isidorische Dekretalensammlung noch besaß; allein alle Zweifel an der Echtheit wurden abgestritten und gewaltsam niedergeschlagen. Und fortan hatten die Päpste das — wenn auch erlogene — Ansehen alter Urkunden für sich, wenn sie das Recht ihrer Ansprüche beanstandet sahen. Immer kam der Pseudo-(falsche) Isidor zu Hülfe, sobald es galt, das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes zu erhöhen und zu verherrlichen. Selbst die Laster und Verbrechen vieler Päpste, besonders im zehnten und elften Jahrhundert, waren nicht stark genug, den Zauberkreis zu lösen, mit welchem sich ihre Vorgänger umgeben hatten. Da gelangte in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts jener Gregor VII. zur Herrschaft, welcher das Muster aller Kirchenfürsten und der gefeierte Begründer der päpstlichen Allmacht geworden ist. Hildebrand, so hieß er, war der Sohn eines Zimmermanns in Siena; sein Oheim, Abt eines Klosters in Rom, erzog den aufgeweckten Jüngling. Er wurde Mönch und trat in den Orden der Cluniacenser, der sich durch strenge Sitten und hohe Gelehrsamkeit auszeichnete. In Clugny hatte ihn der nachmalige Papst Gregor VI. kennen und schätzen gelernt. Als nun dieser dem dreiundzwanzigjährigen Papste Benedikt, einem der ruchlosesten Gesellen, die Rom je gesehen hat, den Anspruch auf den geistlichen Stuhl abgekauft hatte, zog er Hildebrand in seine unmittelbaren Dienste. An Gelegenheit, die liederliche Wirthschaft der Nachfolger des Petrus und den sittlichen Verfall der Kirche überhaupt kennen zu lernen, fehlte es ihm daher nicht. Auch die Wucht des weltlichen Armes war bald zu empfinden, als der deutsche Kaiser Heinrich die drei damals in Rom sich bekämpfenden Päpste absetzte und Gregor VI. gefangen mit sich nach Deutschland führte. Ueberhaupt waren diese Deutschen, unter denen nun Hildebrand mit seinem päpstlichen Herrn leben mußte, für ihn ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung. Der weitausschauende Priester hegte damals schon keinen lebhafteren Wunsch, als die Vorherrschaft des Kaisers über Päpste und Bischöfe für immer gebrochen zu sehen. Dieser Gedanke und ernste Pläne in Betreff der Reform der Kirche beschäftigten ihn Tag und Nacht, seitdem er nach dem Tode seines Gönners wieder in die Stille des Klosters zurückgekehrt war. Aber kurze Zeit nachher kehrte er im Gefolge des Papstes Leo IX., eines Deutschen und Verwandten des Kaisers, wieder nach Rom zurück. Seine Klugheit, sein frommer Eifer, seine Gewandtheit in Geschäften förderten ihn rasch von einer Stufe der Ehren zur andern bis zur Kardinalswürde. Auch die folgenden Päpste konnten den weltklugen Mann nicht entbehren, sie geriethen sogar gänzlich unter seinen Einfluß, und so sehen wir, wie er selbst im Jahre 1073 in der Peterskirche von dem Volke zum Papste ausgerufen wurde.

Schon vorher hatte Gregor VII. das strengste Verbot hinsichtlich der Erwerbung geistlicher Aemter und Pfründen durch Kauf oder Bestechung (Simonie) und der Priesterehe, sowie eine neue Form der Papstwahl durchgesetzt — in

diesen drei Stücken suchte er die Handhaben zur Verbesserung der kirchlichen Zustände. Ihm schien die Stunde gekommen, der Kirche neues Leben einzuhauchen: die Grundsätze des Pseudo-Isidor sollten zur Wahrheit werden. Der „Statthalter Gottes“, denn als solcher sah er sich an und verlangte dafür angesehen zu werden, begann sein verhängnißvolles Werk. „Ist nicht“, sprach er bei sich selbst, „der Himmel höher denn die Erde und das Reich Christi höher denn die Welt? So ist auch der Stellvertreter des Erlösers höher als alle Anderen, als die Fürsten der Erde, und das geistliche Schwert stärker als das weltliche. Selbst der Kaiser steht unter dem Papste, von dem er ja die Krone empfängt. Er ist der Mond, der Papst die Sonne. Er kann die Kaiser absetzen und die Unterthanen von ihren Eiden entbinden. Nur er vermag Bischöfe ein- und abzusetzen; nur er kann sich nicht irren; nur er kann Gesetze geben, wie er es für gut findet. Seine Aussprüche haben zu jeder Zeit bindende Kraft und können nicht aufgehoben werden. Er kann jede Ordnung und Einrichtung vernichten, die seiner Billigung entbehrt. Und wen er aus der Kirchengemeinschaft ausschließt, der muß von Allen als ein Verdammter angesehen werden; kein Christ darf sich ihm nahen, Niemand mit einem Solchen in einem und demselben Hause zusammen wohnen.“


Papst Gregor VII.

Das sind die in Bezug auf Kühnheit allerdings überaus gewaltigen und großartigen, nach ihrer Christlichkeit gemessen aber außerordentlich schwachen Lehren und Grundsätze, zu deren Einführung und Anerkennung Gregor sein ferneres Leben und seine ganze Geisteskraft aufgewendet hat. Damit hat er die Zeit eingeleitet, in welcher das Deutsche Reich von unsäglich jammervollen Kämpfen grausam zerrissen ward, eine Periode, da Könige auf einen Wink von Rom sich beugten, da die ersten Fürsten der Christenheit, die deutschen Kaiser, dem heiligen Vater den Pantoffel küßten, die Steigbügel hielten und sein Roß am Zügel durch die Straßen geleiteten.

Wir Deutsche haben keine Ursache, milde und zurückhaltend über den Uebermuth, welcher in jenen Demüthigungen liegt, zu urtheilen. Aber wer vermag sich so leicht dem Eindrucke des Ueberwältigenden, ja fast Dämonischen zu entziehen, welchen sowol die Person wie das gelungene Werk des großen Kirchenfürsten selbst heute noch ausübt?

Das Erste, was Gregor VII. in das Auge faßte, war, wie gesagt, die Beseitigung der Simonie, jenes widerwärtigen Handels mit niederen und hohen kirchlichen Aemtern, ein jedenfalls ganz verabscheuungswürdiger Mißbrauch der Kirche und ihrer Einkünfte zur Bereicherung der Fürsten und ihrer Gewalthaber. Nur um hohe Summen konnte damals Jemand die bischöfliche Würde erwerben, daher überließ der Bischof wiederum die Priesterstellen an den Meist-

bietenden, um zu seinen Auslagen zu kommen. Die Untüchtigsten und Unwürdigsten, sofern sie nur den größten Ankaufspreis aufwenden konnten, gelangten auf solche Weise in die Kirchenämter. Natürlich führte der schamlose Schacher zu einem immer größeren Verfall der kirchlichen Zustände. Weit entfernt, daß der Dienst in der Gemeinde und im Bisthum als ein apostolisches Dienen, Lehren und Erziehen des Volkes betrachtet wurde, entartete er je länger um so gewisser zu einer Ernährungs- und Versorgungsanstalt für faule, üppige und geistlose Priester. Es war gewiß gut und heilsam, daß Gregor alle Geistlichen, die ihre Aemter erkauft hatten, entsetzte und die Simonie bei strenger Strafe verbot. — Anders verhielt es sich mit einer weitern Maßregel, durch welche Gregor die Macht der Kirche zu erhöhen gedachte, nämlich mit dem Verbote der Priesterehe. Die große Neuerung bestand allerdings nur in der allgemeinen Durchführung des Cölibats; Gregor hat nur dem bereits bestehenden Gesetze durchschlagende Geltung verschafft. Schon in den ersten Jahrhunderten hatte der mönchische Geist daran gearbeitet, den Geistlichen die Ehe zu untersagen. Stufenweise ging seitdem die Kirche vorwärts; zuerst zog man die Unverehelichten den Verheiratheten bei der Anstellung vor und erhob nur Ehelose zu Bischöfen und Patriarchen. Dann verbot man die zweite Ehe nach Lösung der ersten durch den Tod der Gattin. Hierauf untersagte man die Schließung der Ehe nach dem Empfange der Priesterweihe, während man jedoch die bereits bestehende noch nicht löste. Später aber forderte man, daß der Verheirathete, wenn er die höhern Grade des Priesterstandes erreichen wollte, die Ehe löse, und man erleichterte später diese Lösung, welche noch im 4. Jahrhundert aus religiösen Gründen gesetzlich verboten war, dadurch, daß man es für verdienstlich erklärte, wenn die Priesterfrauen freiwillig den Schleier nähmen und so ihren priesterlichen Gatten die ganze Würde ihres Berufes zurückgäben. Auf verschiedenen Synoden scheiterte der Versuch, das Cölibat zwangsweise allgemein einzuführen; die Natur und die gesunde Vernunft behielten ihr Recht und ein guter Theil der Priesterschaft entäußerte sich nicht des Familienlebens. Erst Gregor VII. hat das Cölibat allen Graden des Priesterstandes auferlegt; er sprach zuerst das furchtbare Wort aus: „Die Kirche wird erst frei von der Knechtschaft unter den Laien, wenn die Kleriker frei werden von ihren Weibern. Alle Geistlichen müssen ihre Frauen verlassen kein verheiratheter Priester darf hinfüro eine Amtsverrichtung vornehmen; nur wer gelobt, Zeit seines Lebens ehelos zu bleiben, darf zum Priester geweiht werden. Denn wer der Kirche dienen will, muß ihr frei und unabhängig von allen Sorgen, muß ihr ganz angehören, ohne durch die Bande des Blutes an die Welt geknüpft zu sein.“ So sollten die Priester ein allzeit bereites, stets gehorsames Heer der allmächtigen Kirche bilden. Das aber konnten sie erst, wenn sie weder Weib noch Kind besaßen und völlig Verzicht auf Liebe und Freundschaft geleistet hatten.

Vergeblich setzten sich die Priester zur Wehr; vergeblich flehten die Frauen und Kinder derselben um Gnade. Erbarmungslos wurden sie zurückgestoßen, verjagt. Mönche wurden ausgesendet, um das Volk gegen die verheiratheten Geistlichen aufzuhetzen, und nicht selten stürzte sich der Pöbel auf die Pfarr-

häuser und verschaffte dem neuen, unmenschlichen Gebote des Papstthums Achtung durch Raub und Mord. Selbst die Fürbitten einzelner Bischöfe, wie derjenigen von Salzburg, Mainz und Konstanz, fruchteten nichts: der Papst beharrte unbeugsam bei seinem Willen.

Dieser empörenden Bestimmung folgte bald nachher das Gesetz über die Investitur. Seither hatten die Fürsten ihre Bischöfe und geistlichen Würdenträger in Eid und Pflicht genommen und sie als ihre Vasallen mit Ring und Stab belehnt, zum Zeichen, daß die Geistlichen das mit ihren Stellen verbundene Einkommen und den weltlichen Besitz als ein Lehen der Landesherren trügen. Das schien dem Papste eine Beeinträchtigung seiner Machtvollkommenheit und er trachtete daher darnach, den Fürsten dies Recht der Investitur aus den Händen zu winden. Deswegen gebot er: „Wer künftig noch ein Amt als Bischof oder Abt von einem Laien annimmt, darf die Kirche nicht betreten und wird entsetzt. Jeder Fürst, der die Investitur ertheilt, verfällt in den Kirchenbann und ist aus der Kirche gestoßen!“ Indem Gregor damit althergebrachte und weittragende Rechte des Kaisers, der Könige und Fürsten antastete, beschwor er einen Kampf herauf, der im höchsten Grade erbittert und verhängnißvoll werden mußte.

Um nun aber auch die Papstwahl, auf welche seither der Kaiser großen Einfluß geübt, ganz unabhängig zu machen, erneuerte er eine ältere, bereits früher von ihm empfohlene Einrichtung: die Wahl des Papstes wurde allein in die Hände der hohen Geistlichkeit Roms, in das Kollegium der Kardinäle verlegt, welche alsbald nach dem Tode des vorigen Papstes in verschlossenem Raume, „im Conclave“, die Wahl nach eigenem Gutdünken vornehmen und stets auf eine solche Persönlichkeit ihr Augenmerk richten sollten, welche keinen Zweifel übrig ließ, daß sie ganz im Geiste Gregor's und der pseudo-isidorischen Dekretalen die Kirche, als gälte es dem Reich Gottes auf Erden, regieren werde.

Endlich — und das ist in der That das Stärkste von Allem, was der gewaltige Mann wagte — stellte Gregor an sämmtliche Machthaber und Fürsten der damals bekannten christlichen Welt das Ansinnen, daß sie ihm gleich Vasallen und Lehnsleuten den Eid der Treue leisten sollten. Wirklich gelang dieses Wagniß bei den Herrschern von Ungarn und Polen. Den Mächtigeren gegenüber, die so klein nicht beigeben wollten, mäßigte der Papst, als kluger Mann, einstweilen seine Ansprüche. Nur mit Heinrich IV. von Deutschland wagte er in trotzigem Uebermuthe anzubinden. Seiner weltlichen Macht stellte er die geistliche entgegen, der Krongewalt die Schlüsselgewalt, dem Fürstenstolze den Kirchenbann, der Vasallentreue die Entbindung der Unterthanen von ihrem Eide und den ewigen Fluch. Heinrich IV. war kein schlimmer, aber ein übel geleiteter Fürst. Die Erzbischöfe von Köln und Bremen hatten einer nach dem andern seine Jugend und seine Tugend irre geführt, um ihn desto leichter leiten, benutzen und beherrschen zu können. Sein Leben und seine Regierung war daher eine Kette von Fehlern, Irrthümern und Sünden. Er suchte allerdings seinen Ruhm darin, dem Papste zu trotzen, und fuhr fort in Besetzung der Kirchenämter mit seinen Kreaturen, also der geistlichen Gewalt spottend. Allein jedes deutsche Herz pocht noch heute im Zorne auf, wenn

man sich des anmaßenden Verfahrens Gregor's gegen das Oberhaupt der Deutschen erinnert.

Im Jahre 1076 nämlich forderte Gregor Heinrich vor seinen Richterstuhl, zur Verantwortung wegen seines schlimmen Lebenswandels und wegen anderer gegen ihn vorgebrachter Beschwerden, ganz so, als ob der deutsche König dem Papste zu Rom Rede zu stehen hätte in Betreff seines Thun und Lassens. Diese unerhörte Anmaßung, zu welcher Heinrich's Streit mit den deutschen Fürsten ermuthigt hatte, beantwortete der König mit der Absetzung des Papstes. Es fanden sich Bischöfe, welche diesen Schritt damit rechtfertigten, daß Gregor ein Simonist, ein Ehebrecher, ein Mörder, ein Atheist und Zauberer sei. Darauf erging von Rom der Bannfluch. Die Unterthanen wurden im Namen des Apostel Petrus der Treue entbunden und den deutschen Fürsten wurde zugemuthet, einen neuen König zu wählen. So standen zum ersten Male das „göttliche Recht der Kirche" und das nicht minder göttliche Recht des Reiches einander in feindseligster Weise gegenüber. Und — man beachte dies Zeichen von der damaligen Macht des Papstthums über die Gemüther! — furchtbar waren die Folgen des Bannfluchs. Alle Welt kehrte sich ab von dem Könige, dem der Himmel verschlossen worden war. Es half ihm kein Wenden und Drehen. Der Papst bestand darauf, daß der deutsche König sich zu ihm nach Canossa begebe und im Büßergewande, barhäuptig und barfuß seine Verzeihung erflehe. „Drei Tage lang harrte er vor dem Schloßthore, alles königlichen Schmuckes entkleidet, elendiglich und flehte unter Vergießung heißer Thränen, daß das apostolische Erbarmen ihm Trost und Hülfe verleihen möge." Während aber der Papst sich dadurch endlich erweicht zeigte und den König vom Banne lossprach, erhob sich auf des Papstes Geheiß in Deutschland der Gegenkönig und empfing bald darauf eine Krone mit der Inschrift zugesendet: „Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho", d. h. „Der Fels gab die Krone dem Petrus, Petrus giebt sie an Rudolph."

Doch solches Verfahren dünkte auch dem gehorsamsten und unterwürfigsten Deutschen zu viel. Voll heiligen Zornes über die in ihrem Könige erlittene Schmach sammelten sich die Städtebürger um ihn. Es darf als ein Ereigniß von schwerster Bedeutung angesehen werden, daß im Jahre 1073 die Wormser für den verlassenen und verrathenen, krank daniederliegenden Heinrich die Fahne des Königthums erhoben und ihren Bischof, welcher dem Kaiser die Thore verschließen ließ, verjagten. Damit traten die Städte zuerst in die Kämpfe des Reiches gegen die Herrschsucht der Päpste ein. Heinrich stellte den treuen Wormsern eine Urkunde aus, in welcher er sie wegen ihrer Anhänglichkeit belobte und diese als Vorbild für Andere erklärte. Der Bürgerkrieg entbrannte, ein langer, entsetzlicher Kampf; endlich siegte der Kaiser und beschloß, „den ehrvergessenen Mönch in Rom" zu züchtigen. Nun verfing der Bannfluch nicht mehr, nichts mehr galt des Papstes Drohung. Im Triumphzuge überschritt der siegreiche Heinrich im Jahre 1081 die Alpen und begann die Belagerung von Rom.

Die Zeit war gekommen, daß Gregor VII. erfahren sollte, wie trügerisch sein Streben gewesen, und wie seine Gedanken und Errungenschaften vor den



Heinrich V. nimmt den Papst Paschalis gefangen.

Helden der Kirche.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Augen Gottes verworfen seien. — Ein neuer Papst wurde eingesetzt und feierlich in den Lateran eingeführt. Dieser vollzog die Kaiserkrönung in der Peterskirche, während der bisher für allmächtig gehaltene Gregor von den deutschen Mannen in seiner Engelsburg eingeschlossen gehalten wurde. Doch auch jetzt noch beharrte der starre, unbeugsame Greis bei seinen Grundsätzen; ja, in der höchsten Bedrängniß wies er noch alle Aufforderungen, sich mit dem Kaiser zu verständigen, trotzig ab. „Wenn König Heinrich Buße thut, so will ich ihn freisprechen, sonst habe ich keine Gemeinschaft mit ihm", so lautete der Ausspruch des „Stellvertreters Gottes auf Erden". Nur das Dazwischentreten des Normannenherzogs Robert Guiscard rettete den greisen Papst nach Unteritalien. Von Salerno aus, schon sterbend, erneute dieser den Bannfluch gegen seinen siegreichen Widersacher und verschied mit den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt; deswegen sterbe ich im Exil." In einer Kirche in Neapel befindet sich das Bild des gewaltigen Kirchenfürsten, in der Linken den Hirtenstab, in der Rechten die Geißel, mit funkelnden Augen und zornsprühendem feuerrothen Angesichte. So endete der Mönch, der als unfehlbares Kirchenoberhaupt den riesigen Bau der päpstlichen Herrschaft aufgerichtet und durch den von nun an immer blutiger aufsprießenden Streit zwischen Staat und Kirche namenloses Elend über die Welt gebracht hat.

War es als ein Lichtblick im Leben des schwer heimgesuchten Heinrich IV. anzusehen, daß die rheinischen Städte ihrem Kaiser treu anhingen, so sollte sein eigener Sohn Heinrich V. den Vater noch empfindlicher an jenen anmaßenden Oberpriestern zu Rom rächen, als jener es selbst vermocht hatte. Gregor's Nachfolger hatte so lange die Prinzen aufgehetzt, bis sie erfolgreich gegen den Vater die Waffen ergriffen. Infolge dessen war auf Paschalis II. Betrieb Heinrich V. noch zu des Vaters Lebzeiten zum deutschen König gewählt und als solcher auch anerkannt worden. Nach dem Tode Heinrich's IV. (1106) und als jener das Ansehen der deutschen Kaisermacht durch Züchtigung der Polen und Böhmen wieder hergestellt, gerieth auch er in Streit mit dem Papste. Zuerst suchte er sich mit seinem Widersacher friedlich auseinander zu setzen, und als dies zu keinem Ende führte, gewaltsam, indem er mit 50,000 Mann über die Alpen zog und den Papst sammt seinen Kardinälen zu Gefangenen machte. Nach zwei Monaten erlangten die höchsten geistlichen Würdenträger ihre Freiheit wieder, jedoch erst dann, als sie angelobt, jeglicher Rache zu entsagen, und nachdem Heinrich V. zum Kaiser gekrönt worden war. Da ihm jedoch, wie vorherzusehen, nicht Wort gehalten wurde, so rückte Heinrich noch ein Mal vor Rom und vertrieb den verrätherischen Paschalis, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, mit dem Nachfolger desselben ein besseres Verhältniß herzustellen. Heinrich V. starb kaum 45 Jahre alt am 23. Mai 1125.

Von all' den Nachfolgern Gregor's ist wol keiner glücklicher und mächtiger gewesen als Innocenz III. (1161 — 1216), dessen Name gleichfalls aus der deutschen Geschichte wohlbekannt ist. Aus dem altadeligen Geschlechte der Grafen von Conti entsprossen und auf den berühmtesten Schulen zu einem scharfsinnigen

Gelehrten gebildet, in Theologie wie Jurisprudenz wohl unterrichtet, gelangte er bereits in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre 1198 auf den päpstlichen Stuhl. Die Sage erzählt, daß während seiner Erwählung drei weiße Tauben um ihn hergeflogen seien; bei dem Ausruf seines Namens habe sich die schönste davon auf seine Schultern niedergelassen. Er täuschte die Erwartungen Derer nicht, welche ihn einstimmig zum Oberhaupt der Kirche erwählt hatten. Wiewol keineswegs von hochansehnlicher Gestalt, besaß er doch ein würdiges und einnehmendes Aeußere. Vor Allem aber machte ihn die gründliche Bildung, welche er sich erworben, ein schnelles und feines Unterscheidungsvermögen, eine ungemeine Herrschaft über sich selbst und die Macht einer eindringlichen Rede, unterstützt durch einen edlen Wohlklang der Stimme, für die hohe Stellung geeignet, die es auszufüllen galt. Ein untadelhaftes Leben lag hinter ihm. Er hatte sich bereits als Prediger Ansehen erworben; mit den Vorzügen eines ausgezeichneten Gelehrten vereinigte er die Gaben eines geborenen Herrschers, große Geschäftskunde, unermüdlichen Thätigkeitstrieb, eine große Festigkeit in Bezug auf seine Lebensaufgabe und eine außerordentliche Umsicht über die zu überschauenden großen und kleinen Gebiete. Er nannte sich gern einen Knecht Jesu Christi, einen Knecht der Knechte des Herrn und darum — das war des Wortes eigentlicher Sinn — den Statthalter Gottes, über dem Niemand stehe, über welchem es nur einen höheren gäbe, Gott, dessen Gnade er, der Hohepriester der Christenheit, der Welt vermittele.

Innocenz war noch jung, als er zur Gewalt gelangte; aber er lebte ebenso einfach, streng und enthaltsam wie Gregor, der erst im höheren Alter die oberste Würde und die Verfügung über alle Reichthümer der Kirche erlangt hatte. Das üppige Leben, das lange Zeit am päpstlichen Hofe geherrscht hatte, nahm jetzt ein Ende. Auf seiner Tafel sah man nicht Gold und Silber; einfach war sein Kleid; Mönche umgaben ihn anstatt reichgekleideter Diener und Schranzen in Prunkgewändern. Der weltlichen Macht gegenüber aber trat er mit aller Fülle des Anspruchs auf Ehren und Gehorsam auf. Sofort nach seinem Einzuge in den Vatikan forderte er den kaiserlichen Statthalter vor sich und verlangte von ihm den Huldigungseid.

Mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit trat er das hohe Amt an, zu welchem er sich berufen sah. Seinen Platz voll und ganz auszufüllen, wog er sorgfältig die Mittel und Wege ab, durch welche alle der Kirche drohende Gefahren beseitigt werden konnten. Dies zu erreichen, hielt er nur dann für möglich, wenn er sich auch im Vollbesitz der Ausübung der weltlichen Gewalt befinde. Vor Allem aber wollte er in der Ewigen Stadt als alleiniger Herrscher gebieten; die kaiserliche Oberhoheit sollte hinfüro nichts mehr gelten. Doch trat er nicht eher aus seiner zuwartenden Stellung, die er dem deutschen Thronstreit gegenüber eingenommen hatte, heraus, bevor er sich überzeugt hielt, daß es ihm gelingen werde, die Deutschen gänzlich aus Italien hinauszudrängen. Zu diesem Zwecke verband er sich mit der welfischen Partei des Königs Otto IV., um dessen Widersacher, den Gegenkönig aus hohenstaufenschem Geschlechte, zu Grunde zu richten. Zur entschiedensten Bekämpfung des trefflichen Philipp entschlossen, hoffte er dadurch die Vererbung der Kaiserwürde im Hause



Die Peterskirche in Rom im zwölften Jahrhundert.

Hohenstaufen zu verhindern, vor Allem aber dessen Erbe, das sizilianische Königreich, von Deutschland zu trennen und zur Verfügung des päpstlichen Stuhles halten zu können.

Was Innocenz beabsichtigte, war keineswegs so leicht. Denn mit Ausnahme von Köln hing fast ganz Deutschland dem König Philipp an, welcher nicht ermüdete, inmitten einer unzuverlässigen, ja oft feindlich gesinnten Umgebung, das Anrecht seines Neffen auf die deutsche Krone so lange als thunlich aufrecht zu halten, und der nun, als sie sich für den Mündel nicht weiter behaupten ließ, nicht ohne Erfolg danach trachtete, sie wenigstens seinem Hause zu bewahren. Im Begriff, mit einer Heeresmacht dem welfischen Gegner den letzten Stoß zu versetzen und damit auch den Papst zur Anerkennung seiner Wahl zu zwingen, erreichte den edlen Hohenstaufen am 21. Juni 1208, als er auf der Altenburg zu Bamberg Hoflager hielt, der Tod und zwar durch die Hand des meuchelmörderischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach.

Konstanze, die Mutter des minderjährigen Friedrich II., überließ nun die Fürsorge um ihren Sohn dem klugen und weitausschauenden Inhaber des päpstlichen Stuhles. Jetzt konnte dieser zur Ausführung seiner hochfliegenden Pläne vorschreiten.

Vor Allem befestigte er in Unteritalien und Sizilien während der Vormundschaft über den jungen Hohenstaufen, den er glänzend erziehen ließ, seine Herrschaft. Den König Philipp August von Frankreich zwang er, die päpstliche Entscheidung in den unrühmlichen Streitigkeiten mit seiner Gemahlin anzuerkennen; Johann von England dagegen, der ihm widerstrebte und dafür dem Banne verfiel, verlor das Reich, und erst als der König „ohne Land“ sich demüthig vor dem Spruche des gewaltigen Papstes gebeugt hatte, erhielt er sein Inselreich als päpstliches Lehen wieder und die Krone aus der Hand eines päpstlichen Legaten zurück. In dem von Parteiungen zerrissenen Deutschland schaltete und waltete der unwiderstehliche Nachfolger Christi erst recht nach Belieben. Er bestätigte und verwarf, wie er es für gut fand, die Wahl der Könige, zwang sie ihm Tribut zu zahlen und versagte den Erwählten Deutschlands die Kaiserkrönung, sobald sie ihm nicht zu Willen waren. „Die Gewalt der Fürsten“, so sprach er, „erstreckt sich nur auf die Erde, die der Priester aber bis in den Himmel. Jene herrschen über den Leib, diese über die Seele; jene über einzelne Landstriche, der Papst über den ganzen Erdkreis. Wo immer die weltliche Macht es gewagt hat, der Kirche zu widersprechen, da ist sie zerschmettert worden von der Rotte Korah bis auf diesen Tag.“

So gab es also keine Schranke der päpstlichen Macht mehr, ihr Wille galt wie ein göttliches Gesetz, jeder Widerstand ward verdammt und verflucht. Die gesammte Ordnung der irdischen Welt glaubte Innocenz in seiner Hand zu haben; selbst die Bischöfe wollte er lediglich als seine Werkzeuge handhaben, und er zog sie nur zu solchen Geschäften heran, für welche er sie gerade brauchen konnte. Kein Bischof durfte fernerhin ohne des Papstes Genehmigung einen irgendwie wichtigen Schritt thun. Indem er das Mönchswesen begünstigte, schwächte er das Ansehen der Geistlichen und schuf sich eine Schar stets unterwürfiger Diener in der harten Zucht der Klöster. Den Laien entzog er bei der

Abendmahlsfeier den Kelch, indem er die längst aufgestellte Lehre von der Brotverwandlung gut hieß; er führte als Gesetz die jährliche Beichte ein; kurz, er ließ nichts ungethan, um seine Allmacht zu erweitern, und erhob Rom noch einmal zur Beherrscherin der gebildeten Welt.

Dazu diente vor Allem die Inquisition. Diese Einrichtung sollte allen Ungehorsam brechen und alle Zweifel beschwichtigen, sollte alle Diejenigen einschüchtern, welche gleich den Waldensern sich im Schoße der allein selig machenden Kirche nicht mehr glücklich wähnten, welchen die Herrschsucht und der weltliche Sinn der Geistlichkeit ein Greuel dünkte, kurz — sie sollte alle Ketzer unschädlich machen. Es war und blieb auf lange hinaus eine gewaltige und allmächtige geistliche Zwangsanstalt, gegründet auf ein nimmer versagendes Spürsystem, und sie verweigerte nie ihre Dienste, wenn es darauf ankam, zu entdecken, wo sich etwa Christen befänden, welche es wagten, noch eine eigene Meinung zu hegen, oder Ketzer, die sich den Gesetzen des unfehlbaren Papstes nicht fügen wollten. Die Kunst dieses geistlichen Gerichts gipfelte darin, die Schuldigen zu bekehren oder aus der Welt zu schaffen. Die scheußliche und gotteslästerliche Macht der Inquisition wurde zuerst gegen die Albigenser in Südfrankreich und gegen die Waldenser im südöstlichen Frankreich sowie in Piemont angewendet. Als sich diese Ketzer dem Papste nicht unterwarfen, ließ er auf der vierten Lateransynode den Vernichtungskampf gegen sie beschließen, von dem noch zu erzählen sein wird; dann schuf er in der Ohrenbeichte ein neues, stets zweckdienliches Mittel, den Sinn der Gläubigen auszuforschen und ihnen jedes Geheimniß zu entlocken. Auf derselben Synode wurde auch allen Nichtgeistlichen das Lesen der Bibel als eine Ketzerei verboten. Die Inquisition aber begann nun in Spanien, Frankreich und Deutschland ihre jahrhundertelange blutige Arbeit. Wer ihr in die Hände fiel, war in der Regel von vornherein verloren. Zweier Zeugen Aussage genügte zur Verdammung. Milde und Schonung war hier nicht zu finden. Der Orden der Dominikanermönche, welchen Innocenz im Jahre 1215 bestätigte, erhielt den Auftrag, das Inquisitionsgeschäft zu besorgen. Ob wol Innocenz, der bald danach starb, je geahnt hat, welche furchtbare Leiden, Blutthaten und Verbrechen er mit dieser Einrichtung hervorrief und guthieß? wie viele Fluchworte der auf der Folter, im Kerker, auf dem Scheiterhaufen Gemarterten ihm gelten würden? welchen unauslöschlichen Makel er damit an den Namen des „Statthalters Gottes" knüpfte? Und dieser Innocenz III. war als Mensch edel und gut, als Christ fromm und treu, ein Vater der Armen, der Wittwen und Waisen, ausgezeichnet durch Bildung des Geistes und Reinheit des Willens. Welche Zustände mußten sich dem auf die Beschaffenheit der Kirche und der ganzen damaligen Gesellschaft gerichteten prüfenden Blick enthüllen, wenn ein sonsthin wohlmeinender Kirchenfürst glauben konnte, nur von Anwendung der äußersten Grausamkeit eine Besserung der allgemeinen Verhältnisse erwarten zu dürfen! Und dann wiederum — welch ein Bild mußte sich darbieten, was konnte und mußte erst geschehen, wenn jene höchste geistliche Gewalt, die schon angethan war, den Guten zu bethören und zum Wahnwitz zu verführen, in die Hände von gottlosen, wollüstigen, goldgierigen Frevlern gerieth, wie in die

eines Bonifacius VIII. (1294), dessen Rachsucht und Tyrannei so weit ging, daß er seinen Nebenbuhler, den Papst Cölestin V., im Gefängniß vergiften ließ?

Blicken wir uns nun eine Stufe tiefer in den Reihen der Bischöfe um, welche im kleineren Kreise die Macht und Würde der Kirche vertraten und aufrecht hielten, ob es da anders und besser aussah.

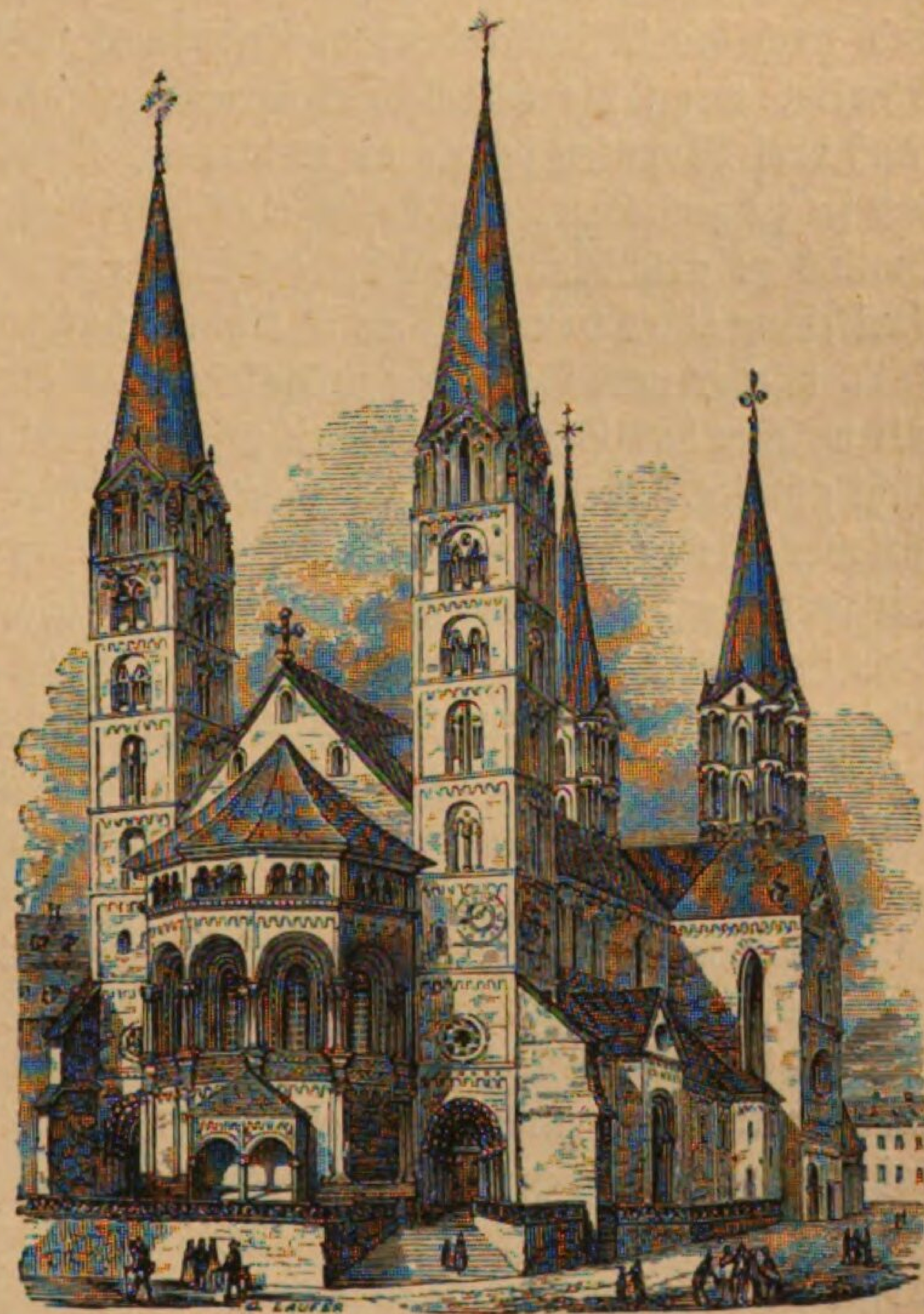
Es fehlte da zu keiner Zeit an edeln und hochherzigen Männern und Freunden des Volkes; doch auch hier zog die im Sinne unseres Religionsstifters antichristliche Entwicklung der christlichen Kirche zur Weltmacht traurige Folgen nach sich.

Eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten aus der Regierungsperiode des Kaisers Heinrich IV. ist Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern. Er lebte im Anfange des zwölften Jahrhunderts, war also ein Zeitgenosse des siebenten Gregor und Zeuge jenes hartnäckigen Kampfes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, als solcher am heftigsten tobte, bis endlich 1122 das Wormser Konkordat zwischen Kaiser und Papst zu Stande kam. Infolge dieser Uebereinkunft überließ Kaiser Heinrich V. dem Papste Calixtus II. die Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab und wahrte sich nur das Recht, daß die Wahl der Bischöfe in Gegenwart des Kaisers vor sich gehe und daß ihm allein die Belehnung mit den weltlichen Gütern zustehen solle. An dieser gütlichen Beilegung des unheilvollen Streites nahm Erzbischof Otto sehr wesentlichen Antheil. Er gehörte zu Denjenigen, welche bei aller Liebe zur Kirche doch das Wohl des Vaterlandes und den Frieden der Welt höher stellten als die Herrlichkeit des Papstthums. Ihm galt das Christenthum wirklich als Herzenssache und sein Bisthum nicht etwa als ein Ruhebett trägen Genusses, sondern als ein heiliges Amt, das er im Namen des Erlösers zum Heile der Gläubigen führen wollte. Seine Verdienste um das Gemeinwohl, nicht minder seine ungewöhnliche Frömmigkeit, Herzensgüte und Mildthätigkeit haben ihm den Beinamen „des Heiligen“ verschafft, eine Würdigung, welche nur wenigen Kirchenfürsten zu Theil geworden ist.

Otto von Bamberg stammte aus einem vornehmen, aber wenig bemittelten Geschlechte, das seinen Sitz am Bodensee hatte. Früh verwaist, empfing er seine Bildung in einer Klosterschule und erwarb sich den Ruhm großer Gelehrsamkeit. Besondere Umstände führten ihn in das ferne Polen, wo er durch Unterricht zu Ansehen und Wohlstand gelangte. Als er mit der Sprache und Sitte des Landes vertraut geworden war, ernannte ihn der Herzog Wladislav, der auf den gelehrten Deutschen aufmerksam geworden, zu seinem Kaplan. Mit Aufträgen von Seiten seines Gebieters kam er wieder nach Deutschland zurück und wurde mit Heinrich IV. bekannt. Längere Zeit hatte er diesem unglücklichen Fürsten treu und geschickt gedient, als ihm im Jahre 1102 das Bisthum Bamberg zu Theil wurde. So kam er in die Stadt, in welcher gerade hundert Jahre zuvor der fromme Kaiser Heinrich II. den großen, prächtigen Dom zu bauen begonnen hatte.

Bei allem Reichthum lebte Otto in apostolischer Einfalt. Er war im höchsten Sinne des Wortes ein Vater der Seinen. Alle Kirchen und Klöster seines Sprengels priesen laut den Namen des weisen und gütigen Oberhirten.

Besonders aber blieben die Armen und Bedrängten ein Gegenstand seiner fürsorgenden Barmherzigkeit. Er selbst entzog sich an Speise und Trank und Kleidern, was nur zu entbehren war, um es den Nothleidenden zuzuwenden. Als ihm einst ein kostbarer Fisch vorgesetzt wurde, sprach er: „Bringt dies meinem Christus, der mir theurer ist, als ich mir selbst; traget es hin, wo ihr Einen auf dem Krankenlager findet; für mich, der ich gesund bin, ist Brot genug.“ Müde endlich des weltlichen Treibens, suchte er die Stille des Klosters auf. Alle Bitten und Zureden vermochten ihn nicht zu bewegen, seinen Wunsch nach Abdankung zurückzuziehen und seine Sehnsucht nach der Ruhe der Mönchszelle zu unterdrücken. So befahl ihm schließlich der Abt, vermöge seiner Vollmacht über den Willen der Klosterbrüder: Otto solle sofort wieder die Verwaltung seines Sprengels übernehmen. Diesem Gebot gehorchte der Bischof.



Der Dom zu Bamberg.

Da traf ihn der Ruf des Herzogs Boleslav III. von Polen, der mit dem Christenthume zugleich seine Oberherrschaft in Pommern einzuführen gedachte. Begeistert folgte Otto dem Verlangen, das man an ihn stellte, die heidnischen Pommern dem Christenthume zu gewinnen. So wurde er Heidenbekehrer. Aber wie anders betrieb die damalige Zeit die christliche Mission im Vergleich zu früheren oder gar gegenüber den ersten apostolischen Sendboten! Ein glänzender Zug wurde ausgerüstet; Wagen, mit Vorräthen und reichen Geschenken, sammt allem Zubehör einer Kircheneinrichtung beladen, folgten dem Bischofe und seiner Dienerschar in das barbarische Slavenland. Im Triumphe ging die Reise durch Deutschland zur Residenz des Polenherzogs. Da wurde Otto wie ein Heiliger empfangen, mit Dolmetschern und Gehülfen versehen und dann zu dem durch Krieg und Sieg bereits gedemüthigten Herzog von Pommern gesandt, der den geistlichen Sendboten treuherzig und zutraulich aufnahm und sich noch entgegenkommender zeigte, als er die kostbaren Gaben gewahrte, den prachtvollen Fürstenmantel und das elfenbeinerne Scepter, welche für ihn bestimmt waren. Auch der Adel des Volkes bewies sich geneigt, den neuen Glauben und die Ordnung

der christlichen Kirche anzunehmen. Darauf wurden zu Pyritz am Ottobrunnen (Juni 1124) Tausende und aber Tausende getauft, entsagten dem Heidenthum und gelobten Gehorsam gegen die Priester. Otto ermahnte sie, dem Bunde mit Christus treu zu bleiben, forderte die Männer auf, alle ihre Weiber, eins ausgenommen, das sie am liebsten hätten, zu verstoßen, warnte die Mütter vor der abscheulichen Sitte, die neugeborenen Mädchen zu tödten, und schied dann unter vielen Thränen von den Neubekehrten, um weiter nordwärts zu ziehen und auch da die christliche Lehre zu verkünden. Allein auf der Insel Wollin sah er sich unter furchtbaren Drohungen zurückgewiesen. Jetzt begab er sich nach Stettin, wo man anfangs gleichfalls nichts von ihm wissen wollte. Jedoch die würdevolle Milde und geduldige Beharrlichkeit des Bischofs überwand nach und nach die Widerstrebenden. Zweimal wöchentlich predigte er auf dem Markte, wenn die heidnischen Bewohner des Landes in die Stadt kamen. Nach drei Monaten durfte er es wagen, Hand an die Götzentempel zu legen und sie zu zerstören, um dafür eine Kirche zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus zu gründen. Nach diesem Erfolg ward auch Wollin bekehrt und die Errichtung eines pommerschen Bisthums unternommen, worauf Otto im Jahre 1125 wieder nach Bamberg zurückkehrte. — Natürlich zeigte sich die Raschheit, mit welcher das Christenthum eingeführt wurde, der Festigkeit des Glaubens nicht günstig. Gar bald schon wagten sich hier und dort die alten heidnischen Priester wieder hervor; Viele wandten sich zur Religion der Väter zurück, und mit ihnen legten Andere niemals ernstlich die alten heidnischen Sitten ab. Als Otto im Jahre 1128 abermals nach Pommern zog, um seine geistliche Pflanzstätte zu besichtigen, mußte er mit Schmerz und Trauer sehen, wie wenig die erste Bekehrung in das Volk gedrungen war. Und nun blieb es nicht bei Ermahnungen und Warnungen. Nicht selten mußte zum Schwerte gegriffen werden, um sich des Hasses und Zornes der treu an ihrem alten Gottesdienst hängenden Pommern zu erwehren. Erst nach und nach unter dem Schutze des Herzogs, der am Christenthum festgehalten, gelang es, dem neuen Glauben festeren Grund zu verschaffen und das abgefallene Stettin und Julin wieder zum Evangelium zurückzuführen. Indeß blieb große Erbitterung zurück, so daß wenige Jahre darauf der Pommernherzog selbst von einem heidnischen Lutiken umgebracht wurde. Allerdings trug die verlängerte Anwesenheit des trefflichen Otto wesentlich dazu bei, dem Christenthum die künftige Herrschaft zu bereiten. Doch dauerte es noch manches Jahrzehnt, ehe durch Kirchenbauten, durch Anstellung und gedeihliches Wirken von Geistlichen, nach Beseitigung der alten heidnischen Einrichtungen, die neue Lehre festwurzeln konnte. Noch zwei Menschenalter vergingen, bevor die Rückfälle in das Heidenthum aufhörten und die hartnäckigen Pommern, der stillen Gewalt der Gewohnheit weichend, zu einem christlichen Volke wurden.

Eben stand der eifrige Otto im Begriffe, nach der heidnischen Insel Rügen überzusetzen, um sich daselbst womöglich die Märtyrerkrone zu verdienen, als ihn der Befehl des Kaisers Lothar nach Bamberg zurückrief. Hier starb er, im Alter von 70 Jahren, hochgeehrt und weithin gepriesen als Wunderthäter, Heilsverkündiger und vortrefflicher Kirchenfürst, im Jahre 1139.

Nicht alle Bischöfe waren gleich milden und friedlichen Sinnes wie er. Die meisten begehrten in ihrem Kreise dieselbe Macht und Ehre vor der Welt, wie der Papst; und sie führten im Kleinen nicht weniger anmaßend und trotzig den Krieg gegen die Fürsten und Gewaltigen, wie ihr Oberhaupt im Großen. So Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury. Lange Jahre war er der treue, diensteifrige Kanzler des Königs Heinrich II. von England gewesen. Sein dankbarer Gebieter übertrug ihm zum Lehen die erste kirchliche Würde des Reiches und knüpfte daran die Hoffnung, auch für die Folgezeit einen zuverlässigen Freund an ihm zu haben. Aber wie täuschte er sich! Als höchster geistlicher Würdenträger war Thomas Becket mit einem Male ein Anderer geworden. Vorher noch nachsichtig gegen die Schwächen der Menschennatur, mitunter wol auch selbst ein leichtsinniges Weltkind, trat er nun auf wie ein Ascet, gleich einem Heiligen im düstern Mönchsgewand; vorher ein kluger Diener seines Fürsten, dem er seinen Beistand gegen die unmäßigen Forderungen der Kirchengewalt nicht versagt hatte, zeigte er sich fortan dem Könige gegenüber als unermüdlicher Vorkämpfer der päpstlichen Ansprüche. Nur vom Inhaber des Stuhles Petri wollte er seine kirchliche Würde und Vollmacht empfangen und dafür keinem Regenten Dank schulden. Aus Alexander's III. Hand nahm er noch einmal die Zeichen seines Amtes an, und erklärte damit, daß er keinen anderen Herrn über sich anerkenne als den Papst. Er schritt sofort ans Werk, um dem Könige fühlbar zu machen, daß in kirchlichen Dingen die weltliche Macht nichts vermöge, indem er die Geistlichen dem bürgerlichen Richterspruch entzog und den ehemals viel ansehnlicheren Grundbesitz seiner Kirche vom Könige zurückforderte. Dabei verweigerte er der Regierung jede Einflußnahme auf die kirchlichen Angelegenheiten, sowie auf die Geistlichkeit, und erregte dadurch des Königs Zorn in so hohem Grade, daß derselbe London verließ und im Jahre 1164 eine Versammlung geistlicher und weltlicher Großen nach Clarendon berief, durch welche die Erklärung erlassen wurde, daß der König und nicht der Papst die höchste Gewalt in England übe. Nach langem Widerstreben zeigte sich Becket bereit, sich den neuen Gesetzen zu fügen. Allein gleich nachher nahm er seine Zusage wieder zurück, und als er sein

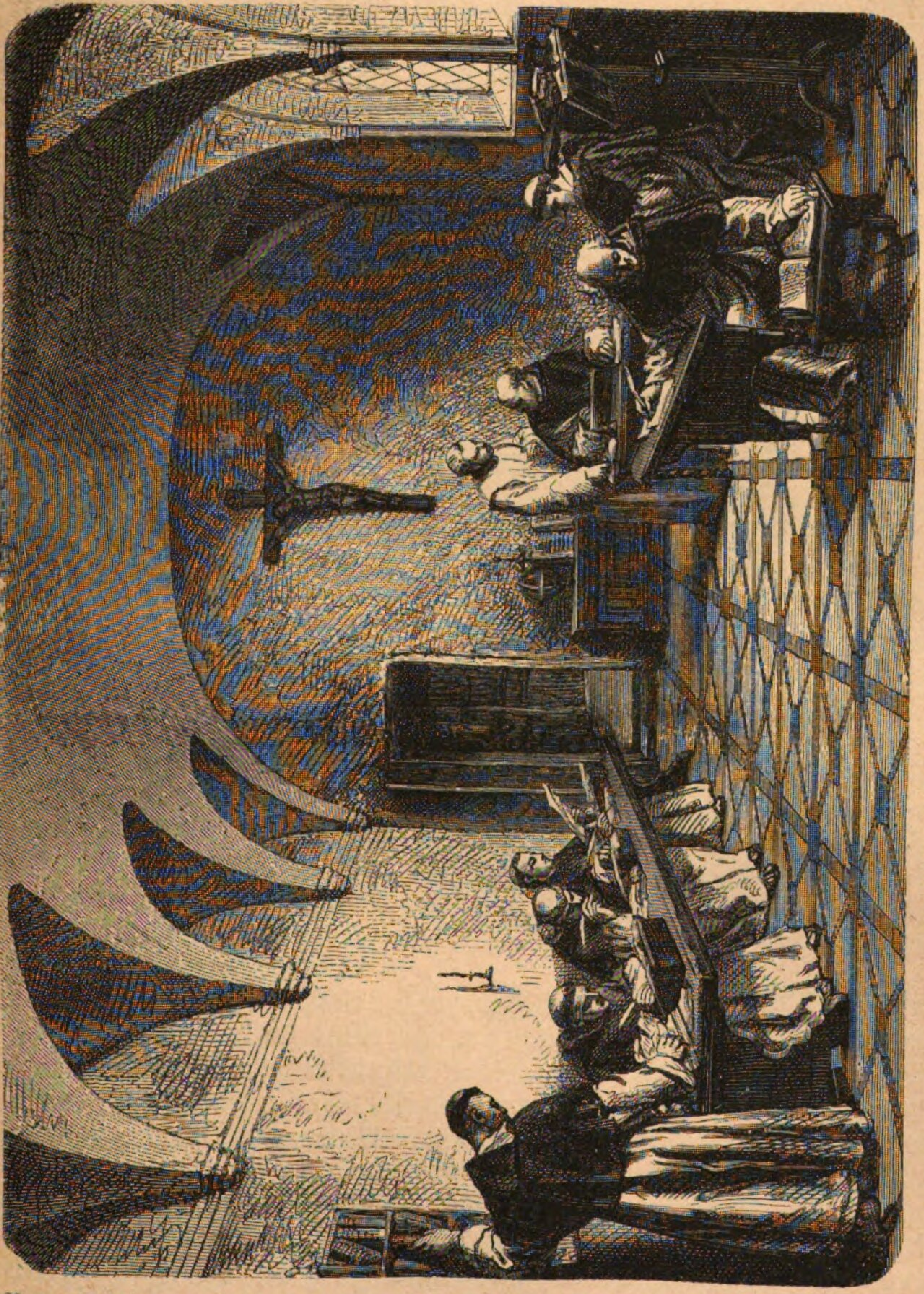

Ermordung des Thomas Becket.
Nach einem alten Bilde in der Kathedrale zu Canterbury.

Leben bedroht sah, entfloh er verkleidet bis zur Küste und schiffte sich auf einem gebrechlichen Kahne nach Frankreich ein. Dort rief er den Schutz und Beistand des Papstes an und fand in den Ruinen des Cistercienserklosters Pontigny eine Unterkunft. Von hier aus gedachte er den von Haß erfüllten König durch Bannspruch und Fluch zur Buße zu zwingen. Er selbst wich keinen Schritt von seinen Forderungen. Endlich brachte der Papst eine Versöhnung zu Stande, und der Erzbischof durfte nach sechsjähriger Verbannung wieder nach England zurückkehren. Allein der Friede währte nur kurze Zeit; neue Reibungen folgten; die Erbitterung wurde größer als zuvor. Da ließ einst der König bei Tische das unüberlegte Wort fallen, ob denn Niemand den Muth habe, ihn von seinem ärgsten Feinde zu befreien. Vier Ritter hielten solches für einen Wink und verschworen sich insgeheim zur Ermordung des widerspenstigen Thomas Becket. Am 29. Dezember 1170, als der Erzbischof gerade in seiner Kathedrale den Gottesdienst feierte, überfielen ihn die tückischen Männer und erschlugen ihn am Fuße des Altars, inmitten des Heiligthums. Diese entsetzliche That erfüllte alle Welt mit Grausen; Diejenigen, welche bisher noch auf Seiten des Königs gegen den geistlichen Würdenträger gestanden, wandten sich von Heinrich ab, den sie für den eigentlichen Urheber der unerhörten Kirchenschändung ansahen. Der Papst aber sprach Becket als einen Märtyrer der Kirche heilig. Allerdings gelang es dem Könige, den drohenden Bannstrahl abzulenken, aber nach jahrelangem Widerstreben mußte er zur eigenen Sühnung des Verbrechens das schwerste Opfer bringen und auf dem Grabe des Ermordeten barfuß, im Büßergewand, Tag und Nacht zubringen, knieend und betend, während ihm sein Beichtvater den Rücken blutig geißelte. Dann erst fand er Gnade vor dem Auge der Kirche. So gewaltig hatte sich die Macht des Papstthums selbst über mannhafte und siegreiche Fürsten erhoben. —

Dergestalt häufte sich in langem Hader und Streite zwischen Kirche und Staat Sünde auf Sünde; Haß und Mord ward genährt, der eigentliche Kern des Evangeliums des Friedens aber vergessen, bis sich endlich die Stimmen aller Besseren unter den Christen zu dem Rufe vereinten: „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern! Rückkehr zum wahren, reinen Christenthum! Hinweg mit allen Irrlehren, Mißbräuchen und Gewaltthaten! Im Reiche Gottes gilt nur Ein Gebot, das heißt: Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“

Neben den Streitern für das äußere Ansehen der Kirche dürfen auch jene nicht unerwähnt bleiben, welche als wahre Geistes- und Glaubenshelden an der inneren Erleuchtung der Christenheit in Schrift und Wort beharrlich fortgearbeitet und Großes geleistet haben. Freilich war ihr Wirkungskreis beengt, denn die volle Freiheit des Gedankens und der Rede war ihnen ja nicht vergönnt. Seit es ein Fundamentalartikel geworden, daß Papst und Kirche allein zu bestimmen hätten, was geglaubt und gelehrt werden dürfe, und daß diese Bestimmungen unfehlbar richtig und bindend für Alle seien, galt jeder Widerspruch und der leiseste Zweifel als eine fluchwürdige Ketzerei. Die Gelehrten durften entweder nur darauf sinnen, wie sie die Glaubensartikel (Dogmen) der Kirche

beweisen und rechtfertigen könnten, oder sie mußten sich auf das fromme Gefühl und das Geheimniß des inneren Lebens zurückziehen. Jenes thaten die Scholastiker, dieses die Mystiker. Beide haben jedoch die christliche Wissenschaft und Erkenntniß in ihrer Weise gehoben und gefördert.



Schreibende Mönche bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten.

Beide Richtungen sind von der größten Bedeutung für das Leben der Kirche geworden. Aus beiden einander entgegengesetzten Strömungen sind große und edle Persönlichkeiten emporgetaucht. —

Einer der Vorgänger des Thomas Becket ist der Begründer der kirchlichen Gelehrsamkeit geworden, welche man mit dem Namen „Scholastik" bezeichnet. Anselm, später Erzbischof von Canterbury und als solcher in die heftigsten Streitigkeiten mit seinen Königen verwickelt, also daß auch er einmal die Flucht ergreifen und für einige Zeit im Auslande Schutz suchen mußte, wollte in seiner hohen Stellung von der geliebten Beschäftigung mit den Wissenschaften nicht lassen. War er denselben schon als einfacher Mönch ergeben gewesen, so versuchte er es nun auf seine Weise, das geheimnißvolle Gebiet des Christenglaubens zu erforschen und darzustellen. Was er als Prior seines Klosters Bek gesonnen, gefunden und mit seinen gelehrten Mönchen hin und her besprochen hatte, das begann er als Erzbischof unter Gebet und Fasten in Schriften niederzulegen, welche bald einen Weltruhm erlangten und fortan in keiner Büchersammlung eines Klosters mehr fehlen durften. Die wichtigste seiner Schriften ist der Untersuchung gewidmet, warum die Menschwerdung Gottes nothwendig gewesen sei. Er stellte hier eine Lehre auf, welche dann die weiteste Verbreitung erlangt hat. Seine Darlegung gipfelt in der Erklärung, daß die Größe und Schwere der menschlichen Sündhaftigkeit auf keine andere Weise habe gesühnt werden können, als durch das stellvertretende Opfer Christi, durch welches der beleidigten Gerechtigkeit Gottes Genugthuung verschafft worden sei. Die wichtigsten Ausführungen jenes später allgemein verbreiteten kirchlichen Lehrsatzes sind auf diesen ersten Scholastiker zurückzuführen, welcher die Gedanken eines Augustinus weiter zergliedert und ausgedeutet hat. Alle seine Untersuchungen endigen mit der bekannten Forderung unbedingter Unterwerfung unter die Anordnungen der Kirche und den allgemeinen christlichen Glauben. Erst wenn diese vorhanden ist, darf man nach Anselm's Meinung mit dem auslegenden und begründenden Verstande die kirchlichen Grundsätze betrachten und sie sich deutlich zu machen suchen. Nach Anselm, welcher im Jahre 1109 gestorben ist, widmeten sich die besten Köpfe und hervorragendsten Gelehrten der Erforschung der göttlichen Dinge und der Rechtfertigung des Glaubens vor der Vernunft. Unter diesen Scholastikern ist einer der gefeiertesten Peter Abälard, ein grundgelehrter Franzose, der Fürsprecher einer freieren Erkenntniß der Dinge. Dieser vielbewunderte und merkwürdige Geistesheld, dem auch



Peter Abälard.

seine übrigen Lebensschicksale hohe Theilnahme erwecken, hatte, ehe er von dem Mönche Bernhard von Clairvaux verfolgt und von den Päpsten verworfen wurde, bereits in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre um seinen Lehrstuhl in Paris an fünftausend Zuhörer aus allen Ländern der Christenheit gesammelt. Mit Entzücken folgten sie dem geistreichen Spiele seiner Gedanken. Es war neu, überraschend, fesselnd, wie er, den blinden Glauben verwerfend, die christliche Wahrheit der Prüfung unterzog und die Vernunft zur Schiedsrichterin anrief. Ein christlicher Philosoph wollte er sein, für seine Zeit dasselbe, was Sokrates, Plato und Aristoteles ihrer Zeit gewesen waren. Er wollte das Unbegreifliche begreiflich machen und zeigen, wie auch ein denkender und vernünftig forschender Mensch Christum lieb haben könne, lieb haben müsse. Natürlich mußte er solchergestalt bald mit der Kirche in Widerstreit gerathen. Durch eine Synode, auf welcher die trunkenen, unwissenden Väter nicht einmal mehr das damnamus aussprechen, sondern nur noch „namus“ stammeln konnten, verurtheilt, zog sich der edle Christuskämpfer ungebrochenen Geistes in die Einsamkeit eines Klosters zurück, mit der Geliebten seiner Jugend, Heloïse, wenigstens im Tode vereint. Die Kirche von damals war für die geistesfreien und erhabenen Gedanken Abälard's schon zu dumpf und eng geworden. Er starb als Lehrer einer Klosterschule im Jahre 1142.


Thomas von Aquin.

In der glücklichen Verborgenheit der Klöster fand der sinnende Geist edler Forscher und Entdecker im Bereiche der Forschung immer eine Zufluchtstätte. Ehe die Universitäten entstanden, gingen die meisten und berühmtesten Kirchenlehrer aus den stillen Zellen hervor, in welchen die kunstreichen Abschreiber die Schätze des gelehrten Alterthums vervielfältigten und von Jahrhundert zu Jahrhundert forterhielten. Und wie es meistens Mönche waren, welche die herrlichsten Kirchenbauten ersonnen und die himmelanstrebenden Münster emporführten und ausschmückten, so ist in ihrer Mitte Jahrhunderte lang der wissenschaftliche Sinn nicht blos gepflegt und fortgepflanzt worden; sie haben auch Gebäude und Systeme der christlichen Lehre aufgerichtet, welche wohl würdig sind, jenen wundervollen und zierlichen Denkmälern der christlichen Vorzeit an die Seite gesetzt zu werden.

Besonders war es der Orden der Dominikanermönche, welcher sich im Anfange seines Entstehens — ganz anders als späterhin, wo er jedem

geistigen Fortschritt hemmend entgegentrat — der Pflege des Gedankens und des Wissens widmete. Ihm gehörte jener Sprößling einer italienischen Grafenfamilie Thomas von Aquino an (um 1250), welcher sich und seinem Orden unsterblichen Ruhm bereitete. Seine Gedanken und Lehren bildeten die geistige Speise künftiger Jahrhunderte; denn er hat es besser als irgend Einer verstanden, die Kirche mit ihrem Apparat von Priestern, Opfern, Wundern, Heiligen und Heiligthümern zu verherrlichen. Dieser Dominikaner war ein Mann von seltenen Geistesgaben und tiefer Frömmigkeit. Wenn ihn bei seinen gelehrten Untersuchungen sein Verstand, obwol scharf und durchdringend, rathlos ließ, so bat er Gott auf den Knieen um Erleuchtung, und neugestärkt begab er sich dann an seine Arbeit. Unter den Zeitgenossen führte er den Beinamen Doctor angelicus — „der engelgleiche Lehrer". Auch der Lehrer des Thomas, der gefeierte schwäbische Edelmann und spätere Bischof Albert der Große (Albertus Magnus), genannt Doctor universalis, welcher Köln zu der berühmtesten Universitätsstadt seiner Zeit erhob, gehörte dem Orden der Dominikaner an. Er war ein Gelehrter, der, Humboldt vergleichbar, den ganzen Umfang des damaligen Wissens wie kein Anderer beherrschte und besonders für die Naturwissenschaft epochemachend geworden ist. So groß erwies sich seine Liebe zu den Wissenschaften, daß er, auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg erhoben, auf dieses Ehrenamt verzichtete und wieder in seine stille Zelle und zu seinen Studien zurückkehrte, bei denen er allein die Heiterkeit seiner Seele sich zu bewahren vermöge. Staunenswerth in der That war seine Gelehrsamkeit. Kein Wunder, wenn die seltsamsten Geschichten über ihn unter den Leuten Verbreitung fanden und ihm die Kraft zugeschrieben ward, Wunder zu bewirken, Zauberkünste zu treiben, ja mit den Todten zu verkehren. Er starb im Jahre 1280, von Tausenden dankbarer Schüler fast abgöttisch verehrt. Freilich verlor sich die große Mehrzahl, ohne den Geist der Meister, in Spitzfindigkeiten, leeres Wortspiel und geisttödtende Denkformeln. Zu Ehren der kirchlichen Lehre und in den von der Kirche so enge gezogenen Schranken des Denkens ersannen sie ein Heer müßiger Fragen und Gegenfragen. Allerlei Lieblingsthemata bildeten den Gegenstand wichtiger Untersuchungen. Sie warfen z. B. die Fragen auf: Wie der Leib Christi in der Oblate zu denken sei? ob er besser von Weizenmehl oder von anderem Mehl verfertigt werde? — ob auch Essig und Most sich in das Blut Christi verwandeln lasse? — ob der Schwanz des Hündleins Tobiä gewackelt habe oder nicht? — an welchem Tage vor der Geburt die Seele in den Leib des Menschen komme? und was dergleichen unnütze und thörichte Fragen weiter waren, durch welche sie Zeit und Kraft verschwendeten.

Im Gegensatz zu dieser Ausartung der Scholastik, hegten und pflegten die Mystiker das fromme Gefühl der unmittelbaren Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser. Sie erachteten die Religion als unerforschliches Geheimniß, das man erfahren und erleben muß, um Etwas davon zu wissen. Sie verachteten die Formeln und Begriffe des Verstandes, suchten die heilige Stille eines ahnungsvollen Gemüthslebens und erwarteten überirdische Zustände, Entzückungen und Gefühle. Zumeist waren es Mönche, welche als Prediger,

Dichter und Schriftsteller, als Seelsorger und Beichtväter einen weitgehenden Einfluß besonders auf die Herzen der Frauen gewannen. Die „Beguinenhäuser" bildeten die Hochschulen für die Sehnsuchtsvollen mit ihren frommen Gefühlen und ihrem mystischen Wesen. Diese Zufluchtsstätten, den adligen Damenstiften vergleichbar, zogen vornehmlich reiche Wittwen und Jungfrauen an, die sich hier freiwillig zusammenfanden, um gemeinsam ein ruhiges und beschauliches Leben zu führen. Das einfache grauwollene Kleid deutete auf Weltverschlossenheit. Im Verkehr mit erleuchteten Predigern forschten sie nach dem Ewigen. Ein berühmter Philosoph, dieser Richtung angehörig, war der Mystiker Meister Eckard, der seit 1312 — 1317 in Straßburg lebte und im Jahre 1327 in Köln gestorben ist. Nach seinem Tode verdammte die Kirche mehrere seiner Lehrsätze, aber so lange er lebte, galt er als ein Solcher, der sich im Besitze wichtiger Wahrheiten befände. Er wurde das Vorbild zahlloser Denkgenossen, die sich darin gefielen, gleich ihm den Versuch zu machen, den Leib und die Sinnlichkeit der Seele in Fesseln zu legen. Er freute sich, wenn seine Schülerinnen es dahin brachten, daß infolge anhaltenden Schweigens, Sinnens, Stöhnens, Weinens und Seufzens vor dem Marienbilde das Jesuskindlein zu ihnen sich neigte, ja selbst redete und ihnen Vergebung der Sünden versprach. Er pries es als ein Ereigniß von Belang, daß eine besonders fromme Nonne zuweilen mehrere Fuß über der Erde schwebend erblickt wurde. Einmal gerieth eins seiner Beichtkinder, Schwester Katrée aus Straßburg, nach langer Einsamkeit und Selbstqual in einen solchen Zustand von Verzückung, daß sie zu ihm kam mit den Worten: „Herr! freut Euch mit mir, denn ich bin Gott geworden!" — Er versetzte: „Dafür sei Gott gelobt. Gehe wieder in Deine Einsamkeit und bleibst Du Gott, so gönne ich es Dir von Herzen." Da ging sie wieder hin und vergaß die Welt und sich selbst, so daß sie drei Tage wie todt dalag. Wäre Meister Eckard nicht gewesen, der davon abhielt, man hätte sie begraben. Endlich erwacht sie und ruft: „Ach, ich Arme, bin ich wieder hier!" Und nun erzählte sie ihrem Beichtvater von der Herrlichkeit Gottes, von seiner Größe, Allmacht und Weisheit, die sie in ihrer Verzückung geschaut hatte, so daß er von Sinnen kam und daß man ihn in seine Zelle tragen mußte. Hier lag er lange, bis er wieder zu sich kam. „Tochter," sprach er dann, „gelobt sei Gott! Du hast mir den Weg zur Seligkeit gezeigt. Nun flehe ich um der Liebe willen, die Gott für Dich hat, hilf mir mit Worten und mit Werken, daß ich ein Bleiben da gewinne, wo ich jetzt bin."

Also sann und grübelte Eckard über die Geheimnisse der Gottheit. Er stellt sich den Sohn Gottes wie das Spiegelbild des Vaters vor; der heilige Geist ist die Liebe, welche Gottvater und sein Abbild für einander haben. Wie ein unendliches, unergründliches Meer, so erscheint ihm die Gottheit; auf ihrem Grunde ruhen von Ewigkeit her alle Kreaturen; der Wille des Schöpfers ruft sie ins Dasein. Und wie das stille, tiefe Wesen Gottes, so soll die Seele des Menschen werden, alles Irdische abthun und gegen den Körper kämpfen. Wenn sie in volle Armuth des Leiblichen versinkt, wenn sie von niederen Dingen nicht so viel an sich hat, als eine Nadelspitze tragen kann, dann offenbart sich ihr Gott, der Sohn Gottes wird in ihr geboren. Ein solcher Mensch ist

Gott und Mensch, ein zweiter Gottmensch, ein Nachbild Jesu Christi. Wie das Feuer Alles, was ihm zugeführt wird, in Feuer verwandelt, so verwandelt uns Gott in Gott. Die Seele wird mit Gott vereint, so daß sie ist wie ein Tropfen mitten im Meer. — Solcher Art waren die Lehren Eckard's, welche sich durch zahllose Schüler und Schülerinnen verbreiteten und welche mit großer Kraft um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von seinem Zögling Johannes Tauler verkündet wurden. Tauler predigte in Straßburg und Köln. Seine Schriften wurden weit und breit gelesen; in seinen Predigten schildert er das beschauliche Leben, die Werke der Liebe, die Frömmigkeit des Herzens und des Willens. „Er war ein sanftmüthiger, süßer, gutherziger Mann. Eine befreundete Nonne erklärte ihn für den liebsten Menschen, den Gott auf dem Erdreich habe, in dem der Geist Gottes wohne wie ein süßes Saitenspiel." — Tauler war schon ein angesehener Prediger, als der „Gottesfreund aus dem Oberlande", ein frommer Einsiedler in den Vogesen, an ihn herantrat und ihn zu sich zog, um ihn unter geistlichen Uebungen und körperlichen Entbehrungen zu einem volksthümlichen Prediger umzubilden. Als Tauler nach zwei Jahren des Schweigens und Sinnens das erste himmlische Gesicht erblickte, betrat er wieder die Kanzel und begann nun seine Zuhörer bis zur Verzückung fortzureißen. Er war ein Eiferer für Wahrheit und Tugend und erzielte die meisten Erfolge, wenn er die Laster seines eigenen Standes enthüllte, die Habsucht und Feigheit der Geistlichen, die Trägheit und Genußsucht der Bischöfe, die Ueppigkeit der Domherren und die Unkeuschheit der Mönche geißelte. Sein Leben war ein Sichselbstverzehren in der Sehnsucht nach Gott, in der Nachfolge Christi, ein überschwängliches Lieben, Leiden, Aufgehen und Aufstreben in die selige Gemeinschaft des Himmels.

So erzeugte die Kirche mitten in ihrer Versunkenheit, trotz ihres Strebens nach Macht und Herrlichkeit, inmitten aller Anmaßungen von Priestern und Päpsten ein stilles, gottsuchendes, weltvergessenes Geschlecht, welches Alles für gering achtete gegen das Eine, Christum zu gewinnen, die heiligen Güter des Herzens im Verborgenen zu pflegen und einem kommenden Geschlechte zu überliefern, von welchem aus die Erneuerung und Besserung der Kirche ergehen sollte.





Ankunft von Geißelbrüdern.

X. Allerlei Heilige im Mittelalter.

Franz von Assisi. — Elisabeth von Thüringen. — Konrad von Marburg. — Die Geißler. — Thomas a Kempis.

„Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geiste.“

Kaum kann ein größerer Gegensatz gefunden werden, als in den Ansichten über Dasjenige, was heute für des Christen höchste Pflicht und edelste Tugend gilt, und was einst, während des Mittelalters, in dieser Hinsicht gefordert wurde. Heute kann Niemand auf allgemeine Achtung Anspruch machen, der nicht seinem Hause gut und redlich vorsteht und durch Fleiß, Sparsamkeit, Kenntnisse und Sorgfalt in allen irdischen Dingen vorwärts zu kommen bemüht ist; damals galt es für ein Zeichen besonderen Werthes, wenn Jemand alles Irdische vernachlässigte und nur in einer erträumten Welt und in himmlischen Gedanken verweilte. Als besserer Mensch galt Jener, welcher, wenn-

schon er Frau und Kinder besaß, sich als Bettler ernährte und dabei seinen eigenen gesunden Leib so lange durch Hunger und Durst kasteiete und mit den raffinirtesten Qualen marterte, bis er siech und elend zusammenbrach. Heute wird Jedermann mißachtet, der sich um sein Hauswesen, sein Vaterland, seine Verwandten und Freunde nicht bekümmert und immer nur an sich selber denkt; damals galt es für hohen Ruhm, als Einsiedler, Mönch oder Nonne der Welt zu entsagen und Alles zu vergessen, was Einem auf Erden heilig und theuer sein soll. Diesen gewaltigen Unterschied in den Empfindungen und Pflichten von Sonst und Jetzt darf man nicht aus dem Auge verlieren, wenn man die Helden der Vergangenheit würdigen und die Zustände der Kirche im Mittelalter recht begreifen will.

Als unser Religionsstifter einst davon sprach, daß jeder seiner Jünger sich selbst verläugnen und das Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen müsse, so wies er damit auf die Gefahren und Opfer hin, welche die Liebe zu ihm und das Bekenntniß zur christlichen Religion mit sich führen würden. Allein schon früh, wie uns das Thun der Mönche Aegyptens zeigte, hatte man sich auf Grund jener Worte eine Lehre zurecht gelegt, nach welcher ein vollkommener Christ auf alle Freuden des Lebens verzichten und dafür Leiden aller Art entgegennehmen müsse. „Ertödtet euer Fleisch!" das wurde der Grundsatz in allen Klöstern des Abendlandes, das war die Losung der Mehrzahl der Christusbekenner bis auf die Tage Luthers. Darauf baute die Kirche ihr System der Bußen und Strafen für die Sünder, ja selbst ihr Recht, die Widerspenstigen zu vernichten. Darin suchten Tausende der Besten den eiteln Schein selbstbereiteter Herrlichkeit, besonders seitdem die Verfolgung der Christen durch die Heiden aufgehört hatte. Es war, als ob mit der Entfaltung des äußeren Glanzes in der Kirche das wachsende Bedürfniß nach solcher Art Heiligkeit gleichen Schritt halte. Neben dem weltbeherrschenden Papste, der Könige unter seine Füße tritt, neben den geistlichen Würdenträgern, welche in fürstlicher Pracht ihre Gelage halten und das Schwert in grausamen Kriegszügen führen, neben den Priestern, die sich an den Reichthümern der Kirche mästen, treten die wunderlichsten Büßer- und Heiligengestalten hervor, welchen man bei Lebzeiten die Kraft, Wunder zu thun, zutraut, nach dem Tode fast göttliche Verehrung erweist und deren Leistungen man ein besonderes Verdienst vor Gott zuschreibt, als ob sie das nothwendige Gegengewicht des Schmerzes zur Lust, der Betrübniß zur Freude, der Armuth und des Elendes zur Herrlichkeit der Welt hätten bilden müssen.

Betrachten wir nun einige Charaktere solcher mittelalterlichen Heiligkeit aus verschiedenen Zeiten und verschiedenen Ländern!

Da ist zuerst Franziskus aus Assisi (eigentlich Giovanni Bernardone), der Stifter des Bettelordens der Franziskaner. Auch er war einst ein froher, lebensmuthiger Geselle, dem der Reichthum seiner Familie die Mittel zu einem glänzenden Leben, zu Putz und Kleiderpracht und verschwenderischen Genüssen lieferte. Ein liebenswürdiger Zug der Mildthätigkeit zeichnete ihn übrigens schon damals aus; man hat oft den Jüngling gesehen, wie er die volle Börse einem bettelnden Armen in den Schoß schüttete.

Eine schwere Krankheit unterbrach sein sorglos heiteres Leben und

brachte eine gänzliche Umänderung seines Wesens zu Stande. Seine Freunde erkannten ihn nicht wieder. Unmuthig wendete er sich nun von seiner eigenen Vergangenheit hinweg. Gedanken aller Art beunruhigten ihn; in sich gekehrt, sinnend — er wußte selbst nicht worüber — suchte er Einsamkeit und Gebet. Dann weilte er am liebsten unter den Bettlern, für die er, wenn er sie unbekleidet fand, seine Kleider auszog, oder er suchte die Lagerstätten der Aussätzigen, die ohne Pflege und Theilnahme waren, und brachte den Verlassenen Hülfe und Trost. Einst, während er betete, erschien ihm Christus am Kreuze, das schmerzensreiche Bild, das sich ihm so unvergeßlich einprägte, daß er fortan nur mit Seufzen daran denken konnte.

Hatte ihn der Kaufmannsstand nicht zu fesseln vermocht, so noch weniger das Waffenhandwerk, das ihn nach Apulien führte. Schon früher hatte er im Traume eine Menge Waffen erblickt und auf die Frage, wofür sie bestimmt seien, zur Antwort erhalten: „Für Ihn und seine Streiter." Jetzt häuften sich die Gesichte, und er hörte eine Stimme: „Franziskus, gehe und stelle mir mein Haus, das, wie du siehest, zu Grunde geht, wieder her!" Noch verstand er das Wort nicht völlig; aber er verkaufte nun seine Habe, um ganz frei zu werden, und schenkte das Geld der Kirche. Mochte er auch von seinem Vater, der die Umwandelung des Sohnes beklagte, verhöhnt, ja bestraft und mißhandelt werden, es machte ihm Freude, um Christi willen zu leiden. Als er daheim keine Stätte mehr fand, schweifte er in Wald und Gebirge umher und fiel bei solchen Streifzügen auch gelegentlich einmal in die Hände der Räuber. Auf ihre Frage, wer er sei, antwortet er: „Ich bin der Herold eines großen Königs!" Als sie ihn lachend in eine Schneegrube geworfen hatten, stand er, ohne sich zu beklagen, lobsingend wieder auf und setzte seine Wanderung fort.

Bald darauf sah man ihn in seiner Vaterstadt an der Seite eines alten Bettlers, den er „Vater" nannte und, Almosen sammelnd, ehrfurchtsvoll bediente. Bei dem Schimmer von Heiligkeit, der damals auf dem Bettelwesen und auf dem Almosengeben ruhte, hatte er bald so viel beisammen, um eine alte verfallene Kapelle vor der Stadt wiederherstellen und sich daneben eine Hütte bauen zu lassen. Da, hinter Rosenhecken am Eingang einer Höhle, wohnte er nun gleich einem Einsiedler, in beständigem Verkehr mit den Himmlischen.

Es war im Jahre 1208, als ihn plötzlich während des Gottesdienstes in der Marienkirche zu Portiuncula durch die Worte aus dem 10. Kapitel des Evangelium Matthäus, in welchem Jesus seine Jünger zur Verkündigung des Himmelreiches aussendet, ein neuer Beruf überkam. „Das ist, was ich suche, das sind die Streiter, die auch ich aussenden soll" — rief er aus; er legte nun die Schuhe, die er trug, den Gürtel und Alles, was er noch hatte, von sich, zog ein langes graues Kleid an, umgürtete sich mit einem Stricke und wanderte barfuß und barhäuptig als Bußprediger umher. Erntete er zuerst auch nur Hohn, Steinwürfe und Gelächter, so führte ihm doch der liebevolle Ernst und die milde Gewalt seiner Rede bald Freunde zu, mit denen zusammen er nun in größter Enthaltsamkeit lebte und von welchen er von Zeit zu Zeit je zwei zur Bußpredigt in die nächsten Dörfer und Städte aussendete. Die bleichen Gesichter und abgemagerten Gestalten erregten, wo sie erschienen, die Aufmerksamkeit

des Volkes. Gar Manche, welche sie kurz zuvor erst bei der Kapuze gezupft oder mit Koth beschmiert hatten, wurden durch ihre Redeweise zu Buße und Umkehr geführt und selbst Genossen ihres Bundes.

Franziskus erachtete es nun an der Zeit, seinen Anhängern, die sich um das Marienkirchlein von Portiuncula zusammengefunden, eine Regel ihres Zusammenlebens zu geben und dafür die Anerkennung des Papstes nachzusuchen. Gehorsam, Armuth und Keuschheit sollten die Grundgesetze dieser Volksprediger sein.

Papst Innocenz III., vor welchen eines Tages der armselige Bettler trat, sah zwar die Vermehrung der Mönchsorden nur ungern; allein, wie er kurz zuvor den Orden des Spaniers Dominikus gutgeheißen, so ertheilte er auch jetzt dem Franziskus die Erlaubniß, sich mit den Seinen dem Dienste der Kirche zu widmen und Seelsorge zu üben, wo man deren bedürfe.

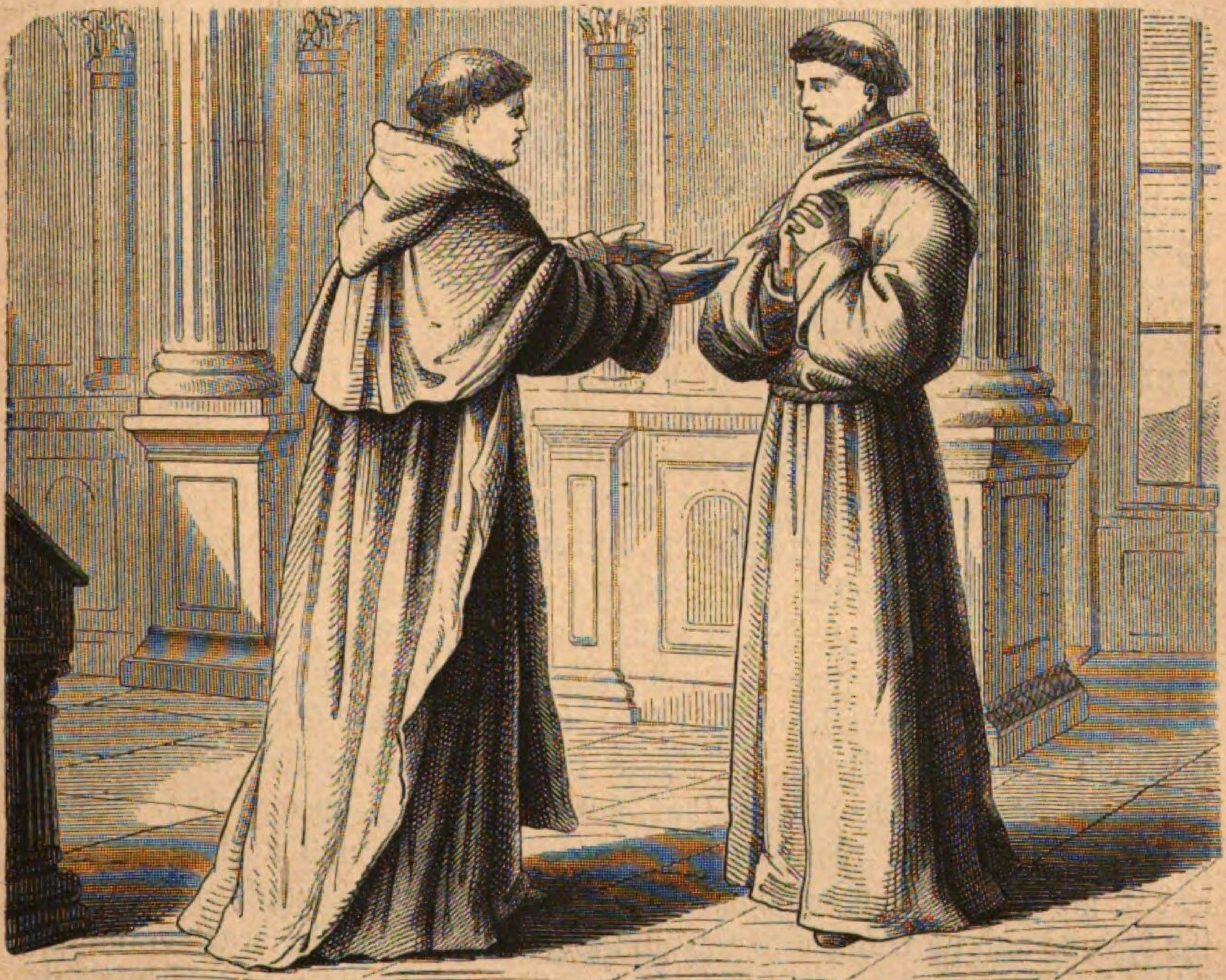
Das war nicht allen Bischöfen angenehm, denn sie fürchteten die Eingriffe der Mönche in die Geschäfte des Priesteramtes. Aber Franziskus überwand allen Widerstand. Als ihn der Bischof von Imola abgewiesen hatte, erschien er nach Verlauf von einer Stunde wieder und beschwichtigte den Verdruß des Bischofs mit den ehrerbietigen Worten: „Herr, wenn ein Vater seinen Sohn zur einen Thür hinausweist, muß er zur andern wieder hinein."

Von den Benediktinern ward ihm unweit Assisi eine Kirche eingeräumt, die als Wiege des Franziskanerordens gilt. Die tiefe Empfindung seines innern Dranges trieb ihn nach Kleinasien, um unter den Bekennern des Islam das Kreuz zu predigen. Angesichts des Sultans von Babylon erbot er sich, jeden Zweifler von der Wahrheit der christlichen Lehre zu überzeugen, indem er sich bereit erklärte, wenn es ihm nicht gelinge, den Scheiterhaufen, welchen jener ihm anzünden lassen möchte, zu besteigen. Der Sultan, voll Hochachtung für eine solche Hingebung und Opferbereitheit, entließ den Glaubenshelden überaus ehrenvoll.

Nachdem Franziskus vermittels seiner Schwester eine ähnliche Stiftung für das weibliche Geschlecht geschaffen hatte — den Orden der Clarissinnen — fügte er nach seiner Rückkehr aus dem Oriente den zwei Klassen seines Ordens den Bund der Tertiarier hinzu, für solche Freunde, welche gern in ihrem weltlichen Berufe bleiben wollten. — Die Klöster seines Ordens mehrten sich mit seinem eigenen Ruhme. Dieser aber beruhte auf seinem heiligen Leben und auf den Wundern, welche man von ihm erzählte. Kranke und Krüppel fühlten sich unter seinen Händen, ja bei der Berührung seines Kleides genesen; wo er sich einer Stadt nahte, da ward er unter Glockenläuten festlich eingeholt und wie ein Bote Gottes empfangen.

Gegen sein Lebensende fast blind infolge seines häufigen und heftigen Weinens, entkräftet von Fasten und Nachtwachen, suchte er wieder die Waldeinsamkeit. Nur drei Genossen, von denen er sich einen, nach der Sitte der Heiligen früherer Tage, zum unbedingten Herrn und Gebieter erwählt hatte, um sich in Unterwerfung des Willens zu üben, begleiteten ihn. Am Feste der Kreuzeserhöhung, so erzählt die Sage, geschah ein unerhörtes Ereigniß. Wie oft schon hatte Franziskus um eine göttliche Offenbarung gebeten. Da, während er die Geschichte der Leiden Jesu betrachtet, geräth er in Verzückung und

sieht einen Engel mit sechs Flügeln an ein Kreuz geheftet. Als er wieder zu sich kommt, entdeckt er an seinen Händen und Füßen die Nägelmale Christi; die rechte Seite zeigt eine Narbe, aus welcher Blut fließt. Nun ist er darüber selig und rühmt sich, Christo und seinem Leiden gleich geworden zu sein. Ihm und seinem Orden erwuchs aus diesem neuen Wunder reiche Ehre. Die eifersüchtigen Dominikaner jedoch witterten hier einen Betrug. Und es war allerdings nichts Seltenes bei den Heiligen jener Zeit, daß sie sich selbst mit den Wundenmalen Christi zeichneten oder zeichnen ließen.



Der h. Dominikus und der h. Franziskus von Assisi.

Franziskus verfiel wiederholt in ähnliche Zustände der Verzückung. Ueberall sah er den Himmel offen und seine Herrlichkeit. Die ganze Welt ward ihm ein Tempel; Bäume, Blumen, Sterne, Thiere nannte er seine Geschwister, mit denen er von Gott reden könne. Die wunderlichsten Dinge werden von ihm in dieser Hinsicht erzählt. So soll ein Hase, den er aus dem Garne des Jägers befreien ließ, auf sein Wort: „Bruder Häschen, komm her zu mir!“ zu ihm geeilt sein und sich an seinem Busen verkrochen haben. Es ist kein Wunder der Bibel, das er nicht auch verrichtet haben soll. Man hat ihn Wasser in Wein verwandeln und aus dem Felsen eine Quelle hervorrufen lassen. Derlei Geschichten gehörten einmal zu einem rechten Heiligenleben im Mittelalter. Als er den Tod herannahen fühlte, zog er seine Kutte aus und diejenige eines Andern an, um ganz ohne eigenen Besitz zu sterben. In seinem Marienkirchlein erwartete er betend, die Blicke gen Himmel gerichtet, sein Ende.

Zwei Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1228, ward er vom Papste heilig gesprochen.

Der heilige Franziskus von Assisi darf nicht mit Franziskus de Paula, einem späteren heiligen Manne aus dem südlichen Italien gebürtig, verwechselt werden. Auch er ward Stifter eines Mönchsordens, jenes der Eremiten, später der Minimen genannt. Dieser Wunderthäter starb zu Frankreich im Geruche großer Heiligkeit (1507).

Neben den ersterwähnten seraphischen Fremdling auf Erden wollen wir nun das Bild einer heiligen Frau aus fürstlichem Geblüte stellen, das der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207—1231). Es ist dieselbe fromme, innige, nicht selten unnatürliche Schwärmerei, welche wir an ihr zu bewundern haben, wie an dem Gründer des seraphischen Ordens des heiligen Franziskus. Die Landgräfin Elisabeth war eine ungarische Prinzessin, welche bereits als Kind nach Deutschland gebracht worden war, um mit ihrem künftigen Gemahl zusammen erzogen zu werden. Die Wartburg und Eisenach sind der Schauplatz ihrer frühzeitigen Heiligkeit. Mit einer ungewöhnlichen Inbrunst und Andacht verrichtete sie ihre kindlichen Gebete; so oft sie die Schloßkapelle betrat, küßte sie die Schwelle und die Wände; wenn längst schon alle Anderen die Kirche verlassen hatten, fand man sie oft noch am Altare knieend. Um ihren Willen in Entsagung zu üben, legte sie sich freiwillig eine strenge Zucht auf. Es waren Kleinigkeiten, in denen das junge Mädchen die Selbstverleugnung zeigen wollte; bald entzog sie sich eine Speise, welche sie besonders gern aß, bald legte sie ein Stück ihres Anzuges ab, welches sie ungern vermißte, bald zwang sie sich, gerade Dasjenige zu verschenken, was ihr das Liebste war. Bisweilen brach sie mitten in der Lust des Spieles plötzlich ab, um, wo es ihr am Besten gefiel, zu ernsteren Dingen überzugehen. Eine Menge kleiner Gelübde, die sie that, hatten denselben Zweck, wie z. B. wenn sie gelobte, vor dem Gottesdienste keine Handschuhe und Aermel zu tragen u. dgl. m. Natürlich verabscheute sie allen Putz und Schmuck; ja es machte ihr Freude und sie rechnete es sich zum Verdienste, wenn sie wegen Nachlässigkeiten im Anzuge oder weil sie ein schönes Gewand den Armen geschenkt hatte, von ihren Erzieherinnen und Verwandten ausgescholten wurde. Der Beruf des Weibes genügte ihr nicht, ja die zärtliche Liebe zu ihrem Manne und ihren Kindern erschien ihr fast als eine Sünde. Befangen in dem Wahne, als müsse der Mensch bei Allem, was er thut, das natürliche Gefühl an Freude und Wohlbefinden unterdrücken und ertödten, erschien ihr selbst die gute That nicht gut, wenn sie zugleich angenehm und lohnend war. Die Vollkommenheit einer Heiligen, nach welcher sie strebte, bestand nach ihrer Meinung und nach dem Glauben jener Zeit eben in dem Aufsuchen des Kreuzes und in dem künstlichen Hervorrufen von Leiden. Es ist kaum zu fassen, daß die Ordnung Gottes in solch trauriger Weise verkehrt werden konnte, daß Glück und Wohlsein wie ein gefahrbringendes Unheil geflohen wurden.

Das Rühmenswertheste im Leben der Elisabeth bleibt ihre unbegrenzte Mildthätigkeit, Güte und Barmherzigkeit. Sie ist die Mutter aller Armen gewesen; in den Zeiten der Theuerung hat sie täglich deren neunhundert gespeist.

Am Fuße der Wartburg, wo man immer eine Schar zerlumpter und gebrechlicher Gestalten finden konnte, vertheilte sie selbst Nahrung und Kleider.



Abschied Elisabeth's von ihrem Gemahl bei dessen Auszug ins Heilige Land. Nach dem Wandgemälde von M. von Schwind in der „Elisabethengalerie“ der restaurirten Wartburg.

Hier baute sie auch ein Spital, das sie regelmäßig besuchte, indem sie den Kranken die niedrigsten Dienste leistete, vor denen selbst die Wärterinnen

zurückschreckten. Nicht selten fehlte es ihr an Geld und Brot; dann verschenkte sie sorglos Schleier und seidene Gewänder, welche sie gerade an sich trug. Bei den Kindern der Armen wurde sie freiwillig Pathin und vergaß keines dieser Pfleglinge. Einmal, als sie eine kranke Wöchnerin ganz ohne Hülfe antraf, ging sie selbst in den Stall, die Kuh zu melken, und besorgte das Nöthige in der Küche. Beim Tode eines jener Armen, die sie zu unterhalten pflegte, schenkte und verfertigte sie das Todtengewand und erschien selbst, um die Leiche anzukleiden und zu Grabe zu begleiten. Am Gründonnerstage ließ sie zwölf Greise auf die Wartburg kommen und wusch ihnen, wie eine arme Magd gekleidet, die Füße. Am Charfreitag ging sie barfuß zur Kirche; so folgte sie auch jeder Wallfahrt und Prozession. Die Fürstin nicht blos, auch den Menschen wollte sie vergessen und demüthigen, wenn sie die Aussätzigen aufsuchte, ihre Geschwüre auswusch, ja ihnen sogar Hände und Füße küßte.

In dieser krankhaften Uebung einer überreizten Empfindung bestärkte sie hauptsächlich der Dominikanermönch Konrad, einer jener berüchtigten Ketzersucher, welche die Päpste in allen Ländern zur Unterdrückung der freien Gedanken aufgestellt hatten, ein roher Pfaffe, den sie vielleicht gerade darum, weil sein Wesen ihr zuwider war, zu ihrem Beichtvater erwählte. In seine Hand legte sie das Gelübde unbedingten Gehorsams, womit sie ihm vollkommene Gewalt über ihre Gedanken, Thaten, Wünsche und Worte gab. Solches galt ja für eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Denn nun durfte sie nichts ohne seine Zustimmung unternehmen; er hatte das Recht, ja die Pflicht, sie durch äußerst harte Zumuthungen in ihrem gottseligen Thun zu bestärken. Aber welche Pein es auch der jungen Landgräfin bereitete, hungrig bei Tische zu sitzen und ohne Speise schlafen zu gehen, welchen Schmerz sie auch unter der Geißel empfand, mit welcher ihr zarter Rücken zerschlagen ward — sie trug Alles freudig, wie sie glaubte, um Christi willen.

Bald freilich traf sie schwereres Leid. Ihr edler Gemahl war fern von der Heimat auf dem Kreuzzuge verstorben und die Ritter, welchen er sterbend den Trauring und den Abschiedsgruß an seine theure Elisabeth übergeben hatte, überbrachten ihr die Trauerbotschaft. In tiefem Jammer, laut weinend, lief sie durch die Räume der Wartburg, als ob sie den Theuren suchen wolle. Sie klagte: „Nun ist die Welt mir todt und Alles, was süß ist in der Welt."

Kurz darauf vertrieb sie ihr eigener Schwager, dem das seltsame, oft unnatürliche Thun und Treiben der unglücklichen Wittwe zuwider war, bei Nacht und Nebel von der Wartburg. Wohin sollte sie sich nun wenden? Da Niemand den Muth hatte, die Verjagte aufzunehmen, mußte sie in einer gemeinen Schenke übernachten. Am andern Tage wurden ihr die Kinder nachgeschickt. Sie blieb vorerst in Eisenach, aber in Mangel und Noth. Und gar Manche, welche einst ihre Wohlthaten genossen hatten, verachteten sie nun, da sie selber elend geworden war. Sie betrachtete auch dieses als eine Prüfung der Geduld, und da einst ein altes Bettelweib mit frechen Worten die gedemüthigte Fürstin vom Trittstein hinab in den Schmuz stieß, dankte sie Gott laut, daß er sie würdig erachtete, Schmach zu leiden.

Selbst als der jungen Wittwe die Wartburg wieder geöffnet wurde und

ihr ein fürstliches Leben bereitet werden sollte, beharrte sie freiwillig in der Niedrigkeit und Armuth ihrer seitherigen Lage. In Begleitung von nur wenigen Dienerinnen zog sie sich nach Marburg zurück, welchen Ort ihr Gemahl Ludwig zum Wittwensitze für sie bestimmt hatte. So lange ihre Wohnung noch im Bau begriffen war, wohnte sie in einer elenden Hütte, die nur durch Laub und Zweige vor dem Wetter geschützt war. Auch hernach war ihre Einrichtung so ärmlich als nur möglich. Alles, was sie noch an Kostbarkeiten besaß, machte sie zu Geld und verwendete dasselbe zur Errichtung eines Spitales, in welchem fortan ihr liebster Aufenthalt war. Auch die grobe, ihr so ungewohnte Arbeit verrichtet sie willig; je schwerer es ihr ward, desto lieber. In abgetragenem, vielfach geflicktem Kleide geht sie von einem Kranken zum andern, in die Küche, in die Waschräume. Sie ißt mit den Dienerinnen von einem Teller, wie sie mit ihnen wäscht, scheuert und kehrt. Auf hartem Lager, dem Froste ausgesetzt, verbringt sie betend die Nächte. Nur wenn sie unwohl ist, legt sie sich zwischen die Kissen und spricht: „Da liege ich nun wie im Sarge.“

Die rauhe Zucht Konrad's begleitete die arme Landgräfin auch hierher und nicht selten empfing sie, wenn sie gegen seinen Befehl Almosen ausgetheilt oder sonstwie gefehlt hatte, Backenstreiche von solcher Kraft, daß ihr die zarte Wange noch stundenlang geröthet war. Auf seinen Wink entließ sie ihre treuen Dienerinnen, selbst ihre einzige Jugendfreundin, und umgab sich mit fremden, ihr widerwärtigen Personen; ja selbst in die geforderte Trennung von ihren Kindern willigte sie, um sich völlig Dessen zu entäußern, woran noch ihr Herz hing.

Wirklich war Elisabeth ein Fremdling auf Erden geworden und nur bemüht, zu vergessen, was sie gewesen und was um sie geschah. So bemerkte sie nicht einmal, daß, während sie betete, ihr Kleid in Brand gerieth. Dafür sah sie Christus, die Maria, ja Gott selbst, und redete mit ihnen in seligem Entzücken.

Sie war vierundzwanzig Jahre alt, als sie infolge der grausamen Bußübungen in eine tödliche Krankheit verfiel. Während der letzten Stunden lag sie wie in himmlischen Träumen da. — Der Papst hat sie hernach unter die Heiligen versetzt und Jedem, der am Jahrestage ihres Todes — sie starb am 19. November 1231 — auf ihrem Grabe beten und beichten würde, auf vierhundert Tage Vergebung der Sünden und Erlaß aller Strafen zugesichert. Ueber dem Grabe der heiligen Elisabeth erhebt sich der edel-gothische Dom zu Marburg. Wer aber könnte das schöne Bauwerk betrachten, ohne es tief zu beklagen, daß die edelsten Gestalten der Vergangenheit in solchen Selbstpeinigungen und Mißhandlungen der eigenen Natur sich wund gerungen und zu Tode gepeinigt haben?! Wen sollte nicht ein geheimes Grauen vor all dem unnatürlichen, abergläubischen Fasten und Kasteien überkommen, darüber die menschlich-natürlichen Pflichten und Freuden vergessen wurden! Wer müßte diese Verzerrung des Christenthumes nicht beklagen und verurtheilen!

Und doch war Elisabeth ein himmlischer Engel gegen ihren Peiniger, den grausamen Ketzerrichter, Konrad von Marburg. Derselbe hatte, außer der Ausrottung der Ketzerei, noch die andere Aufgabe, im Namen der Kirche die Anhänger von geheimnißvollen Zauberkünsten, insbesondere die Verehrer des

Satans, mit Schwert und Scheiterhaufen zu strafen. Mit dem Wunderglauben hatte sich nämlich der Hexen- und Teufelsspuk aus dem Heidenthum in den christlichen Volksglauben eingeschlichen. Das Gebiet des Aberglaubens war inmitten des christlichen Glaubenssystems gar sehr in das Breite gewachsen. Gerade im Gegensatz zu den übernatürlichen Zuständen frommer Erregung der Heiligen hatte sich eine eigenthümliche Lehre von den teuflischen Bündnissen und bösen Künsten ausgebildet, welche einen förmlichen Satansdienst, eine Art höllischen Kultus, zur Grundlage hatte: Zeichen einer tiefen Erkrankung des Volksgeistes, vielleicht erst hervorgerufen gerade durch die religiöse Ueberspanntheit des mittelalterlichen Gottesdienstes, der weit mehr den Sinnen Genüge gewährte als der gemüthlichen Erbauung. In Frankreich haben sich ganze Gemeinden dem Hexen- und Teufelsglauben hingegeben, in greulichen Teufelssynagogen die höllische Sippschaft gepflegt und den gräßlichen Wahn weiter verbreitet. Am Hexensabbat in der „schwarzen Messe" verschwor der Satansdiener Gott und die Heiligen und gelobte sich völlig dem Teufel an, um dadurch übermenschlicher Kräfte, Geheimnisse und Künste theilhaftig zu werden. Was der Kirche heilig war, Kreuz, Weihwasser, Messe, Abendmahl, Taufe und Anrufung der Heiligen, wurde nachgeäfft, geschmäht und geschändet; die Neuhinzutretenden wurden durch Einätzen in die Haut mit einem Malzeichen (stigma diabolicum) versehen. Zum Schluß erfolgte die verrufene Sabbatrunde mit Schmausen, Zechen, Tanzen, um in rasendem Wirbel und in unsagbarem Wirrwarr zu enden. Leute jedes Alters, Standes und Geschlechtes nahmen daran Theil; selbst Mönche und Geistliche, die unter Kniebeugungen eine schwarze, übelschmeckende Hostie reichten und einen abscheulichen Trank dazu, traten in diese Teufelsgemeinschaften ein. So sehr hatte sich gräßlicher Wahn und Aberglauben in alle Klassen und Stände der Christenheit eingeschlichen, daß man ganz offen davon redete, wie schon um das Jahr 1000 selbst ein Papst, Sylvester II., ein durch seltene Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann, seine Seele dem Teufel verschrieben habe und vom Bösen geholt worden sei; in Spanien wurde sogar auf den Universitäten das zur Wissenschaft erhobene Zauberwesen, die sogenannte „weiße Kunst", zu einem förmlichen Lehrgegenstand erhoben. Als nun die Kirche vermittels der Inquisition gegen den Teufelskultus einzuschreiten begann und die geheimen Zusammenkünfte der Satansanbeter zu verhindern und auszumerzen suchte, kostete es die größten Anstrengungen, hinter die scheußlichen Geheimnisse dieses widerchristlichen Kultus zu kommen. Folter und Tortur wurden häufig gegen Schuldige und Unschuldige angewendet. Der „Hexenhammer" hieß ein umfassendes Strafgesetzbuch, in welchem Anweisung gegeben wurde, wie den Genossen des Satans Geständnisse zu entreißen und wie sie zu bestrafen seien.



Ketzer, der sich vor seiner Verurtheilung schuldig bekennt. Aus Lacroix vie relig.

Auf Rechnung des Hexenglaubens wurden entsetzliche Greuel verübt und alsbald diente den kirchlichen Ketzermeistern, wie einem Konrad von Marburg, der Vorwand, es habe Jemand ein Bündniß mit dem Satan, zur Rechtfertigung jeden Ketzerbrandes. Ja, die Ketzer selbst, wie die frommen Waldenser und später die Wiklefiten und Lollharden, wurden als Satansschüler gebrandmarkt und als solche verfolgt. Dieser wahnwitzige Aberglaube und dessen Verfolgung hat sich bis ins vorige Jahrhundert erhalten, völlig auszurotten hat man ihn nicht vermocht. Es leben heute noch Unverständige genug, welche an Zauberei und Hexenkünste glauben; ja, in Vorderasien beten fanatische Stämme noch den Teufel an.

Um dies beiläufig noch zu bemerken, so wurde Konrad von Marburg, dessen Name durch Millionen Flüche gebrandmarkt ist, schließlich von deutschen Rittern erschlagen, nachdem er zahllosen Familien Glück und Friede geraubt und eine Menge der Ketzerei Beschuldigte dem Henker überliefert hatte. — Die Lehre von dem frommen Verdienst der Bußübungen und das Vorbild so vieler heiligen Männer und Frauen in und außer dem Kloster, welche Gottes Wohlgefallen mit der freiwilligen Marter ihres Leibes zu erringen suchten, verbreitete sich gleich einer ansteckenden Seuche durch die Christenheit. Während der Eine sechzehn Jahre lang auf bloßem Leibe einen Gurt trägt, in welchem einhundertfunfzig messingne Nagelspitzen befestigt sind, die bei jeder Bewegung seinen Körper verwunden, enthält sich ein Anderer Jahre lang des Genusses von Fleisch und Wein und zehrt seine Lebenskraft in Hunger und Schlaflosigkeit auf; ein Dritter sucht ein Verdienst darin, daß er lange Jahre hindurch sich weder wäscht noch badet und fast im Schmuze erstickt. Die unsinnigsten, ja schädlichsten Dinge mußten dazu dienen, um Heilige zu machen. Aber nichts war in höherem Ansehen, als die Anwendung der Geißel. Dieselbe bestand aus einem oder mehreren Riemen, in welchen Blei oder Eisen eingenäht war. In Klöstern und Kirchen bot sie das wichtigste Werkzeug bei Bußübungen. Es brach öfter eine wahre Wuth im Volke aus, sich bis auf's Blut zu geißeln und dadurch eigene und fremde Sünden zu sühnen. Als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts „das große Sterben", der schwarze Tod, Europa mit Angst und Entsetzen erfüllte, entstanden förmliche Geißlerbrüderschaften, welche das Land durchzogen und an öffentlichen Plätzen ihre scheußlichen Uebungen veranstalteten.



Ketzer, der sich nach seiner Verurtheilung schuldig bekennt.



Ketzer, der sich nicht schuldig bekennt und verbrannt wird.

In Deutschland waren besonders Magdeburg, Speyer und Straßburg

die Ausgangspunkte solcher Geißlerfahrten. Dabei ging es also zu. Einige schwärmerische Leute besprachen sich hinsichtlich des Unternehmens, wählten sich einen Anführer oder Meister und sammelten die zur Reise nöthigen Mittel. Wer sich ihnen anschloß, mußte zuvor Beichte thun, sich mit allen seinen Feinden versöhnen und dem Meister Gehorsam versprechen. Dann setzte sich eines Tages der Zug unter traurigen Gesängen in Bewegung, voran Fahnen, Kreuze und Kerzen; hierauf ein großer Schwarm von Männern, Frauen, Greisen, Kindern, Bettler- und anderes Volk, jeder einzelne der Geißelfahrer mit einem rothen Kreuz bezeichnet. Paarweise ziehen sie unter Glockenläuten durch Dörfer und Städte. Kommen sie an eine Kirche, so wird Halt gemacht. Alle knieen vor dem Altare nieder, werfen sich mit ausgebreiteten Armen zur Erde, erheben sich wieder, Alles dreimal nacheinander. Unterdessen stimmt der Meister einen schwermüthigen Gesang an, Alle fallen ein, auch die erstaunten Zuschauer, von denen viele unwillkürlich die Bewegungen mitzumachen beginnen. Vielleicht bringen dann die Ortsbewohner Speise und Trank für die seltsamen Gäste herbei. Sind sie sämmtlich gesättigt und die Gebete gesprochen, so setzt sich der durch neue Genossen anwachsende Zug in Bewegung und laut hallt der Gesang durch die Straßen: „Nun ist die Betefahrt also hehr ꝛc." Befindet sich bei dem Orte ein geräumiger Platz oder Markt oder eine Wiese, so hält man daselbst an, ordnet sich im Kreise und legt sich mit dem Gesicht auf den Boden, nachdem der Oberkörper entblößt worden. Mit lautem Gesang nimmt nun der Meister die Geißel zur Hand und indem er der Reihe nach Jeden auf den Rücken schlägt, schreitet er nach dem Takte des Liedes die Reihe entlang, um sich am Ende selbst niederzulegen. Sein Nachbar erhebt sich nun, ergreift die Geißel und vollzieht dasselbe Werk, bis jeder der Reihe nach gleich ihm gethan hat. Nach Vollendung dieses Actus erheben sich Alle und stehend vollzieht nun Einer am Anderen die Geißelung. Zum Schluß abermaliges Niederlegen und Durchgeißeln, bis der Meister den letzten Schlag gethan hat. Danach werden die blutigen Körper wieder verhüllt. Unter den gerührten Zuschauern wird eine Sammlung milder Gaben veranstaltet, während Einer mit feierlicher Stimme einen Brief vorliest, den ein Engel vom Himmel gebracht haben soll und in welchem Allen, welche die Geißlerfahrt mitmachen wollen, Rettung von Tod und Verderben zugesagt wird. Oft sind es Tausende, welche sich also zusammenfinden. Also durchziehen die Geißler die Länder, von Ort zu Ort, und bringen allüberall eine unbeschreibliche Aufregung hervor.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Lust zu dieser absonderlichen Art von Heiligkeit, bis endlich die Kirche selbst sich in das Mittel legte, die Umzüge verbot und die Zuwiderhandelnden als Ketzer verfolgte und bestrafte. Das Volk aber konnte nicht begreifen, warum es ein Unrecht heißen sollte, Das in Massen und öffentlich zu thun, was die Mönche täglich in ihren Zellen vollbrachten, was sogar von der Kirche selbst als ein sicheres Mittel des Heiles und als ein Zeichen des Strebens nach Vollkommenheit gepriesen wurde. —

Aber schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts brach von den Niederlanden aus ein anderer Geist sich Bahn. Man begann die Heiligkeit

vom Aeußeren in das Innere, in die Gesinnung und in den Zustand des Herzens zu verlegen und die Nachfolge des Herrn in anderen Dingen zu suchen als in grausamen Peinigungen des Fleisches. Dies war das Verdienst der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, welche Gerhard Groot gestiftet hat. Ihr berühmtester Genosse ist Thomas a Kempis geworden. „Was uns nicht besser macht und was uns nicht vom Bösen abzieht, ist schädlich" — so dachte Gerhard de Groot, ein reicher Gelehrter in Deventer, der sein Vermögen dazu zu verwenden beschloß, daß die Kenntniß der heiligen Schrift unter dem Volke verbreitet und dieses zu einem sittsamen, nützlichen und friedlichen Leben erzogen würde. Von dem Klosterleben hielt er nichts, weil es die Leute nur zu Müßiggang, Lässigkeit und geheimen Sünden verleite. Auch an den Priestern fand er wenig Gefallen, denn, meinte er, sie lehren nicht, was Noth thut, ein rechtschaffenes, fröhliches Christenleben, sondern nur todte Gebräuche und leere Worte, welche Niemand zur Seligkeit verhelfen. In seinen neu gestifteten Genossenschaften galt das Gesetz: Arbeite und bete! In gemeinsamen Häusern lebten und arbeiteten seine Anhänger, die Brüder. Die mehr oder weniger Unterrichteten halten Schulen und widmen sich der Erziehung der verwahrlosten Jugend; Andere schreiben Bücher ab, welche zum Besten der gemeinsamen Kasse verkauft werden. Das Betteln ist streng verboten; denn wer essen will, soll vorerst arbeiten! In Zeiten der Noth besuchen die Brüder als Krankenpfleger und Armenprediger die umliegenden Städte und Dörfer, zu helfen, zu rathen, zu pflegen, wo man ihrer bedarf. Wenn Theurung herrscht, theilen sie von ihren Ersparnissen mit und speisen die Gebrechlichen und Elenden. Arme, befähigte Knaben und Mädchen fanden in den vortrefflichen Erziehungsanstalten dieser liebenswürdigen Genossenschaft die beste Aufnahme und bald gingen eine Menge von einfach-frommen und klugen Hausfrauen, von gründlichen Gelehrten und trefflichen Beamten und Bürgern aus derselben hervor.

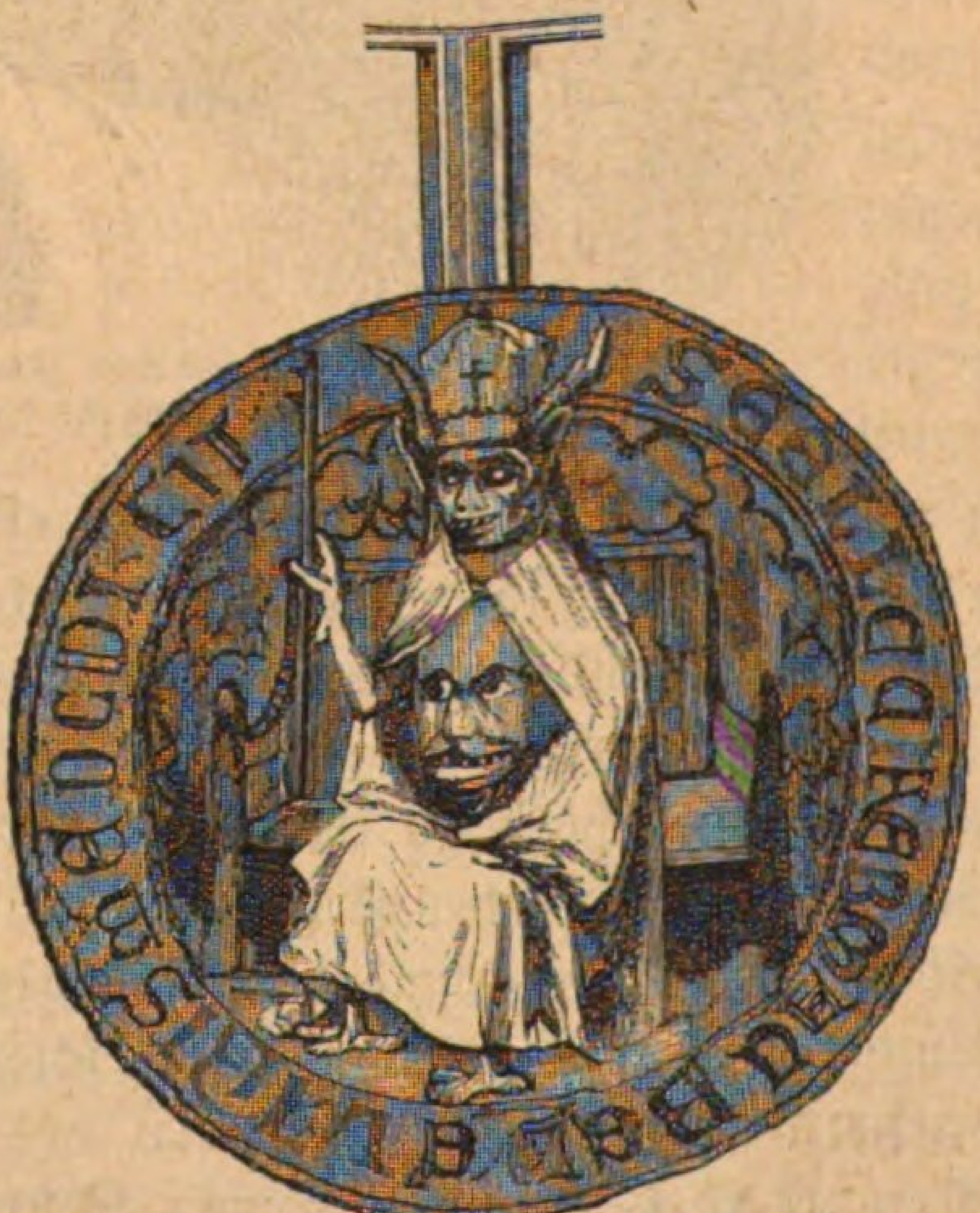


Thomas von Kempen.
Aus der Sailer'schen Ausgabe des Thomas a Kempis.

Auch Thomas a Kempis war solch' ein armer Schüler des Bruderhauses zu Deventer. Später ist er, wenn auch nicht ganz frei von der mönchischen

Auffassung des Christenthums, der gefeiertste Lehrer dieses Ordens geworden. Da er meinte, daß die irdischen Pflichten und die Sorgen des Lebens der Seele des Christen gefährlich werden könnten, pries er die stille Beobachtung, das Fasten und die Bußübungen als werthvolle Zuchtmittel des Geistes und sprach in seinem vielgelesenen allbekannten Buche „von der Nachfolge Christi" mittelalterliche Lehren aus. Allein er hat über das Alles die Liebe zu Gott und zu den Menschen, das reine, ewige Evangelium Christi gestellt. Dem Papste zum Trotze nannte er die heilige Schrift das höchste Licht und empfahl Allen, die glücklich werden wollen, in ihr zu lesen. „Alles ist nichtig und eitel, außer Gott lieb haben und ihm dienen!" Das ist seine höchste Weisheit: „Darum sollst Du auf äußerliche Werke, Kleidung u. dgl. wenig Gewicht legen, aber alles Gewicht auf die Besserung des Lebens und auf das wahre Heil der Seele. Aus der Liebe und durch die Liebe zur Liebe! Es giebt nichts Besseres, nichts Heilsameres, nichts Anmuthigeres, nichts Höheres, nichts Würdigeres, nichts Vollkommneres, Seligeres, als Gott auf das Innigste lieben. Dies thue, so lange Du lebst, fühlst, denkst; dies übe durch Wort und That, bei Tag und Nacht, des Morgens, Mittags und Abends, zu jeder Stunde und in jedem Augenblick! Nicht die Kapuze macht den Heiligen, die könnte auch ein Esel tragen; Alles kommt auf das Innere an."

Solcher Art war der Geist dieses Thomas und der Brüder des gemeinsamen Lebens. Bereits hatte sich die Zeit so umgewandelt, daß man anfing, die Vollkommenheit in der That und Wahrheit herzlicher Liebe und praktischer Frömmigkeit zu suchen. Und es währte nun nicht lange Zeit mehr, da fingen ganz andere Heilige als Mönche und ehelose Priester an die Welt zu erleuchten und zu Christus hinzuleiten: — Brave Väter und Mütter, ernste Gelehrte und Wahrheitsforscher, Leute, die erkannt hatten, man müsse Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. Wie sehnte sich das Volk bereits nach dieser Zeit!



Siegel einer Teufels-Bulle. (Aus „Roi modus",
Mscpt. aus dem funfzehnten Jahrhundert in der burgund. Bibliothek zu Brüssel.)



Waldenser-Gottesdienst auf den Bergen.

XI.

Neues Licht.

Petrus Waldus und die Waldenser. — John Wiklef.

„Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber alle seid Brüder; und Einer ist euer Vater, der im Himmel ist."

Jesus Christus.

Wenn die Nacht dem Tage weichen muß, ehe die Sonne ihre allerweckenden Strahlen der Erde zusendet, beginnt im Osten das Dämmern des Zwielichts, das allmählig in ein feuriges, prächtiges Morgenroth übergeht. Dann fliehen die feuchten Nebel in die finsteren Schluchten; noch eine Weile kämpft das Licht des Tages mit den nächtlichen Gewalten, — dann erst kommt des Tages voller Anbruch!

Diesen Kampf des anhebenden neuen Lichtes mit der alten Finsterniß, die Morgendämmerung der Wahrheit, wollen wir jetzt betrachten und mit Andacht die aufschießenden Feuerstrahlen am Morgenhimmel einer besseren Zeit

begrüßen. — Tausende und abermals Tausende der Christenheit empfanden den Druck des Papstthums und fühlten, daß die Kirche in Irrthum und Wahn versunken sei. Sie schauten sehnsüchtig nach dem Himmel, ob nicht ein Lichtstrahl das Gewölk erhelle. Erstarrt in Formen, ohnmächtig sich zu verjüngen, so erschien jetzt der beseligende Christusglaube. Daher verwarfen die Denkenden die Menge geisttödtender Gebräuche, zum Theil unrichtiger Sakramente und deren Diener, das verderbte, wieder zum Pfaffenthum gewordene Priestergeschlecht. So die Katharer und Albigenser im südlichen Frankreich, jene alten Gegner der Kreuzfahrer, denen die Ermordung des päpstlichen Inquisitors und die Treue gegen den mißliebigen Grafen von Toulouse zur Last gelegt wurde und welche schließlich durch erbarmungslose Verfolgung zu Feinden der Kirche gemacht worden waren. Nach diesen Vorgängen hielten nur Wenige noch eine Reinigung der Kirche von weltlichen Elementen, wie eine Abhülfe der großen Schäden des kirchlichen Lebens für möglich. Wer mochte und durfte es wagen, Hand anzulegen zur Erhebung und Besserung der Christenheit? Aber so hoffnungslos, wie solches Beginnen schien, es gab doch noch begeisterte, erleuchtete Herzen. Unter den Wenigen verdient in erster Reihe ein Bürger von Lyon, Namens Petrus Waldus, genannt zu werden.

Es war um das Jahr 1170. Soeben waren die Versuche des Italieners Arnold von Brescia, eines ernsten, gemüthvollen, aber etwas heißblütigen Mannes, gescheitert, welcher der zunehmenden Verweltlichung der Geistlichkeit in strengen Abmahnungen entgegengetreten war und mit Gleichgesinnten darauf gedrungen hatte, daß Papst und Kirche ihrer weltlichen Macht und Reichthümer sich entäußern und auf die Werke des Friedens, auf die Seelsorge und Bildung des Volkes sich beschränken möchten. Die Sprache des Strafpredigers fand Nachhall in Italien und Frankreich; denn das Bedürfniß nach Erbauung, das Verlangen nach Heiligung des Lebens und Befriedigung der Andacht war ja nicht erstorben. Keiner aber empfand dies lebendiger als der Lyoner Petrus Waldus, der sich berufen fühlte, Das auszusprechen, was so viele Andere nur dachten, der hierdurch einer tiefgehenden Bewegung zum Ausbruch verhalf und sich selbst durch sein Thun und Beispiel als Werkzeug der Vorsehung zu einem großen Zwecke auswies.

Waldus stand als reicher und angesehener Mann, der die Freuden des Lebens nicht verschmähte, in hoher Achtung. Aber von dem Tage an, als ihm ein Freund an seiner Seite während eines heiteren Gespräches durch den Tod entrissen ward, erfaßte ihn ein heiliger Ernst. Die Kirche konnte mit ihrem Schaugepränge seine um die Seligkeit bekümmerte Seele nicht befriedigen. Erst im Lesen der heiligen Schrift fand er Trost und Erquickung. Nun erst gingen ihm die Augen auf über die köstlichen Schätze des Heils, welche in der Kirche verschüttet und begraben lagen; und je besser er das Christenthum der Apostel und die Lehren Jesu Christi verstehen lernte, desto mehr schmerzte es ihn, daß seinen Mitmenschen das Wort des Lebens von den Priestern vorenthalten wurde; desto unerläßlicher fand er es, der Roheit und Unwissenheit dadurch zu steuern, daß man die Bibel dem Volke zugänglich mache. Seine Reichthümer halfen ihm dazu; er gewann geschickte Sprachkundige

und Abschreiber, durch welche er die Evangelien in die romanische Volkssprache übersetzen und vervielfältigen ließ. Um diese Unternehmung aber recht zu verwerthen, begann er selbst, nachdem er den Rest seines Vermögens den Armen geschenkt hatte, in apostolischer Armuth und Selbstverleugnung als Prediger umherzuziehn und die biblische Wahrheit in ihrer Einfachheit in viele Seelen auszustreuen. Ueberall fand er empfängliche Herzen; überall die dankbarste Aufnahme.



Petrus Waldus. Vom Luther-Denkmal in Worms.

Männer gleichen Sinnes und von gleich edler Begeisterung schlossen sich ihm an und widmeten sich dem preiswürdigen Berufe, das arme niedere Volk, besonders das auf dem Lande, welches von der Kirche so arg vernachlässigt wurde, aufzusuchen und zu einem Christenthum der Buße und des Glaubens zu führen. „Die Armen von Lyon" — so hießen die Freunde des Waldus — zeichneten sich, wo man sie kennen lernte, durch ihre innige, einfache Frömmigkeit aus. Die mit der Kirche Zerfallenen, welche die feilen, unwürdigen Priester verachteten und darum wiederum von diesen tödlich gehaßt

und als „Ketzer" verfolgt wurden, meist schlichte Thalbewohner und Arbeiter, aber auch vornehme Herren und edle Frauen, vereinigten sich nun mit den Anhängern des Petrus Waldus zu einer nicht zu verachtenden Macht. Bis zu den Thälern und Bergen von Piemont fand die Bewegung Wiederhall. Wo sie erschienen, diese barfüßigen, langbärtigen, wettergebräunten Gestalten der Reiseprediger, da sammelte sich alsbald lernbegieriges und heilsbedürftiges Volk um sie. Im niedrigen Gemache, umringt von lauschenden Hörern, oder auf freiem Platze am Bergeshange, beginnt der Prediger den Unterricht; seine markigen Worte treffen die Gewissen, rühren zu Thränen, und wenn er nun das heilige Buch, das er unter dem wollenen Gewande verborgen hält, hervorzieht und daraus vorliest, dann begeistern sich die Herzen für das Evangelium und für das Reich Christi. Es dünkt Allen wie die Sonne eines neuen Tages, was sie jetzt vom Erlöser und von Gott erfahren. Von diesen erhebenden, beseligenden Dingen haben sie zuvor nie ein Wort vernommen. Wie zündet da das Evangelium in den Herzen jener einfachen Menschen! Rüstige Männer entschließen sich nun, Haus und Hof zu verlassen und mit hinauszuziehn in die weite Welt, um die welterlösende Religion allen Mitmenschen zu verkünden. Ist es doch, als sollten die Zeiten der Apostel wiederkehren! Und wenn der „Barbe", d. h. der bärtige Redner, die Andacht beendet hat, dann bringen die dankbaren Hörer Speise und Trank herbei; Alle knieen nieder, der Fremdling betet mit ihnen, segnet die Speise, wie es einst Christus gethan, und isset mit ihnen. Unter herzlichem Segenswunsche scheidet er, er muß versprechen bald wieder zu kommen oder das heilige Buch zurückzulassen, daß sich die Gläubigen künftig daraus erbauen können. — So ergeht es an jedem Orte, wohin der predigende Fremdling kommt; diesseit und jenseit der Berge ist man begierig, sich den Frieden des Herrn verkündigen zu lassen.

Was aber sagt die streitlustige Kirche und das herrschsüchtige Priestervolk dazu? Mit Zorn und Verachtung bemerken sie, daß diese einfachen Leute sich erkühnen, ohne Amt und Beruf, ohne vorher zum Priester geweiht zu sein, die Geschäfte des Priesters betreiben. Indessen was fragt der Geist Gottes nach der Weihe der Bischöfe, wenn er reden und zeugen will? Freilich hat die Kirche des Papstes nichts mit dem Geiste Gottes zu thun, sondern sie lebt und webt allein in dem unchristlichen Geiste der Herrschsucht! Daher erklärt der Erzbischof von Lyon alsbald die Predigt der Waldenser als fluchwürdigen Frevel und verbietet unter heftigen Drohungen die frommen Vereine, welche das Wort des Lebens aus der Bibel schöpfen. Der pharisäische Würdenträger hat eine feine Witterung für die Gefahr, welche „aus dem Worte Gottes" der entarteten Kirche droht. Als sich aber Petrus Waldus und seine Genossen fest entschlossen zeigten, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen, und in ihrer gesegneten Thätigkeit fortfuhren, — da zuckte der Bannstrahl und ihm folgte die Landesverweisung. Seiner besten Absichten und seines christlichen Rechtes sich wohl bewußt, hoffte Waldus bei dem Oberhaupte der Kirche Schutz, Aufmunterung und wol auch Anerkennung zu finden. Mit seiner Bibelübersetzung in der Hand, begab er sich in Begleitung treuer Freunde nach Rom und bat um die Erlaubniß, predigen zu dürfen, sowie um Bestätigung seiner religiösen

Genossenschaft, und er bat so bescheiden und demüthig, so dringend und flehentlich, als er nur konnte. Allein sein Bekenntniß wurde mit Lachen und Hohn, seine demüthige Bitte mit dem erneuten Verbote des Predigens beantwortet. Die hochmüthigen geistlichen Würdenträger zu Rom erachteten die schönen Früchte einer aufopfernden ächt menschenfreundlichen Wirksamkeit für nichts!

So kehrten die Waldenser betrübt und hoffnungslos in ihre Heimat zurück. Was sie befürchteten, geschah bald genug; sie wurden aus der Kirche hinausgestoßen und, wie es hieß, als dürre Aeste vom Baum des Lebens abgebrochen. Dennoch konnten sie es nicht lassen, das begonnene Werk fortzusetzen. Wenn sich der Papst und die Kirche der Wahrheit verschlossen, so mußte man ihnen zum Trotz Gottes Willen thun! Etwas Anderes konnte Niemand diesen eifrigen Verehrern von Gottes Wort vorwerfen, als daß sie dem Papste den Gehorsam verweigerten, um dem Gott der Wahrheit allein zu dienen, — ein Vorwurf, welcher ihnen zum Ruhm gereicht und ihre Ehre vor Gott und den Menschen geworden ist. Sie blieben also treu und standhaft. Durften sie nicht mehr in den stattlichen Münstern und am weihrauchduftenden Altare beten, so wurde nun das stille, von den Riesen der Schöpfung umsäumte und von dem Dufte der Blumen erfüllte Bergthal ihr Gotteshaus. Durften sie nicht mehr am heiligen Meßopfer in der Kirche theilnehmen, so feierten sie nun im friedlichen Wohngemach das Abendmahl, wie es Christus gestiftet hat. Wollte man ihre Kinder nicht mehr mit dem Prunke der Kirche taufen, sondern als Heiden verstoßen, so tauften sie selbst, einfach und gläubig wie die Apostel, und erzogen ihre Lieben desto sorgsamer zu Erben des Himmelreiches. An allen Orten geschmäht, vertrieben, verfolgt, immer auf der Flucht und in Lebensgefahr, bald als Handwerker, bald als Händler verkleidet, durchzogen die Waldenser Prediger alle Lande. Ihre Spuren lassen sich verfolgen in Italien, in Frankreich, in den Niederlanden, vom Rhein bis hinein nach Böhmen, wo immer sich unzufriedene Gemüther von der Kirche abwendeten. Verlor sich auch der Name des Stifters bald im Dunkel der Zeiten, — es wuchs doch stetig die Zahl seiner Nachfolger und Anhänger, welche von Jahr zu Jahr auf seiner Bahn rüstig vorwärts schritten.

Unter den verschiedensten Benennungen findet man dieselbe Sache, denselben Gedanken: die Wiederherstellung einer apostolischen Gemeinde gemäß der Bibel und in aufrichtiger Nachfolge des Lebens und der Lehre Christi. Immer kühner und entschlossener sagen sie sich los von Menschensatzungen und Irrthümern, welche sich in das Christenthum eingeschlichen haben, von Mönchthum, Wallfahrtswesen, Priesterweihe, Prunk der Messe, Verehrung der Heiligen; vor Allem verwerfen sie die Anbetung der Maria, der Mutter Jesu. Und zwar geschieht das Alles auf Grund der heiligen Schrift, in festem Glauben an die Mittlerkraft Jesu Christi, welche zur Erlösung und Seligkeit genügt. Aus dem Vertrauen auf den Heiland leiten sie, wie später Luther, alles Heil und alle Hoffnung her, darum lassen sie die Künste und Mittel der römischen Kirche bei Seite. Indem sie mit allem Ernste auf ein reines, ehrbares, sittenstrenges Leben dringen, bilden sie einen lieblichen Gegensatz gegen

die schlaffe Sittlichkeit und die offenbare Gottlosigkeit im Leben der Geistlichen aller Orten. „Sie schwören nur im äußersten Nothfall, vermeiden es, Gottes Namen unnütz im Munde zu führen, und halten jegliches einfache Versprechen in Treue und Glauben; sie sind arm und verachten den Reichthum, um den Aposteln ähnlich zu werden. Von Handelsgeschäften halten sie sich fern, um nicht mit Falschheit oder Betrug in Berührung zu kommen; daher ziehen sie es vor, als Taglöhner und Handwerker von ihrer Handarbeit zu leben. Weber und Schneider sind ihre Prediger; keusch, mäßig, nüchtern, freundlich und sanftmüthig, bilden sie eine Zierde der Christenheit." Selbst die erbittertsten Gegner vermochten ihnen nichts Schlimmes nachzureden. Die öffentliche Meinung spricht sich für diese stillen, arbeitsamen, friedlichen Leute aus; sie sind gern gesehen als Diener des Hauses, als Wärterinnen der Kinder. Selbst der eifrige und strenge König Ludwig von Frankreich soll bei dem Berichte über die Waldenser tiefbewegt ausgerufen haben: „Wahrlich, sie sind bessere Menschen als ich und mein Volk." Daß dieser gute Geist unter ihnen nicht ausstarb, dafür sorgte nicht blos die unaufhörliche Wuth der Verfolgung, sondern auch eine strenge Kirchenzucht, eine sorgfältige Ueberwachung des Einzelnen durch die Gemeinde, eine vortreffliche Erziehung der Kinder und der religiöse Unterricht der Jugend. Jeder Knabe, jeder einfache Bauersmann aus ihrer Mitte wußte große Stücke der Bibel auswendig. In ihren Gottesdiensten blieb die Hauptsache: Vorlesung und Auslegung der heiligen Schrift. Nicht selten kamen gelehrte Priester, welche zu ihrer Bekehrung ausgesandt worden waren, beschämt zurück, nachdem sie in der Unterredung mit den Verfolgten eine ebenso seltene wie tiefe Kenntniß des Christenthums bei diesen gefunden hatten. Dahin war es mit der Kirche gekommen, daß nicht deren Glieder, sondern die Abtrünnigen an der ausgezeichneten religiösen Bildung und an guten Sitten erkannt wurden; dahin auch, daß diese wahrhaften Christen, die waldensischen Gemeinden, welche wie ein Licht aus der Finsterniß leuchteten, dem Hasse der Bischöfe und Mönche und der Wuth unsinniger Eiferer preisgegeben wurden.

Nachdem einmal der Bannspruch über die Waldenser ergangen, blieb auch die thätliche Mißhandlung der Ausgestoßenen nicht aus. Ihnen geschah wie allen der Ketzerei Angeklagten; auch sie verfielen der in jener Zeit üblichen unmenschlichen Härte und Grausamkeit; eine Menge von ihnen erlitt die Marter der Folter oder sie endeten elendiglich im Gefängniß. Aber das Furchtbarste, was ihnen widerfuhr, war der Kreuzzug, welchen der unbeugsame und schreckliche Papst Innocenz III. gegen die in Südfrankreich gewaltig um sich greifende Lossagung vom Papstthume ins Werk setzte. Es handelte sich dabei nicht blos um die Waldenser, sondern um die schon erwähnten Albigenser und Katharer oder Ketzer überhaupt. Auf einen Schlag — so wollte es der heilige Vater — sollte man sich sämmtlicher Ketzer, welche von der Obergewalt des Papstes und vom Einflusse der Priester wichts wissen wollten, bemächtigen und ihre Güter einziehen. Selbst die Kinder der Verdächtigen sollten ihrer Habe beraubt und jedes Haus sollte niedergerissen werden, in welchem ein Ketzer Aufnahme gefunden. Niemand durfte sich der heiligen Pflicht entziehen, die Verfolgten auszuliefern; selbst die innigste Freundschaft und die nächste Verwandtschaft sollte nicht von

dieser Pflicht befreien. Und kein Eid, der einem Ketzer geleistet worden war, sollte Giltigkeit haben; denn den Ketzern, das war die Ansicht der Kirche, brauche man weder Treue noch Glauben zu halten, vielmehr müsse man dieselben auf alle Weise berücken, belügen und betrügen. Die Verfluchten seien doch sichtlich nicht mehr werth als die Ungläubigen im Oriente, wol aber noch viel gefährlicher; also gezieme es sich, daß alle Welt die Waffen ergreife, um diese Elenden und ihre Beschützer zu vertilgen. So lautete der schreckliche Ausspruch des Papstes. Ehe aber das Kreuzheer beisammen war und mit Feuer und Schwert an die Vertilgungsarbeit ging, erschienen die geistlichen Vorposten. Ein Haufen Mönche, mit großen Vollmachten ausgerüstet, wurde auf die Ketzer losgelassen, um sie geistig gefügig zu machen und zum Widerrufe zu bewegen. Als sich diese Bemühungen erfolglos zeigten, begann das Wüthen der Kriegsknechte. Die Städte Beziers und Albi wurden mit Sturm genommen, mit Feuer heimgesucht und ihre Einwohner ohne Schonung niedergemacht. Und obwol die Waldenser selbst nicht bewaffneten Widerstand entgegensetzten, wurde doch mit ihnen nicht besser verfahren. Die Henker arbeiteten unermüdlich; fast ein Menschenalter hindurch loderten die Scheiterhaufen. Kein Lebensalter, kein Geschlecht wurde verschont. Flüchteten sich die Bedrängten in die Berge und Alpenthäler, so spürte man auch da ihre Zufluchtsstätte auf, umstellte ihre Wohnungen des Nachts, verbrannte die Bewohner sammt den Hütten, erwürgte das Vieh, zertrat die Saaten und hinterließ eine Wildniß. Dies nämliche grausame Verfahren wiederholte sich überall, wo Waldenser zu finden waren, Jahrzehnt um Jahrzehnt. Und immer wieder erhob sich die Gemeinde der Unvertilgbaren aus der Asche und aus den Trümmern. — So wenig vermag die gemeine Gewalt gegen die sittliche Wahrheit! So ohnmächtig ist das zerstörende Schwert gegenüber dem erbauenden Gedanken!

Damit aber alle ketzerischen Wesen stumm und schweigsam gemacht, alle ketzerischen Schriften vernichtet, etwaige Versuche, von Neuem das Evangelium öffentlich zu verbreiten, unmöglich würden, errichtete Innocenz III. eine besondere geistliche Behörde, die schreckliche Inquisition, der wir schon Erwähnung gethan, mit der Weisung, jede freie Regung, die sich spüren lasse, sofort zu unterdrücken. Die Dominikanermönche wurden mit dieser Mission betraut und Toulouse zum Sitze des schrecklichen Ketzergerichtes ausersehen. Wer nun etwa unterließ, die Messe zu besuchen, oder insgeheim verbotene Schriften las, oder von der Kirche abweichende Ansichten hegte, ja, wer auch nur mit einem Seufzer oder einer mißbilligenden Miene die Handhaben der geistlichen Henkersknechte betrachtete, der wurde sofort gefänglich eingezogen und sah in der Regel das Licht der Sonne nie wieder. In den schauerlichen Räumen des Ketzergerichts aber wurde jeder Verdächtige so lange gequält und gefoltert, bis er sich dessen schuldig erkannte, was man ihm vorwarf. Bald war Niemand, der einen rachsüchtigen Feind hatte oder im Besitze von Vermögen und Gütern sich befand, nach denen es den Gewaltigen, den Päpsten und Hohenpriestern, Priestern und Mönchen gelüstete, mehr sicher, daß er nicht angeklagt und zur Verantwortung gezogen wurde. Im J. 1236 ließ der Ketzerrichter Robert innerhalb zweier Monate nicht weniger als fünfhundert Männer und Frauen lebendig begraben, angeblich wegen Ketzerei. Selbst Ver-

storbene wurden, wenn sich Ankläger gegen sie fanden, wieder ausgescharrt und verbrannt, damit man ihr Vermögen einziehen und ihre Kinder aus der bürgerlichen Gesellschaft ausstoßen könne. Und dabei rühmte sich die Kirche noch der Barmherzigkeit, indem sie sagte: „Die Leiber würden gemartert und getödtet, damit die Seelen, nachdem sie durch die Martern für die Seligkeit empfänglich geworden, in den Himmel gelangten.“ Damit sollte das Morden so vieler Unschuldigen, ein Wüthen, das man nicht in Abrede stellen konnte, entschuldigt oder beschönigt werden.

Wir können die Erzählung der Schicksale der Waldenser nicht beschließen, ohne noch des unheilvollen Jahres 1488 zu gedenken, in welchem eine starke Heeresmacht gegen sie entsendet wurde. Bei dem Herannahen der Feinde hatten sich die Bedrängten in die Schluchten und Höhlen des Gebirges verborgen. Aber die bewaffneten Scharen drangen ihnen nach, legten vor den Eingängen der Höhlen starke Feuer an und ließen die Armen entweder im Rauche ersticken oder sahen zu, wie sie sich von den Felsen hinabstürzten und zerschmettert in der Tiefe ankamen. In den Höhlen selbst fand man nach dieser grauenhaften Ausräucherung vierhundert kleine Kinder in ihren Wiegen oder in den Armen ihrer Mütter, alle todt; an dreitausend Personen waren umgekommen! Mit dem Drucke der Verfolgung wuchs aber der Glaubensmuth dieser Märtyrer. Besonders im nördlichen Italien und in den Bergen Piemonts erhielt und mehrte sich die Schar der wackern Waldenser bis in die neue Zeit.

Man kann sich denken, welche Freude unter ihnen herrschte, als sich die Kunde von den Siegen der Reformation zu ihnen Bahn brach. Da sendeten sie ihre Boten in die Schweiz und nach Deutschland herüber, setzten sich mit den Protestanten in Verbindung und verliehen ihrem kirchlichen Leben neuen Aufschwung. Mit Staunen und Stolz blickten die Evangelischen auf dies Häuflein Getreuer. Erkannten sie doch, daß der Same, den Petrus Waldus ausgestreut und der durch alle Lande verweht worden war, der Anfang der Pflanzung geworden sei, die jetzt gar herrlich und vielverheißend aufschoß und edle Früchte zu reifen begann.

Daß auf der Waldenser Thun und Leben der Segen Gottes ruhte, dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als die Anführung der Thatsache, daß sich dieselben, trotz aller Schrecken und Greuel der römischen Verfolgung, von Geschlecht zu Geschlecht bis zu Ludwig's XIV. nochmals versuchter Ausrottung durch Feuer und Schwert bis auf 80,000 Köpfe vermehrt haben. Und daß dasjenige, wofür sie gelebt und gelitten, lautere Wahrheit ist, dafür spricht der Umstand, daß seit ihrem Entstehen in den verschiedensten Ländern Europa's und aus den mannichfachsten Lebenskreisen sich immer wieder neue Zeugen für das Evangelium gegen das Papstthum erhoben. Das System der päpstlichen Bedrückung und der priesterlichen Anmaßung war eben überall dasselbe. Fester und unentwirrbarer zog sich das Truggewebe Roms über alle Lande der Christenheit zusammen. Darum mußten sich aber auch aller Orten Frömmigkeit und Vernunft immer kräftiger gegen das von Rom kommende geistliche Verderben und die geistlose Unverbesserlichkeit der Kirche erheben.

Unter allen christlichen Völkern hatte, nächst dem deutschen, keines so viel

von dem falschen Stellvertreter Christi zu leiden gehabt, als das englische; auch kein Land, nächst Deutschland, war so sehr durch Erpressungen an Geld und Gütern ausgesaugt worden, als England. Kein Staat hat ergebener den unerträglichen Druck über sich ergehen lassen, als das Inselreich. Darum brach auch nirgends so zeitig und so überwältigend der fromme Zorn unter den Heimgesuchten hervor, als hier. Der Mann, welcher Muth und Geist genug besaß, als Held der Befreiung voranzugehen und alte Unbill zu rächen, sollte nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es war ein Kind des vierzehnten Jahrhunderts und hieß Johann Wiklef, ein Reformator vor der Reformation.



John Wiklef. Vom Luther-Denkmal zu Worms.

Geboren im Jahre 1324, erwarb er sich früh schon als Lehrer an der Universität Oxford einen geachteten Namen. Indem er die Entartung der Priester, die Habgier der Päpste, den frevelhaften Verkauf der kirchlichen Aemter und Würden an den Meistbietenden offen brandmarkte, weiterhin die Ohrenbeichte, sowie die Klostergelübde verwarf und auf Reinigung der Lehre drang, zog er bald den Haß der Mönche auf sich, deren, wie allgemein bekannt, sittenloses

Leben und grenzenlose Unwissenheit vor einem so strengen und furchtlosen Sittenrichter erzitterte.

Da verlangte im Jahre 1365 der Papst Urban V., welcher, wie seine Vorgänger aus Rom vertrieben, unter dem Schutze der französischen Könige in Avignon residirte, von England die ungeheure Summe von tausend Mark Lehenszins, welchen einst der vom Papste seines Landes beraubte und dann wieder eingesetzte König Johann zugesagt hatte, obwol der Tribut seit dreiunddreißig Jahren nicht mehr entrichtet worden war. Das englische Parlament stand zu seinem Könige und die demüthigende Zumuthung fand kurzer Hand scharfe Abweisung. Wiklef aber ergriff in Wort und Schrift die Partei seines Königs, und als ein Bettelmönch behauptete, England stehe unter des Papstes Oberherrlichkeit und der König sei nur dessen Lehensmann, da vertheidigte er in einer scharfsinnigen Streitschrift die Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlandes, indem er aussprach, was zu dieser Zeit Niemand zu sagen wagte: „Nicht der Papst, der ein sündiger fehlbarer Mensch ist, sondern Gott ist der Oberherr aller Dinge in der Welt. Von Gott stammt jede Herrschaft her und nicht vom herrschsüchtigen Papste. Die weltlichen Fürsten führen ihre Regierung unmittelbar im Namen Gottes!“ Was Wiklef sagte, war des Volkes Stimme und das Recht der Natur; was er verfocht, war die Unabhängigkeit des selbstständigen Staates, indem er dem Könige sogar das Recht zusprach, Kirchengüter einzuziehen und Kirchendiener unter die Gesetze und vor die Gerichte des Landes zu stellen.

Durch dieses muthige Vorgehen hatte Wiklef bereits die Augen Aller auf sich gezogen; von nun an erscheint er unerschrocken auf dem Kampfplatze, wo es die Freiheit gilt oder die Zurückweisung geistlicher Uebergriffe. Auf seinen Rath wurden die zahlreichen Klöster und Kirchengüter in bedrängter Zeit zur Zahlung von Steuern, von denen sie seither befreit waren, herangezogen; sein Verdienst war es, daß die Bewilligung der großen Geldsummen, die dem Papst bisher bei Wiederbesetzung englischer Kirchenämter zuflossen, — mehr als 20,000 Mark jährlich, durch deren Ausführung der Wohlstand des Landes merklich litt, — in Frage gestellt wurden. Die Verhandlungen hierüber, zu denen Wiklef verwendet wurde, blieben zwar vorerst erfolglos, trugen ihm aber den Dank des Königs und die Verleihung der einträglichen Pfarrei Lutterworth ein. Hier bot sich ihm eine friedliche Zufluchtsstätte, als ihn die Ordensgeistlichen von der Universität zu verdrängen wußten. Und nun begann er, weit und breit bei allen Armen und Hilfsbedürftigen als „der gute Pfarrer“ bekannt und geliebt, mit dem Volke selbst sich in Beziehung zu setzen, seine reformatorischen Gedanken zu erweitern und dafür größere Kreise empfänglich zu stimmen. Er fand offene Ohren und Herzen. Für die Schwelgereien der Geistlichen, für die faulen, durch ihr Gelübde geschützten Bettelmönche, gegen das Uebermaß des weltlichen Einflusses des Klerus mochte so leicht Keiner das Wort führen, wenn es die Pfaffen nicht selbst thaten.

Kein Wunder, daß bald nach seiner Uebernahme des Kirchendienstes sich gegen Wiklef seine geheimen Feinde und offenen Widersacher zusammenscharten und mit einer ernsten Anklage gegen ihn hervortraten. Eines Tages

konnte man ihn in Begleitung hochgestellter Freunde seiner Person und seiner Sache, die ihm den zugesagten Beistand gewährten, mitten durch die aufgeregten Volkshaufen der Paulskirche zuschreiten sehen. Dort harrte bereits seiner das geistliche Gericht, vor dem er sich verantworten sollte. Während drinnen die Verhandlungen begannen und man Wiklef 18 verdammungswürdige Lehren aus seinen Schriften vorhielt, harrte das Volk mit Ungeduld an den Thüren. Da entstand drinnen zwischen den hohen Begleitern Wiklef's und dem Bischofe von London ein heftiger Wortwechsel darüber, ob sich der Angeklagte setzen dürfe. Der Lärm drang nach Außen, und die Massen, in der Meinung, daß man da drinnen dem guten Pfarrer zu Leibe gehen wollte, drängten gegen die Thüre, erhoben ein lautes Geschrei und bewirkten, daß das Verfahren unterbrochen werden mußte.

Ermuthigt durch diesen Vorgang, begann Wiklef seine Lehren weiter zu entwickeln und das Volk dafür zu erwärmen. Mit Unermüdlichkeit und Unerschrockenheit eiferte er gegen die Gewaltherrschaft des Papstthums, forderte, daß dessen Macht auf rein kirchliche Angelegenheit beschränkt, die fürstliche Gewalt und Herrlichkeit der Bischöfe aufgehoben und ihre Aemter auf ein einfaches Pfarramt zurückgeführt würden. Auch die Kraft des Bannes bestritt er und wies auf die allein lautere und untrügliche Quelle aller christlichen Erkenntniß hin, auf die Bibel, und er that dies um so nachdrücklicher, als das Lesen derselben durch Innocenz III. seit dem Waldenserstreite den Nichtgeistlichen geradezu verboten war. In der Bibelkenntniß lag überhaupt Wiklef's Stärke. Er war überzeugt, daß Jeder, der sie lese, aus ihr die Wahrheit empfangen werde. Er verlangte und beharrte dabei, daß dieses ehrwürdige Buch zum Gemeingut des Volkes werde, erst dann lasse sich eine Besserung der Kirche erwarten; denn vor dem Lichte der uralten Wahrheit müßten ja alle päpstlichen Irrlehren von selbst zu Schanden werden. Darum unternahm er es, die Bibel zu übersetzen und ihre Verbreitung unter das Volk zu befördern. Er selbst wurde durch die Beschäftigung mit ihr in der Erkenntniß weiter geführt, so daß er im Jahre 1381 sogar die Lehre vom Abendmahl, wie sie die Kirche festgestellt hatte, zu bekämpfen wagte. Er traf damit den wundesten Fleck, die Einrichtung der Messe und die Behauptung, daß der Priester täglich den Leib Christi für die Sünde der Menschen opfere und damit die Seelen aus dem Fegfeuer erlöse. Dagegen stellte er die einfache biblische Abendmahlsfeier.

Kurz, sein Vorgehen war so kühn, so lauter, so hochherzig, daß wir uns wundern müßten, wenn der Papst nicht alle Mittel in Bewegung gesetzt hätte, den Untergang dieses gefährlichen Gegners herbeizuführen. War doch noch niemals eine solche Sprache gehört worden!

Wer hatte bis dahin solch einen unerschrockenen Angriff auf das Herz der römischen Kirche gemacht! Wenn sich das erhalten sollte, was Wiklef wollte, so hätte ja eine völlige Umgestaltung des christlichen Lebens und Glaubens stattfinden müssen. Natürlich wurde Wiklef vor Allem nach Rom entboten, um sich zu verantworten, d. h. um in Gefangenschaft und Tod zu gehen. Volk und König von England aber traten dazwischen und schützten ihren Helden.

So mußte man sich vorerst damit begnügen, die Weiterverbreitung der Lehre des Ketzers zu verhindern. Aber ein solches Verbot ist immer unnütz, ja meist einer guten Sache sogar förderlich. Leider schien ein unverscheuchbarer Feind der päpstlichen Verfolgung zu Hülfe kommen zu wollen; indem der Tod die reformatorische Thätigkeit Wiklef's allzufrüh abzuschneiden drohte. Eine schwere Krankheit, die Folge der erlebten Unruhen und Aufregungen, überfiel den muthigen Kämpfer. Schon glaubte man sein Ende nahe, als einige Bettelmönche in sein Zimmer drangen, um dem Sterbenden den Widerruf abzupressen. Da rafft sich derselbe mit einem Male wie neubelebt auf und schreit sie an: „Ich werde und will nicht sterben, sondern leben, um die Schandthaten der Bettelbrüder zu verkünden.“ Er war gerettet. Und sein erstes Werk war eine Schrift voll Kraft und Feuer, welche die Hoffnung aussprach, daß der Verfall des Papstthums, wie sich derselbe bereits in der zwiespältigen Papstwahl, sowie in dem Vorhandensein zweier Stellvertreter Christi, welche einander verfluchten und in den Bann thaten, kundgegeben, zum Untergange des Papstthums überhaupt führen müsse. „Kaiser und Könige“, sagt er da, „sollten sich bemühen, Gottes Gesetz aufrecht zu erhalten, die Kirche wieder herzustellen, den Sünden der Geistlichen ein Ende zu machen, um sich und ihre Völker zu retten. Gott will den Papst nicht länger dulden.“

Inzwischen hatte aber doch die Schonungslosigkeit seiner Sprache und sein reformatorischer Eifer manche seiner alten Freunde ängstlich gemacht. Die Universität, die Vornehmen, der König selbst erschraken vor dem Fortschreiten seiner Lehren. Besonders als er die Messe angriff und darthat, daß sich Brot und Wein nicht unter den Händen des Priesters in Fleisch und Blut Christi verwandele, sondern daß sie lediglich Zeichen und Sinnbilder für den Glauben seien, konnten sie seinen großen Gedanken nicht mehr folgen und machten Miene, ihn fallen zu lassen.

Da wendete er sich mit doppeltem Nachdruck an das Volk. Unter den Bürgern und Bauern fand er treue Freunde, deren Schutz ihm mehr als einmal das Leben aus der Hand der Mörder rettete. Dichtgeschart standen sie um ihn. Von zwei Personen, mit denen man sprach, war gewiß einer ein entschiedener Wiklefit. Ein mächtiger Kampf war im Entbrennen und das Feldgeschrei war: „Reform der Kirche!“ Um die Bewegung noch mehr in Fluß zu bringen, entsendete Wiklef Hunderte von Reisepredigern; barfuß, den Stab in der Hand, mit langen Gewändern von rothem Tuche bekleidet, so zogen sie von Ort zu Ort, erfüllten die Seelen mit den neuentdeckten Wahrheiten, verbreiteten Volksschriften und Flugblätter ihres Meisters und entflammten die Herzen der Engländer bis in die entlegenste Hütte. Wiklef's Name lebte nun in Aller Mund; er war der Volksliebling geworden.

Aber gerade dieser Umstand und die wachsende Gefahr rief auch die Gegner wieder unter die Waffen. Ein Konzil zu London im Jahre 1382, welchem durch ein Erdbeben beinahe ein Ende gemacht worden wäre, beschäftigte sich mit der Verdammung seiner Lehren. Verdammt wurden die Sätze, die er aufgestellt hatte: 1) daß der Bußfertige keine äußere Beichte brauche; 2) daß ein Priester in Todsünde die Sakramente nicht verwalten dürfe; 3) daß Geist-

liche keine weltlichen Besitzungen haben sollten; 4) daß die Pfarrgenossen den unwürdigen Geistlichen die Zehnten und weltlichen Güter entziehen könnten; 5) daß die Mönchsorden und das Klosterleben wider Gottes Gebot wären. Es sind das lauter evangelische Wahrheiten von größter Bedeutung und das Konzil verdammte mit ihnen — die Bibel selbst. Zu größerem Nachdruck und zur Erhöhung der Feierlichkeit wurde eine Prozession veranstaltet, den Pfarrern aufgegeben, gegen den Ketzer und seine Anhänger zu predigen; auch wurde dem Könige eine Anklageschrift gegen zwei Reiseprediger überreicht, in welcher es hieß, sie seien Aufwiegler des Volkes.



Heimliches Vorlesen der Wiklef'schen Bibelübersetzung durch die Lollharden.

Der König war schwach genug, die Verhaftung der Angeklagten zu befehlen und damit die Verfolgung der armen Priester ins Leben zu rufen. Viele Freunde Wiklef's, die bisher treu zu ihm gestanden hatten, wurden durch diese Gewaltmaßregeln eingeschüchtert und durch Versprechungen gewonnen; nur das Landvolk blieb treu und fest auf seiner Seite. Als das Mandat gegen die Anhänger Wiklef's veröffentlicht wurde, kam es zum Handgemenge. Der Kampf verbreitete sich nach und nach über das ganze Land; damals ging es gerade in England wie nachmals in Deutschland zur Zeit der Reformation: das unmenschlich gedrückte Landvolk erhob sich in offener Empörung gegen seine Peiniger. Doch so wenig man den Dr. M. Luther für den deutschen Bauernkrieg verantwortlich machen kann, ebenso unschuldig war Wiklef an

den englischen Unruhen. Es kamen eben zwei schlimme Umstände zusammen, um das Uebel zu vergrößern. Die streitenden Parteien traten sich immer feindlicher und gewaltthätiger gegenüber. Täglich erfolgten Kämpfe, Verhaftungen und Hinrichtungen. Wiklef selbst war den Unruhen fern und noch unangetastet geblieben. Groß und ehrwürdig stand er inmitten der Bewegung. An ihn Hand anzulegen, hatte die Gewalt sich nicht getraut. Von seinem Pfarrhause aus beobachtete er betrübten Herzens den Gang der Dinge. Er ließ nichts unversucht, weder bei dem Könige noch beim Parlament, um zu beschwichtigen und deren Schutz zu erlangen; er hörte nicht auf, die Zagenden und Bedrängten zu ermuntern. Unermüdlich, Tag und Nacht, war er damit beschäftigt, bessere Ueberzeugungen von seiner Sache zu verbreiten und ihr neue Freunde zuzuführen. Allein die Macht der Gegner war doch zu fest eingewurzelt, als daß sie seinen Streichen jetzt schon erlegen wäre. Er wurde abermals vor das geistliche Gericht geladen und war klug genug, nicht zu erscheinen. Ob es aus Furcht, ob es aus Achtung geschah — man ließ ihn in Ruhe seine letzten Tage verleben. Gott schenkte ihm die Gnade, die schlimmsten Greuel der ausbrechenden Verfolgung nicht zu erleben. Er starb am letzten Abend des Jahres 1384. Aber Entsetzliches kam nun über seine Anhänger. Den Sieg über die Empörung machte sich die Geistlichkeit zu Nutze. Unter dem Spottnamen der „Lollharden" wurden die Verdächtigen aufgescheucht, von Haus und Hof gejagt, geächtet und verflucht. Jeder, der nicht vor den Heiligenbildern niederfiel oder sie küßte, Jeder, der die Bibel in englischer Sprache las oder mit Solchen verkehrte, welche sie besaßen und die Messe versäumten, Jeder, der von einem Priester oder von der Kirche verächtlich sprach, von dem wurde angenommen, er sei ein Wiklefit. Dreißig Jahre lang wurden ihrer Tausende zum Schrecken und zur Warnung für die Andern verbrannt. Ein Menschenalter — und nur hier und da im Verborgenen sind noch Spuren wiklefitischer Gesinnung zurückgeblieben. Durch das ganze 15. Jahrhundert hindurch flammen in England die Scheiterhaufen — Wiklef's Leichenfackeln — aber an ihnen entzündet sich ein neues Licht im fernen Böhmerland.

Das Konzil zu Konstanz (1415) hat die Sache der Kirche vollendet, indem es beschloß, daß die Gebeine des großen und edlen Glaubenspredigers wieder ausgegraben und verbrannt werden sollten. Die Niederlage schien vollständig.

Wahrlich! lange Abschnitte und mit Blut geschriebene Seiten füllt in den Büchern der Geschichte die Vorführung jener Verbrechen an der Menschheit, die aus der Verfolgung und Nichtduldung Andersdenkender entsprungen sind, sowie jener, welche der Wahnwitz des Aberglaubens groß gezogen hat. Wo und zu welcher Zeit die Unduldsamkeit ihr greuliches Haupt erheben durfte, da hat sie auch zahlreiche Opfer verlangt. Als die Ketzergerichte mit der Ausrottung der Albigenser und Waldenser und der Verfolgung der Lollharden und Hussiten zu Stande gekommen, da lieferten ihnen bald nachher in Spanien die Mauren und Juden, in Deutschland die Protestanten, in Frankreich die Calvinisten neue Blutarbeit.



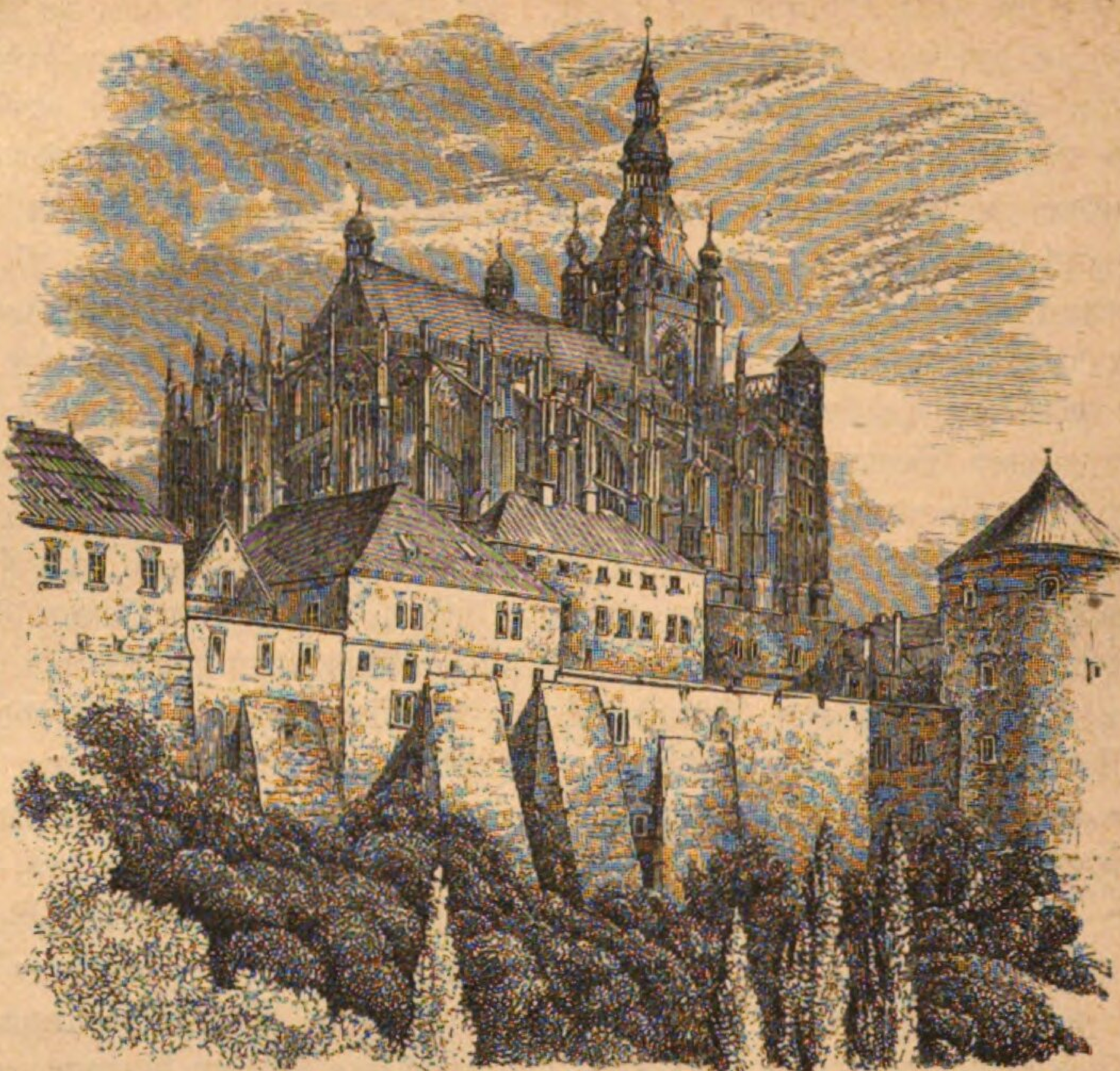
Judenverfolgung in Worms.

Mit entsetzlicher Hartnäckigkeit hatte vor Auftreten der Letzteren der christliche Glaubenseifer sich an der Bedrückung und Verfolgung der Juden eine Genüge gethan. Diese während Jahrhunderten fortgesetzte Bedrängung des „auserwählten Volkes Gottes" und dessen Fortgedeihen trotz aller Heimsuchungen bietet des Interessanten soviel, daß wir hierbei etwas verweilen.

Während Jahrhunderten sind die Kinder Israels, des Vaterlandes und der staatlichen Gemeinschaft beraubt, durch die Welt umhergetrieben worden; um so dauernder hielten sie mit starrer, einseitiger Zähigkeit an ihrer geistigen und sittlichen Eigenart fest. Obwol in der Fremde und über den Erdkreis zerstreut, hörten sie keinen Augenblick auf, inmitten der Christenheit, dem mosaischen Eingottheitsglauben in seinen eigenthümlichen Formen treu zu bleiben, Sprache und Sitte der alten Heimat zu bewahren und jede innere Lebensgemeinschaft mit den Bekennern Jesu abzuweisen. Unter dem besonderen Schutze der römischen Kaiser und der Päpste selbst, durften sie inmitten der christlichen Nationalitäten ihre gesonderte Stellung behaupten. In Deutschland galten sie freilich nicht als freie Männer im vollen Sinne des Wortes, sondern ihr Leben und Gut galt als Eigenthum des Reichs. Aber diese äußere Form der Knechtschaft verlieh ihnen wiederum ausgezeichnete Vorrechte und Vortheile, deren sie sich im geschäftlichen Leben in ausgiebigster Weise zu bedienen wußten. Uebrigens erfreuten sie sich lange Zeit immerhin leidlicher Duldung; schon Papst Gregor I. hatte um das Jahr 600 festgesetzt, daß die Juden nur durch Ueberredung und Sanftmuth belehrt werden sollten, niemals durch Gewalt, und dieselben Inquisitoren, welche andere „Ketzer" wegen geringer Abweichungen von der Kirchenlehre räderten und verbrannten, bestimmten, daß Niemand die Feste der Juden stören, ihre Gottesäcker schänden oder sie ihres Besitzes berauben dürfe. Allein anders als die hohen Herren, welche sich ihr mildes Gebahren und ihre Duldsamkeit mit gutem jüdischem Gelde aufwiegen ließen, dachte das christliche Volk. Dieses hatte nicht wenig unter der Geschäftsgewandtheit der israelitischen Geldleute, Wucherer und Wechsler zu leiden. Auf hohe Zinsen leihen, Schuldforderungen mit unbarmherziger Strenge eintreiben, durch überlegene Schlauheit den Bürger und Bauer überlisten und auf falsche Weise riesige Schätze sammeln, das verstanden die Auserwählten seit Jahrhunderten allerdings vortrefflich und sie machten aus ihrer Verachtung der Gojim (d. i. der Heiden), wie sie die Christen nannten, gar kein Hehl. So vereinigten sich bei den Letzteren Erbitterung, Neid und Haß und es fehlte zu keiner Zeit an Ausbrüchen des christlichen Unwillens gegen die Fremdlinge. Allein es bedurfte noch des Hinzutretens religiösen Irrwahns, fanatischer Hetzereien und unseligen Aberglaubens, um jene scheußliche Ausgeburt der Verfolgungssucht zu Wege zu bringen, welche namentlich seit den Kreuzzügen in so erschreckender Gestalt zum Vorschein kommt. Die Roheit der unwissenden Menge griff gierig nach jedem Vorwande, um die Bekenner des Mosaismus, deren Vorfahren einst den Heiland gekreuzigt hatten, zu berauben und zu tödten. Als die ersten Schwärme der Kreuzfahrer aus Frankreich und Flandern an den Rhein kamen und dort die wohlhabenden Judengemeinden erblickten, meinten sie, den Kampf gegen die Christusverräther nicht erst im fernen Morgenlande,

sondern sogleich hier beginnen zu sollen. Zu Speyer und Köln, zu Worms und Mainz erhob sich ein schauerliches Morden. Nachdem die Kreuzfahrer die Juden von Straße zu Straße gehetzt und endlich in deren letzte Zufluchtsstätte, in die Paläste der Bischöfe, zusammengetrieben hatten, wurde es den verzweifelten Verfolgten klar, daß es für sie keine Rettung gab. In der Todesangst legten sie Hand an sich selbst und gaben ihren Söhnen, Müttern, Schwestern und Töchtern und darnach sich selbst den Tod. Als die blutgierigen Peiniger die Thore öffneten, fanden sie nur noch Leichen und Sterbende. Aber auch die blutigen Leichname noch waren ein Gegenstand wüthender Mißhandlungen von Seiten der christlichen Henker. Die Wenigen, welche dem Blutbade entronnen waren, steckten in hoffnungsloser Verzweifelung die eigenen Häuser in Flammen und warfen den Brand in ihre Synagogen, um sich mit all' ihrer Habe von dem Feuer verzehren zu lassen. An 17,000 Juden läßt die Sage allein in den Städten am Rhein bei diesen Metzeleien umkommen. Nicht anders ging es in England, Frankreich, in der Schweiz und in Norddeutschland. Man beschuldigte die Juden des Raubes von Christenkindern, deren Blut sie während der Passahfeier verbrauchten, oder daß sie Hostien mit Nadeln zerstochen hätten, um den Leib Christi zu verletzen, oder daß sie die Brunnen vergifteten und so ein großes Sterben hervorriefen. Bei dem einmal regen, wie wir oben sahen, von den Juden selbst genährten Mißtrauen, genügten geringe Vorfälle, um schlimme Beschuldigungen und Gewaltthaten hervorzurufen. Wo dennoch Israeliten sich von Neuem ansiedelten, wurden sie in besondere Gassen oder Stadtviertel — die Judengassen und die Ghetto's — zusammengedrängt. Durch Kleidung oder besonders anbefohlene Abzeichen überall kenntlich, blieben sie immer ein Gegenstand des Hohnes und Hasses der Pöbelhaufen. Erst in diesem Jahrhundert ward in den meisten Staaten Europa's eine Gleichstellung der Juden mit den Christen durch Gesetze eingeführt. Aber zur Ehre des Christenthums muß man auch erwähnen, daß viele fromme und erleuchtete Priester, Bischöfe und Fürsten sich der Unglücklichen freundlichst annahmen, sowie im Zeitalter der Kreuzzüge der obengenannte Bernhard von Clairvaux. „Denn Licht bleibt Licht, sieht's auch der Blinde nicht," sagt das Sprüchwort.

Durch den Rauch der Scheiterhaufen und durch den Blutdampf der Erwürgten und Gerichteten haben sich aus dunklen Wolkenschleiern des Mittelalters doch die Strahlen der Morgenröthe einer besseren Zukunft Bahn gebrochen. Und, Dank allen unerschrockenen Helden des Geistes, wird auch in die weiteste Ferne das neue Licht hinschimmern und bald wird es heißen: „Erwachet, ihr Schläfer, die Nacht ist vergangen, der junge Tag ist angebrochen."



St. Veit in Prag.

XII. Die Feuertaufe der Wahrheit.

Johannes Hus. Hieronymus v. Prag. Girolamo Savonarola.

„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.
Daniel 12, 3.

Im Jahre 1398 kehrte der gelehrte Ritter Hieronymus von Prag von einer wissenschaftlichen Reise in seine Vaterstadt zurück, woselbst sich eine damals weit und breit berühmte Hochschule befand. Er hatte die gepriesensten Universitäten des Auslandes besucht und dabei in Oxford einen Schatz gefunden, den er sorgfältig verwahrte und zuerst nur seinen nächsten Freunden zeigte. Es waren dies die Schriften des John Wiklef, welche jene scharfen und überzeugenden Beweise gegen das Papstthum und die Gedanken und gepredigten Lehren enthielten, durch welche kurz zuvor England in Flammen versetzt worden war.

Auch die Gelehrten an der Universität Prag hatten längst die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der kirchlichen Zustände empfunden und so ward es dem gewandten und beredten Ritter Hieronymus leicht, die Reformationspläne des Engländers in Prag zu Einfluß und Ehren zu bringen. Den feurigsten Bewunderer derselben fand er aber in

einem jungen Prediger und Lehrer, **Johannes Hus**, der ganz dazu der Mann war, an die Spitze der freisinnigen Bewegung zu treten. Magister Johannes stand damals in seinem dreißigsten Jahre. Aus tiefer Armuth hatte er sich zu einem beliebten Prediger der Stadt emporgearbeitet. Sogar die Königin Sophie zog ihn als ihren Beichtvater in ihre Nähe. Er war in die Fußtapfen der Volksprediger, wie Matthias Janow, Conrad Waldhäuser u. A., getreten, welche bereits seit Jahren den Haß gegen die päpstliche Gewaltherrschaft, gegen das heidnische Wesen in der Kirche und gegen das unsittliche Leben in den Klöstern genährt hatten. Seit er in der Bethlehemskapelle für ein lebendigeres und freieres Christenthum in der böhmischen Landessprache eiferte, sah man allsonntäglich eine wachsende Menge von Zuhörern aus allen Ständen und Lebensaltern um seine Kanzel geschart. Die Berührung mit Wiklef trug dazu bei, den reformatorischen Geist allmählig zum Durchbruch zu bringen. Bald schien es, als ob, was in England gewaltsam unterbrochen worden war, in Böhmen vollendet werden sollte. Denn bald dachten Tausende in Prag wie einst Wiklef in Oxford; auch sie erblickten in der weltlichen Macht des Papstes den gewaltigsten Hemmschuh bei der Verbesserung der Kirchenzustände und wollten daher diese gefährlichste Waffe in der Hand ehrgeiziger Oberpriester der Kirche mindestens beschränkt wissen, die Altäre vom Götzendienste gereinigt sehen und den Kelch Jedem gewähren. Sie verwarfen überhaupt alle Satzungen der Kirche, deren Ursprung sich nicht auf die heilige Schrift zurückführen ließ.

Wenn Hus gegen die Mißbräuche der Kirche und gegen die Laster der Mönche und Priester sein Wort erhob, so hatte er gewiß die große Mehrzahl auf seiner Seite. Man jauchzte ihm zu, als er die geheimen Gedanken der Zeit furchtlos aussprach; man war entzückt, wenn er die aller Orten verderbten und verhaßten „Pfaffen" in ihrem schamlosen Treiben schilderte und verdammte. Und die Verehrung, die man ihm zollte, sollte noch höher steigen.

Um diese Zeit zog das fabelhafte Wunder von drei angeblich mit dem Blute Christi gefärbten Hostien, welche sich in einem längst außer Gebrauch gesetzten Altare gefunden haben sollten, Tausende abergläubischer Wallfahrer herbei. Von den Priestern und Mönchen wurde das leicht zu bethörende Volk in dem Wahne bestärkt, als ob die Anbetung und Berührung jener gerötheten Oblaten Kranke heilen, von Sünden befreien und alle Schmerzen lindern könnte. Solche Vorkommnisse gehörten damals nicht zu den Seltenheiten und sind selbst heute noch möglich. Allein die Frechheit des Mißbrauches der Leichtgläubigkeit empörte doch alle Besserdenkenden, so daß sich Hus veranlaßt sah, den Erzbischof um eine Untersuchung der Thatsache anzugehen. Dieselbe stellte den offenbaren Betrug heraus und dies versetzte Hus in solchen Zorneseifer, daß er eine Schrift verfaßte, durch welche er dem Aberglauben an Reliquien einen empfindlichen Schlag zufügte. „Was ist es", rief er aus, „für eine nichtswürdige Art, das Heilige zu schänden, wenn man den Bart, oder den ungenähten Rock, oder das Schweißtuch Christi, oder Nägel und Splitter von seinem Kreuze und dem Aehnliches zur Verehrung darbietet und zu Täuschungen und Geldgewinn benutzt! Ist das noch Christenthum, wenn man Wunder und Zeichen sucht, anstatt sich fest und beständig an den Herrn Christus, welcher in

der Schrift bezeugt ist, zu halten, sowie an die Gnade Gottes, in der wir ruhen sollen! Alle solche Wunder sind teuflische Betrügereien, welche die Diener des Antichrist nur zu dem Zwecke ersinnen, um ihre Habsucht zu befriedigen!" — So etwa schrieb Hus und die Folge dieser offenen und evangelischen Ansprache war, daß nicht nur der Erzbischof die Wallfahrten verbot, sondern daß auch Vielen im Volke die Augen über das trügerische Benehmen der Priester weit aufgingen. Natürlich ließ die Rache der Beleidigten nicht lange auf sich warten.

Sie wußten in Rom den Befehl auszuwirken, daß der Erzbischof gegen die in Prag um sich greifenden Wiklefitischen Ketzereien einschreiten solle. Auch der König Wenzel, der sich um kirchliche Dinge sonst sehr wenig zu bekümmern pflegte, wurde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, welche der Kirche in seiner Hauptstadt erwachse. Und es dauerte nicht lange, so vernahm man, daß die verdächtigen Lehrer, unter denen Hus in erster Reihe stand, zur Verantwortung gezogen, die Schriften Wiklef's ihnen abgefordert und ein Verbot der ketzerischen Lehren erlassen worden sei. Doch hatte Solches um so weniger zu bedeuten, als es im Jahre 1409 gelang, die mächtige deutsche Partei an der Universität und mit ihr zugleich die gut päpstlich gesinnten Lehrer und Studenten — fünftausend an der Zahl, welche nach Leipzig zogen und hier eine neue Universität gründeten — zu verdrängen. Hus trat als Rektor an die Spitze der Universität und damit schien der Sieg der böhmischen Reformpartei entschieden.

Indeß hatte die Prager Geistlichkeit den gefeierten Hus wegen seiner, den römisch gesinnten Klerus beleidigenden, den Papst beschimpfenden Ausfälle, die er sich auf der Kanzel erlaubte, verklagt. Der eifrige Strafprediger war nicht müde geworden, den Ersteren Geiz, Erbschleicherei, Trunkenheit und Unsittlichkeit, dem Papste aber seinen Hochmuth und das von Rom ausgehende Ausraubungssystem, welches alle Länder der Christenheit umfaßte, zu Gewissen zu führen. Er hatte Wiklef's Namen oft mit Verehrung genannt und den Wunsch ausgesprochen, daß seine Seele doch einmal dahin kommen möge, wo die Wiklef's sei. Somit entsprachen die Anklagen an sich allerdings den Thatsachen. Dennoch appellirte Hus gegenüber den wider ihn erhobenen Klagen und Bedrohungen an den neuerwählten Papst. Aber des Erzbischofs mächtigerer Einfluß hatte bereits eine päpstliche Bulle gegen die neue Ketzerei ausgewirkt, vermöge deren ein Untersuchungsgericht wider Hus und seine Anhänger eingesetzt werden sollte. Nun standen freilich die Sachen auf einmal recht schlimm; auf allen Seiten erhoben die Anhänger Roms ihr Haupt und Leute, welche vorher zu Hus gehalten hatten, verließen die Fahne der Kirchenverbesserung.

Als aber Hus eines Sonntags nach der Predigt die Bulle vorlas, wie sie in jeder Kirche vorgelesen werden mußte, da erhob sich ein lautes Geschrei: „Sie lügen, die uns und dich verklagt und verketzert haben." Er appellirte nun von „dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst". Trotzdem schloß man seine Kapelle, den Herd des Feuers, das bereits im ganzen Lande gezündet hatte; zweihundert Exemplare der Schriften Wiklef's wurden eingeliefert und öffentlich unter Glockengeläute feierlichst verbrannt; Hus und seine Anhänger waren und blieben dem Banne verfallen.



Johannes Hus. Vom Luther-Denkmal in Worms.

Diese unerwartete Wendung versetzte die Freunde des Magisters in die größte Aufregung. Voll Besorgniß blickte man auf die Zusammenrottungen des Volkes, hörte die Spottlieder auf den Papst und Erzbischof singen, sah die Priester und Mönche, wo sie sich erblicken ließen, geneckt und verhöhnt. Bald geriethen die Parteien sich ernstlicher in die Haare, es fehlte nicht an Raufereien und Kämpfen auf den Straßen. Aber auch den päpstlich Gesinnten ward nicht wohl zu Muthe, zumal sich auch die Königin für Hus verwendete und der bessere Theil der Einwohner Böhmens sich einmüthig um den bedrohten Volksmann scharte.

Diese Sachlage machte den Erzbischof doch bedenklich, weitere Schritte zu wagen. Als er plötzlich starb und der Leibarzt des Königs sein Nachfolger wurde, schien der Aussöhnung nichts mehr im Wege zu stehen. Hus selbst legte ein Glaubensbekenntniß vor der Universität ab, welches alle Theile befriedigte. Da erließ der verabscheuungswürdigste Papst, der je die Kirche regiert hat, Johann XXIII., eine Ablaßbulle, welche unter Trompetenschall verlesen wurde und die gegen Geldspenden den Erlaß der Sünden und Erlösung von den

Strafen der Ungerechtigkeit versprach. Und sofort begann der unleidliche Handel. Die Geistlichen kauften die Sündenvergebung im Großen, um sie im Kleinen und Einzelnen mit Vortheil wieder zu verkaufen. Andere benutzten die Gelegenheit, um ihr Gewissen wegen begangener, ja sogar wegen erst beabsichtigter Ruchlosigkeiten zu beschwichtigen. Es war eine Erniedrigung des Glaubens sonder Gleichen, ein so gefährlicher und nichtswürdiger Betrug der Seelen, daß sich Hus im Innersten empört fühlte, eine Disputation veranstaltete und durch Wort und Schrift die Schmach des päpstlichen Beginnens bloßlegte. Er erklärte: „Vergebung der Sünden steht nur bei Gott allein und nicht bei der Kirche, auch nicht bei dem Papste, und aller Ablaß ist nichtig und verderblich, wo nicht die innere Buße, Reue und Besserung des Herzens vorhanden ist." Seine Kanzel dröhnte jetzt von Zornesreden, welche er in heiligem Eifer gegen den Lug und Trug des Papstes schleuderte. Man mußte ihn nur hören, wie er dem Volke die schändliche römische Wirthschaft enthüllte; mußte es sehen, welch mächtige Erregung und Begeisterung seine Predigten hervorriefen.

Der Unwille der Hussiten, wie man die Anhänger des böhmischen Reformators nannte, machte sich leider in sehr ungestümer Weise Luft. Unter Anführung des stürmischen Hieronymus, der im Grunde an Gelehrsamkeit und Beredsamkeit seinen Freund Hus noch übertraf, ihm aber an Mäßigung weit nachstand, wurden die päpstlichen Bullen in einem wilden Aufzuge durch die Stadt geführt und zuletzt am Pranger verbrannt. Drei junge Männer erhoben in der Kirche ihre Stimme gegen den Ablaßprediger und riefen: „Du lügst! Magister Hus hat uns anders gelehrt!" Die Papisten ergriffen aber die Unruhestifter, schleppten sie vor Gericht und bewirkten ihre Hinrichtung. Als ihr Blut floß, tauchte die Menge ihre Tücher hinein und schwur im Stillen den Päpstlichen tödlichen Haß. Ihre Leichen wurden feierlich in der Bethlehemskapelle bestattet und den heiligen Märtyrern, wie man sie nannte, zu Ehren feierliche Messen gelesen. Neue Verhaftungen folgten. Die Gefängnisse füllten sich und die Aufregung wuchs von Tag zu Tag. Hus erbot sich, den Feuertod zu erleiden, wenn er einer Ketzerei überwiesen würde; Alles, was mit der heiligen Schrift übereinstimmt, ist ihm Wahrheit, nur das Gegentheil Ketzerei. Und so findet er auch bei seinem edlen Vorgänger Wiklef nur das reine, lautere Evangelium Christi. Aber alle Hoffnungen auf friedliche Beilegung des erbitterten Streites werden mit einem Male niedergeschlagen, als von Rom der Bannspruch eintrifft und an Hus die Aufforderung ergeht, sich binnen zwanzig Tagen durch Widerruf zu unterwerfen, anderen Falles ihm Ausschluß aus der Kirche und von der Seligkeit bevorstehe. „Niemand soll ihn aufnehmen, Niemand ihm Feuer oder Wasser geben, Niemand ihm Freund und Bruder sein; wo er erscheint, soll das Geläute der Glocken verstummen und der Gottesdienst eingestellt werden; denn wie er selbst, so ist jeder von ihm betretene Ort verflucht; verflucht auch Jeder, der ihn schützt oder zu ihm hält!"

So etwa lautete die Verkündigung des Papstes. Noch predigte Hus, aber Bewaffnete mußten ihn schon vor den Angriffen der Feinde schützen. Wiewol verfolgt und verflucht, wuchs dennoch seine Kraft, sein Ansehen von Tag zu Tag. Von den Menschen verdammt, wandte er sich an Christus, den

gerechten Richter, der die Seinen kennt und schützt. Nun aber wurde über ganz Prag das Interdikt gelegt; demgemäß blieben die Todten unbegraben, die Kinder starben ungetauft, die Kirchen blieben geschlossen, kein Priester nahte sich den Sterbenden.

Um diesem unseligen Zustande, in welchen die Stadt durch ihre Treue und Beharrlichkeit gerathen war, ein Ende zu machen, verließ der Gebannte Prag und begab sich auf die Burgen seiner ritterlichen Freunde, von wo aus er das Landvolk bearbeiten und in Ruhe die zündenden Streitschriften verfassen und aussenden konnte, welche die hussitische Bewegung in Gang erhielten.



Hus vor seinen Richtern im Kerker. Nach Lessing.

Bisweilen ließ er sich jedoch auch wieder in Prag sehen, um seine Freunde im treuen Ausharren zu bestärken. Bei solcher Gelegenheit schlug er eine Schrift in der Bethlehemskapelle an, welche die Hauptpunkte seiner Beschwerden gegen die Kirche enthielt, und zwar hieß es darin: 1) Es ist eine Lüge, daß der Priester durch die Konsekration (Weihehandlung) in der Messe den Leib Christi erschaffe. 2) Man darf weder an die Göttlichkeit der Jungfrau Maria noch an die Wunderthaten der Heiligen, noch an den Papst glauben. 3) Priester können keine Sünden vergeben und von keiner Strafe befreien. 4) Kein Bannfluch ist für Jemand bindend und gefährlich. 5) Der Erkauf geistlicher Güter

durch Geld ist ein schmachvoller Mißbrauch. 6) Unerlaubten Anordnungen seiner Oberen braucht kein rechter Priester zu gehorchen. — Man sieht, Hus ging in einigen Punkten noch weiter als Wiklef. Was aber die Hauptsache war, er bestritt die Nothwendigkeit eines Oberhauptes der Kirche auf Erden, indem er lehrte, daß die wahre Gemeinschaft der Christen den Erlöser zum geistigen Oberhaupt habe.

Doch während in Böhmen der Kampf immer heftiger entbrannte, trat im Herbste 1414 das große Konzil zu Kostnitz zusammen, von dem man hoffte, daß es alle Schäden der Kirche heilen werde. Auch Hus ward dahin geladen, und der Kaiser Sigismund verbürgte ihm sicheres Geleit. Seine Angelegenheit, in Verbindung mit der wiklefitischen, galt als eine der wichtigsten. Nachdem die Absetzung des Papstes Johann XXIII. wegen seiner unglaublichen Laster und Verbrechen vor sich gegangen und nach Beseitigung der zwei anderen Päpste, welche damals die Kirche beunruhigten, die Bahn frei gemacht worden war, schritt man zum Prozeß des Hus und seines Freundes Hieronymus, welche Beide sich in gutem Vertrauen auf die Verlässigkeit des Kaiserwortes in der Stadt am Bodensee eingefunden hatten und glauben mochten, daß die freisinnigen Pariser Doktoren Gerson und d'Ailly und viele Andere, welche immer einer Kirchenverbesserung das Wort geredet hatten, nun damit Ernst machen würden, da sie eine entscheidende Stimme hatten. Es war aber eine Täuschung, welcher sich diese beiden Böhmen hingaben. So viel Freunde auch Hus unterwegs, besonders in Nürnberg, gefunden hatte, so unfreundlich war sein Empfang in Kostnitz. Mit scheußlicher Hinterlist versicherte man sich seiner Person und schleppte ihn bald nachher trotz der Einsprache Sigismund's in einen elenden Kerker, in welchem der Verfolgte erkrankte und siechte. Mehrere Verhöre fanden statt, ohne daß irgend ein Beistand ihm vergönnt worden wäre. „Betet", schrieb er jetzt nach Prag, „betet inbrünstig, daß mir Gott Standhaftigkeit verleihe, daß er, wenn es zu seinem Preis und zu seiner Ehre in den Tod geht, mich ohne böse Furcht sterben lasse. Wol schwerlich werdet ihr mich in Prag wiedersehen."

Und in der That, er sah weder Prag noch die Freiheit wieder; dafür hatten die geschäftigen Ankläger aus der Heimat bestens gesorgt. Selbst seine Freunde, welchen um sein Leben bangte, riethen ihm unter solchen Umständen zum Widerrufe. Aber er blieb unerschütterlich; auch dann, als man in den öffentlichen Sitzungen ihm mit Schreien, Toben und Lachen die Rede, die er zu seiner Rechtfertigung halten wollte, abschnitt und als man ihn mit den gehässigsten Verleumdungen überschüttete. Nachdem Wiklef und die Forderung des Kelches im Abendmahl verdammt worden war, blieb für ihn nichts Anderes übrig — als der Tod.

Am 6. Juli 1415 erschien Hus zum letzten Male vor dem Konzile; auch der Kaiser und die Kurfürsten waren gegenwärtig. Der Angeklagte stand auf einer Erhöhung, weithin sichtbar, und hatte eine donnernde Strafpredigt gegen die Ketzer mit anzuhören über die Worte: „Der Leib der Sünder soll zerbrochen werden." Darnach erfolgte das Schlußurtheil. Vergebens bat der Verurtheilte um Gehör, vergebens erinnerte er an das ihm gegebene Kaiserwort, man hörte nicht auf ihn; er selbst konnte nichts weiter thun, als, seine Hände gen Himmel

hebend, seine Sache allein Gott befehlen. Nachdem er den Widerruf abgelehnt und das Priestergewand angelegt hatte, begann man ihm ein Stück des geistlichen Schmuckes nach dem andern unter schrecklichen Worten des Fluches abzureißen. Zuletzt setzte man ihm eine Papiermütze mit Teufelsfratzen bemalt auf, an der zu lesen war: „Dieser ist ein Erzketzer!“ und einer der Bischöfe sprach: „Nun übergeben wir Deine Seele dem Teufel.“ — „Ich aber“, rief Hus, „empfehle sie in Deine Hände, mein barmherziger Jesus Christus!“

Noch selbigen Tages ward er verbrannt. Nachdem man ihn dreimal um den Scheiterhaufen geführt, ward er mit nassen Seilen an den Pfahl gebunden. Zum letzten Male aufgefordert zu widerrufen, erklärte er, er wolle seine Lehre mit dem Tode besiegeln. Da loderte schon die Flamme empor; durch das Geprassel des Feuers hindurch erscholl laut seine betende Stimme: „Herr Jesu, Gottes Sohn, erbarme Dich mein!“ Nahestehende wollen gehört haben, daß er rief: „Heut bratet ihr eine Gans (d. i. auf böhmisch Hus), über hundert Jahre wird ein Schwan auferstehen, der wird das Werk vollenden.“

Der Verhaßte ward zu Asche verbrannt und diese in den Rhein geworfen. Den Körper ihres Widersachers konnte die siegreiche Kirche zerstören, der Geist des Gerichteten und das von ihm ins Volk geschleuderte Wort ließ sich nicht vernichten.

Auch Hieronymus von Prag endete in gleicher Weise ein Jahr später. Lange Leiden im Kerker und die Lust zum Leben hatten ihn einen Augenblick wankend gemacht und zum Widerrufe verleitet. Aber das Vorbild von Hus gab ihm seine Kraft zurück.

Am 23. Mai 1416, fast ein Jahr nach der Hinrichtung seines Freundes, wurde er abermals vor das Konzil geführt. Aber anstatt seinen ersten Widerruf zu bestätigen, beklagte er die Schwäche und Nachgiebigkeit, die er in einer bösen Stunde gezeigt, und erneuerte sein Bekenntniß zu Wiklef. Man höre, was der Sekretär des Papstes, voll Bewunderung für den Ketzer, erzählt: „Er vertheidigte sich so schön, so bescheiden, so klug, daß ich nicht im Stande bin es zu beschreiben, und obgleich es Leib und Leben galt, so wußte er doch die ernstesten Wahrheiten mit Witz und Laune zu würzen. Er rührte Aller Herzen, so daß Vielen die Thränen in den Augen standen. Aber statt um Gnade zu bitten, nannte er Hus einen frommen und edlen Mann, der durchaus ungerecht verurtheilt sei; denn derselbe habe nicht gegen das Christenthum gelehrt, sondern nur geeifert gegen die Mißbräuche der Kirche, gegen den Stolz und Hochmuth der Priester, sowie gegen die Ueppigkeit, mit der dieselben die Güter der Armen durch Saufen, Spielen, Jagen, Fressen verpraßten. Voll Muth und Kraft vertheidigte er seinen verstorbenen Freund und man mußte seine überaus treffliche Rede um so mehr bewundern, als er seit dreihundertundvierzig Tagen in einem feuchten, finstern Thurm, gesessen hatte. Dessenungeachtet zeigte er eine Geistesgegenwart und Todesverachtung, über die man staunen mußte, und ich kann ihn daher nicht anders nennen, als einen zweiten Cato. Ja, sein Name verdient unsterbliche Ehre!“

So urtheilt ein Diener des Papstes, in dessen Namen das Konzil handelte, und welcher wenig Tage nachher auch den wackeren Hieronymus dem Tode überlieferte.

Sein Tod verursachte kaum geringeres Aufsehen als der seines Glaubensgefährten, denn der weit gereiste und vielbekannte Mann zählte Freunde zu Paris, Oxford, Köln, Heidelberg u. a. O., wo er seine Studien gemacht; und mächtige Fürsten und Gebieter, die Könige von Ungarn und Polen, hatten ihn bei verschiedenen Veranlassungen zu Rathe gezogen. Freilich ließ er bei mehreren Vorkommnissen die Besonnenheit außer Acht, und infolge seines stürmischen Eifers hatte er sich auch in seiner Vaterstadt viele Wohlgesinnte zu erbitterten Gegnern gemacht, wie z. B. damals, als er die Kreuzbulle wider König Ladislaus sowie die päpstlichen Ablaßbriefe öffentlich verbrannte und sich so weit vergaß, Reliquien mit Füßen zu treten, ja sogar einen seiner mönchischen Widersacher in die Moldau stürzen zu lassen.

Hieronymus war, als es um Hus recht übel stand, seinem Freunde als Vertheidiger zur Seite getreten; da man ihm jedoch sicheres Geleit verweigerte, im Begriffe gewesen, nach Prag zurückzukehren, als er von dem Herzog von Sulzbach treuloser Weise in Hirschau angehalten, festgenommen und dem Ketzergericht übergeben ward.

Auch er betrat ohne einen Laut des Schmerzes den Scheiterhaufen und rief dem Scharfrichter noch zu: „Nur hierher vor meine Augen; ich fürchte das Feuer nicht." So bewährte auch dieser Wahrheitszeuge in heldenhafter Weise die Güte der Sache, für welche er eingetreten war.

Das Konzil ging auseinander ohne irgend eine ruhmwürdige That; aber Folgen hatte es doch. Der Zeugentod der Glaubenshelden rief ihre Anhänger, die Hussiten Böhmens, für die Märtyrer unter die Waffen, zur Rache an dem wortbrüchigen Kaiser, zur Rache an den Papisten und den Pfaffen. Ihr Bundeszeichen, ihr Feldgeschrei und Losungswort war der Kelch. Unter dem einäugigen Ziska rückten im Jahre 1419 vierzigtausend streitbare Männer, welche Weib und Kind auf Wagen mit sich führten, zum Kampfe aus. Vom Berge Tabor aus, wo sie an langen Tischen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt gefeiert und Brüderlichkeit und strenge Zucht gelobt hatten, wurden sie unter dem Namen „Taboriten" der Schrecken des Landes, ja das Entsetzen des Deutschen Reichs, die Zuchtruthe der entarteten Kirche. Milder als sie waren die sogenannten Calixtiner oder Utraquisten, welche ihren Zorn durch das Konzil zu Basel 1431 versöhnen ließen, während die entschiedenere Partei den grausamen Kampf unter Prokop dem Großen noch lange Jahre fortsetzte und ganze Städte vom Erdboden vertilgte, um „Gottes Wort zu Ehren" zu bringen, bis dies starke, trotzige Geschlecht an seinem eigenen Eifer zu Grunde gegangen war und in Böhmen jede freie Regung des Geistes erstickt wurde.

Aber was kein Feuer der Ungerechtigkeit verzehrt, keine Macht der Erde überwindet, das ist die Wahrheit. Der Staub der Märtyrer verweht sie durch alle Lande.

Um dieselbe Zeit, als die letzten Hussiten in Böhmen verschwanden, erhob sich in Florenz, nahe dem Sitze des Papstthums, ein anderer Zeuge der Wahrheit, der auch im Feuer bewährt ist, Girolamo Savonarola, der gelehrte Dominikanermönch von San Marco.



Hussitische Wagenburg im Feldlager.

Gebürtig aus Ferrara und wider seiner Eltern Willen in das Kloster gegangen, um der Verdorbenheit der Welt zu entfliehen, hatte er als Buß- und Fastenprediger hie und da wol schon einiges Aufsehen erregt. Aber zu rechter Bedeutung kam er erst in Florenz, wohin er etwa im Jahre 1490 übersiedelte. Er stand damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre; sein Eifer und seine Weisheit war von Allen geschätzt. Im Klostergarten unter einem Rosenstrauche hielt er seine ersten Vorlesungen für die jungen Dominikaner; bald vermehrten angesehene und gelehrte Männer aus der Stadt, in welcher Künste und Wissenschaften so viel galten, den Kreis seiner Zuhörer, so daß er seine Vorträge in die Klosterkirche verlegen mußte. Hier erklärte er die Offenbarung St. Johannes. Indem er dieselbe auf die Zustände Italiens anwendete, glaubte er eine schwere Heimsuchung ankündigen zu müssen. Auch er erhob die Forderung, daß die Kirche und das ganze sittliche Leben der Geistlichkeit und des Volkes erneuert und verbessert werde. Auf dem erkauften Stuhle Petri sieht der ernste Sittenrichter den habsüchtigen, frevelnden, hochmüthigen Alexander; er sieht, wie die Priester, unbekümmert um die Seelen der Christen, den Aus-

schweifungen sich ergeben; er sieht die heilige Schrift vernachlässigt, eine Menge Aeußerlichkeiten an Stelle des inneren Lebens gestellt, den frommen Glauben verlacht und die Kirche selbst tief gesunken. „Das Schwert des Herrn", ruft er, „wird über die ganze Erde streifen und zwar bald!" Mächtig weiß er hinein in die Gewissen zu greifen und den Menschen ihre Sünde zu zeigen; schonungslos enthüllt er die ganze Schmach des religiösen und kirchlichen Lebens, mit prophetischer Begeisterung fordert er die rettende That der Reformation.

Mit Staunen und Bangen vernahm das glänzende, reiche, üppige Florenz, in welchem die kunstsinnigen Mediceer herrschten, die Stimme des kleinen hageren Mannes mit dem überwältigenden Geiste. Alles drängte sich herzu. Selbst die große Domkirche vermochte die Zuhörer des Mönches kaum zu fassen. Wenn er predigte, zog die Menge wie zu einer Wallfahrt von den Bergen hin nach Florenz. Solches bewirkte die ergreifende Wahrheit seiner Strafpredigten. Er war in dieser Stadt, vielleicht in ganz Italien der Einzige, der vom leichtfertigen Genusse sich weggewendet und auf das Heil der Seelen Bedacht nahm, dem die Freiheit des Wortes und der Kirche Alles galt, der den furchtbaren Ernst der Zeit erkannt hatte. Man nannte ihn den Propheten. Aber er wollte keiner sein. Er wünschte selbst oft, daß er anders predigen könne, als er that, und quälte sich ganze Nächte damit; aber er konnte zu keinem anderen Gedanken gelangen. Und als er eines Morgens erschöpft zu beten begann, da hörte er eine Stimme: „Thor, siehst Du nicht, daß Gott will, daß Du jene Dinge in solcher Weise verkündest?" Und noch an demselben Morgen hielt er eine jener erschütternden Predigten, von denen man sagte, daß sie wie ein durchdringender Hagel, wie ein ausfegender Wirbelwind, wie ein zweischneidiges Schwert durch die Gemüther hindurchgingen.

Savonarola war binnen Kurzem eine Macht geworden, die der Welt Trotz zu bieten wagte. Er wurde zum Prior seines Klosters erwählt. Aber er verschmähte es, dem Mächtigsten in Florenz, dem Wohlthäter des Klosters, dem Lorenzo Medici, aufzuwarten; ja er trug Bedenken, die ihm von jenem erwiesenen Freundlichkeiten und Geschenke anzunehmen. Auch in seiner neuen Würde fuhr er fort, die Sünden der Reichen und die Frevel der Fürsten zu strafen, wie zuvor. So unbeugsam und eifersüchtig, wie auf seine eigene Unabhängigkeit, hielt er auf die Selbständigkeit der Kirche. „Ein guter Hund", pflegte er zu sagen, „bellt stets, um das Haus seines Herrn zu vertheidigen, und wenn man, ihn zu ködern, ihm einen Knochen hinwirft, so schiebt er ihn bei Seite und hört nicht auf, den Räuber anzubellen." Wie für die Bestechungen, so blieb Savonarola auch für die Bitten des Gebieters der Stadt unzugänglich, und als dieser ihm sagen ließ, er möge doch weniger scharf gegen die Personen losziehen, antwortete er: „Geht und sagt ihm, daß er Buße thue um seine Sünden, denn Gott will ihn und die Seinigen strafen." Und als man ihn vor den Gefahren, die er sich selbst bereite, warnte, rief er aus: „Möget ihr fürchten, die ihr Weib und Kinder habt, ich kenne keine Furcht. Euer Land ist ein Linsenkorn gegen die Erde; es kümmert mich nicht, was der Herzog auch thun mag. Aber wisset: Ich bin nur ein Fremder, er dagegen ist der Mächtigste dieser Stadt; dennoch werde ich hier bleiben und er muß von dannen!"

Als ihn kurz darauf Lorenzo an sein Sterbelager rufen ließ, soll der Prior die erlangte Absolution an drei Bedingungen geknüpft haben: Glaube, Wiedererstattung alles ungerecht erworbenen Gutes — und Wiederherstellung der unterdrückten Freiheit von Florenz. Die beiden ersten Bedingungen erfüllte der Sterbende, bei der dritten wandte er sich ab und schwieg. Da entfernte sich Savonarola, ohne die Absolution zu ertheilen.



Savonarola. Vom Luther-Denkmal zu Worms.

In seinem Kloster begann er die Reformation, welche er predigte, damit, daß er die alte Einfachheit und Lauterkeit der Sitten wiederherstellte.

Aller Luxus in den Kleidern, in der Kirche, in Speise und Trank ward abgethan. Ein großer Theil der Besitzungen wurde zum Besten der Armen verkauft, das Betteln der Mönche verboten. Alle hatten sich regelmäßiger und anstrengender Thätigkeit zu widmen. Besondere Sorgfalt wurde auf die Schule verwendet. Er selbst gab das beste Beispiel in Enthaltsamkeit und Arbeitsamkeit.

Er gönnte sich oft nur vier Stunden Schlaf auf einem Lager von Stroh. Bald war San Marco die Heimat der besten Kräfte und ein Mittelpunkt für die benachbarten Klöster, der Herd der Reform.

Zu Advent des Jahres 1493 begann Savonarola in seinen Predigten mit verstärkter Kühnheit aufzutreten. Wie von höherer Macht getrieben, stellte er sich die Aufgabe, die kirchliche Gleißnerei und Hohlheit, die Frevel des Papstthums und der weltlichen Tyrannen zu strafen, — zu vernichten, und in Worten, welche die Zuhörer oft mit Schauder erfüllten, verkündete er das Herannahen des neuen Cyrus, der über Babel kommen und bald erscheinen werde.

Und siehe, noch in demselben Jahre überschritt ein französisches Heer unter Karl VIII. die Alpen, um Italien zu erobern. Von nun an glaubte nicht blos Florenz an den Propheten, die Blicke von ganz Italien richteten sich auf den gepriesenen Prior von S. Marco. Als die siegreichen Feinde sich Florenz nahten, wurde Savonarola dem Könige entgegengesendet, ihn zu begrüßen, und er unterließ nicht, ihn an Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zu mahnen. Aber bevor noch der Abgesandte zurückgekehrt war und der König seinen Einzug halten konnte, hatte das Volk sein Herrscherhaus, die Mediceer, vertrieben und die unterdrückte Freiheit zurückgewonnen.

Savonarola gebührt das Verdienst, erwirkt zu haben, daß Karl von Frankreich die Freiheiten von Florenz achtete, und daß der Grimm der Republikaner gegen die Franzosen so lange gezügelt blieb, bis der Eindringling wiederum die Stadt verlassen hatte.

Bald darnach begann Savonarola, nunmehr an der Spitze der Volkspartei, der jungen Republik eine neue Verfassung zu geben, durch welche sie eine „Stadt Gottes" werden solle. Von innen heraus wollte er Florenz und damit Italien, Staat und Kirche zugleich, reformiren. „Wollt ihr eine gute Verfassung, so müßt ihr sie auf Gott zurückführen. Wenn dem nicht so wäre, so wollte ich wahrhaftig nichts mit Staatsangelegenheiten zu thun haben." Solchergestalt äußerte er sich und darnach handelte er auch. Und so gewann unter seiner Führung das leichtfertige sittenlose Florenz ein neues, durchaus christliches Aussehen. Wie ein Prophet stand er auf der Warte und bezeichnete alle Gefahren, die der Freiheit und Gottesfurcht drohten; es geschah keine Gewaltthat, es floß kein Blut, — alle auflodernde Leidenschaft überwand er mit dem einen Worte, das über seiner Kanzel stand: „Jesus Christus, der König von Florenz." — „Es lebe unser König Jesus Christus!" Das war jetzt die Losung in dieser so auffallend umgewandelten Stadt. Und obwol der Mönch bat: „Kommt nicht, mich wegen jeder Kleinigkeit zu belästigen; in großen Sachen und wenn Zweifel ist, will ich gern euer Rath sein," so war er doch unbestritten das Haupt und die Seele des neuen Gottesstaates und der Berather von Tausenden. Von seiner Kanzel ging die Anregung und Entscheidung zu allen wichtigen Reformen aus. Seine Predigten verlangten unaufhörlich nach einer gründlichen Erneuerung des christlichen Volkslebens. Und mit welchem Erfolge!

Vornehme Frauen legten unter Thränen ihre kostbaren Gewänder ab; Räuber brachten ihren Raub zurück, reiche Kaufleute verschenkten ihre ungerecht erworbenen Güter; die Schauspielhäuser standen leer, die Wirthshäuser wurden

geschlossen; aus den Häusern hörte man fromme Gesänge und Gebete; die beliebten Laster verschwanden — eine große, allgemeine Erweckung begann Raum zu gewinnen.

Savonarola forderte die Behörden auf, die Sittengesetze anzuwenden und Alles aus der Stadt zu entfernen, was dem Dienste Gottes entgegen sei; für Spieler forderte er die Folter zur Strafe, den Gotteslästerern sollte die Zunge durchstochen werden. Besonders der Jugend wendete er seine Sorgfalt zu. Die allerdings bedenkliche „Republik der Kinder" wurde organisirt, unter Vorsteher und Aufseher gestellt und die Kleinen wurden damit beauftragt, die Sünden der Erwachsenen zu strafen, Karten, Würfel, Masken, falsche Haare, Schmuckkästchen und was dergleichen mehr war zu verbannen und ihm zu überbringen. Für die Armen errichtete er ein Leihhaus, den Arbeitslosen schaffte er Arbeit, die Trägen ließ er zur Thätigkeit ermuntern — kurz, das Leben war allmählig ein solches geworden, daß man das frühere lustige Florenz nicht wieder erkannte. Am Karneval 1497 veranstaltete er eine Feier ganz neuer und überraschender Art. Auf dem Marktplatze wurde eine riesige Pyramide aus allen den Dingen, welche die Kinder hinweggenommen hatten, — Schleier, „schlechte" Bücher und Bilder, Gold- und Silberschmuck u. dgl. im Werthe von zwanzigtausend Thalern — aufgethürmt, und während sich das Volk um das seltene Schauspiel versammelte, erschienen in langem Zuge die weißgekleideten Mädchen, Almosen sammelnd und dieselben an die Armen vertheilend. Unter lautem Gesang, Trompetenschall und Freudengeschrei der Menge wurde die Pyramide in Brand gesteckt. Es war der heiterste und zugleich ernsteste Karneval, den man je in Florenz gefeiert hatte.

Hand in Hand mit diesen großen und staunenswerthen Unternehmungen ging Savonarola's Drängen nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern. Die heilige Schrift, so fordert er, soll in den Händen Aller und die Lehrerin der Priester sein; alle unnützen Ceremonien und menschlichen Zusätze sollen abgethan werden, Wahrheit allein soll herrschen und der Papst der beste Christ sein. Erinnerte man ihn an das Gefährliche seiner Unternehmungen, so sagte er: „Fragt ihr nach dem Ende des Kampfes im Allgemeinen, so antworte ich: Sieg, im Besonderen: Tod; allein Sterben heißt nicht Unterliegen; es dient vielmehr dazu, das Licht weiter zu verbreiten."

Man kann sich denken, welche Schar geheimer Feinde nur des Augenblicks harrte, um offen hervorzutreten und den gewaltigen Mönch zu stürzen. Da waren zunächst die vertriebenen Mediceer, des Papstes Vettern, welche schon einmal ihre Rückkehr versucht hatten. Da war sodann die vornehme Jugend von Florenz, welcher natürlich die neue Staatsordnung und die strenge Sittenzucht der „Heuler", wie sie die Anhänger des Mönches nannten, im höchsten Grad mißfiel. Da waren die Mönche anderer Orden, welche, eifersüchtig auf den Ruhm des Dominikaners, diesen zu vernichten suchten. Da war vor Allem der habsüchtige und verworfene Papst Alexander VI., welcher über den Einfluß und die Absichten Savonarola's erschrak und ihn gleichfalls zu verderben trachtete.

Schon einmal hatte er dem Mönche unter der Bedingung, daß er schweigen wolle, den Kardinalshut angeboten. Aber dieser hatte in seiner nächsten Predigt

erklärt, er verlange keinen andern rothen Hut als den, der mit seinem eigenen Blute geröthet wäre. Im Jahre 1495 lud ihn der Papst in einer schmeichelhaften Zuschrift nach Rom ein, angeblich um Aufklärung über seine Weissagungen zu erhalten. Der vorsichtige Prior lehnte den Besuch wegen Unwohlseins und wegen der ihm außerhalb Florenz auflauernden Mörder ab. Kurz darauf aber wurde er aufgefordert, sich in Rom wegen der Irrthümer, die er gelehrt habe, zu verantworten, und dann wurde ihm verboten, weiter zu predigen.

Eine Zeit lang gehorchte er; aber er brachte es nicht über sich, lange zu schweigen. „Das Wort Gottes", sagte er, „ist in meinem Herzen wie Feuer; wenn ich es nicht von mir gebe, verbrennt es mir Mark und Bein. Uebrigens fürchte ich nichts; hier ist der, der die Kette der Hunde und Löwen in der Hand hat, sie können mir nichts thun, als so weit er will. Und wenn der Papst den Angaben meiner Feinde Glauben schenkt und mir befiehlt, nicht mehr zu predigen, so werde ich nicht gehorchen, da ein solcher Befehl der Kirche schädlich ist und solches nicht im Willen des Papstes liegen kann. Schreibt das nach Rom! Nur schreibt, wie ich es gesagt habe."

Am Palmsonntage veranstaltete er einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Etwa achttausend Kinder, bekränzt und geschmückt, der Magistrat und der größte Theil der Bevölkerung folgten unter festlichen Gesängen dem Mönche durch die Straßen der Stadt. Nur einmal wurde der Zug von den Gegnern bedroht. Vor dem Kloster S. Marco endete die Feier unter Hochrufen auf Christus, den Erlöser. Die Becken, welche die Kinder herumtrugen, waren zum Besten der Armen mit Gold, Silber, Ringen und Juwelen gefüllt.

Indessen antwortete der Papst, von den Feinden Savonarola's angestachelt, mit einem neuen Verbot, sowie mit der Drohung, das Kloster San Marco aufzuheben, und mit der erneuten und verschärften Aufforderung an den Mönch, zur Untersuchung vor seinen Richtern zu erscheinen. Auch diesmal willfahrte Savonarola nicht, sondern fuhr fort, mächtiger als je gegen den Papst, seine weltliche Macht und Herrschsucht und gegen die Verderbniß der Kirche zu predigen und zu schreiben. Er wendete sich jetzt an die Fürsten Europa's und ermahnte sie, ein allgemeines Konzil zu veranstalten. Noch hoffte er den Tag zu sehen, wo die geforderte Erneuerung der Kirche hervorbräche und alle Freunde der Reform stark und mächtig sich erheben würden.

Er hatte sich getäuscht. Nicht blos in Florenz erlangten die alten Gegner wieder die Oberhand und stürzten das ganze Gebäude um, das er aufgerichtet hatte; auch an den Höfen der Fürsten vermochte das Geld und der Einfluß des Papstes zu viel, als daß von da hätte Hülfe kommen können. Man muß es dem sonst so klar blickenden Manne verzeihen, daß er sich noch dem Wahne hingab, als könnten der Papst und die römische Kirche durch Bußpredigten gebessert und gereinigt werden.

Am Himmelfahrtsfeste 1497 bestieg Savonarola nach längerem Schweigen wieder die Kanzel. Man hatte ihn gewarnt und zurückzuhalten gesucht. Aber der Geist ließ ihm keine Ruhe. Als die Menge schon mehrere Stunden zuvor in die Kirche drängte, fand man die Kanzel, das Kruzifix, die ganze Kirche



Kinderumzug durch Florenz unter Savonarola.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

mit Aas befleckt und verunreinigt, in den Rednerpult dagegen Eisenspitzen eingeschlagen. Es war das Werk der immer dreister gewordenen Gegner, deren sich eine große Zahl in der Kirche eingefunden hatte, um sich der Person des Verhaßten zu bemächtigen. Sie unterbrachen ihn mitten in der Predigt, nur mit Mühe konnten ihn seine Freunde vor den blitzenden Dolchen schützen und in das Kloster zurückgeleiten.

Kurz darauf traf der Bannspruch des Papstes ein. Umsonst war es, daß zahllose Stimmen aus dem Volke und der gelehrten Welt seine Vertheidigung übernahmen. Aber umsonst war auch das Verlangen Roms, daß Florenz den Gebannten zur Bestrafung ausliefere. Unangetastet, muthvoller und freudiger als je widmete sich Savonarola dem Dienste der Liebe, als in diesen Tagen Hunger und Pest die unglückliche Stadt bedrängten. Kühner als zuvor warf er dem Papste den Handschuh hin, indem er dessen Irrthümer an das Licht zog. „Krieg, Krieg, Krieg dem Teufel!" rief er aus. „Mir genügt der Friede mit Christo! Auf welcher Seite willst Du sein, Christus? Auf unserer, die wir exkommunizirt sind, oder auf Seite Jener, obgleich sie sich dem Saufen und Fressen, dem Geiz, der Wollust, der Lüge und jedem Laster ergeben haben? Auf welcher Seite? Antworte, Christus! — Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, sagst Du! So willst Du bei den Verfluchten stehen; der Teufel wird mit Denen sein, die vom Papste gesegnet sind. — Und ich sage Euch, ein Jeder, der diesen Bannspruch hält und sagt, daß ich nicht predigen soll, der befindet sich im Banne und ist ein Ketzer. Meine Lehre stimmt überein mit der heiligen Schrift; wer sie nicht will, der will das Reich des Teufels."

Am 18. März 1498 predigte er zum letzten Mal. Man müsse, sagte er, sich jetzt zum himmlischen Papste, zu Christo, wenden. „Du, Herr Jesu, bist mein Pfarrherr, mein Prälat, mein Bischof, mein Papst!"

Der Bruch war unheilbar geworden. Der Haß der vereinten Gegner zeigte sich unwiderstehlich. Sie griffen ein von ihm hingeworfenes Wort auf, daß er nämlich für seine Lehre durch das Feuer gehen wolle, und verlangten jetzt von ihm, daß er sich dem Gottesurtheil der Feuerprobe unterwerfe. Sein Freund Dominico trat für ihn ein, gegen ihn ein Franziskanermönch. Am 7. April befand sich ganz Florenz in Erregung, die Stadtthore waren geschlossen, Bewaffnete aufgestellt, ein vierzig Ellen langer Scheiterhaufen auf dem Markte errichtet. Mitten zwischen den Holzstößen hindurch zog sich ein schmaler Fußpfad hin. Um Mittag erschienen die Dominikaner und Franciskaner und stellten sich auf beiden Seiten auf. Allein die Spannung des Volkes sollte nicht befriedigt werden. Stundenlang wurde darüber hin und her verhandelt, ob Dominico das Sakrament bei sich tragen dürfe. Der Abend kam darüber herbei, ein Platzregen zerstreute die Versammlung und die Handlung ward verschoben. Diesmal folgten Drohungen und Verwünschungen, ja sogar Steinwürfe dem heimkehrenden Savonarola, dem man Schuld gab, er habe aus Furcht den Vollzug des Gottesurtheils vereitelt und Florenz um das interessante Schauspiel gebracht.

Von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute wuchs der Verdruß, der Zorn, der Haß gegen die Mönche von S. Marco. Am folgenden Tage

wurden die Fenster der Klosterkirche mit Steinen eingeworfen, das Kloster gestürmt, die Glocken geläutet zu Kampf und Vernichtung, und so lange währte der Aufruhr, bis sich Savonarola und zwei seiner Schüler nach zärtlichem Abschiede von den Brüdern um Mitternacht selbst auslieferten. Gebunden, geschlagen, unter Fußtritten und Hohngeschrei des Pöbels wurden sie ins Gefängniß geführt. Der Papst aber schrieb vergnügt: „Und wenn er Johannes der Täufer wäre, er muß sterben."

Am frühen Morgen des 23. Mai 1498 fand die Hinrichtung statt.

Als der den Verurtheilten begleitende Priester sprach: „So scheide ich Dich von der streitenden und triumphirenden Kirche," verbesserte ihn Savonarola laut: „Von der streitenden wohl, von der siegenden nicht; denn das steht nicht in Deiner Gewalt!"

Als das Feuer aufflammte, trieb der Wind die Flammen zum Schrecken des Volkes von den Schlachtopfern hinweg. Dann schlugen sie in der Höhe zusammen. Noch sah man die Hand des Propheten im Feuer, wie sie segnend über den Häuptern seines Volkes schwebte.

„Ich weiß gewiß, daß die Kirche sich erneuern wird, es gehe wie es wolle!" Mit dieser Weissagung auf bessere Zeiten ist dieser Blutzeuge freier Glaubensanschauung gefallen, ein echter Protestant, an der Grenze des 15. Jahrhunderts, ein Fluch für das Papstthum, eine Hoffnung für die Kirche der Zukunft.

Und wie die Menschheit also lag in Ketten,
Da trat ein Mönch von Wittenberg hervor,
Mit seinem Donnerwort die Welt zu retten.

Mir nach!

III

Wort und Schwert.



Das Wort sie sollen lassen stan
Und keinen Dank dafür haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren es dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Martin Luther.



Philipp Melanchthon (Schwarzerde). Dr. Martin Luther. Justus Jonas. Johannes Oekolampadius (Hausschein).

XIII. Doktor Martin Luther, Magister Philipp Melanchthon und das Zeitalter der Reformation.

„Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschheit Knechte.“
Paulus, der Apostel.

Im Hinblick auf den jahrhundertlangen Kampf zwischen Kaisermacht und Papstthum wäre es ungerecht, wenn man das Verschulden aller daraus hervorgegangenen Uebel nur auf Seite des letzteren suchen wollte. Denn nicht selten vertraten die erleuchteten Inhaber des Stuhles Petri die fortschreitende christliche Bildung gegenüber der Starrheit mittelalterlicher Barbarei.

So lange Deutschland in der That die Vormacht des christlichen Europa war und nicht blos so geheißen wurde, bildeten die Deutschen und die Italiener — das mächtigste und kultivirteste Volk des Mittelalters — ein gemeinsames großes Ganze und sie genossen die Segnungen einer so denkwürdigen Verbindung in der erfrischenden,

verjüngenden Wechselwirkung zweier, wie es lange schien, aufeinander angewiesenen zukunftsreichen Völkerfamilien. Diese weltgebietende Stellung Deutschlands ward unhaltbar, als die obersten Gewaltträger, als Kaiser und Papst und mit denselben die von ihnen abhängigen weltlichen Fürsten und geistlichen Würdenträger sich nicht mehr vertrugen und auch weiterhin sich nicht vertragen konnten, je beharrlicher dem Ehrgeiz der Päpste, wie wir gesehen haben, nach Erweiterung nicht blos ihrer geistlichen, sondern auch ihrer weltlichen Herrschaft gelüstete, bis schließlich die Ansprüche der Stellvertreter Jesu Christi auf Erden wegen Beherrschung des Erdkreises in der Entscheidung jenes Papstes gipfelten, welcher im Zeitalter der Entdeckungen die neu aufgefundenen und etwa noch aufzufindenden Länder, Menschen und Meere zwischen den damals seetüchtigsten Nationen, den Spaniern und Portugiesen, zur Vertheilung brachte.

Der Rückgang der Macht des deutschen Kaiserthums ist seit der Hohenstaufen-Epoche ein stetiger gewesen. Wie oftmals auch die römisch-deutschen Kaiser es versuchten, als solche wieder festen Fuß in Italien zu fassen: es gelang ihnen nicht. Nur mittels Heirath und Vererbung kamen Theile von Italien unter das Szepter österreichisch-deutscher Kaisergeschlechter.

Noch einmal winkte dem mächtigen Habsburger das höchste Ziel eines Ehrgeizes, der nach Aufrichtung einer Weltmonarchie verlangt. Vielleicht hätte Karl V. seine hochfliegenden Absichten in Erfüllung gehen sehen und dann auch Italien wieder unter seine Herrschaft gebracht, wäre er im Stande gewesen, sich zur ganzen Höhe seiner großen Aufgabe zu erheben, als die Auffindung einer neuen Welt eine neue Zeit mit neuen Ideen gebar und zu neuen Zuständen neue Menschen und erleuchtete Herrscher verlangte. So aber verkannte Karl V., von pfäffischen Menschen erzogen und umgeben, seinen weltgeschichtlichen Beruf. Statt sich dem kühnen Mönche von Wittenberge beizugesellen und damit an die Spitze der Reformation zu treten, statt sich über das Papstthum zu stellen in richtigem Begreifen nothwendig gewordener neuer Lebens- und Glaubensformen gegenüber dem Abgestorbenen, dem gänzlich Veralteten, gestattete er dem römisch-katholischen Kirchenoberhaupte womöglich noch größere Gewalt über die Geister und Gewissen. Das deutsche Kaiserthum sank in Folge dessen zu stets merklicherer Bedeutungslosigkeit herab und Frankreichs böse Absichten konnten immer weiter um sich greifen.

Trotz Pavia und weiterer Erfolge der kaiserlichen Waffen drängte infolge jener Habsburg'schen Unterlassungssünden Frankreichs Anmaßung seitdem nach dem Vordergrunde der politischen Schaubühne und unser Vaterland ist in dem Grade tiefer, immer tiefer gesunken, je höher sich Frankreich erhob. Und aus dieser gebietenden Stellung ist es bis zum Jahre 1870 auch nicht wieder gewichen. Die Nachfolger Karl's V. dagegen blieben trotz päpstlicher Gunst nur dem Scheine nach die weltlichen Oberhäupter der europäischen Christenheit als „Kaiser des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation".

Im Grund war längst schon, seit den Kreuzzügen, dem deutschen Mittelalter, ein französisches gefolgt. Französischer Einfluß auf nachbarliches Land und dessen Leute, auf deutsche Fürsten und deutsches Bürgerthum, allerlei wälsche

Sitten und Ideen hatten lange vor Eintritt des Dreißigjährigen Krieges ihren Siegeszug auch über den Rhein angetreten und machten sich fortan bis auf unsere Zeit immer unwiderstehlicher geltend, bis am Tage von Sedan — vorher gefördert durch eine **protestantische Vormacht** Deutschlands — die Wiedergeburt unseres Vaterlandes sich vorbereitete. Diese wird vollbracht sein in der Stunde, in welcher die entscheidende große Geistesschlacht zwischen den Unterdrückern der Geistes- und Gewissensfreiheit und den Vertretern des evangelischen Gedankens der Duldsamkeit und Menschenliebe geschlagen sein wird. Gegenwärtig strebt ein protestantischer deutscher Kaiser unser Vaterland wieder in die frühere Stellung einzusetzen; die Erleuchteten der Nation führen den schweren Kampf mit dem unfehlbaren Papste und dessen noch sehr zahlreichen Anhängern gemeinschaftlich mit ihrem Kaiser. Derselbe ist sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt: voranzustehen im Kampfe der Freunde des Lichts mit den Mächten der Finsterniß.

Diese wiedererrungene Stellung in den vordersten Reihen der Völker und Staaten darf Deutschland nimmermehr aufgeben. Ein großes Volk, das nichts auf Ehre und Achtung hält, gleicht dem in den Tag hinein lebenden Thoren, welcher die Güter seiner Altvordern verpraßt. Unser Volk aber, welches durch die Reformation den bedeutendsten Anstoß zur Entwicklung der geistigen Freiheit, der Freiheit des Gedankens und der Gewissen gegeben, in dessen Mitte die mechanische Kunst der Ideenverbreitung und Geistesfortbildung mittels der Buchdruckpresse erfunden worden ist, unter welchem ein Keppler in dem Zeitalter der Reformation, das jenem der großen Entdeckungen nachfolgte, die Gesetze des Weltalls offenbarte, ein Volk, das selbst während der grausamsten Prüfungszeiten die Vollführung eines guten Theiles aller hervorragenden Geistesthaten auf sich genommen hat: — ein solches Volk muß eifersüchtig darüber wachen, daß es sich an der Spitze der Völkerfamilien unseres Erdballs erhält. Aber es wird gewiß nicht von der erklommenen Höhe jählings herabsinken, wenn es sich sein gutes protestantisches Gewissen, den Preis mühselig und blutig errungener Kämpfe, wach erhält und beim Evangelium der reinen Gottes- und Menschenliebe fest beharrt.

Dergleichen Betrachtungen ruft der Zeitabschnitt hervor, in den wir nunmehr eintreten. Denn die Verpflichtung, an der Spitze des geistigen Fortschrittslebens zu beharren, ist uns durch die große Geistesthat Luther's überkommen.

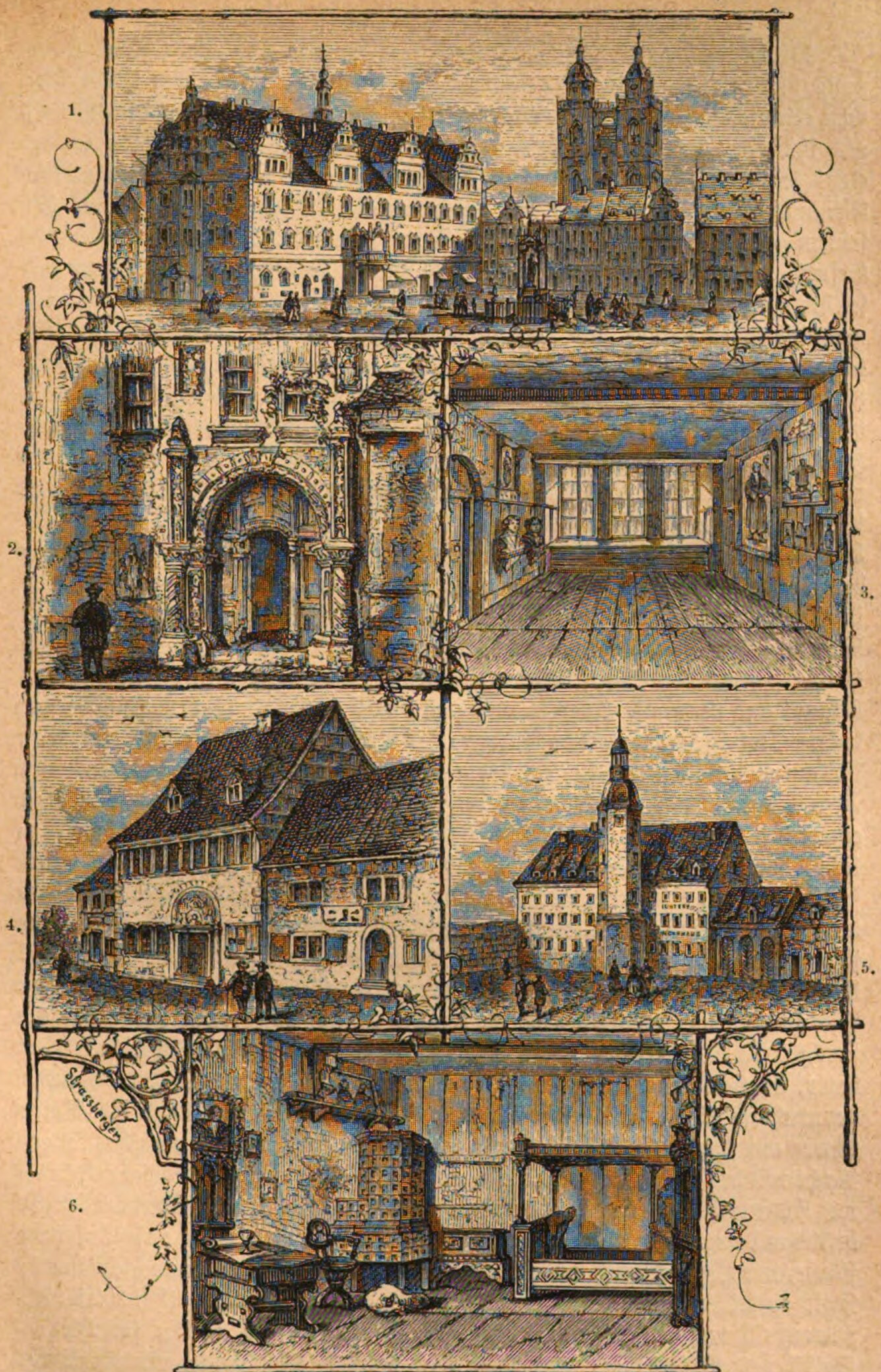
Sieht man von der französischen Revolution, welche noch nicht ihr erstes Jahrhundert zurückgelegt hat, ab, so hat keine Bewegung im Reiche der Geister, hat kein Weltereigniß nach Entdeckung der neuen Welt größere und weittragendere Folgen gehabt, als die durch Luther hervorgerufene Kirchenverbesserung, unterstützt durch Melanchthon und eine Anzahl gleichgesinnter Männer germanischen Geistes.

Welcher Deutsche, welcher Protestant blickte nicht mit Andacht auf die beiden Helden des christlichen Geistes, Luther und Melanchthon, die brüderlich vereint an den Pforten der neuen Zeit die Zukunft mit dem reinen Evangelium Jesu Christi begrüßen und weihen? Wir sind seit unserer Kindheit mit ihnen und ihrer Geschichte vertraut, als wären sie die Ahnen unseres Geschlechts. Dennoch

versenken wir uns immer wieder mit Freude und Genuß in die Betrachtung ihres Lebens und Wirkens und schöpfen da frische Begeisterung für die Wahrheit und den Glauben. Namentlich was Luther betrifft, hat es keinen Zweiten gegeben, der mit solch' überwältigender Kraft in das Schicksal und das Geistesleben seines Volkes eingegriffen und das Herz der Nation zu erfüllen und zu begeistern verstanden hat. Darum ist auch Keiner mehr geliebt, mehr gefürchtet, mehr bewundert worden als er. Selbst seine Gegner müssen ihm diesen Ruhm lassen. „Es hat nie einen Deutschen gegeben", so urtheilt der Katholik Döllinger über Luther, „der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen von ihr eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand, wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Hatte er seinem Volke doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied! Und Alles, was die Gegner ihm zu erwiedern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete; nur er war es, der, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst Diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuten als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, können nicht anders, sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken."

„Ich bin eines Bauern Sohn. Mein Urgroßvater, Großvater und Vater sind rechte Bauern gewesen; darnach ist mein Vater nach Mansfeld gezogen und allda ein Bergmann geworden" — also berichtet Luther selbst über seine Abkunft. — In der Nacht vom 10. auf den 11. November 1483 um 11 Uhr war's — also am Vorabend des Tages, an welchem 276 Jahre später ein anderer deutscher Geisteshero s, Friedrich Schiller, das Licht der Welt erblickte — als zu Eisleben dem vormaligen Bauern und nunmehrigen Bergmann Hans Luther aus Möhra (bei Eisenach) ein Knäblein geboren und am 14. November in der Peterskirche jener damals gräfl. Mansfeldischen Stadt auf den Namen des Kalenderheiligen St. Martinus getauft worden. Unter einer gar ernsten und strengen Zucht und in einem kirchlich frommen Hause wuchs der kluge, kraftvolle Knabe heran, bis er bei zunehmendem Wohlstande der Eltern, zum Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, auf die Schule zu Magdeburg abgehen konnte, wo ihn die Franziskanermönche freilich mehr zu Andachtsübungen und zum Herumtragen des Bettelsackes als zum Lernen anhielten.

Wie es hier zuging, erzählt Luther selbst: „Ich habe gesehen mit diesen meinen eigenen Augen, da ich im 14. Jahre zu Magdeburg in die Schule ging, einen Fürsten (Wilhelm) von Anhalt in der Barfüßerkappe auf der Straße umgehen nach Brot und er trug einen Sack, daß er sich zur Erde krümmen mußte; sein Gesell, der Klosterbruder, aber ging nebenher ledig, auf daß der fromme Fürst ja allein das höchste Exempel der grauen, beschornen Heiligkeit der Welt vorstellte — — — und hat er sich so zerwacht, zerfastet und kasteit, daß er aussah wie ein Todtengerippe und starb auch bald."



1. Marktplatz zu Wittenberg mit dem Luther-Denkmale.
2. Lutherhaus zu Eisenach. 3. Stube zu Eisleben, wo Luther geboren ward.
4. Lutherhaus in Wittenberg. 5. Augustinerkloster in Wittenberg.
6. Lutherzimmer auf der Wartburg.

Deswegen begab sich der junge Luther sehr bald nach Eisenach, in der Hoffnung, hier rascher vorwärts zu kommen. Da jedoch die Mittel zum Unterhalte vom elterlichen Hause nur spärlich zuflossen, so war es eine große Wohlthat, als ihn eine weitläufige Verwandte, die gutherzige Frau Ursula Cotta, eines begüterten Bürgers Eheweib, gerührt durch das andächtige Singen des Kurrendschülers Martin und seiner Kameraden, in ihr Haus aufnahm. In seinem achtzehnten Jahre bezog er die in besonderer Blüte stehende Universität Erfurt, wo sich damals eine große Zahl junger Gelehrter dem Studium der seither ganz unbekannten Alterthumswissenschaften widmete und die arg vernachlässigte griechische und lateinische Sprache betrieb. Infolge des erhöhten wissenschaftlichen Eifers hatte sich hier eine freiere humane Richtung Bahn gebrochen, mehr als es der Kirche angenehm war. Hier hatte Johann von Wesel, einer der Vorreformatoren, mächtig gewirkt, bis er unter den Händen der Ketzerrichter zu Mainz sein Ende gefunden; sein Name lebt aber noch in Aller Mund und seine Ansichten, welche die heilige Schrift über den Papst und seine Konzilien stellten, in Vieler Herzen. Hier bildete sich damals bereits ein enggeschlossener Kreis geistvoller junger Männer, welche, unter dem Namen „die Humanisten" bekannt, weithin mit allen Gesinnungsgenossen in Verbindung standen und Mönche, Pfaffen und alles Kirchliche mit dem bitteren Hohn ihres Unglaubens übergossen. Zu Erfurt machte auch der junge Luther sich mit den Schriftstellern des heidnischen und christlichen Alterthums bekannt und vertraut. Aber er war weit davon entfernt, sich dem Bunde jener lockeren, witzigen Humanisten hinzuzugesellen; denn an ihnen vermißte er, was ihn am mächtigsten erfüllte, das fromme Gefühl, das religiöse Gewissen.

Eines Abends, im Sommer des Jahres 1505, lud er seine Freunde zu einem heiteren Mahle und studentischen Gelage ein. Er, wie immer, der fröhliche, hurtige Geselle, ergötzte sich und Andere gern mit Gesang und Saitenspiel. Aber wie erschraken die Kameraden, als er mitten in der Freude abbrach und ihnen erklärte, er träte noch in derselben Nacht in das Kloster der Augustinermönche ein und wolle jetzt von ihnen und der Welt Abschied nehmen! Vergebens war ihr Bitten und Bestürmen; ein Gelübde hatte ihn gebunden. Als nämlich vor wenigen Wochen unweit Erfurt auf freiem Felde ihn ein furchtbares Gewitter ereilt und er, von Angst und Schrecken erfüllt, gezittert hatte, da hatte er den Entschluß gefaßt, von welchem er für seine ohnehin beunruhigte Seele Frieden erwartete. Lastete doch schon lange die Sorge schwer auf ihm, wie er seine Seele retten solle. Er hatte in mancher langen Nacht mit den Verlockungen der Jugend oder — in der Sprache seiner Zeit — mit Hölle und Teufel gerungen und in mancher trübseligen Stunde darüber gebrütet und gegrübelt, ob er zu den Erwählten gehöre oder, wenn er jetzt plötzlich stürbe, der Verdammniß verfalle. Und aus dieser seiner geistigen Bedrängniß hatte er keinen andern Weg gefunden als den, welchen vor ihm Millionen gewandelt waren: Leiden, Kreuz, Buße, Gebet und Fasten im Kloster. Selbst des Vaters Zorn, welcher das Mönchsleben haßte und verachtete, und seine Zustimmung zu dem Schritte des Sohnes verweigerte, konnte den jungen Brausekopf nicht zurückhalten. Manches Jahr verging, ehe der

Groll des alten Luther dahinschwand vor den geistesfrischen Thaten des Sohnes.

Am andern Morgen war der Entschluß vollzogen; die Zelle hätte den Erregten aufgenommen. Mit dem Sack auf dem Rücken zieht er nun durch die Stadt und die Dörfer, um Geschenke für das Kloster zu erbetteln; er verrichtet die niedrigsten Dienste, wie man sie dem Neuling zumuthet; er kasteit seinen Leib mit Fasten, Nachtwachen und Geißel, seine Seele mit Betrachtung und Gebet. Jeden Tag liest er Messe und sucht die Vermittlung der Heiligen nach. Kurz, er ist ein Mönch, so vollständig, so streng, wie es die Regel verlangt. Unbarmherzig gegen sich selbst wie Wenige, hätte er sich gern zu Tode gemartert, um nur in den Himmel zu kommen. Er liest nun auch die Schriften des Augustin und die heilige Schrift, die er hier erst ganz kennen und bewundern lernt. Aber den Frieden findet er auch dabei nicht. Er sinkt nur tiefer in Schwermuth und Gewissensangst. Seine Sünde erhebt sich vor ihm und umringt ihn in gespenstischen Teufelsgestalten. Neue Zweifel bemächtigen sich seiner: „Ach", seufzt er, „unser Herr Gott geht ja so greulich mit den Leuten um; wer kann ihm dienen, wenn er so um sich schlägt?" Die aufgestiegenen Zweifel, die Finsterniß der katholischen Kirche, die Schrecken des Gerichts gönnen ihm keine frohe Stunde mehr. Der Mönchsglaube mit seinen zahllosen Uebungen guter Werke, mit seinen Wallfahrten und stundenlangen Gebeten rückt ihn Gott nur immer ferner. Wie ein Fisch an der Angel, so zieht und zuckt seine Seele und reißt sich doch nur den Stachel tiefer. „Was sind diese guten Werke, die wir thun?" jammert er; „sie schaffen uns doch keinen gnädigen Gott, und meine Sünde, meine Sünde, meine Sünde! Das erschreckte Gewissen fühlt sich immer elender. Tagelang schließt er sich in seine Zelle, ohne Jemand zuzulassen; endlich erbrechen die Brüder die Thüre und finden ihn in tiefer Ohnmacht. Er erwacht nur zu neuen Seelenleiden. Nur wenige Menschen haben so schwere Kämpfe durchgerungen, wie er!

Doch gelang es endlich dem freundlichen Zuspruch eines frommen Klosterbruders, welcher ihm das Wort vorhielt: „Ich glaube an die Vergebung der Sünde," sowie der besonnenen Fürsorge des Generalvikars Johann von Staupitz, welcher Luther's Berufung an die neugestiftete Universität Wittenberg herbeiführte, ihn zu beruhigen. Diesen Beiden dankte er es, daß er, dem Leben zurückgegeben, wieder frischen Muth zu fassen begann. Beim Lesen der heiligen Schrift, unter der Beschäftigung mit den Wissenschaften sowie mit einer gesunden Arbeit gewann die Welt für ihn nun ein anderes Gesicht und Gott trat ihm näher. Er fand ihn in Christus, besonders in dem Leiden und der Hingabe Christi; im Glauben an das unendliche Verdienst des Erlösers ließ er sich versöhnen mit Gott. Der Apostel Paulus gab ihm die Gewißheit: „Die Rechtfertigung kommt allein aus dem Glauben und nicht aus den mönchischen Werken." Der heiligen Schrift vertraute er von nun an unbedingt als dem lebendigen Worte Gottes; sie wurde ihm das Licht, für welches er alle menschliche Weisheit dahingab, und der Vernunft zum Trotz wollte er ihr glauben und im Glauben an Christus selig werden. Von nun an war er der Liebe und Gnade Gottes gewiß; stark und froh im Gebet, im Vertrauen zu ihm, predigte und lehrte er

mit aller Kraft und mit einem Eifer, der ihm die Herzen der Hörer gewann. Im Lehrsaal und auf der Kanzel ward er nicht müde, das Evangelium, diese neue hohe Weisheit, zu verkündigen, und wenn er auch noch nicht wagt, „die guten Werke“ der Kirche und ihre trügerischen Lehren, sowie das Blendwerk der päpstlichen Satzungen zu verurtheilen, — unbewußt erstarkt in ihm schon der Gegensatz gegen das katholische Christenthum und das römische Kirchenwesen, wenn er auch noch im Kloster blieb und in Wittenberg sogar Vorsteher desselben wurde. Aber damals begann er bereits sich an dem Streite, welchen die Humanisten aller Arten gegen die Finsterlinge ins Leben gerufen, zu erfreuen. Als namhafte Gelehrte, wie der weltberühmte Reuchlin, wie Erasmus, unterstützt von der Schar der Gelehrten und Freidenkenden, den Sieg über Verleumdung und Haß der Ketzerrichter davontrugen, als die „Briefe der Dunkelmänner“, jene köstliche Spottschrift, wodurch die Partei der Finsterlinge, Mönche und Pfaffen, in Beziehung auf ihre Lehren, Schriften, Sitten, Rede und Lebensweise, Thorheiten und Anmaßungen mit schonungslosem Spott gegeißelt werden, aus jenem Kreise hervorgingen, als an allen Orten ein frisches wissenschaftliches Leben sich kundgab und der Zorn des Weltgeistes gegen das Papstthum losbrach, da gingen ihm weiter, immer weiter die Augen über die Gebrechen der Kirche auf. Mehr als alles Andere hatte dazu eine Reise nach Rom (1510) beigetragen. Er ging dahin als guter Katholik und er kehrte zurück als ein halber Abtrünniger. Beim ersten Anblick der Stadt fiel er noch auf sein Angesicht, hob seine Hände zum Gebete auf und sprach: „Sei mir gegrüßt, heiliges Rom, rechtschaffen heilig durch die heiligen Märtyrer und ihr Blut, das da vergossen ist.“ Er durchlief alle Klöster und Kirchen der Stadt, besuchte alle Wallfahrtsorte, las Messen und ließ sie lesen und es that ihm bisweilen ordentlich leid, daß Vater und Mutter noch lebten, denn er hätte sie gern vom Fegfeuer erlöst. — Allein, was er in der Ewigen Stadt vom Leben des Papstes und seiner Priester sah und hörte, trieb ihm die Schamröthe in die Wangen. Er bemerkte, daß ein rechter Ernst nirgends vorwalte, daß Alles meist nur auf Schein und Gewohnheit beruhe; er sah, wie sich die Priester sogar am Altare zulachten, denn selten glaubte ja einer, was er aussprach. Er fand die größten Laster schamlos und frech getrieben. Das alte Sprüchwort: „Je näher Rom, je weiter von Gott“ bestätigte sich ihm in einer erschreckenden Weise. Die Eindrücke, die er hier empfangen, hat er nie wieder loswerden können. Unter der Gewalt derselben fand er acht Jahre später den Muth, Hand anzulegen an den mächtigen Bau des Papstthums.

Wenn in eine gefüllte Scheune ein Funke fällt, der Feuer entzündet, so kann wol tagelang der Brand sich verhalten und langsam schwebend um sich greifen, ohne daß es Jemand bemerkt, bis das Oeffnen einer Thüre, das Zerspringen einiger Ziegel Zugluft herbeiführt und nun mit wildem Geprassel die Lohe emporschlägt. So war der Zustand der Kirche. Seit Jahrhunderten hatte das päpstliche System den Zündstoff durch Anmaßung, Betrug und Irrthümer aufgehäuft, seit lange glomm schon an allen Enden das verborgene Feuer der Ketzerei, d. h. der richtenden Macht der christlichen Wahrheit und des neuerwachten religiösen Geistes. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Er=

lösung aus den Banden des tiefverdorbenen Kirchenwesens erfüllte das gesammte deutsche Volk.

Nun war die Stunde gekommen, wo das Feuer der Reformation wie ein verzehrendes Gottesgericht hervorbrechen sollte. Der Ablaßhandel war eine verjährte Sünde der Kirche. Leo X., derselbe Papst, welcher das Evangelium von Christo als ein Märchen bezeichnete, brauchte Geld, der Erzbischof von Mainz desgleichen, das Bankhaus Fugger in Augsburg verlangte seine Vorschüsse zurück, — so wurde im Jahre 1517 der allgemeine Sündenerlaß ausgeschrieben und Ablaßkrämer bereisten ganz Deutschland. Kurfürst Joachim von Brandenburg und sein Bruder — Erzbischof Albrecht — hatten den Ablaßhandel in ihren Landen erlaubt, Kurfürst Friedrich von Sachsen dagegen ihn verboten.

Im Frühling des Jahres 1517 erschien Johann Tetzel, ein geborener Leipziger, in Berlin und brachte in dieser Stadt sowol als in deren Umgebung große Summen zusammen, wobei ihn außer seiner Redegewandtheit noch der Umstand unterstützte, daß in Berlin seit einem Jahre eine große Sterblichkeit geherrscht hatte, von welcher der Ablaßkrämer behauptete, dieses über die Berliner gekommene Elend sei eine unmittelbare Strafe für ihre Sünden. Der schlaue Betrüger, der durch seine Ablaßzettel von Mord, Todtschlag, Raub und allen denkbaren Sünden im Voraus lossprach, ward aber von einem märkischen Edelmann selbst überlistet. Als Tetzel von Berlin mit seinem vollen Kasten nach Jüterbogk zog, um dort sein unheiliges Handwerk fortzusetzen, überfiel ihn in dem Walde zwischen Trebbin und Jüterbogk der oben erwähnte Edelmann und beraubte ihn seines Geldes, und als nun der Ablaßkrämer über das Haupt des Wegelagerers alle Himmelsstrafen herabrief, zeigte ihm dieser mit Hohnlachen eine von Tetzel selbst ausgefertigte Sündenvergebung, auf welcher die Erlaubniß zu einer zukünftigen Sünde, einem Raube, ausgesprochen stand. Der Zettel hatte dreißig Thaler gekostet und brachte dem schlauen Edelmann eine bedeutende Summe Geldes ein.

Nach diesem Zwischenfall schlug der Ablaßhändler sein Hauptquartier in Jüterbogk auf, feierlich unter Glockengeläute von allen Gläubigen eingeholt. Auf dem Altar war das rothe Ablaßkreuz, vor demselben der Ablaßkasten aufgestellt. Der schamlose Mönch bestieg die Kanzel und pries die Kraft seiner Ablaßscheine, welche für mäßige Taxen Vergebung aller Sünde, des Ehebruchs, des Diebstahls u. s. w. zusicherte, ja sogar die Seelen der Verstorbenen sollte erlösen können. „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt" — diese Verheißung lockte Arm und Reich, Jung und Alt, Lasterhafte und Fromme heran, um des Himmels gewiß zu werden. Ein schändlicherer Frevel war lange nicht mit dem Heiligen getrieben worden. Behauptete doch Tetzel: nach der Himmelfahrt hätte Christus nichts mehr auf Erden zu sagen, da er die Herrschaft seinem Stellvertreter, dem Papste, abgetreten. Und von sich selbst rühmte der ruchlose Schelm: er habe durch seinen Ablaß mehr Seelen schon erlöset, als Petrus mit all' seinem Predigen! Der Tetzel aber war nicht allein ein Schelm, sondern auch ein arger Schalk. Er führte eine Feder bei sich, von welcher er erzählte, der Teufel habe sie im

Streite dem Erzengel Michael ausgerissen; dieses theure Besitzthum wurde ihm einst aus dem Kasten, wo er sie aufbewahrte, gestohlen und dafür eine häßliche Kohle hineingelegt. Diese nun fand er vor, als er dem unwissenden Volke die Wunderfeder zeigen wollte. Indeß gerieth er über den Streich, der ihm gespielt worden, keineswegs in Verlegenheit, sondern er gab vor, er habe nur ein falsches Kästchen erwischt und die in diesem befindliche Kohle sei gleichfalls eine theure Reliquie, denn sie habe unter dem Roste gelegen, auf welchem der heilige Laurentius gebraten worden.

Die Verwirrung der Gewissen und damit der Zorn der Erleuchteten wuchs von Tag zu Tag. „Ich will jetzt der Pauke ein Loch machen, so Gott will!“ hatte Luther zu Staupitz gesagt, und am 31. Oktober 1517 schlug er die 95 Sätze gegen den Ablaß an der Schloßkirche zu Wittenberg an. Indem er an verschiedene Kirchenfürsten Deutschlands eine Mahnung wegen Abstellung des Ablaßunfugs richtete, erbot er sich in einer Disputation nachzuweisen, daß ohne wahre Buße keine Vergebung der Sünden, wo aber wahre Reue und Leid über die Sünde, auch Vergebung und das Evangelium von der Gnade Gottes, der höchste Schatz der Kirche, sei. Wie ein Blitzstrahl fuhr das zur rechten Zeit ausgesprochene Wort, welches er fortan auch in seinen Predigten mit Macht verkündete, durch die Lande.

Auf den Universitäten jauchzte die Jugend dem kühnen Mönche entgegen, die Gelehrten beglückwünschten ihn, das Volk erfaßte mit Begeisterung die großen, wenn auch noch sehr vorsichtig und rücksichtsvoll ausgesprochenen Lehren. Alle frommen Menschen hatten ihre Freude an den Thesen; ein alter Klosterbruder rief: „Hoho! der wirds thun; er kommt, auf den wir lange gewartet.“ Selbst der alte brave Kaiser Max bewunderte den Wittenberger Mönch und meinte, der sei noch zu großen Dingen bestimmt. Allgemein war das Gefühl, daß es jetzt oder nie zur Entscheidung kommen müsse.

Und sie kam. Während geschäftige Papisten, unter Andern Dr. Eck von Ingolstadt, den vorlauten Mönch abzuthun gedachten, aber von ihm mit wunderbarer Freimüthigkeit und Kraft heimgeleuchtet wurden, bereitete sich in Rom der Schlag vor, der ihn vernichten oder demüthigen sollte. Indeß die Vorladung nach Rom wurde abgelehnt; Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, welcher von 1486—1525 regierte, — wiewol er nie öffentlich zur Reformation sich bekannte — brachte es dahin, daß der päpstliche Gesandte in Augsburg, Cajetan, sich auf Verhandlungen mit Luther einließ. Anfangs forderte der Kardinal nur mit großer Freundlichkeit und Herablassung den Widerruf und die Unterwerfung Luther's unter den Willen Roms. Doch der unerschrockene Mönch ließ sich dazu nicht herbei, vielmehr verlangte er, daß man ihm aus der Bibel, welche hoch über dem Papste stehe, seine Irrthümer nachweise. Ungnädig entließ ihn nun der Kardinal und donnerte ihm drohend die Worte nach: „Er möge nicht anders als zum Widerrufe zurückkehren!“ Als Luther vernahm, daß man gegen die „deutsche Bestie mit den tiefliegenden diabolischen Augen und den wunderlichen Gedanken“ — wie Cajetan seine Persönlichkeit geschildert hatte, Böses im Schilde führe, verließ er, auf Anrathen der Freunde, Augsburg bei Nacht und Nebel und eilte auf verborgenen Pfaden

nach der Heimat, indem er seine „Berufung von dem schlechtunterrichteten auf den besser zu unterrichtenden Papst“ zurückließ. Nun ward an Luther's Landesherrn das Ansinnen gerichtet, den gefährlichen Eiferer auszuliefern.



Tetzel in den Marken.

Indeß der Kurfürst verweigerte es beharrlich, Luther der Gnade unbarmherziger Widersacher preiszugeben, und so versuchte man es von Rom aus noch einmal mit Milde. Um seinem Landesherrn Mißhelligkeiten zu ersparen, ließ sich Luther herbei, einen versöhnlichen und demüthigen Brief an den Papst zu schreiben und um des lieben Friedens willen Stillschweigen zu geloben.

Allein die Gegner, Dr. Eck und Genossen, ruhten und rasteten nicht, und ihr Eifer wuchs in dem Maße, wie der Ruhm und das Ansehen Luthers von Mund zu Mund ging, wie die noch junge Universität Wittenberg durch ihren kühnen, begeisterten Lehrer täglich an neuer Anziehung gewann und durch die von Nah und Fern herbeieilende Jugend einen besonderen Glanz erhielt. Auf Betreiben des Dr. Eck fand im Sommer 1519 in Leipzig jene feierliche Disputation statt, zu welcher Luther, seine Freunde, die Professoren Carlstadt und Melanchthon und eine große Zahl von Studenten herüberkamen. Im Schlosse des Herzogs Georg, eines eifrigen Papisten, hub die entscheidende Geisterschlacht an. Der grobe, vierschrötige Eck redete mit leidenschaftlicher Heftigkeit gegen den Ketzer, welcher wie Hus und Wiklef den römischen Stuhl angegriffen habe. Luther antwortete mit selbstbewußter Kraft und durchschlagender Schärfe. Heiter und siegesfreudig blitzte sein Auge, als er erklärte, daß Hus allerdings Vieles gelehrt habe, was echt evangelisch sei, und daß man sich die Kirche recht gut ohne den Papst unmittelbar unter dem Herrn Christus bestehend denken könne, wie sie ja Jahrhunderte lang also geblühet und segensreich gewirkt habe. Fast drei Wochen hatte die Disputation gewährt. Gar Bedeutungsvolles ist hierdurch erreicht worden. Die Parteien traten einander schärfer, entschiedener gegenüber; auf der einen Seite der Papst und die versunkene seitherige Kirche und deren unduldsame Kämpfer, auf der andern Luther mit Hus, mit der heiligen Schrift, mit dem Zweifel an dem Rechte des Papstthums und an dem bindenden Ansehen der Konzilien — hinter ihm bereits zwei Drittheile der deutschen Nation mit ihren edelsten Geistern.

„Ich glaube ein christlicher Theologe zu sein und im Reiche der Wahrheit zu leben. Daher lasse ich mich von keiner Autorität gefangen nehmen, das auszusprechen, was ich als Wahrheit erkannt habe, nämlich die Offenbarung Gottes, welche ich in der Bibel finde.“ Mit dieser Erklärung hat Luther den Bruch mit dem Alten vollendet und ein Neues angefangen. Er konnte nun nicht mehr zurück. Mit dieser Erklärung Luthers in der Tasche eilte nun Eck nach Rom, um den Bannspruch auszuwirken; auch sorgte er dafür, daß bereits in Köln und Löwen die Schriften des Ketzers verurtheilt und verbrannt wurden. Inzwischen blieb jedoch auch Luther nicht müßig. „Die Zeit des Schweigens“, ruft er, „ist vorüber, die Zeit zu reden ist gekommen.“ Des Schutzes seines erleuchteten Kurfürsten gewiß und wohl wissend, wie viele Hunderttausende hinter ihm standen, entsendete er im Sommer 1520 drei Schriften an das deutsche Volk „an den christlichen Adel deutscher Nation“, ferner „von der Freiheit eines Christen“, endlich „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, — welche gleich Posaunenstößen die Welt in Bewegung setzen und den großen Kriegszug gegen das Papstthum eröffnen sollten. In der ersten wendet sich der Deutsche an die Deutschen, in der andern der Christ an die Christenheit, in der dritten der Theologe an die Theologen; in allen enthüllt er die Abscheulichkeiten und Verderbnisse des gegenwärtigen Zustandes, die unerträgliche Tyrannei des Papstes und die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung der deutschen Freiheit, der Reinheit des Glaubens und der wahren Kirche in ihrer ursprünglichen Einfalt.



Anschlagen der Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg durch Dr. Martin Luther.

Helden der Kirche. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

So war der Kampf auf Leben und Tod eröffnet. Mit einer himmlischen Begeisterung und bewundernswerthen Rastlosigkeit führte Luther jetzt an der Spitze der Nation die Sache des Evangeliums. Auf der Kanzel, im Hörsal, unter den Freunden, in Briefen, in Streitschriften, in Berathungen, — unermüdet, auf jede Weise schwingt er das Schwert des Geistes, wirbt er neue Anhänger, ermuntert er die Zaghaften, macht er die Angriffe der Gegner zu Schanden. Wie ein mächtiger Sturm, Alles mit sich fortreißend, brauste die reformatorische Anschauung Luther's dahin und von Tag zu Tag schmolz die Zahl der Papisten zusammen. Wen kümmerte es, daß Eck mit der Bannbulle nach Deutschland zurückkehrte! Durfte dieser doch an vielen Orten gar nicht wagen, sie anzuschlagen, denn das Volk riß das Schriftstück ab und verhöhnte ihn selbst.

Was sollte aber nun weiter geschehen, nachdem der Papst Luther aus der Kirche ausgestoßen hatte?

Am 10. Dezember 1520 war es, als ein festlicher Zug von Gelehrten, Studenten und Bürgern, Luther an der Spitze, vor das Elsterthor von Wittenberg zog. Unter lautem Jubel wurde ein Holzstoß angezündet, päpstliche Schriften wurden darauf gelegt; zuletzt warf Luther selbst die Bannbulle, welche ihn und seine Anhänger und deren Stadt mit dem Banne und Interdikte belegte, in die Flammen, mit den Worten: „Weil du den Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" Solches war die Antwort Luther's auf den Fluch des Papstes. Und alles Volk sprach dazu sein Amen! Weithin leuchtete dies Flammenzeichen durch die Lande. „Der harte Strick", schrieb der Ritter Ulrich von Hutten, „ist mit dem Beile durchgehauen! Nun darf man wieder frei die Wahrheit reden, ungestraft ein Christ sein. Der Himmel hat sich wieder über uns aufgethan. Die Donnerstimme und Wetter des päpstlichen Bannes sind jetzt wie Glas in die Scherben gegangen."



Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, der Beschützer Luther's. Nach dem Luther-Denkmal in Worms.

Kaum drei Jahre waren vergangen, seit Luther aus der Verborgenheit hervorgetreten war. Von Anfang an hatte er sicherlich nicht die Absicht gehegt,

eine Kirchenverbesserung, von sich ausgehend, zu Stande zu bringen, also Das, was wir heute die „Reformation“ nennen. Nun sieht er sich dazu gedrängt; er erkennt, daß er durchbrechen muß, um das Werk zu vollenden, welches, so oft es vor ihm begonnen worden, in Blut und Kerker erstickt worden war. Der Prophet im Mönchsgewande war fast wider seinen Willen die Bewunderung und der Stolz der Nation geworden. Um ihn scharten sich alle Ritter des Geistes sowie die letzten glänzenden Vertreter des deutschen Ritterthums, jener mittelalterlichen Schöpfung, die sich überlebt und gegenüber einer neuen Zeit bereits in Auflösung gerathen war: obenan zwei edle Deutsche, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Auch der biedere Götz von Berlichingen stand zu Luther, und berühmte Kriegshelden jener Periode, ein Schärtlin von Burtenbach, Georg von Frundsberg, zeigten sich der Bewegung hold. Vor Allen trat als Vorkämpfer mit Wort und That der erstgenannte schwäbische Ritter Ulrich von Hutten (geb. 1488, gest. 1523), welcher zu Pavia und Bologna studirt und in Italien Doktor der Rechte geworden, gar männiglich in die Schranken. Der gelehrte Ritter hatte schon im Streite Reuchlin's mit den Dominikanern zu Köln seine Stimme in satirischer Weise gegen die Dunkelmänner erhoben, war als Dichter von Peutinger's schöner Tochter gekrönt und vom alten Kaiser Max zum Ritter geschlagen worden (1517), und hatte später im Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz durch Geschäftstüchtigkeit die Blicke aller gebildeten und hochstehenden Deutschen auf sich gelenkt. Als der kühne Mönch von Wittenberg sein Werk begann, hatte Hutten bereits den Ritterdienst am Geiste angetreten und das Schwert des Wortes ergriffen. Mittels derselben unterstützte er den Reformator eifrigst, indem er eine Schrift nach der andern hervortreten ließ, worin er die Verkommenheit der damaligen Geistlichkeit und besonders den Uebermuth der römischen Klerisei, die er während seines Aufenthalts in Italien genugsam kennen gelernt, rücksichtslos geißelte. Nachdem er mit Luther offen in Verbindung getreten, schrieb er fortan wie dieser deutsch, und bald befand sich sein Name im Munde Aller. Verfolgt und verdächtigt von zahlreichen Gegnern, sah er sich genöthigt, den Schutz seines Freundes Franz von Sickingen aufzusuchen. Dieser mächtige und hochangesehene Ritter, ein Freund und Beistand der Schwächeren gegen die Stärkeren, war schon während der Reuchlin'schen Händel, deren wir uns sogleich zuwenden werden, durch Ulrich von Hutten der Reformation geneigt gestimmt worden. Bereits im Winter 1520 und später noch zu verschiedenen Zeiten lud er Luther ein, sich es auf der Ebernburg wohlgefallen zu lassen. Da Letzterer jedoch an seinem Kurfürsten einen mächtigen Schirmherrn gefunden, bewährte der pfälzische Ritter seine Anhänglichkeit für die Sache der immer weiter um sich greifenden religiösen Bewegung anderen Förderern derselben gegenüber. Eifrig hatte er an der Hand seines gelehrten Freundes aus Schwaben die Schriften Luther's studirt und es waren ihm, ob des römischen Druckes, welcher auf Geist und Herzen lastete, die Augen aufgegangen. Bald trat nun auch er mit Anerkennung der Reformation offen hervor und er leistete bei dem Ansehen, welches er genoß, allein dadurch schon der guten Sache großen Vorschub. Aber damit begnügte er sich keineswegs. Seine Burgen und Herrschaften wurden „Herbergen

der Gerechtigkeit", wie Hutten sie nennt. Ehe Kaspar Aquila, einer der Mitarbeiter Luther's, als Pfarrer zu Jengen bei Kaufbeuren amtirte, war er schon als Feldprediger dem Sickingen näher getreten; später in Folge seines Uebertritts in den bischöflichen Kerker zu Dillingen gerathen und aus demselben glücklich entronnen, fand er sammt Weib und Kind von Neuem in dem Ritter einen Beschützer. Auch der Dominikaner Martinus Bucerus, der nachmalige berühmte Professor und Straßburger Reformator, sowie der hochverdiente schweizerische Melanchthon, Johannes Oekolampadius, der jüngst aus dem Kloster zu Altenmünster geflohen, wandten sich an Sickingen und gelangten durch denselben zu Anstellungen; ersterer als Pfarrer zu Landstuhl, letzterer als Schloßkaplan auf der Ebernburg.



Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Medaillons vom Luther-Denkmal in Worms.

Freilich können Ulrich von Hutten wie Franz' von Sickingen nur in der unteren Reihe der frühesten Vorkämpfer der Reformation aufgeführt werden. Letzterer zog in einem Streite mit dem Erzbischof von Trier den Kürzeren und erlag seinen bei der Vertheidigung des Schlosses Neustall bei Landstuhl davongetragenen Wunden schon am 7. Mai 1523. Ersterer, nach dem Tode seines Freundes flüchtig, starb im 36. Lebensjahre auf der Insel Ufnau im Zürichersee, 29. August 1523.

Mittlerweile hatte sich der Ruf des gewaltigen deutschen Mönches nach allen Nachbarländern verbreitet und aller Orten eine Leuchte neuer erweiterter Erkenntniß entzündet. Millionen richteten ihre Blicke auf den deutschen Kirchenverbesserer. In Worms, wo sich heute das erhabene Ehrendenkmal Luther's erhebt, ward im Jahre 1521 von dem päpstlich gesinnten jugendlichen Kaiser Karl V. jener ewig denkwürdige Reichstag abgehalten, auf welchem auch die lutherischen „Händel" zur Erledigung kommen sollten. Luther selbst ward dahin entboten, und obwol von vielen Seiten gewarnt, blieb er doch furchtlos und erklärte, er würde in die Stadt hineinreiten und wenn da so viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern. Man erinnerte ihn an das Schicksal von Hus; aber

im Bewußtsein, daß es sich jetzt um eine große That und ein welterschütterndes Erkenntniß handele, erwiederte er: „Und wenn zwischen Worms und Wittenberg ein Feuer wäre, das bis an den Himmel reichte, so müßte ich doch hindurch.“

Und Luther kam. Am 16. April 1521 hielt der starke und gefürchtete Glaubensheld unter außerordentlichem Zulauf seinen Einzug in die damals sehr volkreiche Stadt — sie zählte in der Mitte des 16. Jahrhunderts wol gegen 80,000 Einwohner. — Seine ganze Reise war, wie der ihm bereitete Empfang zu Erfurt und Gotha beweist, ein Triumphzug gewesen. Wer hätte nicht den Helden sehen mögen, welcher dem Papste so kühn nach seiner dreifachen Krone gegriffen hatte?

Schon am folgenden Tage trat der Wittenberger Professor und wahrlich mit klopfendem Herzen in die glänzende Reichsversammlung. Jetzt mußte er sich bewähren. Aber auch die deutschen Fürsten mußten Farbe bekennen, mußten zeigen, ob sie deutsche Freiheit, die Freiheit des Gewissens, ob sie das Evangelium oder die geistliche Knechtschaft erwählen würden. Zum Glück befand sich zur Seite des friedfertigen, etwas ängstlichen Kurfürsten von Sachsen der junge, feurige Landgraf Philipp von Hessen, und gegen die zahlreichen Widersacher des Reformators trat entschlossen die Schar der Vertreter der Freien Städte in die Schranken. Ihnen vor Allen ist es überhaupt zu verdanken, daß Luther nicht ungehört verdammt ward, wie es der päpstliche Legat gefordert und der Kaiser von vornherein gebilligt hatte. Zum Widerruf aufgefordert, erbat sich Luther Bedenkzeit. Ein Tag wurde ihm verwilligt. Am andern Abend erschien er wieder vor den Großen und Mächtigen „des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation“ und rief zuletzt seinen Drängern und Richtern jene mächtige Antwort zu: „Ich bin gefangen in meinem Gewissen und in Gottes Wort und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

Tief ergriffen vernahmen die deutschen Großen die entscheidende Erklärung eines entschlossenen deutschen Mannes. Für gar Manchen ward sie maßgebend. Aber der Kaiser und die große Menge der Römlinge blieben unbewegt. Als man Luther aus dem Saale geleitete, schrieen die Ritter: „Wie? führt man ihn etwa gefangen?“ Solches geschah nicht; wol aber sprach Karl V. die Reichsacht über den argen Ketzer aus: „Jedermann dürfe ihn todtschlagen wie einen tollen Hund, wo man ihn finde.“

Von diesem Zeitpunkt an verschwindet Luther eine Zeitlang den Augen der Welt. Nur Wenige wußten, daß ein Junker Georg auf der sichern Wartburg weilte, nachdem er mitten im Walde von verkappten Rittern angehalten und dahin gefangen fortgeführt worden war. Die Vorsicht des weisen Kurfürsten entrückte den liebwerthen Mann für eine Weile dem wirren Spiel der Leidenschaften und hielt den Reformator, bis sich die Wogen der Aufregung verlaufen, wohl verborgen. Aber der fremde Reitersmann, der sich erst jetzt Bart- und Haupthaar wachsen ließ und seine Kutte abgelegt hatte, fand wenig Gefallen an Jagd und Spiel. Im einsamen Gemach, mit der Aussicht weithin über die Wälder und Berge Thüringens, studirte er eifrig die heiligen

Schriften, schrieb Briefe und sendete scharfe und kühne Worte von seinem Patmos in die Welt hinaus. Die deutsche Bibelübersetzung hat hier ihren Anfang genommen.

Welch' einen Schrecken aber das Verschwinden Luther's in Deutschland hervorrief, dafür legt der Maler Albrecht Dürer zu Nürnberg Zeugniß ab Dieser schreibt: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns künftig das heilige Evangelium fürtragen! Ach Gott, was hätte er noch in zehn oder zwanzig Jahren schreiben können! O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen!"

Das Jahr stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit, für Luther so reich an inneren Kämpfen und an fleißigem Schaffen, giebt uns Raum, einen Blick nach Wittenberg zu werfen, um uns nach Luther's Genossen und Mitarbeitern umzusehen, insbesondere nach Magister Philipp Melanchthon, der an des Freundes Seite dort die lutherische Sache vertrat.

Zuvor aber einige Worte über die weiter obengenannten Begründer eines neuen, erweiterten wissenschaftlichen Lebens in Deutschland, welche zugleich Förderer des Reformationswerkes waren: Johannes Reuchlin und Erasmus von Rotterdam.

Der erstgenannte hochgerühmte Humanist, gelehrte Denker und Bibelforscher hatte 1455 zu Pforzheim das Licht der Welt erblickt, die Schule zu Schlettstadt und hierauf die Universität zu Paris besucht. Er hatte sich dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, in welcher Wissenschaft er 1481 zu Tübingen lehrte und einen zahlreichen Hörerkreis um sich sammelte.

Am Hofe Eberhard's des Bärtigen, sowie in der Umgebung des aufgeklärten Kurfürsten Philipp von der Pfalz, dann als Vorsitzender des Schwäbischen Bundes, welche wichtige Stelle er elf Jahre bekleidete, hatte er sich einen weiteren Blick angeeignet und sich den Ruf eines freidenkenden Mannes erworben. Wegen seiner Vorliebe zu den nicht biblisch-hebräischen Schriften und dem Studium der hebräischen Grammatik ward er in einen langjährigen erbitterten Federkrieg mit den Dominikanern zu Köln verwickelt. Wer in Deutschland auf Bildung Anspruch machte, nahm daran Theil.

Für Reuchlin traten die Aufgeklärten aller Länder in die Schranken, während sich die Universitäten zu Paris, Löwen, Erfurt und Mainz auf die Seite seiner Widersacher stellten, bis er seine Gegner durch die vorhin schon erwähnten Epistolae obscurorum virorum niederschlug, indem diese die Dunkelmänner aller Sorten dem allgemeinen Gelächter Preis gaben. Reuchlin hat unermüdlich auf Verbesserung des Schulwesens in Deutschland hingewirkt und als ein vielvermögender Förderer besserer Zustände der Reformation den Weg bahnen helfen, bei deren Eintritt er sich zu Ingolstadt als Professor befand.

Er erlebte das siegreiche Umsichgreifen der neuen Lehre nicht, sondern starb am 30. Juni 1522. — Auch sein Zeitgenosse, der sehr gelehrte, jedoch viel weniger entschiedene Erasmus von Rotterdam (geb. 28. Oktober 1467) gehört zu den rüstigen Vorkämpfern des Reformationswerks. Er hatte schon die Priesterweihe empfangen, als er während seines Aufenthaltes in Paris sich einigen reichen Engländern anschloß, welche ihn an den Hof des Königs

Heinrich VIII. brachten, der ihn wohl aufnahm und zu welchem er, nachdem er sich in Italien umgesehen, zurückkehrte. Als er bei dieser Gelegenheit, ohne seinen Namen zu nennen, den Großkanzler Thomas Morus besuchte, rief dieser entzückt von seiner Gelehrsamkeit und seiner Unterhaltungsgabe aus: „Ihr seid Erasmus selbst oder ein Dämon.“ Nur kurze Zeit lehrte er zu Oxford griechische Sprache und Literatur. Er wendete sich bald darauf nach den Niederlanden, durchwanderte Deutschland und ließ sich dann in Basel nieder, wo er am 12. Juli 1536 starb und im Münster beigesetzt ist.

Luther's getreuer und hochherziger Freund und Helfer Philipp Schwarzerd, geboren am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Rheinpfalz, der Sohn eines Hufschmieds und Großneffe des gefeierten Reuchlin, begann früh seine ausgezeichneten Geistesgaben zu entwickeln. Schon auf der Schule zu Pforzheim, welche der Knabe besuchte, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit. Vom Oheim mit griechischen und lateinischen Büchern beschenkt, auch sonst von ihm auf mancherlei Weise gefördert, führte er einst bei einem Gastmahle vor demselben eine Komödie in lateinischen Versen auf. „Wohlan“, sprach da Reuchlin, „ein so gelehrter Bursche darf nicht mehr einen barbarischen Namen tragen, Du sollst von nun an nach der Sprache der Griechen Melanchthon heißen.“



Luther-Statue in Worms.

Die Zukunft rechtfertigte alle auf den jungen Gelehrten gesetzten Erwartungen. Schon in seinem zwölften Jahre bezog er die Universität Heidelberg; mit sechzehn Jahren gab er eine griechische Grammatik heraus; bereits im folgenden Jahre wirkte er als Lehrer an der Universität Tübingen. Er gehörte zu jenem bereits erwähnten Kreise der Vorkämpfer des Lichtes, welche es sich zur Aufgabe stellten, so manchen köstlichen Strauß mit den Pfaffen und Finsterlingen auszufechten. Damals war eben der Streit zwischen den Humanisten und Romanisten in helle Flammen ausgebrochen. Reuchlin war von dem kölnischen Ketzermeister Jakob von Hoogstraten wegen der Verbreitung von hebräischen Büchern und weil er der beabsichtigten Verbrennung einer Reihe von gelehrten jüdischen Schriften durch den Henker nicht zugestimmt hatte, in Anklagestand versetzt worden. Der Prozeß rief eine große Menge von Vertheidigungsschriften hervor, auch Melanchthon nahm an deren Ab-

fassung thätigen Antheil. Der ganze Streit kam aber dann erst zu Ende, als Franz von Sickingen, der Streiter der Reformation, sein Schwert zog und die Kölner mit Gewalt zur Ruhe wies.

Mittlerweile war in Wittenberg ein Streit von ganz anderer Bedeutung ausgebrochen. Luther's Schriften durchflogen die Welt und wurden von dem zwanzigjährigen Magister Philipp mit Freuden begrüßt. Da gelangte an ihn die Berufung nach Wittenberg und er zögerte nicht, derselben zu folgen. Ueber Augsburg, Nürnberg, Leipzig, wo er die Bekanntschaft der berühmtesten Gelehrten und Freunde der Reformation machte, traf im Sommer 1518 der neue Professor der griechischen Literatur, ein blasser, hagerer, blöder Jüngling mit hoher Stirn und geistvollen Augen, in Wittenberg ein. Es bedurfte nicht gar langer Zeit, so hatte sein Ruf Tausende von Hörern aus allen Ländern um seinen Lehrstuhl versammelt. Insbesondere bildeten seine Vorlesungen über das Neue Testament das Entzücken Aller. Binnen Kurzem war auch eine innige Freundschaft zwischen ihm und dem bereits weltberühmten Luther geschlossen, eine Freundschaft, welche sich immer mehr befestigte und immer herzlicher gestaltete. Bald sah man sie täglich beisammen, die kräftige, markige Gestalt des norddeutschen Luther und daneben den fast um Kopfeslänge kleineren schwäbischen Gelehrten. Beide waren einander unentbehrlich geworden und sie gehörten auch wirklich zusammen. Was dem Einen fehlte, besaß der Andere. Diese Freundschaft zwischen den beiden großen Reformationshelden erinnert unwillkürlich an jenes andere Herzens-Bündniß zwischen unseren beiden Dichterfürsten Goethe und Schiller. Die milde, gelassene Sanftmuth und die Fülle von Gelehrsamkeit Melanchthon's verband und vertrug sich mit dem verzehrenden Feuer und der wuchtigen Thatkraft Luther's: Die Vorsehung hatte sie für einander geschaffen. „Ich muß", sagte Luther selbst, „die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß; aber Meister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begießet mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich." Ja, so war es; die Riesenstärke des Letzteren bestand in seiner Weisheit und Ruhe. Wo es galt zu forschen, zu sammeln, aufzufinden, zu beweisen, die Volksbildung zu fördern und Schulen einzurichten, da stand der feinfühlende, edelsinnige Süddeutsche seinen Mann. Den Magister, den Lehrer Deutschlands, nennt ihn


Mag. Philipp Melanchthon (Schwarzerd).
Vom Luther-Denkmale in Worms.

deshalb die Volksstimme. Auf dem Lehrstuhle und in Führung der Feder übertraf ihn Keiner, wenn ihm auch beim Streite der Parteien inmitten des lauten Lärmes der stürmischen Tage ängstlich zu Muthe wurde. Er war kein solcher Kernmensch wie der Bergmannssohn, dem vor Kaiser und Reich nicht bangte; er war vorsichtiger als jener; doch in Bezug auf lautere Frömmigkeit stimmten beide überein. Mit welchem Rechte auch Luther's Name in die Herzen aller Protestanten eingegraben ist, niemals darf man vergessen, daß Melanchthon's Unterweisungen und Schriften eben so viel zur Verbreitung der Reformation beigetragen haben, als das raschere Thun und eifrigere Drängen seines älteren Freundes. Es liegt zu Tage, wie Magister Philipp's Wirken, weit verborgener und weniger greifbar, oft auch nicht so gewürdigt worden ist wie das seines bewunderten Freundes. Dazu kamen bald Zeiten, wo Melanchthon, welcher bisher Luther so treu zur Seite gestanden, sich muthlos fühlte und des kräftigen Zuspruches des Stärkeren bedürftig schien. Das geschah in jenen Tagen, da Luther, der Welt für einige Zeit entrückt, nicht an des Freundes Seite stand und als in Wittenberg bedenkliche Wirren entstanden. Da war Magister Philippus wirklich verzagt geworden und seufzte und sehnte sich, die schwere Verantwortung, welche auf ihm allein lastete, loszuwerden. Es hatten sich nämlich in Wittenberg, unter Anführung des Dr. Carlstadt, die am meisten fortgeschrittenen Freunde der Reform erhoben, um nicht länger das papistische Unwesen zu dulden. Die Mönche hatten das Kloster verlassen, die Messe war abgeschafft und an deren Stelle die alte apostolische Feier des Abendmahls eingeführt worden; die Bilder der Heiligen und die Reliquien, Kleider, Zähne, Haare Christi, sowie der Märtyrer, Stücke vom Berge Sinai, Stroh und Heu aus dem Stalle der Geburt des Erlösers und dergleichen Thorheiten mehr waren entfernt worden. Allerdings erfolgte dies nicht mit großer Schonung und mit besonders feinem Anstande, sondern unter dem Ausbruche der sittlichen Entrüstung des Volkes mit der ganzen Kraft heiligen Zorns, daher der Name des „Bildersturmes", womit man diese Vorgänge bezeichnete. Außerdem hatten die Priester angefangen, sich zu verheirathen und von Zwickau her waren mit dem Prediger Thomas Münzer Propheten herübergekommen, welche viel von dem „Geiste", der sie treibe, und welcher ihnen Gesichte und Weissagungen verleihe, redeten und das Volk durch Verkündigung des Herannahens des Endes der Welt in Erregung brachten — lauter Dinge, welche den Kurfürsten und Melanchthon durch ihr gewaltsames Ausschreiten erschreckten. Das leidenschaftliche Treiben und die Uebereilungen des Glaubenseifers, welche sich am Herde der Reformation zeigten, erregten natürlich die Besorgniß aller Zaghaften; für die Gegner der Bewegung war es ein erwünschter Anlaß zu Schmähungen und Drohungen, darum eine Gefahr für das so glücklich begonnene Werk.

Sobald Melanchthon und die kurfürstlichen Räthe die Wittenberger Vorgänge und ihre eigenen großen Bedenken an Luther berichteten, litt es diesen nicht länger in seinem Verstecke. Alle Abmahnungen des Kurfürsten zurückweisend und auf die Gefahr hin, daß die Reichsacht an ihm vollstreckt würde, eilte der zornesmuthige Junker Georg nach Wittenberg und predigte acht Tage hinter einander gegen die Schwarmgeister, bis er die Ordnung wiederhergestellt

und die Heißsporne aus der Stadt vertrieben hatte. „Nur keine Gewaltthat in Glaubenssachen!" rief er. „Das Wort muß es thun; predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's; aber zwingen, drängen mit Gewalt will ich Niemand. Wenn ich hätt' wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein großes Blutvergießen gebracht haben; ja ich wollte wol zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht wäre sicher gewesen. Aber was wäre es? Ein Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele."

So beschwichtigte er den Sturm. Aber derselbe zertheilte sich nur, zog weiter und wühlte im Verborgenen tiefere Furchen, bis er wenige Jahre darauf zu furchtbaren Ausbrüchen führte.


Joh. Reuchlin. Vom Luther-Denkmale in Worms.

Inzwischen betrieben die wieder vereinigten Freunde ein großes und heilsames Werk: Die vollständige **Uebersetzung der Bibel**. Unter Beirath einer großen Menge von Gelehrten arbeiteten sie unermüdlich, um ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, ein Musterwerk für alle Zeit zu schaffen. Die Schwierigkeiten, welche sie dabei zu überwinden hatten, waren unermeßlich. Manchen Tag kam man nicht um drei Zeilen vorwärts. Um die deutsche Sprache stand es damals schlecht, und so mußte gewissermaßen erst die rechte Sprachweise geschaffen, ein Stil gegründet werden, um die Bibel eben so treu als deutsch reden zu lassen. Als nach einer Reihe von Jahren die ganze heilige Schrift gedruckt vorlag, — welch' ein Werk war es da aber auch geworden!

Zu gleicher Zeit ging Luther daran, Schritt für Schritt die Mißbräuche beim Gottesdienste abzustellen und die Kirche in eine neue Verfassung zu bringen. Von allen Seiten her beanspruchte man dazu seinen Rath. Denn wie die junge Saat im Frühling emporschießt, so drangen überall die reformatorischen Ueberzeugungen durch und sprengten die locker gewordene Decke römischer Ordnung. In Schwaben begann **Johannes Brenz** (geb. 1499 in der Reichsstadt Weil und gestorben als Propst zu Stuttgart) nach Luther's Lehre und Vorbild zu reformiren; in Straßburg **Martin Bucer**, der, wie wir wissen, als flüchtiger Mönch einst auf der Ebernburg Zuflucht gefunden; in Nürnberg, wo Hans Sachs, der dichtende Schuster, die Wittenbergische Nachtigall angesungen hat, erhob sich **Andreas Osiander**; im nördlichen Deutschland **Johann Bugenhagen**, Luther's treuer Freund (geb. 1485 in Pommern,

gest. 20. April 1558), der Evangelist Dänemarks, Pommerns, Hamburgs, Lübecks, Braunschweigs; auch in Preußen, in Schweden und England, selbst in Frankreich und den Niederlanden regte es sich gewaltig, erhoben sich Zeugen und begeisterte Prediger des Evangeliums. In Brüssel wurden zuerst den Märtyrern der Reformation die Scheiterhaufen angezündet. Luther besang ihr ruhmvolles Ende und schrieb Trostbriefe an die Hinterbliebenen, wie er denn die Zuflucht und der Rathgeber aller Bedrängten, der Wegweiser für jede neue Unternehmung im Bereiche der Reformation und zum Schutze derselben war. Auf seinen Schultern ruhte die ganze Last der Arbeit, der Sorge, der Verantwortung. Nichts wurde begonnen ohne ihn: flohen die Nonnen aus den Klöstern, so erwarteten sie von ihm Versorgung; kamen die evangelischen Flüchtlinge nach Wittenberg, begehrten sie von ihm Unterhalt; drohte der Kaiser den Fürsten, so verlangten sie von ihm Rath und Zuspruch. Kurz, es geschah nichts, wo der gewaltige Mann nicht mitleidend oder mitthätig gewesen wäre.

In dieser sorgenvollen Zeit erblühte ihm ein köstliches häusliches Glück, indem er sich mit Katharina von Bora, einer früheren Nonne, verheirathete und an diesem starken, edlen Weibe eine treue Stütze fand. An ihrer Seite genoß er die schönsten Freuden eines Familienhausstandes. Kinder wuchsen um ihn auf, Freunde erweiterten den heiteren Kreis der Familie und manche Last und Sorge des Tages wurde durch die fröhlichen, sangesreichen Abende und Feierstunden gemindert oder verscheucht. In dieser Zeit begann auch sein Vater ihm wieder seine Liebe zuzuwenden und mit wohlberechtigtem Stolze an den Ehren des Sohnes theilzunehmen. Dadurch ist Luther nicht blos für die Kirche, sondern auch für das deutsche Familienleben ein Reformator geworden. Er hat mit seinem liebenswürdigen Vorbilde dem Klosterwesen einen Stoß gegeben, von dem es sich nicht wieder erholt hat; denn Jedermann erkannte nun, daß das Familienleben und der Ehestand mit seinen Pflichten, Freuden und Sorgen ein höheres und vollkommneres Leben sei, als alles Beten und Singen, Fasten und Betteln der Mönche und Nonnen. Fortan wurden die ausgestorbenen Klöster in Schulen und volksthümliche Stiftungen aller Art umgewandelt und ihre Reichthümer zu gemeinnützigen Zwecken verwendet.

Indeß bei all diesen erhebenden Erfahrungen und siegreichen Fortschritten fehlte es doch auch nicht an Kummer und Verdruß. Abgesehen von den nimmer ruhenden Drohungen mächtiger Feinde und von den Nachstellungen, welche durch gedungene Meuchelmörder auf Luther selbst gemacht wurden, gerieth er in gehässige Beziehungen zu dem Könige Heinrich VIII. von England und infolge dessen zu dem alten Führer der Humanisten, Erasmus. Er ließ sich während dieses ärgerlichen Streites zu Aeußerungen und Lehransichten hinreißen, durch welche ihm und der von ihm vertretenen heiligen Sache viele Freunde entfremdet, auch nicht wenig Schwankende, welche leicht noch herüberzuziehen gewesen wären, an dem Reformator irre wurden. Zuletzt brach in dem Aufstande der Bauern sowie in der Erhebung der Wiedertäufer eine Gefahr herein, welche dem Werke der Reformation nicht ohne Verschulden Luther's den ärgsten Schaden zufügte. Es war betrübend anzusehen, daß eine große Menge von Leuten, welche, wenn Luther weniger hart und abstoßend auf-

getreten wäre, von ihren Irrthümern und Uebertreibungen wol hätten zurückgebracht werden können — nun aber einem elenden Schicksale anheimfielen.

Besonders gilt das von dem Bauernkriege. Kein Stand im Reiche hatte seit Jahrhunderten so Schweres zu leiden gehabt, als der Stand der Landleute. Bedrückt und mißachtet von Fürsten und Edelleuten, ausgesogen von Pfaffen und Mönchen, vernahmen sie den Ruf nach evangelischer Freiheit wie eine Himmelsbotschaft. Lange vorher schon gährte es unter ihnen.



Wie die Bauern den Götz von Berlichingen zum Anführer wählen. Scene aus dem Bauernkriege.

Schon öfters hatten sie an ihren Ketten gerüttelt, waren aber mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Jetzt begannen sie mit Berufung auf die heilige Schrift ihre Menschenrechte geltend zu machen. Thomas Münzer, der seit dem Zusammentreffen mit Luther und infolge seiner Verweisung aus Sachsen seinem Haß gegen Luther und die Regierung des Kurfürsten durch fanatische Predigten Luft machte und das Landvolk noch mehr aufregte, brachte die Bewegung in Thüringen zum Ausbruch, während im Süden und Westen bereits Alles in hellen Flammen stand. Den zwölf Artikeln, in denen sie, neben freier Benutzung der Wälder, Forsten und Gewässer, Abschaffung der Zehnten, auch freie Wahl ihrer Prediger forderten, gaben sie durch Heugabeln und Dreschflegel, durch Zerstörung von Klöstern und Schlössern und andere wüste Grausamkeiten Nachdruck.

Natürlich verschlimmerte sich dadurch ihre Sache. Den bethörten Leuten

konnte es auch nichts nützen, als sie sich den in ganz Deutschland gekannten und hochangesehenen Ritter Götz von Berlichingen zum Anführer auserkoren. Götz, gefürchtet von den Städten, vertrug sich um so besser mit dem Landvolke, denn er war kein Volksbedrücker und seine Treuherzigkeit gewann ihm das Herz des gemeinen Mannes. Auch wußte ein Jeder, wie trefflich er sich aufs Dreinschlagen verstand. Aber alle seine Kriegserfahrung und Waffentüchtigkeit half nichts bei diesen ungeordneten Haufen, welche von ihrem grausamen Sengen, Brennen und Morden nur da abließen, wo der Götz dem argen und schlimmen Treiben strafend entgegentrat. Gezwungen nur hatte er die gefährliche Würde zur Probe auf vier Wochen angenommen und sich alle Mühe gegeben, dem wüsten Volke eine bessere Zucht beizubringen. Als er aber sah, daß weder gute Worte etwas nützten, noch weniger ernste Drohungen, so benutzte er eine günstige Gelegenheit und ritt auf und davon nach seiner väterlichen Burg. Adel, Fürsten und Städte vereinigten sich nun erst recht gegen die zuchtlosen Empörer und machten dem Bauernkriege ein gar jammervolles Ende.

Luther hatte zuerst beiden Theilen zur Nachgiebigkeit gerathen. Als aber der Gewaltthaten immer mehr wurden und die Sache immer blutiger verlief, da tauchte auch er seine Feder in Blut und rief den Fürsten zu, sie sollten jetzt den Himmel, statt mit Beten, mit blutigen Strafgerichten verdienen und die räuberischen und mörderischen Landleute wie die tollen Hunde todtschlagen. „Rettet, helfet, erbarmt euch der armen Leute, liebe Herren; steche, schlage, würge hier, wer kann! Bleibst du darin bald todt, wohl dir, es ist ein seliger Tod!"

Die grausamen und unbesonnenen Ermahnungen Luther's wurden nun auch von den evangelischen Fürsten treulich befolgt. Die Anführer und Hunderttausende von Bauern wurden niedergemacht, ihre Dörfer in Trümmerhaufen verwandelt, die Ueberlebenden mit Abschneiden der Nasen, der Ohren oder gar mit Ausstechen der Augen gezüchtigt. Keine Barmherzigkeit! kein Verschonen! keine Milde! Darf man sich wundern, wenn Luther's Gegner ihm vorwarfen, er habe sich vom Volke abgewendet und an die Fürsten verkauft! Das Vertrauen zu ihm mußte sinken; hatte er doch selbst zuerst das Vertrauen auf sein Volk verloren. Jetzt seufzte er, daß die Deutschen für die religiöse Freiheit noch nicht reif seien, und suchte ängstlich die Grenzen festzustellen, über welche hinauszugehen ihm gefährlich schien. Er wollte von nun an nicht Jedem die Bruderhand reichen, der sich zum Evangelium bekannte — das war das Verhängniß der Reformation!

Daher der Zwiespalt mit Zwingli und den Schweizer Reformatoren, welche, wie wir später erzählen, nur in nebensächlichen Dingen von den Wittenbergern abwichen, aber dennoch schnöde zurückgewiesen wurden mit der Rede: „Ihr habt einen anderen Geist als wir!" Zu solch' absprechendem Urtheil genügte Luther der Umstand, daß Dr. Carlstadt auf seiner Flucht bei Zwingli Schutz und Freundschaft gefunden und auch dessen Lehre vom heiligen Abendmahl gutgeheißen hatte. So verwünschte er die Vereinigung mit den „Sakramentirern" und infolge der Starrheit der gegenseitigen Anschauungen entbrannte nun ein Streit zwischen den Evangelischen selbst, den Luther mit steigender Heftigkeit fortführte. Keine Bitten konnten ihn bewegen, von dem Toben und Schelten

gegen die Schweizer abzulassen. Niemand hat freilich unter diesem unnatürlichen Verhältnisse mehr zu leiden gehabt als er selbst. Bis an's Ende haben ihn die wohlverdienten Vorwürfe wegen seiner Härte und seiner Unversöhnlichkeit gegenüber den wackeren Brüdern aus dem Schweizerlande verfolgt. Ja, das Unglaubliche geschah. Melanchthon, der gute Genius des gewaltigen Streiters, doch zu schwach und nachgiebig, als daß er vermocht hätte, Luther's Eigensinn zu dämpfen, entbrannte selbst acht Jahre nach seines Freundes Tode in heiligem Eifer, indem er mit Gleichgesinnten Calvin beglückwünschte, als dieser seinen ketzerischen Widersacher Servet dem Tode überliefert hatte.

Gleich nach Dämpfung der Bauernkriege unternahmen Luther und Melanchthon kirchliche Rundreisen und Visitationen in den Gemeinden, um wieder geordnete Zustände herzustellen und die Reformation durchzuführen. Was sie bei dieser Gelegenheit erlebten, war allerdings oft sehr wenig erfreulich; überall Unwissenheit und Unsitte, besonders bei den Pfarrern, welche meist noch aus der römischen Zeit herstammten. Manche von ihnen konnten nicht einmal lesen und wußten nicht das heilige Abendmahl auszutheilen. Andere waren dem Trunke ergeben, während nicht Wenige geradezu den Gehorsam verweigerten. Melanchthon erzählt, er sei öfters bei Seite gegangen, um stille für sich zu weinen, wenn er die Verkommenheit der kirchlichen Zustände gesehen. Da galt es viel zu ändern und zu bessern, aber auch viel zu dulden und zu tragen. Um der beklagenswerthen Roheit abzuhelfen, schrieb Luther die zwei Katechismen, den kleineren für das Haus und die Schule, den größeren für Lehrer und Geistliche. Beide Bücher sind von ganz unermeßlicher Bedeutung geworden und haben wol mit der Bibel die größte Verbreitung erlangt.

Seit dem Tage von Worms waren nunmehr neun Jahre verflossen; die Zahl der Evangelischen blieb noch in täglichem Wachsen, in vielen Gegenden hatten sie sich bereits in fester kirchlicher Ordnung eingerichtet. Da erlangte endlich der Kaiser, der sich bisher mit den Franzosen und Türken herumgeschlagen hatte, freie Hand und beschloß, auf dem Reichstage zu Speyer (im Jahre 1529) gegen das Umsichgreifen der Reformation einzuschreiten. Er erließ zunächst ein Verbot gegen die Weiterverbreitung der neuen Lehre und jede Neuerung in Glaubenssachen. Allein die Führer der Evangelischen, Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen und Landgraf Philipp, antworteten mit jenem berühmten Proteste, der uns den Ehrennamen „Protestanten" verschafft hat. Hierdurch erklärten sie, in Sachen des Glaubens und Gewissens keinen Zwang zu dulden. Die Erklärung wurde auf dem nächsten Reichstag zu Augsburg im folgenden Jahre, auf welchem der letzte Versuch einer Beilegung des Religionsstreites, und einer Versöhnung der Parteien gemacht werden sollte, wiederholt.

Luther selbst blieb damals als Geächteter auf der Veste Koburg zurück; Melanchthon aber erhielt den Auftrag, auf Grund früherer Verhandlungen eine Bekenntnißschrift auszuarbeiten, mit welcher die protestantischen Reichsstädte vor den Kaiser treten wollten. Die Stimmung unter den Protestanten war eine besorgte und gedrückte. Nur Luther blieb voll muthiger Zuversicht und verstand es, aus der Ferne den oft entmuthigten und viel bedrohten Freunden und

Fürsten in Augsburg Muth einzusprechen. Mit welchem Sinne er von dem Zimmer seiner Burg aus hinüber in das Bayerland und hinauf zum Himmel schaute, davon giebt das Lied „Von der festen Burg", das er hier gesungen haben soll, Zeugniß.

Man hat dieses herrliche Lied das „Hohelied der Reformation" genannt und in der That hat seine gewaltige Sprache mehr wie einmal die Schwachherzigen wieder aufgerichtet und die Streiter der neuen Lehre zu treuem Ausharren und zum Weiterkämpfen begeistert. Dieser herrlichen Dichtung schließen sich eine Menge anderer Kernlieder an: „Herr Gott, Dich loben wir — Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir — Wir glauben All' an Einen Gott — Es woll' uns Gott genädig sein — Erhalt' uns Gott bei Deinem Wort" — u. v. a. Sie wurden bald der Liederschatz und ein Gemeingut unseres Volkes und verbreiteten sich durch tausend Zungen und Kehlen über alle Theile der Welt, so daß der Jesuit Contzen äußern durfte: „Die Lieder Luther's haben mehr Seelen getödtet, als seine Schriften und Predigten." Aber trotz Jesuiten und katholischer Gesang- und Gebetbücher ließen sich diese herrlichen Gesänge nicht mehr ausrotten; sie waren schon zu tief in die Herzen eingedrungen: ein Labsal für Bedrängte und Gläubige aller Länder, in deren Sprachen sie übersetzt wurden.

Wie hier Luther das Rechte traf, so war er auch sonsthin immer noch der Held von ehedem, sobald es galt. Allen Bedenklichkeiten und allem „Leisetreten" abhold, stand er fest bei seiner Sache. Nichts von Nachgiebigkeit wollte er hören, nichts von Sorgen wollte er leiden. Während Andere auf einer Aussöhnung mit Rom und auf Erhaltung der kirchlichen Einheit drangen, ließ er nicht ab, für das geschmähte und verachtete, verrathene und verkaufte Vaterland zu hoffen und zu beten, daß es ganz und gar vom Papste erlöst werde. —

Am 25. Juni 1530 war der wichtige Tag, als in der Kapelle der kaiserlichen Herberge das von Luther gebilligte „Augsburger Bekenntniß" vorgelesen wurde. Mit Spannung und Andacht hörten Alle zu; die Fürsten, in deren Namen die Schrift verlesen wurde, erhoben sich wie zu feierlicher Anerkennung derselben. Viele Zuhörer zeigten sich nach Kenntnißnahme des Wortlauts des protestantischen Bekenntnisses höchst überrascht; denn seither waren sie über den „Unglauben" der Protestanten ganz anders berichtet worden. Der Herzog Wilhelm von Bayern reichte Johann von Sachsen die Hand und sprach: „Ich sehe wol, die Lutheraner sitzen in der Schrift und wir daneben!" Der Kaiser aber dachte anders; er ließ von katholischen Theologen eine Widerlegungsschrift anfertigen, welche dazu dienen sollte, die Kirchenspaltung zu beseitigen. Melanchthon beantwortete dieselbe zwar mit einer umfangreichen und gelehrten Vertheidigungsschrift und nahm auch an den noch einige Zeit gepflogenen weiteren Ausgleichsverhandlungen Theil; doch als im Herbste der Reichstagsabschied erfolgte — die meisten protestantischen Fürsten waren bereits unmuthig davongeritten — da lautete derselbe traurig genug dahin, daß nach halbjähriger Bedenkzeit die Protestanten zur alten Kirche zurückzukehren oder eines Schlimmeren sich zu gewärtigen hätten. Von einer Reformation, wie sie bereits bestand, war keine Rede, sondern nur von Unterwerfung. Da ver-

einigten sich die protestantischen Fürsten und Städte in den Jahren 1532—1535 zu einem starken Bündniß, dem **Schmalkaldischen Bund**, und erzwangen sich für die nächste Zeit durch ihre drohende Haltung Friede und Anerkennung vom Kaiser. Es gehörten diesem Schutz- und Trutzbündniß an: Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen und sein Sohn Johann Friedrich der Großmüthige, die Herzöge Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig und Lüneburg, der Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt, die Grafen Gebhardt und Albrecht von Mansfeld, sowie die Städte Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach, Magdeburg, Goslar, Göttingen, Braunschweig, Eimbeck und Eßlingen.

Nachmals (1536) verstärkten dasselbe: die Herzöge von Würtemberg und Pommern, die Fürsten Johann, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Hannover, Kempten, Minden u. A. Bald stand die volle Hälfte von Deutschland gegen die Partei des Kaisers, die heilige Liga.

Der wieder zu Weib und Kind heimgekehrte Luther rieth gleichfalls zu einer entschlossenen Haltung und widerstrebte nicht einem Bündniß mit den Oberdeutschen und Schweizern, wie er vorher gethan. Groß und herrlich erhob er sich noch einmal, als im Frühjahre 1537 die Mitglieder des Schmalkaldener Bundes über ihr Verhalten gegenüber einem päpstlichen Konzile, zu welchem man sie geladen, beriethen. Er selbst setzte die vorzulegenden Artikel auf in so fester und trotziger Sprache, daß er den Papst den „Antichrist und des Teufels Apostel", die Messe „des Teufels Drachenschwanz" nannte. Melanchthon schien dieser Ton denn doch etwas zu stark und zu gehässig; er hätte gerne Zugeständnisse gemacht, denn er hoffte von einem Konzile noch immer Verständigung. Seine mildere Natur neigte sich so leicht zur Nachgiebigkeit hin. Und wie er, so dachte noch mancher Protestant. Es war zu besorgen, daß, was die Furcht vor den kaiserlichen Waffen nicht vermocht hatte, die Liebe zum kirchlichen Frieden bewirken möchte — eine Abschwächung des protestantischen Geistes. Darum hinterließ Luther, als ihn heftige Schmerzen zur Abreise von Schmalkalden nöthigten, die Mahnung, von der jeder seiner Briefe wiederhallt: „Gott erfülle Euch mit Haß gegen den Papst!"

Doch kam weder ein Konzil zu Stande noch führten wiederholte Religionsgespräche, welchen Melanchthon beiwohnte, zu einem nennenswerthen Ergebniß. Eine Versöhnung zwischen Papstthum und Lutherthum, zwischen der alten und neuen Zeit, blieb unmöglich. Alles drängte einem gewaltsamen Bruche entgegen. Auch Luther fühlte dies und er sah voraus, daß nach seinem Tode schwere Zeiten kommen würden. Oft erfüllte ihn deshalb Bekümmerniß und tiefe Schwermuth. Aber wie er im Gebete einst den todtkranken Melanchthon wieder aufgerichtet hatte, so fand er für sich im Gespräche mit Gott immer wieder Trost und Freudigkeit des Handelns. In den Liedern, die er dichtete, in den Gesängen, die zuerst in seinem häuslichen Kreise erschollen und von denen bald die Kirchen wiederhallten, unter seinen Kindern und im Gespräch mit seinen Freunden, beim heiteren Mahle, da konnte er selbst wol der Welt und ihrer Sorgen vergessen und die Düsterheit seines Gemüthes wich vor dem lichten Strahl seines muthigen und zuversichtlichen Geistes. Denn Luther war

eine kindlich fromme und heitere Natur. Bei aller Strenge gegen sich selbst meinte er doch: „Mag Gott gute große Hechte und guten Rheinwein schaffen, so darf ich sie auch wol essen und trinken; es ist dem lieben Gott eben recht, wenn du dich einmal aus Herzensgrund freuest und lachest." Wie die Musik, so liebte er und übte er Dichtkunst, er fand Freude am Schauspiel und an den Werken der Bildhauer und Maler. Lucas Kranach, der deutsche Mann und Meister, gehörte zu seinen vertrauten Freunden. Kurz, nichts menschlich Schönes und Gutes und Anmuthiges blieb ihm fremd und gering. Er zeigte sich auch darin als ein Kind einer neuen Zeit, daß er einer neueren heitern Gestaltung, einer Vollkommnung und Verschönerung des Lebens aus Herzensgrund zustimmte. Und dieser gesunde, lebenswahre, daher auch sittliche Geist, der sich auf seine Kirche vererbte, erweiterte die Kluft zwischen ihr und der alten Kirche mehr als alle Glaubenslehren. —

Unter körperlichen Leiden und trüben Erfahrungen konnte dieser Kernmensch aber auch wieder recht traurig werden. Dann wollte er Wittenberg, „wo ein so unordentlich Leben geführt würde", gänzlich verlassen; dann donnerte er gegen die Laster und Leichtfertigkeiten der Zeit und gegen die sich immer wiederholenden Anmaßungen des Papstthums. Als im Jahre 1543 seine junge Tochter Magdalena gestorben war und er, tief ergriffen von ihrem Verluste, vom Begräbniß heimkehrte, sagte er: „Wenn meine Tochter wieder sollte lebendig werden und sollte mir ein Königreich mitbringen, so wollte ich's nicht thun. Sie ist wohl gefahren. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben!" Er selbst sehnte sich oft nach dem Heimgang zu Gott. Aber dieser Ueberdruß an der „argen Welt" hinderte ihn nicht, rüstig auf der Kanzel und dem Lehrstuhl fortzuarbeiten und mit gewohnter Fürsorge die Angelegenheiten der gesammten Kirche im Auge zu behalten. Schon recht leidend, widmete er zuletzt noch seine schwindenden Kräfte der Versöhnung der Grafen von Mansfeld, zu welchem Behufe er sich nach Eisleben begab. Er wurde hier jedoch kränker und immer schwächer. Daher meinte er selbst: „Wie wäre es, wenn ich hier, wo ich geboren, auch sterben sollte?" Doch blieb er heiter bis zu seinem Verscheiden. Am Abend vor seinem Tode noch schrieb er mit Kreide den Vers an die Wand:

Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa;

das heißt: „So lange ich lebte, war ich, o Papst, dein Verderben; wenn ich erst todt bin, werde dein Tod ich sein."

Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte, den 28. Februar 1546, dankte er Gott inbrünstig, daß er ihm die Kraft verliehen, die Blindheit und Finsterniß des Papstthums aufzudecken. Sein Tod versetzte weithin durch alle Lande Millionen Evangelischgesinnter in Trauer und Betrübniß. Sein Leib ward begraben in Wittenberg in seiner Kirche, nahe bei der Kanzel, von welcher aus er so großen Einfluß geübt zu seiner Zeit und für alle Zeiten.

Ein Vierteljahr später stand Kaiser Karl V. als Sieger an Luther's Grabstein, nachdem sein Feldherr die Evangelischen bei Mühlberg geschlagen hatte und deren Führer in Gefangenschaft gerathen waren. Hätten die auf rasches Handeln hinzielenden Rathschläge des entschlossenen Landgrafen Philipp von

Hessen Gehör gefunden, so wäre man dem Kaiser zu einer Zeit entschieden zu Leibe gegangen, als er noch der schwächere Theil der Kriegführenden war. So aber gab Johann Friedrich, das Oberhaupt des Bundes, den Ausschlag, und indem der Kurfürst von Sachsen sich der trügerischen Hoffnung überließ, auf dem Wege der Verständigung vom Kaiser die gewünschten Zugeständnisse zu erlangen, ward eine lange Zeit nutzlos verbracht und es erlitt die Sache der Reformation die größten Verluste, die sie treffen konnten. Der Kaiser zeigte sich damals nach dem Tode des Mannes, der ihm so viel zu schaffen gemacht, duldsamer und edler als dem Lebenden gegenüber. Als ihn ein Spanier aus seiner Umgebung aufforderte, an dem todten Ketzer Rache zu nehmen und seine Gebeine zerstreuen zu lassen, sprach er: „Nicht mit den Todten, nur mit den Lebenden führe ich Krieg!"



Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen. Vom Luther-Denkmale zu Worms.

So war also das Verhängniß hereingebrochen. Vom Papste gereizt und unterstützt, hatte der Kaiser all' seine Kräfte aufgeboten, um dem Fortschreiten des Reformationswerkes Stillstand zu gebieten und der kaum errungenen Geistesfreiheit eine tiefe Wunde beizubringen. Den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes ward der Prozeß gemacht und Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen in strenger Haft gehalten. Ersterer, zum Tode verurtheilt, erlangte nur auf Fürbitten seiner Gemahlin und vieler deutschen Fürsten seine Begnadigung; aber er blieb seines Landes und der Kurwürde beraubt. Beides gelangte an seinen Vetter, den weltklugen Herzog Moritz von Sachsen, welcher dem Kaiser gegen seine Anverwandten getreulich Beistand geleistet hatte.

Die spanischen Regimenter des Kaisers stellten nun die Ordnung her, indem sie nach Gefallen in Deutschland hausten. Das Bündniß der Evangelischen war zersprengt, die Lehrer und Studenten Wittenbergs, unter ihnen Melanchthon, zerstreuten sich nach allen Richtungen. Nun war es Zeit, an Luther's Mahnung zu denken: „Betet fleißig nach meinem Tode. Es wird dessen wahrlich brauchen und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und es wird in Deutschland übel stehen."

Luther's Hingange folgten Jahre steigender Bedrängniß und ängstlichen Schwankens, bis endlich durch denselben deutschen Fürsten Moritz von Sachsen, welcher den Sieg der kaiserlichen Waffen vollendet hatte und jetzt an Stelle Johann Friedrich's von Sachsen die Kurwürde bekleidete, dem Kaiser

der Vertrag von Passau und bald darauf im Jahre 1555 der Religionsfriede von Augsburg abgerungen ward. Hierdurch erkannte Karl V. die Reformation und die evangelische Kirche an und sicherte deren Bekennern die Freiheit des Glaubens.

Während jener drangsalvollen Periode hatte Philipp Melanchthon, der nach Luther's Tode berufene geistige Führer der Protestanten Deutschlands, durch Nachgiebigkeit gegenüber den katholischen Forderungen eine leidliche Lage herbeizuführen gesucht. Er that damit Niemand Genüge; er war eben kein Luther. Sein Entgegenkommen des lieben Friedens willen hatte dieser bei seinen Lebzeiten oft genug scharf getadelt. Jetzt, wo des verstorbenen Freundes Zuversicht und Einfluß fehlte, trug Melanchthon seiner versöhnlichen Stimmung in jeder Hinsicht Rechnung. Er hielt es immer noch für möglich, daß sich die Protestanten und Katholiken durch Zugeständnisse von beiden Seiten vergleichen könnten, während doch so eben das Tridentinische Konzil sein Werk mit Verdammung der Reformation begonnen hatte. Doch muß zugestanden und gerühmt werden, daß Melanchthon sich redlich bemühte, die seither so starr festgehaltenen Unterschiede, welche die Lutheraner Deutschlands von den Reformirten der Schweiz getrennt hielten, zu verwischen. So weise er auch daran that und so anerkennenswerth sein Bemühen erscheint, die alten Fehler und Mißgriffe wieder gut zu machen, er erntete wenig Dank dafür. Mit Recht wird ihm seine Schwäche den Anmaßungen der Katholiken gegenüber vorgehalten, wenn seine Haltung auch durch die Umstände wohlerklärlich ist. Er selbst fühlte die Unzulänglichkeit seines Charakters und dünkte sich dann recht verlassen und hülflos. Ihn beschlich oft so tiefe Bekümmerniß, daß er sich schmerzlich danach sehnte, daß es Gott gefallen möge, die Last der Verantwortlichkeit für die Leitung der Kirche auf stärkere Schultern als die seinigen zu legen. Besonders als Diejenigen, welche für die echten Schüler Luther's gelten wollten, mit wachsender Gehässigkeit ihre Angriffe auf Melanchthon und die Philippisten, wie man seine Anhänger nannte, erhoben, als sich gehässige Streitigkeiten um Worte und unwesentliche Gebräuche, welche die sächsischen Protestanten in die größte Aufregung versetzten, von Neuem breit zu machen begannen, als der Name des milden und gelehrten Professors mit Schmach und Verleumdung bedeckt wurde, kurz als Dinge geschahen, bei denen man erröthen muß, da wurde dem armen Melanchthon das Dasein wahrhaft zur Last. Und doch harrte er an seinem Platze aus und lehnte auch jetzt wieder alle die ehrenvollen Berufungen in das Ausland ab, die sich, wie früher schon, oft wiederholten. Mit Dank und Freude begrüßte er im Jahre 1552 die Heimkehr der wackeren Fürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp aus fünfjähriger Gefangenschaft, welche sie lieber ertragen hatten, als sich zu einer Abschwörung ihres evangelischen Glaubens herbeizulassen. Mit unbeschreiblicher Genugthuung erfüllte auch ihn die endliche Anerkennung der protestantischen Kirche im Reiche. Das waren aber auch die einzigen Lichtblicke im Verlaufe seiner letzten Lebensjahre. Die meisten übrigen Wünsche und Hoffnungen für den inneren Frieden und die Kräftigung der Kirche sah er nach einander scheitern. Um ihn ward es immer einsamer, er fühlte sich fremd in einer

Umgebung, welche die ganze Bedeutung des Reformationswerkes nicht zu fassen vermochte; allein mit seinen hohen Gedanken, die das Jahrhundert nicht begriff, sehnte er sein Ende herbei. Seine edelsten Mitarbeiter waren gestorben; ein neues zanksüchtiges, unduldsames geistloses Geschlecht, das im Nachbeten der Worte Luther's seinen Ruhm suchte, kam empor. Tief bekümmert blickte der Lehrer Deutschlands in die Zukunft und sehnte sich, durch den Tod dem wüthigen Eifer der Theologen entrückt zu werden. Doch ermüdete er nicht, in Wort und Schrift und durch seinen weitreichenden Einfluß das Beste der Kirche und eine freiere Richtung der Geister zu fördern, freier als sie selbst Luther gestattet hatte. Tiefbetrauert von allen echten Bekennern des Evangeliums, starb er den 19. März 1560.

Zu denjenigen bedeutenden Lehrern und Predigern der Reformation, welche vornehmlich Luther zu seinen Lebzeiten treu zur Seite standen und das große Werk der Bibelübersetzung förderten, gehörten außer den schon genannten Joh. Bugenhagen und Joh. Brenz vorzüglich Dr. Justus Jonas, geb. 5. Juni 1493 zu Nordhausen, als Prediger zu Wittenberg, Halle, Eisfeld thätig, ein Mann, von dem Luther sagte: „Und wenn sie alle Theologen der Päpstlichen zusammenthun, so sind sie nicht werth, dem Jonas die Schuhriemen aufzulösen“; ferner Nikolaus von Amsdorf, der Begleiter Luther's während seiner Entführung auf die Wartburg, späterhin Bischof von Naumburg und Superintendent in Jena, Andr. Osiander und Agricola. Bereits angeführt sind und es werden in folgenden Abschnitten noch erwähnt aus der Reihe der Schweizer Reformatoren und der Straßburger und französischen Theologen: Martin Bucer, Wolfg. Fabricius Capito (eigentlich Köpflin), Caspar Hedio, Joh. Oecolampadius; Leo Judä, Georg Chalibäus, Kaspar Megander, Konr. Kürschner, Berchtold Haller, H. Bullinger, Theodor Beza u. A. Unter den Förderern der Reformation in Deutschland müssen noch genannt werden und zwar in erster Reihe der würdige Hofprediger Georg Spalatin (aus dem Eichstädtischen, geb. 1484, gest. 1545), dann der kursächs. Kanzler Dr. Brück, weiterhin Fr. Mykonius, Superintendent in Gotha, Justus Menius in Eisenach, Steph. Agricola in Augsburg, Caspar Cruziger, A. Blaurer, Erhard Schnepf, Urbanus Rhegius u. v. A.

Der Kampf zwischen den Anhängern Melanchthon's und denen Luther's war mit dem Tode des Ersteren keineswegs zu Ende. Der Schwiegersohn Melanchthon's, Dr. Peucer, suchte als Leibarzt des Kurfürsten von Sachsen seinen weitgehenden Einfluß zu Gunsten der den Reformirten freundlich gesinnten Schüler Melanchthon's geltend zu machen und in solchem Sinne in Kursachsen das starre Lutherthum zu verdrängen. Er erlag dem Intriguenspiel der Gegner; er nebst mehreren seiner Gesinnungsgenossen wurde wegen geheimer Uebereinstimmung mit Calvin (wegen Kryptocalvinismus) zum Tode verurtheilt und in langer, schmachvoller Kerkerhaft dafür gepeinigt, daß sie das Werk und das Andenken des Gottesmannes Melanchthon zu ehren gewagt hatten. Und fort und fort wiederholten sich die unverständigen Frevel der Eiferer, bis die evangelische Kirche der Protestanten in nicht weniger harte

Fesseln sich geschnürt sah, als die des Papstes gewesen waren. Noch zweihundert Jahre später mußte der edle Lessing schreiben: „Luther, großer verkannter Mann, der Du uns vom Joche des Papstthumes befreit hast, — wann wird der kommen, der uns von dem neuen Joche des Buchstabens, das sie uns in Deinem Namen aufgelegt haben, erlösen wird?!“

Ja, aus diesem Zwange des Buchstabens, welcher durch die gemeinsame Arbeit der Theologen und Fürsten zusammengeschmiedet und der protestantischen Kirche auferlegt wurde, erwuchs ein Unglück, welches man nicht tief genug beklagen kann. Nachdem das strenge Lutherthum gesiegt und die Bruderhand der reformirten Kirchen von Neuem zurückgewiesen hatte, da faßte man Dasjenige, was geglaubt und gelehrt werden durfte und sollte, in ein theologisches Gesetzesbuch: Die Concordienformel. Fortan wurde jeder Lehrer der Kirche, jeder Diener des Staates durch feierlichen Eid zum buchstäblichen Festhalten an der beschlossenen Kirchenlehre verpflichtet, und die Fürsten zeigten sich eifrig bemüht, jede Abweichung, jede freie Regung des Geistes mit allen ihnen zu Gebote stehenden Gewaltmitteln zu unterdrücken. So verknöcherte der Glaube, so erstarb die Liebe und es versank die Hoffnung unter dem Geklirr neuer abscheulicher Ketten für die Gewissen. Auf einen herrlichen, vielversprechenden Frühling folgte ein kühler, unfruchtbarer Sommer. Und das nannte man „das reine Lutherthum“! — —



Die Statue des protestirenden Speyers. Vom Luther-Denkmale in Worms.





Huldreich Zwingli und Johann Calvin.
Medaillons vom Luther-Denkmale in Worms.

XIV.

Huldreich Zwingli,
der Reformator von Zürich.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen und ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen." Jesus Christus.

Da, wo sich zwischen dem lieblichen Züricher See und den erhabenen Bergriesen, welche den See der vier Waldstädte begrenzen, eine vordem von düsterem Walde bedeckte Hochfläche ausbreitet, liegt der weltberühmte Wallfahrtsort Kloster-Einsiedeln mit dem angeblich wunderkräftigen Marienbilde.

Einst hatte der fromme Einsiedler Meinrad in dieser Wildniß seine Zelle gebaut und der Andacht gepflegt, bis er von Räubern erschlagen ward. Heutzutage strömen alljährlich Hunderttausende von Pilgern nach dieser heiligen Stätte. Um die Zeit, von der wir reden, war der Zudrang gläubiger Katholiken wol ein geringerer, doch immerhin ansehnlich genug.

Man schrieb das Jahr 1516, als der zeitherige Pfarrer von Glarus zum großen Leidwesen seiner Gemeinde hierher übersiedelte, um in der untergeordneten Stellung eines Laienpredigers die fremden Wallfahrer zu erbauen und in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften zu leben. Was ihn zu diesem Schritte bestimmte, ist unbekannt. Denn Huldreich Zwingli — so hieß der zweiunddreißigjährige Priester — galt keineswegs für einen blinden Knecht des Aberglaubens, der sich an diesem Orte eingenistet. Er, der Sohn des

wohlhabenden und edeln Ammans von Wildhaus, hatte sich auf Reisen und durch den Besuch fremder Universitäten zu der Freiheit des Geistes erhoben, durch welche die Gebildeten jener Tage sich allgemein auszeichneten. In Basel hatte er sich mit den ausgezeichnetsten Jünglingen an den gefeierten Theologen Wyttenbach angeschlossen. Daher erfreute er sich mit Recht des Rufes der Gelehrsamkeit; manchen der alten Schriftsteller kannte er auswendig, weiterhin auch fast das ganze Neue Testament; die paulinischen Briefe schrieb er eigenhändig ab; er gab im Umgang mit den tüchtigsten Gelehrten ungewöhnliche Kenntnisse kund und seine Liebe zu den alten Sprachen und zu den klassischen Literaturen sprach sich bei jeglicher Veranlassung aus. Auch für einen Mann von Herz und Muth galt er und wiederum mit Recht. Als der Glarner Heerbann im Solde des Papstes nach Italien auszog, begleitete Zwingli seine Landesgenossen und er hat auch an der unglücklichen Schlacht bei Marignano Theil genommen. Aber in seiner Brust schlug ein stolzes republikanisches Herz und seit Jahren hörte er nicht auf, gegen die Kriegslust seiner Landsleute zu eifern, welche für Jahrgelder und Pensionen ihr Blut und Leben im Dienste fremder Gewalthaber auf die Schlachtfelder des Auslandes trugen und dafür Sittenverderbniß, Verwilderung und Roheit, Müßiggang und Unfrieden in die Heimat zurückbrachten.

Dieser beliebte, aufgeklärte, furchtlose Mann war jetzt in das Kloster übergesiedelt, wie Einer, der von Gott in die Einsamkeit geführt wird, um da Kraft zu einem großen Werke zu sammeln. Die zwei Jahre, welche Zwingli hier verlebte, waren nicht verloren. An den Wallfahrtstagen predigte er, zwar nicht von den Wundern der Reliquien und Heiligenbilder, auch nicht vom Ablaß, der hier zu finden sei, aber desto feuriger und hinreißender von der Gnade Gottes, welche der Menschheit in Christus erschienen ist, und von den sittlichen Pflichten des Christen. Unter der Hand verschwanden durch ihn allerlei offenbare Mißbräuche und das Lesen der Bibel fand weitere Verbreitung. Denn er stand nicht allein. Es befanden sich im Kloster Viele, welche dachten wie er, die mit ihm den Wissenschaften oblagen, die Musik pflegten, von der nothwendigen Reform der Kirche redeten und davon, wie das Volk besser und gründlicher erzogen werden müßte. Gelegentlich erlabten sie sich an den aus Deutschland in die Schweiz gedrungenen Briefen der Dunkelmänner, dieser Zuchtruthe des Witzes, welche alle Schäden der Geistlichkeit geißelte. In diesem Kreise hegte man damals noch die Hoffnung, daß von oben her, vom Papste, selbst etwas Rechtes zur Erneuerung der Kirche geschehen würde. Und in dieser Erwartung begnügte sich auch Zwingli mit der freien Predigt des Evangeliums ohne heftige Angriffe auf die längst erkannten Uebel. Nur als der Ablaßkrämer Samson in dem benachbarten Schwyz sein verrufenes Geschäft mit schamloser Frechheit trieb, brach einmal sein Zorn los und er fand solchen Beifall, daß Samson das Feld räumen mußte.

Mit Neujahr 1519 schlug Zwingli seinen Wohnsitz in der freundlichen Stadt Zürich auf, wohin er als Prediger an den Großmünster berufen worden war. Hierer öffnete sich ihm die Stätte, an welcher er seine reformatorischen Gedanken ausarbeiten und vom Worte zur That übergehen konnte. Offen und ent-

schieden erklärte er alsbald bei seinem ersten Betreten der Kanzel in Zürich, er werde das Evangelium Christi verkündigen, ohne sich an menschliche Satzungen zu kehren, damit der Name Christi nicht länger im Versteck gehalten werde und Jeder erkenne, was zu seiner Seligkeit von Nöthen sei. Mochten auch viele Finsterlinge in Zürich entrüstet thun, daß der „Lautenschläger und evangelische Pfeifer", wie sie ihn spottweise wegen seiner Heiterkeit und seiner Liebe zur Musik nannten, den Boden des Papstthums verlasse, auf eigene Gefahr hin legte er den das Christenthum entstellenden Menschentand bei Seite und nahm damit das Werk der Reformation, das die Oberen der Kirche immer wieder hinausschoben, frei und rücksichtslos in Angriff, so wie es vor Kurzem der Mönch in Wittenberg, deß Name von Mund zu Mund lief, bereits gethan. Der Erfolg war ein glänzender. Sonntags sowie an den Wochentagen, wenn Zwingli in edler, mannhafter Weise die heiligen Schriften auslegte, blickte er auf eine unerhörte Zahl von Zuhörern; Herren vom Rathe, welche seit Jahren mit der Kirche zerfallen waren, und Bauern vom Lande, Handwerker und die Fremden, welche zufällig in der Stadt weilten, drängten sich zu diesen Predigten. Man nannte ihn den Moses, der die Kirche aus Aegypten führen solle. So durchschlagend zeigten sich seine Zusprachen, daß selbst der Rath sämmtliche Prediger der Stadt ermahnte, wie Zwingli nur das lautere Evangelium und nicht Menschensatzungen zu predigen. Weit und breit pries man ihn als die „Posaune des Herrn"; in seinem Hause sprachen die Landleute ein, Rath suchend, und in den Weinstuben besprach er sich mit den versammelten Zunftgenossen. Die Freunde der kirchlichen Reform gewannen immer festeren Boden und Zwingli war der Held des Tages.

Zürich, die angesehenste Stadt der Eidgenossenschaft, bot ein günstiges Arbeitsfeld. Nirgends empfand man das sittliche Verderbniß der Mönche und Pfaffen tiefer, nirgends übte sich der Spott rücksichtsloser, um ihre Trunksucht, ihr Lärmen und ihre Zuchtlosigkeit an den Pranger zu stellen. Als der Ablaßhändler Samson, nachdem er aus Bern an 120,000 Dukaten davongeschleppt, auch die Züricher Seelen aus dem Fegfeuer erretten wollte, verweigerte ihm der Rath von Zürich den Eintritt. Daneben regte es sich auch in anderen Schweizerstädten. Selbst in Bern hatte Johann Haller bereits seine Stimme gegen die päpstlichen Irrthümer erhoben. Und in Basel, wo sich mit Erasmus der helle und heitere Geist der Freidenker verbreitet hatte, arbeiteten nach einander Capito, Hedio und Oecolampadius an dem Sturze des Papstthums. Doch war Zwingli nach Charakter und Schicksal der hervorragendste dieses unsichtbaren Geisterbundes der christlichen Freiheit. Auf ihn schaute bereits das Ausland; zu ihm begab sich der von Luther vertriebene Carlstadt; bei ihm fand der edle, überall gehetzte und vertriebene Ulrich von Hutten, auf der Flucht vor seinen Verfolgern, Schutz und Pflege. Kein Wunder, daß sich gegen Zwingli der ärgste Haß nicht blos der Papisten, sondern auch vieler Vornehmen, sowie auswärtiger Machthaber erhob. Die letzteren ergrimmten keineswegs darüber am meisten, weil Zwingli sich mit den Pfaffen überworfen, sondern weil er mit gewaltiger Rede zu Felde zog gegen das übliche, sittlich wie bürgerlich verderbliche „Reislaufen" und weil er in seiner Predigt

das Unwesen des Söldnerthums und Pensionennehmens noch schärfer bekämpfte, sobald er in Zürich festen Fuß gefaßt hatte. Es gab ihrer zu Viele und Einflußreiche in der Schweiz, welche, sei es vom Papste oder vom Könige von Frankreich, jährliche Zahlungen empfingen und dafür das arme Schweizerblut an das Ausland lieferten. Diese in letzter Zeit immer mehr sich steigernde Gewissenlosigkeit mußte jeden Wohlgesinnten mit Trauer erfüllen; denn unzweifelhaft verschwand mit dem Landsknechtswesen mehr und mehr die alte Biederkeit des Volkes und es bedrohten die Nachbarn und fremden Mächte mit ihren Bestechungen die hartnäckig erkämpfte Freiheit der Schweiz. Es war eine unwürdige und gefährliche Lage. Schon früher hatte Zwingli seine warnende Stimme erhoben, jetzt drang er aufs Nachdrücklichste auf Abstellung der alten Schäden. Und als auch das nicht half, deckte er schonungslos die allgemeine Verderbniß auf. Entschlossen warf er sogar dem päpstlichen Zwischenhändler, dem Kardinal von Sitten, das Wort ins Gesicht: „Der Römling trage seinen rothen Hut und Mantel mit Recht; denn man brauche ihn nur zu riechen, so werde man das Blut der Brüder und Söhne daraus fließen sehen.“ Endlich brachte er es dahin, daß wenigstens Zürich den Bund mit Frankreich auffagte; infolge dessen aber fanden seine papistischen Gegner in den neuen Widersachern des Reformators neue und einflußreiche Bundesgenossen.

Als nun infolge einer mächtigen Predigt über den Unwerth des Fastens mehrere seiner Freunde nicht nur selbst das Fastengebot mißachteten, sondern auch ihre Dienstboten an Fasttagen zu Fleischspeisen nöthigten, da brach der längst vorbereitete Sturm gegen Zwingli los. Die geistlichen Behörden setzten alle Feinde Zwingli's in Bewegung. Verhandlungen, drohende Erlasse und Befehle erregten die Stadt. Die Kanzeln hallten wieder von den heftigsten Streitreden. Die schimpflichsten Anklagen wurden gegen die Anhänger der „neuen Lehre“ ausgesprochen. Eine Zeit lang sah Zwingli sein Leben sogar von Mörderhänden bedroht, so daß ihm der Rath eine Schutzwache stellte und seine Freunde ihn des Abends niemals allein ausgehen ließen. Die streitenden Parteien geriethen dennoch öfter auf den Straßen hart aneinander, sogar in den Kirchen kam es zu ärgerlichen Auftritten. Die von Zwingli geführten Prediger aber gaben die bündige Erklärung ab, daß sie sich nur noch an das Wort Gottes in der Schrift gebunden erachteten und fortan auch die Ehe der Priester für erlaubt halten würden.

Um diese Zeit erschien in Zürich der Franziskanermönch Lambert von Avignon, auf der Durchreise nach Wittenberg, wohin ihn Luther's Ruf gezogen hatte. Er hielt eine Predigt im Münster, in welcher er von beiden Parteien Mäßigung verlangte und das Gebet zu den Heiligen empfahl; infolge dessen veranstaltete Zwingli mit ihm eine öffentliche Unterredung. Die päpstliche Partei hoffte auf den Sieg des Franziskanermönchs. Als dieser aber, von der Wahrheit der Gründe und Beweise aus der heiligen Schrift überwunden, die Hände dankend vor Aller Augen gen Himmel hob und gelobte, nun alle Rosenkränze bei Seite legen und Gott allein anbeten zu wollen, da war der Eindruck ein so gewaltiger, daß der Sieg der Evangelischen immer wahrscheinlicher wurde. Um ihn herbeizuführen, erbot sich Zwingli zu einem

öffentlichen Religionsgespräch: Er wolle Jedermann über die neue Lehre Rede und Antwort stehen und wenn er Unrecht behalte, sich der Bestrafung unterwerfen, andernfalls erwarte er aber auch die Herstellung des Evangeliums und die Anerkennung der Glaubensfreiheit.

Am 29. Januar 1523 fand die Verhandlung unter dem Vorsitze des Bürgermeisters wirklich statt. Mehr als sechshundert Männer aller Stände von nah und fern hatten sich eingefunden, auch Vertreter des Bischofs von Konstanz. Inmitten des Saales an einem mit Büchern bedeckten Tisch saß Zwingli kampfbereit, um die siebenundsechzig evangelischen Sätze, die er gegen die Satzungen des Papstthums aufgestellt hatte, zu vertheidigen. Aber Niemand wagte ihm entgegenzutreten. Da rief eine Stimme aus dem Volke: „Wo sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so tapfer pochen? Tretet nun hervor! Hier ist der Mann! Ihr könnt wol alle hinter dem Weinglas reden, aber hier will sich Keiner regen!" Diesen Worten folgte ein allgemeines Gelächter und noch am Nachmittage konnte der Rath den Entscheid kundgeben: „Weil Niemand irgend welche Ketzerei an Zwingli's Lehre dargethan habe, so soll er fortfahren, wie bisher, und auch die übrigen Geistlichen sollen nur predigen, was sie aus der heiligen Schrift beweisen können."

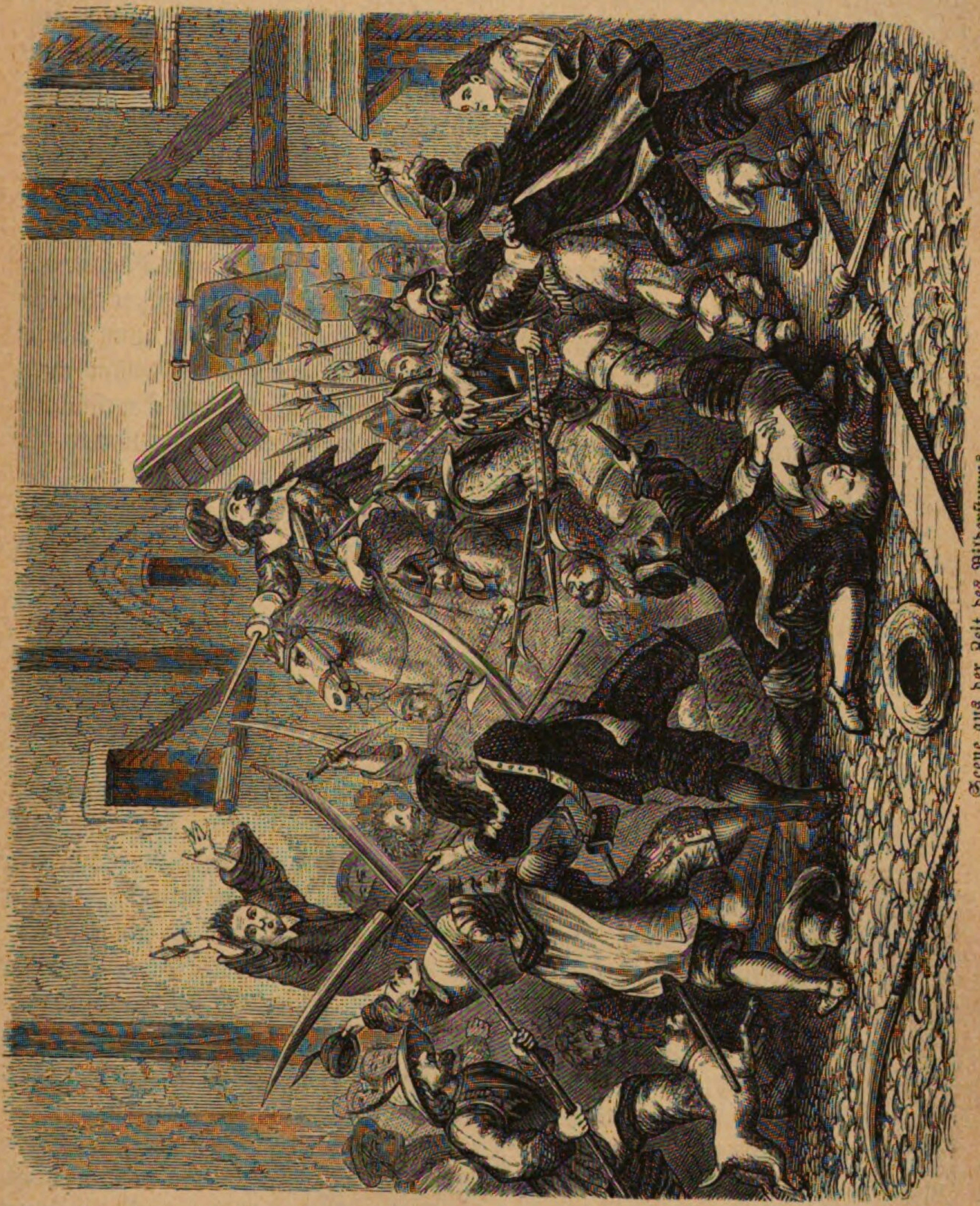

J. Oecolampadius.

Das war der erste Sieg der evangelischen Sache; Zürich war gewonnen. Nun konnte Schritt für Schritt die Erneuerung des kirchlichen Lebens vor sich gehen. Bald regte es sich in den Klöstern; Mönche und Nonnen kehrten zum werkthätigen Leben, zur Arbeit zurück. Die überreichen Kirchengüter wurden zu Schulstiftungen verwendet; die Prediger, Zwingli voran, traten in den Ehestand. Nur die Messe und die Bilder hatte Zwingli noch geschont, um Niemand allzu weh zu thun. Allein bald erschienen auch in Zürich Schreier und Dränger, welche die Kirche mit Gewalt säubern wollten, welche die heiligen Gefäße, die Bilder und Kreuze im Aufruhr umstürzten, ja sogar die Orgeln zertrümmerten, damit nichts von dem „abgöttischen Geräthe des Papstthums" übrig bleibe. Diese Vorgänge bilden in ihren Ausschreitungen eine der häßlichsten Seiten des Religionseifers jener Periode, doch datiren sie nicht erst

aus der Zeit der Reformation, vielmehr sind dergleichen Uebergriffe, wie wir wissen, schon unter den byzantinischen Kaisern vorgekommen, als sich das christliche Gewissen gegen die überhandnehmende Verehrung der Heiligenbilder, gegen die heidnischen Weihrauch- und Lichtspenden, gegen den heiligen Gruß und eine Menge auf Berauschung der Sinne abzielende Ceremonien und Gebräuche der herrschenden Kirche auflehnte. Erst seit dem 10. Jahrhundert drang vom Oriente aus die Bilderanbetung in die abendländischen Gotteshäuser ein; der katholischen Kirche paßte es und sie milderte erst nach Ausbreitung der Reformation das weitere Umsichgreifen der halbwegs heidnischen Bilderverehrung. Als sich in der Schweiz der Bildersturm erhob, wurden zwar die ärgsten Unruhestifter verhaftet und bestraft; indeß ein zweites Religionsgespräch entschied kurz nachher, daß die Aufstellung der Bilder und die Messe wider Gott und Christi Ordnung seien und daß man nur um der übrigen Eidgenossen willen, von denen man hoffte, daß sie noch für das Evangelium zu gewinnen seien, schonend zu Werke gehen wolle. An anderen Orten ließen sich die Gemüther nicht so rasch beruhigen, vielmehr wiederholten sich in Deutschland wie in den Niederlanden die ärgerlichen Scenen der Zerstörung der ältesten und werthvollsten wie interessantesten Schätze alterthümlicher Kunst. Verständigen Männern gelang es später erst, den Kirchenbildern, soweit sie nicht Gegenstand der religiösen Verehrung waren, den Verbleib an frommer Stätte zu wahren. Während selbst Luther dem anfänglich so gereizten Drängen nachgeben mußte und die Bilder zum Theil wenigstens ohne Geräusch aus der Kirche entfernen ließ, gestattete eine mildere Auffassung ihnen die Wiederaufnahme in den protestantischen Gotteshäusern und in den der Kirche verwandten Anstalten. Die reformirte Kirche der Schweiz und Englands zeigte sich jedoch in dieser Beziehung viel strenger und ausschließlicher.

So viel Rücksicht Zwingli und seine Freunde noch auf die Gewohnheiten der Eidgenossen, welche am Katholizismus festhielten, nahmen, es schien nicht, als ob die inneren Kantone große Neigung zur evangelischen Religionsübung verspürten; vielmehr richteten sie gerade in diesen Tagen in Luzern einen Ketzer mit dem Schwerte hin und suchten in Zürich selbst insgeheim die papistische Partei zu stärken und zu stützen. Nichtsdestoweniger vollendete sich in den folgenden Jahren in Zürich die Reformation in aller Ruhe und Milde und am Gründonnerstag 1525 wurde zum ersten Male das Abendmahl in der einfachen Weise der Apostel gefeiert. Da, wo sonst der Altar gestanden, stand nun der weißgedeckte Tisch mit den hölzernen Tellern und Bechern für Brot und Wein. Die Diakonen lasen die zu dieser Feier gehörigen Stellen der Bibel vor und Zwingli hielt eine Ermahnungsrede, worauf Jeder mit eigener Hand die Symbole von der durch Christus Hingabe bewirkten Erlösung nahm. Verschwunden war aller Prunk und Weihrauchduft! In deutscher Sprache hielten fortan die Prediger den Gottesdienst ab; einfach und schlicht war auch das Innere des Kirchenraumes ausgestattet, ohne Orgel, ohne Gepränge. Die Reliquienschreine wurden entfernt, nachdem man die darin aufbewahrten Gebeine „der Heiligen" der Erde übergeben. Die Gemeinde erwählte ihre Aeltesten (Presbyter) als Beaufsichtiger des kirchlichen Lebens; eine strenge Sittenzucht wurde ein-

geführt und die Stadt für unwürdige und lüderliche Personen geschlossen. Wenn Zwingli jetzt auf sein Werk blickte, so konnte er Gott preisen. Ja, es waren glückliche Tage, die er, geehrt und geliebt von Allen und im Besitze eines weitreichenden Einflusses in Rath und Bürgerschaft, verlebte.



Scene aus der Zeit des Bildersturms.

Ihm zur Seite stand ein edles Weib und ein alter, treuer Mitarbeiter, Leo Judä, „Meister Leu" genannt; ringsum in den benachbarten Gebieten arbeiteten ehrenwerthe Männer in seinem Sinne. Nur drinnen im Gebirge bereitete sich unverkennbar. Schlimmes vor.

Zuerst galt es aber noch, eine andere Gefahr zu beseitigen. Es erhoben Protestanten ihr Haupt, welche Zwingli mit Schrecken betrachtete und die auch ihn

nicht für Ihresgleichen erkannten. Männer vom Schlage des Thomas Münzer, ja dieser selbst und viele Geistesverwandte, welche die Kindertaufe verwarfen und die Taufe an den Erwachsenen wiederholten — daher der Name Wiedertäufer — regten das Volk mit der Rede auf: das Weltende stehe bevor; man müsse alle Güter gleichmäßig vertheilen, die Herren strafen und richten und „eine Kirche der Heiligen“ herstellen. In Sack und Asche erschienen ihre Propheten und riefen ihr „Wehe! Wehe!“ durch die Stadt. Feuerzeichen gingen vor ihnen her; Wahnsinn und Greuel ließen sie zurück. In der Nähe von St. Gallen hatte ein von diesen Schwärmern Verführter seinem Bruder den Kopf abgeschlagen, und rechtfertigte sich vor Gericht damit, daß Gott selbst ihm solches befohlen habe. Das „innere Licht“, auf welches sie sich beriefen, erwies sich jeder vernünftigen Zusprache unzugänglich. Nach vielen vergeblichen Versuchen, die Leute zur Besinnung zu bringen, mußten gegen die gefährlichen Frevler die härtesten Maßregeln ergriffen werden. Doch zeigte sich Zwingli gegen die beklagenswerthen Eiferer von ganz anderer Seite als Luther: er übte Milde und Geduld. So gelang es auch seiner herzgewinnenden und volksthümlichen Beredsamkeit, die aufrührerischen Landleute, welche ebenfalls von Deutschland aus erregt und vom Geiste der Widersetzlichkeit angesteckt worden waren, zu beruhigen und fast im Keime schon die ganze Bewegung zu ersticken.

Inzwischen hatten aber auch die katholischen Kantone ihre Drohungen gegen Zürich erneuert. In Luzern hatte man Zwingli in Gestalt eines Strohmannes verbrannt; öffentlich wurde er als der „abscheuliche Gotteslästerer, welcher den Landfrieden stört“, gebrandmarkt. Der Zwiespalt erweiterte sich mehr und mehr. Schon jetzt redete man davon, Zürich vom Bunde der Eidgenossen auszuschließen. Vorerst aber versuchte man es noch einmal mit einem Religionsgespräch. Der Generalvikar des Bischofs von Konstanz, der schon einmal eine gründliche Niederlage erlitten hatte, und Dr. Eck, Luther's Gegner, setzten im Jahre 1525 mit Hülfe der papistischen Kantone in Baden ihr Vorhaben in Scene. Zwingli ging nicht dahin. Wußte man doch, daß erst vor wenig Tagen zwei evangelische Männer in Schwyz verbrannt worden waren und daß man im Stillen darüber brütete, sein Leben zu bedrohen. Deswegen verbot ihm der Rath, sich nach Baden zu begeben, und an seiner Statt erschien der treffliche Oecolampadius aus Basel. Thomas Plater, ein junger Walliser, unterhielt in der Verkleidung als Hühnerhändler die Verbindung zwischen Zwingli in Zürich und seinen Freunden in Baden. Er überbrachte täglich die schriftlichen Antworten auf die Angriffe des Dr. Eck. Außerdem verfaßte Zwingli in dieser Zeit wieder mehrere kraftvolle Streitschriften. Es waren aufregende und kummervolle Tage. Sechs Wochen lang kam der Reformator nicht zu Bett. Ihn floh der Schlaf, oft erhob er mitten in der Nacht seine Hände zum Gebet; denn das Häuflein der Evangelischen in Baden war verschwindend klein gegen die Ueberzahl der Papisten. Aber tapfer hielt sich Oecolampadius gegen den Ingolstadter Schwätzer, also daß er die Bewunderung sogar der Feinde errang. Die Versammlung endete trotzdem mit der Verdammung Zwingli's, und Zürich wurde aufgefordert, den mit dem Bann Belegten des Landes zu verweisen. Als man dies trotzig verweigerte, da war

der Bruch vollendet. Nun ging es hüben und drüben an ein Bundesgenossensuchen, Rüsten und heimliches Vorbereiten. Die Berner, welche lange geschwankt hatten, wurden durch das Religionsgespräch in ihrer Stadt entschieden zu Zürich herübergezogen. Zwingli selbst erschien mit seinen Freunden daselbst und gewann durch zwei gewaltige Predigten die Herzen Vieler. Als er das zweite Mal sprach, lagen ringsum die Trümmer der zerstörten Bilder und Geräthe. „Da liegen die Altargötzen im Tempel", sprach er. „Es muß aber der Koth und Wust hinaus. Es sind gar schwache und zänkische Gemüther, die sich über das Abthun der Götzen beklagen; diese können nun offen sehen, daß den Bildern nichts Heiliges innewohnt, sondern sind wie ander Holz und Stein. Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm. Wenn die Seligen bei Gott dadurch verletzt worden wären, so hätte ja Niemand diese Dinge von der Stelle rücken noch zertrümmern können." Noch im Sommer schloß Bern mit Zürich ein Schutz- und Trutzbündniß; bald folgte St. Gallen, Biel, Mühlhausen, Basel u. a., in welchen Orten nach mehr oder weniger blutigen Kämpfen die Reformation durchgesetzt worden war. Aber auch die Urkantone nebst Freiburg und Wallis schlossen untereinander und mit dem alten Erbfeind Oesterreich einen Bund zur Wahrung des alten Glaubens. In ihren Gebieten wurde Alles, was evangelisch hieß, verfolgt und verjagt. Den Predigern zerschnitt man die Zunge, die heiligen Schriften überlieferte man dem Feuer. Zahllose Greuel fanden statt; aber das Entsetzlichste geschah wiederum in Schwyz. Ein Züricher Pfarrer, Jakob Kayser, wurde auf einem Amtswege auf offener Straße ergriffen, davongeschleppt und zum Feuertode verdammt, den er auch standhaft erlitt. Durch halb Europa ging ein Schrei des Entsetzens über diese Unthat. Da rief Zwingli, der tapfere, zornesmuthige Held, zum Kampfe für den protestantischen Glauben auf. Er erkannte im Ergreifen der Waffen das einzige Mittel, den religiösen Frieden herzustellen. „Es ist keine Sicherheit weder für die Wahrheit noch ihre Verehrer mehr möglich, wenn nicht die Grundpfeiler der Gewaltherrschaft niedergestürzt werden." Schon standen im Juni 1529 die Heere wohlgerüstet einander gegenüber. Zwingli selbst begleitete zu Pferde die Seinen. „Stehet fest in Gott!" rief er ihnen zu; „lasset euch nicht irre machen, bis das Recht aufgerichtet ist!" Allein der Ungestüm Zwingli's, mit dem er jetzt, weil ihm der günstigste Augenblick gekommen schien, zur blutigen Entscheidung drängte, wurde durch vorsichtige Vermittelung noch einmal gedämpft. Der Amman von Glarus brachte es dahin, daß die Gegner von Oesterreich absagten und einige Zugeständnisse machten, die Evangelischen dagegen nun wieder aus einander gingen. Zwingli, höchst unzufrieden mit dem matten Vergleich, der die Feindseligkeiten nur hinausschob und den Bruch nur auf eine ungünstigere Zeit aufsparte, erhob drohend den Finger und rief: „Gevatter Amman, du wirst dafür Gott müssen Rechenschaft geben! Dieweil die Feinde im Sacke sind, geben sie gute Worte und du glaubst ihnen. Aber wenn sie wohlgerüstet sind, werden sie unser nicht schonen." Er konnte nicht in den allgemeinen Jubel einstimmen, der die fortdauernde Spannung nur verdeckte, und er verschwieg nicht, daß man um dieses Friedens willen bald die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen werde.

In dieser bedenklichen Lage sah sich der kluge und bedächtige Mann mit erneutem Ernste um, ob er nicht in Deutschland einen Rückhalt gewinnen könne. Es erschien so natürlich zu glauben und zu erwarten, daß die Stärkeren ihren schwächeren Brüdern beispringen könnten. Zum Unglück aber hatte der seit Jahren bestandene Zwiespalt zwischen den Lutherischen und Zwingli'schen nicht aufgehört, ja er hatte sich immer beklagenswerther erweitert. Es bestand allerdings ein merklicher Unterschied zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation, etwa wie zwischen Wittenberg und Zürich selbst. Auch die Naturen von Luther und Zwingli unterschieden sich wesentlich. Trotz alledem aber war man in allen Hauptsachen doch einig. Da Beide unabhängig von einander an das große Werk Hand anlegten, hätten sie sich wohl vertragen können; Zwingli wenigstens blickte immer neidlos und aufrichtig auf das Thun des tapferen Mönches. Luther dagegen schalt die neue „Sekte in der Schweiz", als ob sie nicht auch Geist von seinem Geiste sei. Luther vermochte überhaupt den Mönch und die Ehrfurcht vor der Kirche nie völlig abzustreifen, Zwingli aber hat von Beginn an mit festem Blick und schonungsloser Hand auf das große Ziel seines Lebens hin gesteuert: „Los von Rom! Zurück zur heiligen Schrift!" Wanderten die Beiden aber auch auf verschiedenen Wegen, so waren sie doch Werkzeuge desselben Gottes, desselben Erlösers und beide berufen, einander in die Hände zu arbeiten. Aber Luther blieb immer abhängig von dem bei ihm vorwaltenden Gefühle, die ersten Eindrücke hafteten bei ihm am festesten und seine Hartnäckigkeit ließ ihn dann von einer vorgefaßten Meinung nicht loskommen. So hatte er durch Dr. Carlstadt, seinen früheren Gesinnungsgenossen und später so heftigen Gegner, einen Widerwillen gegen Zwingli gefaßt, weil beide in Beziehung auf das Abendmahl übereinstimmten; — und da gab es keine Vermittelung und kein Einsehen mehr, — Zwingli gehörte fortan auch zu den „Schwarmgeistern und Sakramentirern", von denen er nichts wissen, die er verfolgt sehen wollte. Unzweifelhaft liegt die Schuld in diesem Streite auf Luther's Seite und auch das Unrecht. — Die Frage, um welche es sich in erster Reihe handelte, richtete sich dahin, in welcher Weise sich hinsichtlich der Abendmahlsfeier eine Einigung herbeiführen lasse. Nachdem der römische Wahn von einer wunderbaren Kraft des Priesteramtes, der zufolge Brot und Wein in wahres Fleisch und Blut Christi verwandelt und dergestalt Christus immer wieder zum Sühnopfer dargebracht werden sollte, gefallen war, hatte Zwingli folgerichtig die Darreichung von Brot und Wein als Erinnerungszeichen an den Tod des Erlösers betrachtet, Luther dagegen das Bedürfniß gefühlt, in, mit und unter dem Brot und Wein an das Empfangen des wirklichen Leibes des Herrn zu denken. Diese Lehre, die noch viel wunderlicher klingt, als die römische, gründete Luther darauf, daß Christus wie Gott allgegenwärtig sei und daß Christus gesagt habe: „Das ist mein Leib." Zwingli war verständig genug, zu erkennen, daß dies „ist" so viel als „bedeutet" sagen wolle und daß von einem wirklichen Essen des Leibes und Blutes Christi keine Rede sein könne. Ueber diesen Punkt, der allerdings tief in die ganze Glaubensanschauung einschneidet, war nun seit Jahren mit Heftigkeit verhandelt worden. Schriften herüber und hinüber und manches unverzeihliche Wort Luthers hatten das un-

selige Feuer des Mißtrauens geschürt und es lag nunmehr klar zu Tage, daß es sich doch um noch tieferliegende Unterschiede handele, als es den Anschein hatte. Trotzdem ließ Zwingli die Hoffnung auf eine Vereinigung nicht fallen. Sein Blick war einmal ein freierer, sein Herz weiter, sein Sinn auf Höheres gerichtet. Hatte er doch auch manchen Strauß für Luther bestanden; alle Verkleinerungen und hämischen Seitenhiebe der Wittenberger vermochten seinen Widerstand nicht bis zur Erbitterung zu steigern. Er zog es vor, mit aller Ruhe Luther zuzurufen: „Ich bitte Dich, daß Du das unehrbare Schelten fallen lassen und aufhören mögest, uns mit schweren Worten zu überschütten. Nicht als ob ich mich fürchte; ich stehe auf einem Fels; aber Gott sieht auf uns, ganz Deutschland und die Christenheit!"

Begreiflich jubelten die alten Widersacher der Reformation laut auf und ergingen sich in hämischen Reden, als der Hader unter den Evangelischen zum unsagbarsten Schaden für die gemeinsame Sache immer hartnäckiger entbrannte. Aber gerade deshalb versuchte Zwingli immer wieder und zuletzt durch den Landgrafen Philipp von Hessen, einen großdenkenden Fürsten, die Versöhnung mit Luther herbeizuführen. So kam es zum Religionsgespräch in Marburg. Nur gezwungen erschienen Luther und Melanchthon. Zwingli traf ein mit Oecolampadius. Wahrlich, wichtige, bedeutungsvolle Tage, da die gelehrten Gäste des Landgrafen über die Zukunft der neuen Kirche und Lehre entscheiden sollten! O daß die Vernunft und die Liebe gesiegt hätten!

Allein es geschah das Gegentheil. Luther beharrte starr und steif bei den Worten, die er mit Kreide vor sich auf den Tisch geschrieben hatte: „Das ist mein Leib." Er zeigte sich äußerst empfindlich, und je nachgiebiger die treuherzigen Schweizer, desto bedenklicher wurde Luther gegen sie, ob sie es auch ehrlich meinten. Als Luther schließlich, durch keine Gründe überzeugt, in die Worte ausbrach: „So wollen wir Euch fahren lassen und dem gerechten Gericht Gottes überantworten"; — da traten Zwingli die Thränen in die Augen und er erwiederte Luther: „Es giebt keine Leute auf Erden, mit denen ich lieber wollte Eins sein, als mit den Wittenbergern." Doch der Unbeugsame wies die dargebotene Hand zurück und endigte: „Ihr habt einen andern Geist als wir!"

Was Zwingli erreichte, bestand darin, daß das Gezänke wenigstens aufhörte und daß man sich über eine Reihe von Grundsätzen verständigte und einigte. Auch verabredete er mit dem Landgrafen, der ganz auf seiner Seite stand, großartige Pläne, welche einen allgemeinen evangelischen Bund und ein protestantisches Kaiserthum betrafen. Reich an Hoffnungen und trotz der erfahrenen Abneigung Luther's erleichterten Herzens, kehrte er zurück. Aber schon die nächste Zeit sollte ihm viele seiner Herzenswünsche vernichten. Von der Theilnahme an dem Augsburgischen Bekenntniß ausgeschlossen, mußte er dem Reichstage sein eigenes Bekenntniß übersenden, ohne Beachtung zu finden. In Zürich selbst zeigten sich Leute, welche sich der strengen Sittenzucht nicht fügen wollten, das Verbot von Karten und Würfelspiel erregte böses Blut und — was gleich schlimm ist — Langeweile; so kam es, daß viele frühere Heißsporne nun die ernste, mannhafte Ordnung, auf welche Zwingli hielt, wieder gern losgewesen wären. Draußen aber im Lande murrte es wegen Aufhebung der Klöster

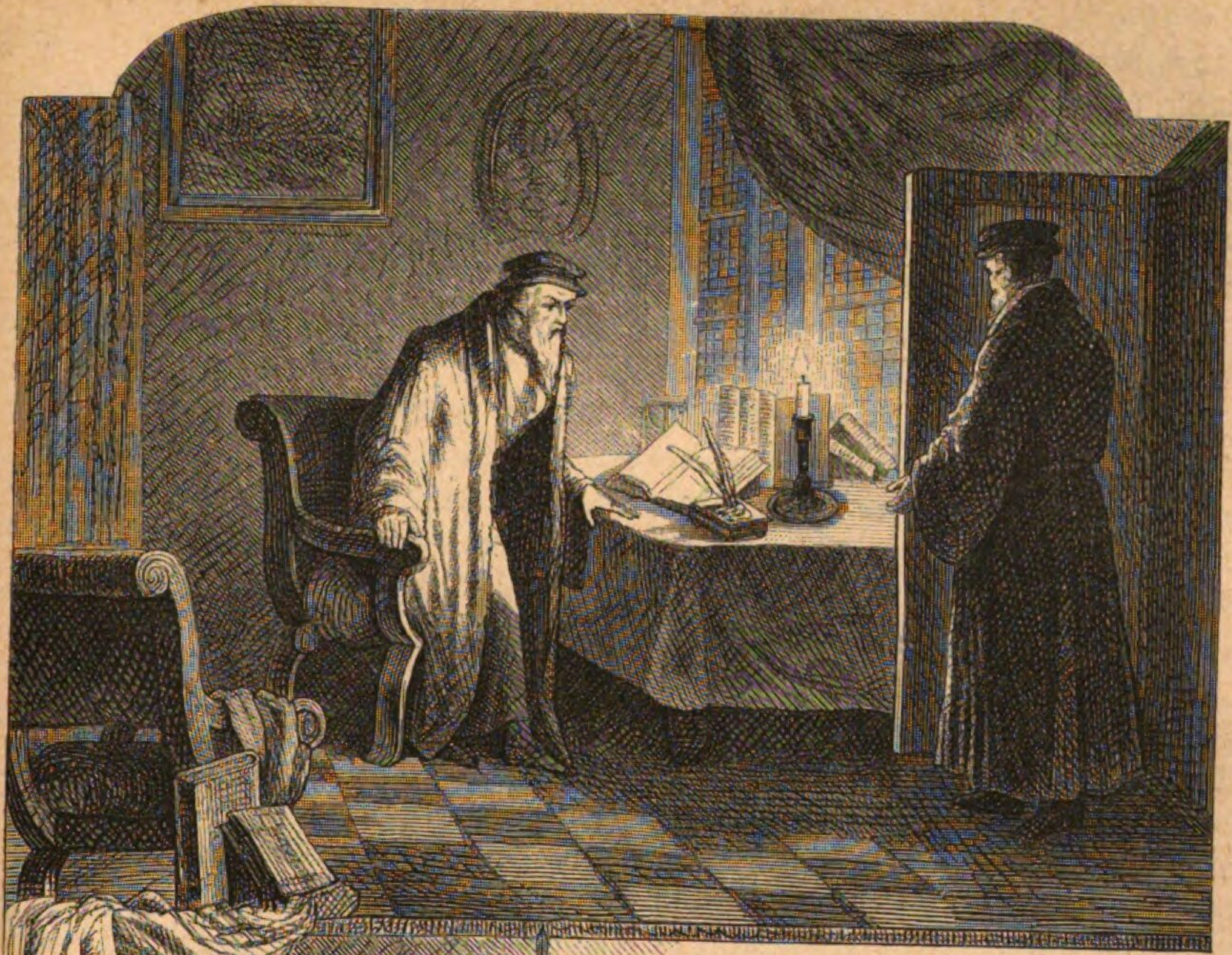
und wegen des Druckes, der von Zürich ausgehe. Die fünf katholischen Kantone nährten den Groll aus Leibeskräften. Neue Reibungen, Vorwürfe und Schmähungen aller Art folgten. Wiederum mahnte Zwingli zu einem raschen Schlage. Umsonst. Die Berner setzten es durch, daß man dahin trachtete, die inneren Kantone langsam durch Hunger, Abschließung und Abschneiden der Zufuhr zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Zwingli suchte diese unkluge und harte Maßregel zu hintertreiben und die Berner umzustimmen, mit deren Abgeordneten er in tiefstem Geheimniß bei Nacht im Hause seines Freundes, des Pfarrers Heinrich Bullinger, zusammentraf. Auch dieses war umsonst. Als er bei Tagesgrauen von Bullinger auf verborgenen Pfaden heimwärts geleitet wurde, nahm er wiederholt unter Thränen Abschied und sprach: „Gott behüte Dich lieber Heinrich, und bleib' nur treu am Herrn Christus und seiner Kirche."

Wenige Tage danach traf die Kriegserklärung der katholischen Eidgenossen in Zürich ein, welche bereits nur noch wenige Meilen entfernt schlagfertig bei Zug standen.

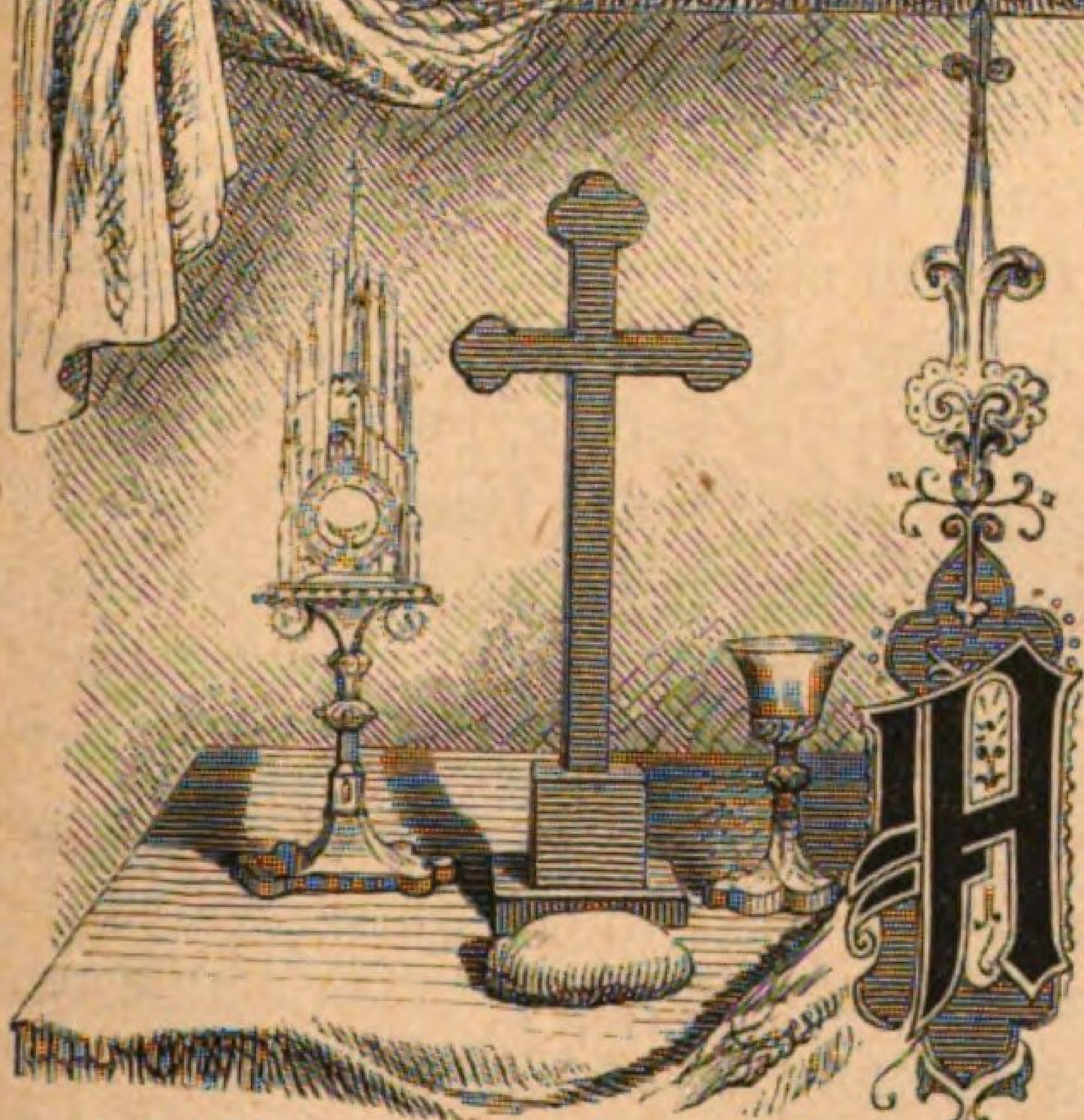
Nun gerieth Alles in Schrecken! Kein Paß war besetzt, kein Heerbann beisammen, nichts vorbereitet, um dem ersten Stoße des Feindes zu begegnen. Unschlüssig läuft Alles wieder aus einander. In der großen Aufregung sammelt sich endlich eine Schar von 700 Mann, welche am 11. Oktober 1531 um Mittag der vorausgesendeten Vorhut nachrückt. Zwingli selbst, nachdem er von den Seinen unter schweren Ahnungen Abschied genommen, befindet sich zu Roß neben dem Bannerträger, seinem lieben Stiefsohn, und behauptet seinen Platz unter den Vordersten. Auf halbem Wege, im Gebirge, ertönt schon Kanonendonner; die Schlacht bei Kappel hat begonnen. Erschöpft und matt treten gegen Abend die Züricher gegen den vierfach überlegenen Feind in das Gefecht. So will es Zwingli, anstatt, wie Andere riethen, die Nacht vorübergehen zu lassen. Trotz löwenmüthigen Kämpfens wird die kleine Schar der Evangelischen von der Uebermacht der Gegner umringt und zersprengt. Als sich die Nacht über die blutige Walstatt gebreitet, liegen Zwingli und die Besten von Zürich erschlagen am Boden. Er hatte heldenhaft neben dem Bannerträger ausgehalten, dreimal war er niedergeworfen worden, dreimal hatte er sich von Neuem erhoben. Da traf auch ihn der Todesstoß. Fallend noch rief er: „Ist dabei ein Unglück? Den Leib können sie wol tödten, nicht die Seele!"

Als die Feinde beim Fackelscheine das Schlachtfeld absuchten, da fanden sie den Helden der Reformation, noch athmend, die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet. Sie tödteten ihn vollends, indem sie ihm unzählige Wunden beibrachten. Sein Leib ward geviertheilt und verbrannt und die Asche in den Wind verstreut.

„Gehört nicht Denen", hatte er kurz vor der Schlacht geschrieben, „die schönste Krone, die auf dem Schlachtfelde fallen? Darum Muth in allen Gefahren! Muth auch, wenn wir den Sieg nicht mehr mit eigenen Augen schauen können. Der Richter sieht uns und krönt uns nach dem Kampfe." — Ihm ist diese Krone geworden, die er als die schönste pries!



Farel sucht Calvin in Genf festzuhalten.



XV.

Johann Calvin und die Hugenotten.

„Ist mein Wort nicht wie Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt." Jeremia, der Prophet.

An den Ufern des lachenden Sees, welchen die Rhone durchfließt, im Angesichte der Schnee- und Eisberge der majestätischen Montblanc-Kette, liegt Genf. Mitten inne zwischen der Schweiz, Frankreich und Italien bildete es von jeher ein Gegenstand des Verlangens und des Kampfes für die mächtigen Nachbarn, bis die freiheitsliebende Bürgerschaft mit Hülfe der Eidgenossen von Bern und Freiburg die Macht der savoyischen Herzöge, zugleich mit dem Bischofe, welcher für Jene Partei ergriffen hatte, vertrieb und sich an die Republikaner von Bern mit aller Treue und für immer anschloß.

Der politischen Befreiung folgte die kirchliche Reformation auf dem Fuße, denn die unbehinderte Zulassung derselben hatte das protestantische Bern zur Bedingung seiner schutznachbarlichen Hülfe gemacht. Freilich gab es in Genf wenig günstiges Erdreich für eine große sittlich-religiöse Umwälzung.

Das schlechte Beispiel, welches die verdorbenen Sitten der Geistlichkeit und der anwesenden fremden Herren vornehmlich vom benachbarten Adel von jeher gegeben, hatte die leichtlebige Bevölkerung ergriffen. Tiefes sittliches Verderben, Genußsucht, Leichtfertigkeit und mehr noch eine selbst zu jener Zeit auffällige Lasterhaftigkeit lagerten über der Stadt. Zu wissenschaftlichem Streben und geistiger Bildung zeigte sich geringe Neigung, kaum eine Spur. Obwol die Schweiz und Frankreich schon längst für die kirchliche Reformation zahlreiche Opfer gebracht hatten, schien man im fröhlichen Genf selbst vom Verlangen danach unberührt.

Indessen die immer innigeren Beziehungen zu Bern, die Sorge um Erhaltung der politischen Selbständigkeit und der mächtige Geist der Zeit brachten mancherlei Wandlungen zu Wege, und von Jahr zu Jahr zeigte sich die Genfer Bevölkerung den neuen Ideen zugänglicher. Sobald es bekannt wurde, wie die glaubensleere Menge sich von den katholischen Priestern abwendete, sie verfolgte und verhöhnte, die Messe und den Ablaß verachtete, dagegen den „Lutheranern" williges Gehör zu schenken sich geneigt zeigte, da fanden sich in Genf aus Frankreich und der Schweiz entschlossene, furchtlose Zeugen des Evangeliums ein, bereit, dasselbe auch am Lemansee zu verkünden. Besonderes Verdienst um die protestantische Sache erwarb sich Wilhelm Farel aus der Dauphiné, ein des Glaubens wegen aus Frankreich vertriebener Edelmann von todesmuthigem Glaubenseifer. Derselbe war schon frühzeitig durch den Verkehr mit Waldensern zu freien Anschauungen gelangt und seit dem Herbst 1532 bemüht gewesen, wie vorher in Basel, Neuenburg, Orbe, so nun in Genf, der Verbreitung der Reformation zu dienen, und es gelang ihm in der That, durch die Kraft seiner Rede den Bruch mit dem Papstthum zu vollenden. Der stürmische Apostel der neuen Lehre, der in seinem Vaterlande durch Wälder, Heiden und Sümpfe hatte umherirren müssen, um die verfolgten Bekenner zu stärken, hoffte zuversichtlich in einem freien Gemeinwesen der Sache, welcher er so innig anhing, eine dauernde Stätte zu bereiten, und sollte er selbst dafür mit Leib und Leben eintreten müssen. Hatte er doch unter den Blutgerüsten, an den Scheiterhaufen, auf welchen unter König Franz I. Männer und Frauen, die den lutherischen Predigten beigewohnt oder die Bibel gelesen hatten, dem Fanatismus in das verzerrte, mordlustige Antlitz geschaut und die Rache der himmlischen Gerechtigkeit auf die Wuth unversöhnlicher Feinde herabbeschworen. Er war der rechte Mann, um das Feuer des freien Geistes unter den Genfern zu entzünden. Der erste Versuch allerdings scheiterte. Die katholische Partei erhob sich mit Macht und jagte in wildem Aufruhr den „Verführer" zur Stadt hinaus. Bald erfüllten blutige Kämpfe zwischen den Altgläubigen und den von Bern unterstützten Neugläubigen die Stadt. Der Vater stand wider den Sohn, der Bruder wider den Bruder. Geistliche wie Laien, Männer wie Frauen griffen zu den Waffen. In dieser Zeit des Aufruhrs und der heftigsten Erregung kehrte Farel nach Genf zurück und bestieg am 1. März 1534, gefolgt von der Menge der Reformirten, die Kanzel in der Rivekirche, welche so eben ein Franziskanermönch verlassen hatte. Begeistert verkündete er den Sieg des Evangeliums — und seine unermüdliche Thätigkeit

vollendete das wieder aufgenommene Werk, das eine großartige Disputation über die streitigen Lehren besiegelte. Seit dem Sommer 1535 wurde katholischer Gottesdienst in der Stadt nicht mehr geduldet. Im Februar 1536 beschworen die versammelten Bürger einen ewigen Frieden und Vergessenheit aller vorhergegangenen Unbill. Zugleich wurde der Gottesdienst neu geordnet: Dreimal im Jahre sollte das heilige Abendmahl mit ungesäuertem Brote ausgetheilt werden; die Taufsteine wurden abgeschafft, ebenso alle Heiligenfeste. Man gelobte künftig nach der Regel des Evangeliums zu leben, und der Rath erließ ein Verbot aller weltlichen Vergnügungen, Spiel wie Tanz, und was dergleichen mehr bis dahin zum Genfer lustigen Leben gehört hatte.

Aber alsbald erhoben sich auch Stimmen, welche erklärten, sie hätten nicht deswegen das römische Joch abgeschüttelt, um sich den evangelischen Eiferern zu unterwerfen. Man fing an, die Männer zu hassen, welche die neue strenge Ordnung der Dinge gefördert hatten und welche jedem Genfer zumutheten, daß er an jeglichem Sonntage die Predigt besuche. Eines Tages erschien eine Schar Bürger vor dem Rath und erklärten, sie könnten die Prediger, welche ihre Laster so schonungslos öffentlich tadelten, nicht mehr unter sich dulden, sie wollten in Freiheit und nicht im Zwange leben. Es zeigte sich, wie wenig die Reformation noch in das Herz des Volkes eingedrungen war. Mit Bedauern und Schrecken gewahrte der kühne Farel, wie wenig er dem großen und schwierigen Werke, das noch zu vollenden war, gewachsen sei. Rathlos stand er steigenden Verlegenheiten gegenüber. Am bittersten empfand er den Mangel an geeigneten Mitarbeitern. Er verhehlte sich nicht, daß Genf jetzt eines geistlichen Baumeisters bedürfe von mehr als gewöhnlicher Kraft und Fähigkeit, daß er selbst aber ein solcher nicht wäre. Besorgt und kleinmüthig sah er in die Zukunft, auf das Schicksal des begonnenen Werkes. Da kam eines Tages sein Freund und Mitarbeiter Viret zu ihm in athemloser Eile. „Weißt Du schon“, rief er, „Calvin ist angekommen.“ Sofort griff Farel nach seinem Hut und durchlief die Straßen der Stadt, um den kurz vorher angelangten Fremden aufzusuchen, welcher am andern Tage seine Reise nach Basel fortzusetzen gedachte.

Damals hätte Mancher fragen dürfen: „Wer ist dieser Calvin?“ Welche Bedeutung hatte dieser siebenundzwanzigjährige Gelehrte, dessen ernstes, hageres, gelbliches Gesicht mit dem funkelnden Augenpaare Farel zum ersten Male erblickte, für den bejahrteren Anhänger der Reformation? Was wollte dieser von ihm?

Johannes Calvin oder Cauvin, am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren, zeitig zum geistlichen Stande bestimmt, hatte auf Wunsch seines Vaters die in Aussicht stehende kirchliche Pfründe mit dem Studium der Rechte vertauscht und in Orleans, Bourges und Paris seine Studien gemacht. Aber sein nicht zu stillender Wissensdurst hatte ihn weit über die Grenze der Rechtsstudien in die gelehrten Bahnen jener Periode hineingezogen. Seltene Geistesgaben, eiserne Festigkeit des Willens und seltene Strenge gegen sich selbst wiesen ihm eine der ersten Stelle unter den Gelehrten Frankreichs an, schon zu einer Zeit, als er kaum das Jünglingsalter überschritten hatte.

Er war von den lutherischen Neigungen, welche in Südfrankreich weite Verbreitung gefunden, nicht unberührt geblieben. Schon seine erste Schrift „Ueber die Milde" machte seinen Namen in allen erleuchteten Kreisen Frankreichs berühmt. Kühn und schonungslos hatte er das Unrecht der Gewaltthaten gegen die „Ketzer" aufgedeckt und für Duldung der Protestanten das Wort ergriffen. Doch erst im Jahre 1532 ging ihm im Umgang mit Gliedern der evangelischen Gemeinde zu Paris das Licht auf, infolge dessen er den Abgrund der Irrthümer, in dem er sich selbst befunden, eröffnete. Erschreckt, in tiefer innerer Erregung griff er zur Bibel und versenkte sich in die Schriften der deutschen Reformatoren. Bald war seine Umwandelung eine vollständige. Er brannte von nun an danach, dem Evangelium zum Siege zu verhelfen. Da schien sich eine Gelegenheit zu bieten: Am Allerheiligenfeste hatte sein Freund Nikolaus Cop, der Rektor der Pariser Universität, eine öffentliche Rede zu halten. Sie kamen überein, daß Calvin dieselbe schreiben und zu einem schonungslosen Angriff auf die Irrthümer der alten, versunkenen Kirche zuspitzen sollte. Cop trug an dem genannten Tage ein Meisterwerk vor. Allein der Erfolg bot das Gegentheil von dem, was man erwartet hatte. Die Mönche und Priester tobten, das Parlament schrie nach Rache, der König zürnte und der Rektor wie Calvin, den sein Freund, der junge lebenslustige Theodor de Bèze (Beza) in der Verkleidung eines Winzers rettete, mußten flüchtig werden. Calvin wanderte nun wieder nach dem Süden, überall in den Kreisen der Gebildeten für die Verbreitung der neuen Glaubenslehren thätig.


Wilhelm Farel.

Er besuchte auch den Hof der Königin Margarethe von Navarra, der gelehrten und freisinnigen Schwester des Königs Franz I., welche mit eigener Gefahr die Sache der Reformation beförderte und beschützte. Als aber derselbe allerchristlichste König, welcher sich mit den protestantischen Fürsten sowie mit den ungläubigen Türken gegen das weltliche Oberhaupt der Christenheit, gegen den römisch-deutschen Kaiser verbündete, dennoch von Paris aus die Verfolgung der Evangelischen mit erneutem Eifer ins Werk setzte, als sich die Gefängnisse mit den Schlachtopfern der Unduldsamkeit immer mehr anfüllten, da beschloß auch Calvin, wie so viele Andere, nach Deutschland zu gehen und dort in einem stillen Winkel seinen gelehrten Arbeiten zu leben. Er begab sich zunächst nach Straßburg, wo ihn der treue und eifrige Bucer vergeblich festzuhalten suchte, und von da ging er nach Basel. Es war im Winter des Jahres 1534. In Verborgenheit, nur von Wenigen gekannt und froh, die gelehrte Muße, nach der er sich so lange gesehnt, gefunden zu haben, verfaßte er hier das große und bedeutungsvolle Werk, mit welchem er seinen bedrängten Glaubensgenossen daheim zu Hülfe kommen wollte, die Institutio

religionis christianae, d. h. Unterricht in der christlichen Religion, ein Handbuch und eine Rechtfertigung der evangelischen Lehre. Er widmete dasselbe dem Könige Franz I. unter bitteren Klagen über das an seinen Freunden verübte Unrecht und mit dem Anspruch einer eingehenden Prüfung des verfolgten Glaubens. „Dein Herz", ruft er dem Könige zu, „ist uns entfremdet und feindselig gestimmt, aber ich habe das Zutrauen, daß wir Deine Huld wieder gewinnen, wenn Du diese unsere Bekenntnißschrift ruhig und unbefangen lesen willst. Wenn aber die Zuflüsterungen boshafter Menschen Dich so umarmen, daß den Angeklagten keine Möglichkeit der Vertheidigung bleibt und jene rasenden Furien fortfahren, durch Kerker, Folter, Geißel, Schwert und Feuer ihre Grausamkeit auszuüben — nun, so werden wir wie Schafe, die man zur Schlachtbank führt, das Aeußerste ertragen, unsere Seelen in Geduld fassen und auf die starke Hand des Herrn harren. Denn ohne Zweifel wird er in der Rüstung seiner Stärke erscheinen zu seiner Zeit und den Streit für uns anheben, die Elenden zu erlösen und die Stolzen, die jetzt in sicherer Ruhe frohlocken, zu verderben. Der Herr, der König der Könige, möge Deinen Thron aufrichten in Gerechtigkeit und Deinen Sitz in Billigkeit!"


Martin Bucer.

Es war ein gewaltiges Werk, das Calvin in diesem Buche der Welt übergeben hatte. Wer es las, rief aus: „Der das gedacht und geschrieben, ist ein auserwählter Geist, ein Rüstzeug Gottes zu großen und herrlichen Dingen." Binnen Kurzem lebte Calvin's Name in Aller Mund. Die öffentliche Aufmerksamkeit war in einer Weise auf ihn gezogen, daß es dem stillen, ruhebedürftigen, schüchternen Gelehrten bisweilen bange wurde. Er dachte an nichts weniger, als an Ruhm und Ehren vor der Welt und eine in das Große gehende Wirksamkeit. Aber welche hohe Gedanken vernahm die Welt durch jenes Buch!

Das ganze Leben wurde da unter den Buchstaben der Bibel gestellt; Alles in Glauben und Sitte, was nicht mit der Schrift übereinstimmte, wurde verworfen und vernichtet! Die Sündhaftigkeit der Menschen erschien im düstersten Dunkel; es wurde streng geschieden zwischen denen, die der ewige, unabänderliche Rathschluß Gottes erwählt, und denen, welche er verworfen habe. „Wer die Gnade einmal besitzt, verliert sie niemals und nur ein Solcher kann wahrhaft glauben, beten, Gott fürchten. Der Verworfene ist und bleibt ein Gefäß des Zornes; Alles gereicht ihm zur Verdammniß; selbst seine Tugenden sind nur leerer Schein. Alles ist zuvorbestimmt und von Ewigkeit her zum Voraus festgesetzt." So betrachtet auch Calvin nur die Erwählten als Glieder der wahren Kirche. Das Leben der Kirche bedarf darum einer unbeugsamen Sittenzucht. Disziplin ist der Nerv der Kirche, ohne sie giebt es nur Auflösung, Zerrüttung, Verfall.

Der Bann, als das wichtigste Zuchtmittel, muß alle Lasterhaften treffen und alle Guten durch Furcht im Guten erhalten; denn heilig soll die Kirche sein. Und daß sie so erscheine, dafür haben alle ihre Glieder zu sorgen, denn alle sind Priester Gottes. Nicht blos Geistliche, sondern die Gemeinde und ihre erwählten Vertreter sind die eigentlichen Regenten der Kirche, welche die weltliche Obrigkeit in ihrem heilsamen Streben zu unterstützen hat.

Solche und ähnliche Lehren, gewaltig in ihrer Schärfe und durch den Nachdruck ihrer Folgerichtigkeit unwiderstehlich, ergriffen die christliche Welt mächtig. Es ist leicht zu begreifen, daß gerade Farel für Genf den Lehrer, welcher sie zuerst ausgesprochen hatte, zu gewinnen wünschte.

Als Calvin an jenem Abend des Jahres 1536 in seiner Herberge von Farel begrüßt wurde, dachte er nicht entfernt daran, daß dieser die Absicht hege, ihn in Genf festzuhalten. Er besprach mit ihm die evangelischen Hoffnungen, die fortschreitenden Erfolge des Protestantismus in Italien, England und Holland und seinen eigenen Plan, in Basel oder einer evangelischen Stadt Deutschlands eine verborgene Wirksamkeit zu suchen. Da trat Farel mit seinem Antrage hervor, indem er darauf hinwies, wie wichtig für die gemeinsame Sache und besonders für die Ausbreitung der Reformation in Frankreich und Italien das Gedeihen der Genfer Kirche werden könne. Aber der schüchterne Calvin erklärte, um keinen Preis die Rolle eines Reformators zu übernehmen, nicht blos wegen seiner allzugroßen Jugend und seiner angeborenen Aengstlichkeit, sondern auch darum, weil er viel größere Neigung zur Wissenschaft als zum Predigtamte, mehr den Wunsch nach einer Wirksamkeit als Gelehrter denn als Volkslehrer verspüre. Auf diese ablehnende Rede erhob sich Farel zornig und sprach mit gewaltiger Stimme: „Nun so gehe hin, ich erkläre Dir aber im Namen des allmächtigen Gottes, wenn Du Dein Studium zum Vorwand nimmst, so betreibst Du nicht mit uns Gottes Werk und dann wird Gottes Fluch auf Dir ruhen!"

Der Augenblick war gekommen, der über Calvin's Leben entschied. In tiefster Seele durch diese Worte erschüttert, gab er sein Widerstreben auf. Er entschloß sich, die Reformation in Genf vollenden zu helfen, und kehrte nach kurzem Aufenthalt in Basel für immer in die Stadt zurück, welche unter seiner Hand das „protestantische Rom" zu werden bestimmt war.

Calvin hatte sich, als er seiner Laufbahn diese entscheidende Wendung gab, lediglich vor dem Gedanken an die Majestät des richtenden Gottes, den Farel in seine Seele geworfen, gebeugt und fortan war der strenge Gehorsam gegen des Herrn Willen die treibende Kraft seines Lebens und Wirkens. Von nun an handhabte er dieselbe Zucht über die Seelen Anderer, der er sich selbst unterworfen und welcher er seine Lieblingsneigung geopfert hatte. Von nun an aber sollten auch seine gelehrten Studien erst recht für das religiöse Leben seiner Kirche fruchtbar werden, wie denn andererseits die Bildung, Leitung und Befestigung der neuen Kirche nur von einer solch' geistig überlegenen Macht, wie sie Calvin darstellte, ausgeführt werden konnte. Uebrigens war es für den jungen Reformator von größter Bedeutung, daß er sich wider seinen Willen in Genf, wie auf Gottes Befehl, zurückgehalten sah. Denn weil er diese

Wirksamkeit nie gesucht hatte, darum fühlte er sich in derselben frei, unabhängig und zu jenem rücksichtslosen Vorgehen berechtigt, welches leider zu oft sein Verdienst als Reformator in Schatten gestellt hat.

Calvin begann alsbald im September 1536 als Prediger und Professor der Theologie seine tiefgehende Wirksamkeit. Mit Bewunderung vernahm man seine geistvollen Vorträge über die heilige Schrift. Bald fühlte er sich an seinem Platze und gewann solchen Einfluß auf Rath und Bürgerschaft, daß er jene strenge Zucht der Sitten durchführen konnte, wie es seinem Vorgänger Farel nicht hatte gelingen wollen. Der Besuch der Kirchen wurde nun von Staatswegen befohlen, das Fluchen, Kartenspielen und alle Ausschweifungen, in denen die Genfer sich bisher so stark gezeigt, wurden mit harten Strafen belegt; der Schulzwang wurde eingeführt und jenen Eltern, welche beharrlich ihre Kinder von der Schule zurückhielten, das Bürgerrecht entzogen. Auch verfaßte Calvin einen Katechismus, welcher von allen Bürgern als Glaubensbekenntniß beschworen werden mußte, indem man je zehn von ihnen zu diesem Zwecke vor den Rath lud. Die Wiedertäufer, welche, nachdem ihr Reich zu Münster in Westfalen gar schmählich geendet hatte, die Welt durchschwärmten, zeigten sich um diese Zeit auch in Genf; aber Calvin widerlegte in einer öffentlichen Versammlung ihre verhängnißvollen Lehren und geißelte ihre Thorheiten so gründlich, daß sie alsbald das Feld räumten.

Allein eine solche Umwandlung Genf's war doch nicht im Sinne einer großen Anzahl der Bewohner, vielmehr begann es bald schon im Volke gegen die mittels Zwanges zu Wege gebrachten Einrichtungen zu gähren, vornehmlich erbitterte die strenge Handhabung der Kirchenzucht. Man verlangte wieder nach Musik und Tanz und nach der lange Reihe der alten schönen Festtage, welche abgeschafft worden waren, nach Wiederherstellung des Taufsteines und nach dem Gebrauche des ungesäuerten Brotes beim Abendmahl, gleich wie in der Schweiz. Calvin und Farel, immer ein Herz und eine Seele, traten vornehmlich in letzterer Hinsicht dem Rathe entgegen; dieser aber ließ nun aus Verdruß über die hartnäckigen Prediger in Ueberwachung der Sittenzucht nach. Und als Ostern 1538 die Prediger bei der herrschenden Verderbniß die Austheilung des Abendmahles verweigerten, so beschloß die Bürgerschaft, die Widerspenstigen zu vertreiben. Diese ergriffen den Wanderstab und Calvin rief freudig aus: „Wohlan! hätten wir Menschen gedient, so wären wir übel belohnt; aber wir dienen einem großen Herrn, der seinen Dienern auch das bezahlt, was er ihnen nicht schuldig ist.“ Während sich Farel nach Neuenburg begab, wo ihn die alten Freunde willkommen hießen, wendete sich Calvin nach Straßburg.

Von dem friedliebenden Bucer, der so oft zwischen Luther und Zwingli zu vermitteln gesucht hatte, wurde er alsbald an die Spitze einer aus französischen Flüchtlingen gebildeten Gemeinde gestellt. Hier konnte er nun seine weitschweifenden Gedanken von einer rechten Kirchenverfassung zur Ausführung bringen und zugleich als Professor der Theologie einen ansehnlichen Kreis von jüngeren Freunden um sich sammeln. Von hier aus wurde er auch mit den Führern des deutschen Reformationswerkes bekannt; besonders schloß er

mit Melanchthon Freundschaft. Er hätte durch seine Auffassung des Abendmahls, welche mitten zwischen jener von Zwingli und Luther steht und die sinnlichen Zeichen ein „Unterpfand und Siegel des Glaubens" nennt, in den bald fortgesetzten, bald unterbrochenen und immer wieder angeknüpften Verhandlungen leicht eine glückliche Vermittelung schaffen können, wenn er nicht plötzlich wieder in sein altes Arbeitsfeld zurückgerufen worden wäre.

Im Sommer 1541 erschienen nämlich Abgeordnete aus Genf, welche ihm berichteten, daß die ärgsten seiner Gegner ein klägliches Ende genommen und die seit seinem Weggang eingerissene Verwirrung Alle überzeugt hätte, wie sehr man ihm Unrecht gethan und wie Recht er damals gehabt habe; gegenwärtig gebe sich ein allgemeines Verlangen nach dem geliebten Lehrer kund. Auch überbrachten sie ein herzliches Bittschreiben des Rathes, welches ihre Versprechungen unterstützte. Calvin war mit seiner neu geschaffenen Lage ganz zufrieden und erwiederte daher: „Er fürchte keinen Ort der Welt so sehr als Genf." Als sich jedoch von Bern und Basel die Stimmen der Freunde mit den Mahnungen Farel's, welche an ihn von Neuenburg her ergingen, vereinigten, da konnte er denn schließlich den Bitten und Betheuerungen der Genfer nicht länger widerstehen. „Wohlan", sprach er, „so biete ich mein geschlachtetes Herz Gott zum Opfer und unterwerfe meinen gefesselten Geist in Gehorsam. Wollt Ihr mich aber in Euerer Stadt haben, so schafft erst die Sünden hinweg; meint Ihr es ehrlich, so verbannt die Laster, mit denen zusammen ich nicht in Euern Mauern wohnen kann. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineid und dergleichen Verbrechen, welche meine Lehre öffentlich widerlegen und das innere Wesen der Kirche verdunkeln, das sind die Erzfeinde des Evangeliums. Was hilft es, von außen die Wölfe abzuhalten, wenn die Herde durch ansteckende Seuche von innen zerstört und zu Grunde gerichtet wird?"

Im September kehrte er endlich, von seinem Weibe, das er wie so viel Gutes in Straßburg gefunden, begleitet, nach Genf zurück. Welch' ein Einzug! Ein Herold geleitete ihn in sein stattlich ausgeschmücktes Haus; gerührt und reuevoll empfing ihn seine Gemeinde; das Läuten der großen Glocken verkündete einen allgemeinen Bußtag. Zum zweiten Male begann er im Vertrauen auf den Ruf Gottes und mit heiligem Ernste sein reformatorisches Werk. Er gedachte am Leman-See einen christlichen Musterstaat einzurichten, im Kleinen ein Vorbild, dem im Großen das benachbarte Frankreich nacheifern sollte. Genf wollte er zu einer Stadt des Herrn erheben, in der Gott selbst von Allen als der höchste Herr geehrt und gefürchtet werde. Die ganze Bürgerschaft sollte eine Gemeinde bilden unter dem Oberhaupte Christus, eine fleckenlose Gemeinde, welche keine Unlauterkeit in ihrer Mitte dulde. Jedes Haus sollte ein Haushalt Gottes, ein Bethaus werden, in welchem der religiös-sittliche Gemeingeist genährt werde. Nicht die Geistlichen sollten herrschen; sondern die Presbyterien mit ihren Kirchenältesten und Diakonen sollten das häusliche Leben und die öffentliche Sitte überwachen und die Armenpflege ausüben. Ein Konsistorium, bestehend aus Geistlichen und Kirchenältesten, sollte sich alle Wochen versammeln, um Diejenigen, welche durch Verachtun des

Gottesdienstes, durch Trunkenheit, Zänkereien, Putzsucht und unehrbare Handlungen Anstoß gegeben hatten, zu vernehmen und zu bestrafen. Der Widerspenstige solle dem Kirchenbann verfallen und aus dem Volke Gottes ausgestoßen, auch aus der Stadt entfernt werden.

Diese großgedachten und wohlgemeinten Anordnungen wurden noch im Herbste 1541 durch Rath und Volk angenommen und unter Trompetenschall und Glockenläuten der versammelten Menge als Staatsgrundgesetze verkündigt. So ernst und unerbittlich wachte der Geist Calvin's über der Durchführung des begonnenen Werkes, daß Strafen an Ehre, Gut, Leib und Leben nichts Seltenes waren, daß Leute, welche zu spät in der Kirche erschienen, eine Geldstrafe zahlten; Kinder, welche den Laden des Kuchenbäckers der Kirche vorgezogen, öffentlich gezüchtigt wurden. Ein Mädchen, welches seine Mutter geschimpft hatte, wurde drei Tage bei Wasser und Brot eingesperrt und mußte hernach Kirchenbuße thun; eine Andere, welche sich an ihrer Mutter vergriffen, wurde ausgepeitscht und mit einem Strick um den Hals aus der Stadt geführt.

Wie sehr man auch mit der strengen Ueberwachung der Sittlichkeit in einer bisher sehr leichtfertigen Stadt einverstanden sein kann, das Uebermaß von Strenge, sowie die häßlichste Art um sich greifender Unduldsamkeit, zu welcher sich die von Calvin beeinflußte Regierung bestimmen ließ, vermag unsere Billigung eben so wenig zu erringen, als der übertriebene und herzlose Eifer Luther's. Leider wurden auch Diejenigen heimgesucht, welche in Beziehung auf Lehren und Glaubensansichten von den herrschenden Grundsätzen abwichen. Calvin hatte die Lehre des Augustin von der Vorherbestimmung des Menschen oder von einem doppelten Rathschluß Gottes zur Begnadigung und zur Verdammniß wieder hervorgezogen und verkündete die furchtbaren Glaubenssätze, daß der eine Theil der Menschen zum Voraus zur Seligkeit, der andere Theil zur Verdammniß bestimmt sei. Ein gelehrter Schulmann, Sebastian Castellio, theilte diese trostlose Ansicht nicht, und obwol sonst kein Tadel gegen ihn vorlag, wurde er doch zur Auswanderung gedrängt und mußte lange Zeit mit seiner Gattin und vier Kindern ein gar kummervolles Leben führen.

Ein Anderer, Hieronymus Bolsec, trat einst in einer Gemeindeversammlung auf, um, wie es üblich, an der Besprechung einer soeben gehaltenen Predigt Theil zu nehmen. Er glaubte Calvin abwesend und begann deshalb schonungslos über die Gottlosigkeit von dessen Lehre über die Gnadenwahl loszuziehen. Da sah er zu seinem Schrecken den Gefürchteten hervortreten und das Wort ergreifen. Verwirrt und geängstet wurde er noch in der Kirche verhaftet und aus der Stadt verwiesen.

Die Darstellung der Art und Weise, wie Calvin oder vielmehr die von ihm beeinflußte Regierung ihr Regiment übte, bildet ein dunkles Blatt aus der Chronik des 16. Jahrhunderts und es läßt sich ein solches Schalten und Walten nur erklären, wenn man sich der tiefgesunkenen sittlichen Zustände in jenem Theile der Schweiz erinnert und wenn man vor Allem die Geschichte der Meinungsirrthümer aller Zeiten ins Auge faßt. Während der Jahre 1541—1546, berichtet Galiffe, wurden in Genf über Tausend, meist Gegner

der neuen Einrichtungen, prozessirt oder genauer gesagt: 58 Menschen hingerichtet, 76 verbrannt, 800—900 eingekerkert. Unter den wegen Hexerei verbrannten Personen befand sich die Mutter des Scharfrichters, welcher der eigene Sohn die Hand abgehauen und die er hierauf dem Scheiterhaufen zu überliefern hatte. — Das Schlimmste von Allem, was sich damals ereignete, wird immer der im Jahre 1553 an dem Spanier Miguel Servede (Michel Servet) vollzogene Justizmord bleiben.

So zeigt auch das Verhalten Calvin's, eben so wie das Beispiel Luther's lehrte, daß selbst die besten, sittenreinsten und lautersten Menschen befangen sind und bleiben in den Schwächen und Irrthümern der Periode, in welcher sie zu wirken berufen sind. Selbst den Erleuchtesten will es nicht gelingen, sich von den herrschenden Leidenschaften und Vorurtheilen der Zeit völlig zu befreien.

Der eben erwähnte Michel Servet, ein gelehrter Arzt und kühner Denker, hatte es gewagt, die Lehre von der Gottgleichheit Jesu Christi zu läugnen und zugleich andere Vorstellungen über das Wesen Gottes auszusprechen, als man gewohnt war, bisher in Genf zu vernehmen. Deshalb, wie so Viele aus der Stadt verwiesen, kehrte er doch heimlich nach derselben zurück und betrat, während Calvin predigte, die Kirche. Von diesem sofort erblickt und erkannt, ward er auf dessen Veranlassung beim Heraustreten aus dem Gotteshause ergriffen und alsbald wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet. Es kann nicht verschwiegen bleiben, daß Calvin die Verurtheilung des Gegners aus allen Kräften betrieb, nachdem er es vergeblich versucht hatte, den „Ketzer" zu bekehren. Es ist betrübend zu berichten, wie der übereifrige Mann es geschehen ließ, daß sein Widersacher unter Zustimmung aller Schweizerkirchen lebendig verbrannt wurde, zum abschreckenden Beispiel für Protestanten, welche es wagen würden, freieren Anschauungen sich hinzugeben.

Daran fehlte es jedoch trotz allen Zwangsmaßregeln in Genf nicht. Viele, nachdem sie die harte Zucht Calvin's genossen, sehnten sich nach der alten Freiheit und schalten den strengen Sittenrichter einen argen Tyrannen, einen neuen Papst. Man nannte diese Widerstrebenden, unter denen sich allerdings mancher von vormals als leichtfertig bekannte Lebemann befand, „Libertiner." Diese vergalten Verfolgung mit Spott und Hohn und trieben ihre Abneigung gegen Calvin so weit, daß sie ihre Hunde bei seinem Namen riefen, ihn sogar mit dem Tode bedrohten und laut erklärten, es sei kaum noch zu ertragen, daß die ganze Stadt diesem unheimlichen, grämlich-finsteren Menschen gehorche, welcher die Leute um alle Lebensfreude bringe. So viele von diesen „Freiheitsmännern" auch aus Genf entfernt wurden, nach Genf strömten von Jahr zu Jahr immer neue Einwanderer, vornehmlich eine Menge ihres Glaubens wegen aus Frankreich Flüchtige. Geschürt von den Verächtern der strengen Religionsübung, brach im Jahre 1555 ein förmlicher Aufstand los, in welchem Calvin ermordet und wodurch die bestehende Ordnung umgestürzt werden sollte. Das Unternehmen mißlang und ward zeitig unterdrückt. Nun begann ein entsetzliches Strafgericht: Alle, welche gehässig von dem Genfer Reformator gesprochen, traf die Verbannung, der Erlaß neuer verschärfter Gesetze, welche

beispielsweise den Ehebrecher mit dem Tode zu bestrafen befahlen, folgte den über die Uebelthäter verhängten Bestrafungen. Es gehörte ein Charakter von der Stärke Calvin's dazu, um den Versuch zu wagen, gleich einem Lykurg das Leben einer ganzen Bevölkerung umzugestalten und ihre Leidenschaften mittels Gesetz und Zusprache im Zügel zu halten. Man kann Calvin nicht eitler Herrschsucht bezüchtigen; ihn bestimmte strenger sittlicher Ernst. Auch gingen alle Gesetze, Einrichtungen und Maßregeln, obwol er für ihren geistigen Urheber gelten darf, von dem Volke und seiner Regierung aus. Calvin blieb der einfache Prediger und mehr als dieses wollte er nicht sein. Aber wenn es galt, so bot er in seiner Entschiedenheit allen Mächten der Welt Trotz. Furchtlos erklärte er einst, als der Rath von ihm forderte, einem Gebannten das Abendmahl zu reichen, von der Kanzel herunter: „Eher werde ich mich tödten lassen, als mit meiner Hand solchem überwiesenen Verächter Gottes das Heilige des Herrn zu reichen!“ Und der Rath ließ von seinem Verlangen ab.

Vermag die unheimliche Starrheit und Unduldsamkeit, der betrübende Grad von Härte und Strenge im Wesen Calvin's, was ihn aber gerade zum Reformator von Genf gemacht hat, die allen erlaubten Lebensfreuden abholde Persönlichkeit des Sittenpredigers unsere vollen Sympathien nicht rege zu machen, so gewinnt doch sein mächtiger Geist, seine außerordentliche Beredsamkeit, seine innige Frömmigkeit unsere Bewunderung. Und im Gegensatz zu der von ihm hervorgerufenen Verfolgung — wie viel lobenswerthe und heilsame Dinge hat er geschaffen! Kein Wunder, wenn sein Ruhm und der Name der kleinen Republik Genf bis an die äußersten Enden von Europa drang. Sein Haus blieb während manchen Jahrzehnts eine Zufluchtstätte für zahlreiche Verfolgte, Elende und Unglückliche.


Michel Servet.

Viel tausend edle Jünglinge strömten aus allen Ländern in die berühmt gewordene Stadt am Leman-See, um sich zu seinen Füßen von dem protestantischen Geiste durchdringen zu lassen, um die von ihm geschaffenen Einrichtungen in ihre Heimat zu verpflanzen! Wie Viele sprachen es laut und freudig aus, lieber in Genf der Letzte, als anderswo der Erste sein zu wollen! Oft fanden sich an tausend Studirende zu den Vorlesungen Calvin's ein; aber viel mehr noch als diese seine Apostel wirkten seine zahlreichen geistvollen Schriften. Genf war durch ihn das Herz der reformatorischen Bewegung geworden und das Bollwerk für die Reformation in Frankreich. Den hartbedrängten französischen Brüdern blieb er sein Leben lang Lehrer, Rath, Trost und Alles. „Schicket uns Holz“, schrieb er ihnen, „so wollen wir Pfeile daraus schnitzen und Euch zusenden.“ Fünftausend Prediger soll Frankreich von hier empfangen haben. Auch nach Italien, England, Schottland reichte Calvin's mächtiger

Einfluß. Fürsten und Fürstinnen standen mit ihm in Briefwechsel. Sein inniger Wunsch einer Union aller protestantischen Kirchen blieb freilich unerfüllt.

So hart sich dieser Mann gegen seine religiösen Widersacher, vornehmlich gegen die Verächter des Wortes Gottes zeigen konnte, im Grunde seines Wesens lag Milde und Versöhnlichkeit und mit einer weichen Innigkeit hing er seinen Freunden an. Die Ungeduld nannte er seinen größten Fehler; Zorn und Eifer, über die er nicht immer Herr wurde, verleiteten ihn oft zu Mißgriffen. „Aber", sagte er, „ich will tausendmal lieber, daß mich die Erde verschlinge, als daß ich nicht auf das hören sollte, was mir Gott gebeut." Obwol von vornehmer Abkunft und von feinen Sitten, lebte er doch dürftig. In späteren Jahren verzichtete er auf jeden Gehalt.*) Als man ihm einmal eine Geldsumme aufdringen wollte, schwur er, nie wieder die Kanzel betreten zu wollen, wenn man ihn nicht in Ruhe lasse. Sein schwacher, immer von Krankheit heimgesuchter Körper ertrug Tag für Tag die gewaltigsten Anstrengungen und seine Willenskraft erschöpfte sich kaum in der aufregendsten Thätigkeit. Die letzten Jahre aß er täglich nur einmal. Am Ende vermochte er kaum noch zu predigen, so war er körperlich heruntergekommen. Als man ihn ermahnte, sich zu schonen und besser zu pflegen, fragte er: „Soll mich mein Herr müßig finden?" Vor seinem Ende, dessen Nahen er fühlte, nahm er der Reihe nach von seinen Kirchen Abschied. Wie ein sterbender Patriarch reichte er jedem der anwesenden Anhänger die Hand und genoß das Abendmahl, umgeben von den Mitarbeitern und dem Rathe; dann dankte er mit rührenden Worten für alle Nachsicht, die man mit seinen Fehlern gehabt, und bat um Vergebung für Alles, was Uebles von ihm ausgegangen. Auch der fast achtzigjährige Farel eilte noch einmal durch das Gedränge der Verehrer, welche das Haus des Sterbenden umstanden. — Als Calvin am 27. Mai 1564 begraben ward, war Genf in Thränen, die protestantische Welt in Trauer. Kein Grabmal verräth die Ruhestätte des Reformators; so wollte er es. Hat er sich nicht selbst ein Denkmal aufgerichtet, fester als Erz und Stein?

Die Wirksamkeit Calvin's reichte weit über das Weichbild hinaus, innerhalb dessen er lebte und webte. Sie ist im Zeitalter der Reformation weitaus vornehmlich Frankreich zu Gute gekommen. Nicht aller Orten in der Schweiz wird freilich das Thun des strengen Genfer Sittenpredigers so gepriesen, als in der Stadt am Lemansee. Ja, es fehlt selbst unter den Reformirten nicht an Stimmführern, welche ihm sein eigenwilliges, unduldsames Gebahren zum Vorwurfe machen und die es für ungerechtfertigt halten, wenn seine übereifrigen Anhänger den Mann ihres Herzens den Wohlthätern der Menschheit beizählen. „Für das Vorland des Montblanc ist er eher ein Verderber und Peiniger geworden," so sagte einer seiner neueren Biographen, denn die Lehren, denen er dort zum Siege verholfen, ließen weder der christlichen noch persön-

*) Ein neuerer Forscher, der fleißige Galiffe, widerspricht diesem bisher allgemein geglaubten Satze. Nach seinen aus dem Genfer Archiv entnommenen Ermittelungen bezog Calvin während vieler Jahre alljährlich 500 Genfer Gulden, die nach heutigem Gelde 6000 Francs betragen würden. Dazu kam freie Wohnung mit Zubehör, Holz, mancherlei Lebens- und Genußmittel, sowie Geschenke an Kleidungsstücken.

lichen Freiheit genügenden Raum; ja sie führten, wie beispielsweise im Niederland, beinahe schon zu derselben Knechtschaft, wie sie vormals die römische Kirche hervorgebracht, und zwar mit besserem Rechte als der schweizer Reformator." Ihm steht der milde, versöhnliche Zwingli weit höher als der starre Calvin.

Wir denken billiger und scheiden im Charakter des großen Kirchenlehrers dessen Schwächen von den Irrthümern der Zeit, denen sich ja der Beste selbst schwer zu entziehen vermag.

Farel, der treue Mitarbeiter am Reformationswerk, in der Schweiz vornehmlich, folgte dem Freunde bald nach in die Ewigkeit. Dieser bis ins Alter feurige Verkündiger des Evangeliums hatte von den Höhen der Alpen, wo die Waldenser Zuflucht gefunden, bis hinauf nach Metz die neue Botschaft eifrig verkündet und alle Leiden und Gefahren seines Berufes durchkostet, wie niemals Einer.

Als die Meister dahingegangen waren, standen aber bereits die Jünger im Geiste der Alten auf dem Posten. Vor allen verdient Erwähnung der hochsinnige Theodor de Beza, der geistige Sohn Calvin's, der gelehrte und gewandte Vertheidiger der Reformation Frankreichs.



Theodor de Beza.

Seine bereits in allen französischen Gotteshäusern gesungene Uebersetzung der Psalmen fand bald ihren Wiederhall in den Palästen wie in den Klüften der Gebirge und in den Hütten der Verfolgten. Beza, einst Calvin's Lebensretter, war nunmehr der Erbe des Meisters nicht blos der Gedanken desselben, sondern auch seiner weltgeschichtlichen Stellung. Die Schicksale und Wandlungen der französischen Bekenner der neuen Lehren sind aufs Engste mit seinem Namen verschlungen.

In Deutschland und der Schweiz hatte sich die religiöse Bewegung aus dem Innern des Volkes heraus siegreich Bahn gebrochen, dort durch Luther, hier durch Zwingli. In Frankreich dagegen, vornehmlich in den mittleren und nördlichen Provinzen, ließ sich von jeher die Religion leichter von oben her dem Volke auferlegen oder mundgerecht machen. Dies zeigte sich schon in den ältesten Zeiten, als die Druiden zugleich Priester und weltliche Führer der Gallier waren und die Weise der Uebung des heidnischen Kultus anordneten. Nachdem die Römer das Land ihren anderweitigen Eroberungen angereiht hatten, fanden ihre Gottheiten hier viel bessere Aufnahme als in Germanien, und als das Christenthum später immer weiter vordrang, war es der im Oriente weitverbreitete und von den Gothen angenommene Arianismus, der sich auch in Gallien längere Zeit behauptete. Chlodwig machte der Herrschaft desselben ein Ende, indem er den ihm mehr dienlichen römischen Katholizismus als Staatsreligion einführte. Später jedoch erwies sich letzterer den

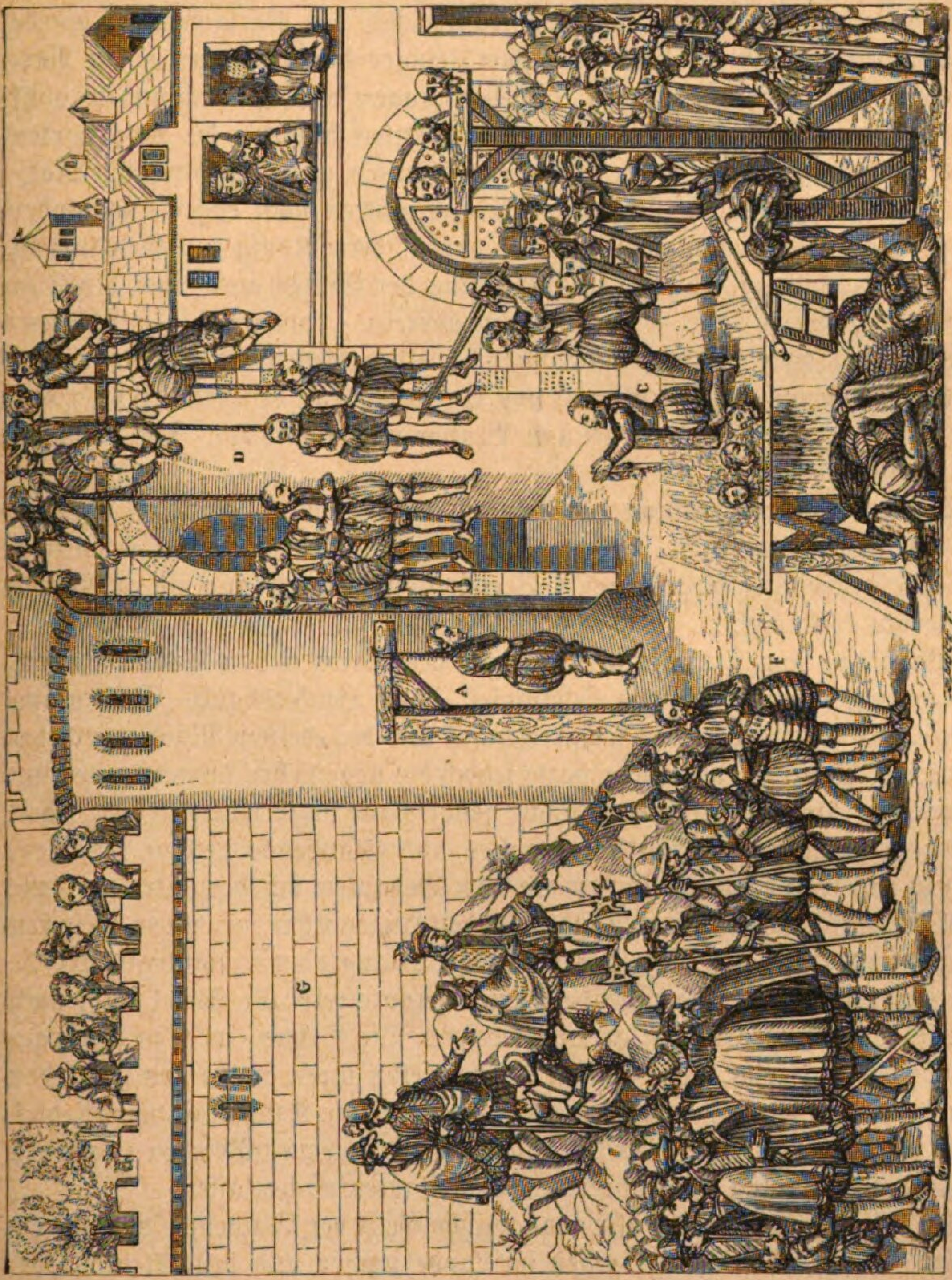
Machtgelüsten der französischen Könige so wenig günstig, wie den auf ihre weltgebietende Stellung achtenden römisch-deutschen Kaisern. Die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Fürsten suchten also zu verhüten, daß die Landesgeistlichkeit in allzu enge Beziehungen zum päpstlichen Stuhle gerieth, und es gelang ihnen dies auch theilweise zur Zeit des Exils der Päpste, als diese in Avignon residirten. Denselben ward jeglicher Einfluß auf die weltliche Gerichtsbarkeit entzogen und das hergestellte Verhältniß, d. h. die erlangten kirchlichen Freiheiten, wurden zusammengefaßt in dem Worte Gallikanismus. Seitdem hieß die katholische Kirche Frankreichs die gallikanische Kirche. Alle die dahin führenden Anordnungen sind wiederum von der Staatsgewalt ausgegangen, nicht, was schon oben erwähnt, vom Volke. Wo, wie im Süden zur Zeit der Albigenser und in den an den Alpen sich anlehnenden Provinzen, das Volk sich herausnahm, eine Besserung der kirchlichen Zustände herbeizuführen, da wurden alle solche Bestrebungen, wie man weiß, mit Feuer und Schwert unterdrückt.

Nun aber war schon unter Franz I. der neue Geist bis in die königlichen Gemächer vorgedrungen. Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Geblüt, obenan der kluge Louis von Bourbon, Prinz von Condé, dann die Tochter der geistvollen und aufgeklärten Margarethe von Valois, die hochherzige Johanna d'Albret, Königin von Navarra, die Gebrüder Coligny und eine Menge Mitglieder der edelsten Familien des Landes schützten die Prediger und die sich bildenden Gemeinden.

Jene hatten einen bereits schon längst empfänglich gemachten Boden vorgefunden. Schon 1523 unter dem Schutze der Margarethe von Valois, Gemahlin des Königs von Navarra und vielgeliebte Schwester Franz I., durften es Melchior Wolmar, Jakob Lefevre und Gerhard Brussel wagen, die Lehren Luther's zu verkündigen und eine Reihe von lutherischen Gemeinden zu stiften. Bald ergoß sich auf immer breiteren Strahlen das neue Licht von Straßburg und der Schweiz aus in die benachbarten Provinzen Frankreichs. Die ausgestreuten Keime griffen Platz und gewannen bald von Genf aus, in Sicherheit gefördert, neue Wurzeln des Lebens. Und sie verbreiteten sich weiter und trieben Zweig auf Zweig und vielverheißende neue Blüten. Mochten auch auf königliches Geheiß und ketzergerichtliches Urtheil Dörfer und Städte in Rauch und Trümmer verschwinden, die Führer der jungen Gemeinden unter Henkers Fäusten verbluten: ihr Glaube blieb lebendig in weniger leicht zugänglichen Wohnsitzen oder in den Schluchten der Gebirge oder im Verstecke des Waldes, trotz aller Blutgerichte.

Aber in demselben Maße, als die Reformation ihren Marsch durch die damalige gebildete Welt unaufhaltsam fortsetzte, in demselben Verhältnisse wie der Fanatismus und Glaubenswahn in den Nachbarländern die giftigsten Früchte gezeitigt, so stieg auch in Frankreich die Erbitterung der Staats- und Kirchengewalt gegenüber der stetigen Weiterverpflanzung der völkerverjüngenden Erleuchtung. Heinrich II., wiewol weniger unduldsam als Franz I., hatte sich unfähig erwiesen, die religiösen Wirren zu schlichten. Nach seinem Tode im Jahre 1539 brach das Ungewitter über die Häupter der Reformation herein,

als der obengedachte Ludwig von Bourbon, Stifter des neuen Hauses Condé, an die Spitze der calvinistischen Partei trat und sich damit der alte Zwiespalt zwischen den mächtigen fürstlichen Häusern Guise und Bourbon zuschärfte und drohender gestaltete, als nun auch die Guisen bei Hof die Oberhand über die hugenottisch gesinnten Bourbonen gewannen.



Das Blutgericht von Amboise (15. März 1560). Nach einem zeitgenössischen Stiche von Tortorel und Périssin.

A. La Renaudie am Galgen. B. Baron Castelnau und Gefährten, enthauptet. C. Villemongis, der seine Hände im Blute der Genossen gewaschen hat und sie, um Rache flehend, gen Himmel hebt. D. Sieben, an langen Seilen über dem Schloßthor erhängte Edelleute. E. Drei abgeschlagene Köpfe, die zum Andenken an die Verschwörung als Warnungszeichen an einen Galgen genagelt wurden. F. Andere, zur Hinrichtung geführte Edelleute. G. Schloß Amboise, besetzt mit fröhlichen Zuschauern der Guise'schen Partei.

Zu dem Namen Hugenotten, wie die Reformirten Frankreichs genannt wurden, gab aller Wahrscheinlichkeit nach die im Jahre 1534 von Seiten Berns den Genfern geleistete Hülfe zur Vertreibung der Mönche und Nonnen, sowie deren Anhänger Veranlassung. Seit der eidgenössischen Unterstützung nannten

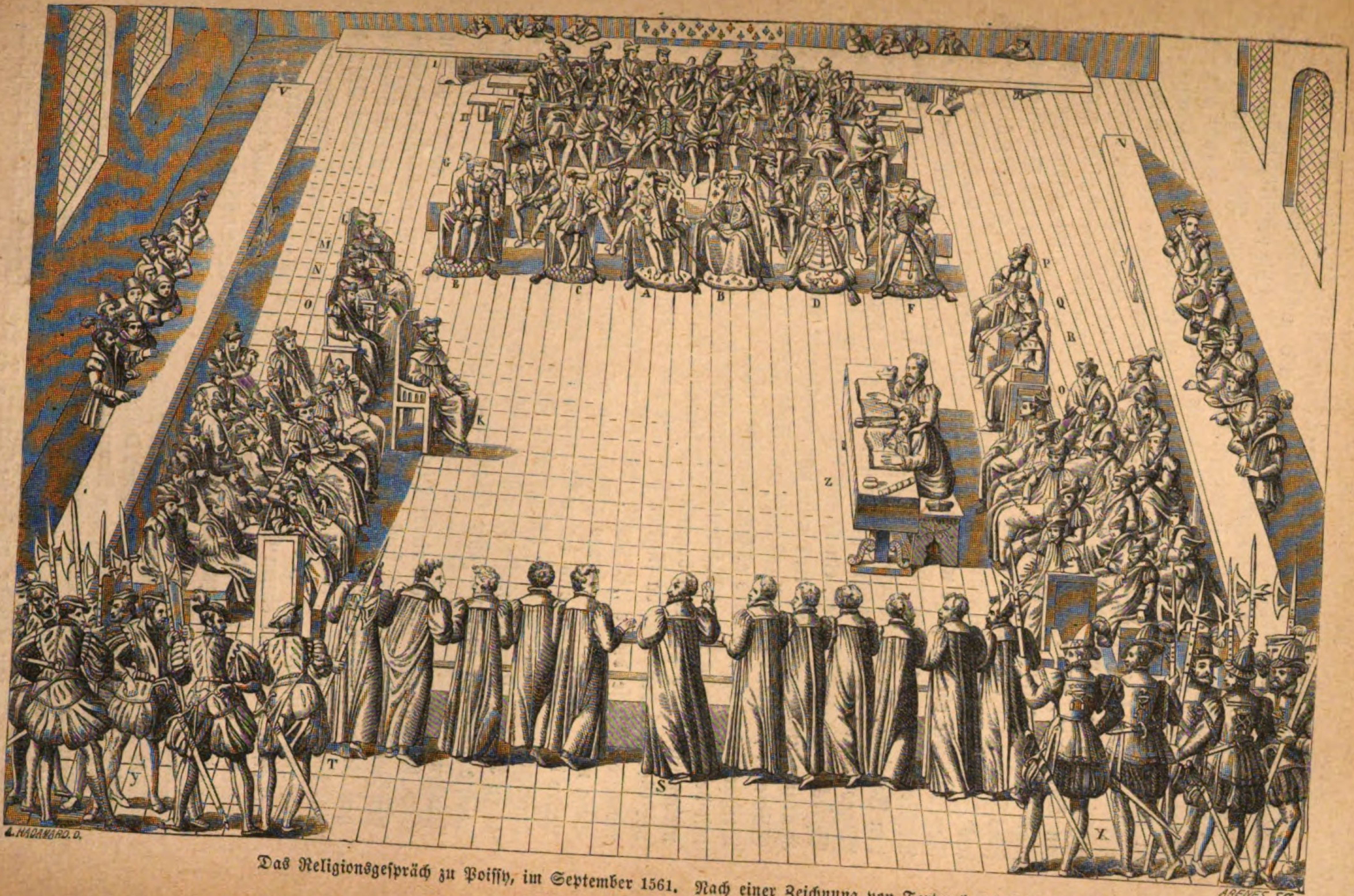
sich die dem Fortschritte geneigten Verehrer von Genf selbst „Eidgenossen“, woraus durch Lautumwandlung französirt Eugenots, H(ugenots) entstand, unter welcher Bezeichnung die französischen Reformirten nachmals vornehmlich auftraten.

Die Lage dieser muthigen, gotterfüllten Freunde der Reformation hatte sich unter dem pfäffisch erzogenen jungen König Franz II. wesentlich verschlimmert. Bei allen hohen Gerichtshöfen Frankreichs, den Parlamenten, wurde eine chambre ardente (glühende Kammer) eingerichtet, welche es an Verfolgungen, Güterbeschlagnahmen, Verbannungen und Hinrichtungen nicht fehlen ließ. Diese fortgesetzten Gewaltthätigkeiten brachten die Reformirten zur Verzweiflung. Während die Pfaffen und Guisen zu den gehässigsten Maßregeln aufhetzten, schlossen sich zahlreiche Hugenotten noch enger aneinander und vereinigten sich im Frühjahr 1560 dahin, beim König auf Gewährung freier Religionsübung, sowie auf Entfernung der Guisen aus seiner Nähe zu dringen; im anderen Falle — so kam man überein — würden die entschiedensten Parteianhänger den unselbständigen, übelberathenen jungen Monarchen selbst durch Anwendung von Gewalt von einem Einfluß befreien, welcher das ganze Reich mit Jammer, Elend und Blutvergießen erfüllte. Der Anschlag ward indessen verrathen.

Die zur Ueberrumpelung des Königs nach Amboise gesandten Scharen sahen sich selber überrascht, gesprengt und durch ihre Gegner überwältigt. Ueber eine große Anzahl gefangener Verschworener ward nun ein gräßliches Strafgericht verhängt.

Wol 1200 Hugenotten und Anhänger des Prinzen von Condé starben, dem Könige ein wohlgefälliges Schauspiel, durch Henkershand. Wochenlang arbeitete das Richtschwert des Scharfrichters und die edelsten Männer endeten am Galgen. Trotz aller Abwehr hatte jedoch die neue Lehre immer weiter um sich gegriffen und so emsig auch Rache geübt ward, nur einen kleinen Theil der Gegner vermochte die Wuth des Hasses und Glaubenseifers zu erreichen. Während die frohlockenden Guisen mit dem Gedanken sich herumtrugen, wie sie wol die verschont gebliebenen Häupter der Hugenotten mit einem weiteren Schlage würden aus dem Wege räumen lassen, gelangte der unmündige Karl IX. auf den Thron und die herrschende Partei spannte nun alle Segel auf, auch diesen Fürsten ihrem Einfluß zu unterwerfen. Die Sehne eines zu straff gespannten Bogens reißt. Die Guisen wurden selbst ihren bisherigen Freunden zur Last und die Seele der Regierung, die ehrgeizige Katharina von Medici, hielt es für rathsam, sich wieder den vom Hofe vertriebenen Prinzen zu nähern und in der Verfolgung der Führer der Protestanten nachzulassen.

In diesen aber war der alte evangelische Geist der Waldenser von Neuem erwacht. Begeisterte Prediger zogen im Lande umher und bestärkten die Gemeinden in dem Entschlusse, Alles an die Freiheit ihres Bekenntnisses zu setzen, und hochangesehene Herren vom Adel und der Magistratur mahnten zum Ausharren. Infolge dessen hatten schon im J. 1559 die Hugenotten es wagen können, auf einer Generalsynode, zu welcher sich alle reformirten Kirchen Frankreichs vereinigt hatten, ihr kirchliches Gemeinwesen nach dem Vorbild Genfs zu ordnen.



Das Religionsgespräch zu Poissy, im September 1561. Nach einer Zeichnung von Tortorel und Périssin.

Zwei Jahre später erfolgte ein anderer hochwichtiger Schritt: das Haupt der Reformirten, der treffliche Beza, fand sich zu dem Religionsgespräch von Poissy ein (13. Sept. 1561)*), um in Gegenwart des Hofes die neuen Glaubenssätze zu vertheidigen. Das war ein Augenblick von allergrößter Bedeutung — als die Vertreter beider Religionsauffassungen einander gegenüber traten, um für Frankreich die Frage zu entscheiden: ob römisch-katholisch oder protestantisch? — Aber freilich waren bei diesem denkwürdigen Kampfe Licht und Luft ungleich vertheilt. Als Beza an der Spitze der hugenottischen Abgeordneten in den Saal trat, hörte man Einen von der Gegenpartei vernehmlich genug sagen: „Da kommen die Genfer Hunde." Rasch und gewandt antwortete der stets schlagfertige Beza: „Ja wol, treue Hunde thun Noth in der Schafherde des Herrn, um die reißenden Wölfe anzubellen." Während die Königin-Regentin, die ebenso kluge wie herrschsüchtige und gewissenlose Katharina von Medici, eine nahe Verwandte des Papstes, dem sie ebenso ergeben war wie den Jesuiten, die Verhandlungen eröffnen ließ, mußten die protestantischen Abgeordneten an der Thüre stehen und warten, bis ein Herold Beza zum Sprechen aufrief. Dieser, ein Mann von feinen Sitten und ein Edelmann in Haltung und Kleidung, trat nun vor, verbeugte sich und sprach mit fester Stimme: „Sire, da der Ausgang jedes Unternehmens von Gottes Gnade und Beistand abhängt, so wird es Ew. Majestät nicht befremdend finden, wenn wir mit der Anrufung seines Namens beginnen." Als er in diesem Augenblicke niederkniete und zu beten begann und seine vierunddreißig Genossen mit ihm vor Gott sich beugten, da fühlten sich Alle tief ergriffen und beschämt von der frommen Weise dieser „Ketzer". Nach Beendigung des Gebetes erhob sich Beza und begann einen ebenso glänzenden als hinreißenden Vortrag über die Lehre der Hugenotten und deren Beruhen auf der Schrift, daher ihr wohlberechtigtes Verlangen nach bürgerlicher Gleichstellung mit den Anhängern der alten Kirche. Zum Schlusse sprach er wiederum knieend ein Gebet und überreichte das von ihm verfaßte Glaubensbekenntniß der französischen Protestanten.

Es war offenbar ein tiefer Eindruck, welchen die Gegner nicht blos von der Persönlichkeit Beza's, sondern auch aus den an seinen Vortrag sich knüpfenden Verhandlungen empfangen hatten. Selbst die Regentin ließ ihn öfter zu sich kommen und besprach sich mit ihm in ihren Gemächern. Eines Abends forderte sie ihn sogar auf, die in ihrer Gegenwart veranstalteten Besprechungen mit einer Rede und einem Gebete zu beschließen. Das unmittelbare Ergebniß dieses Religionsgespräches war, daß den Hugenotten außerhalb der Städte freie Religionsübung zugesichert wurde. Aber auch diese völlig unzureichende

---

*) Zu unserer Abbildung nachstehende Erklärung. A. König Karl IX. B. Königin Mutter (Katharina von Medicis). C und D Monsieur und Madame (Heinrich von Valois). E und F König und Königin von Navarra. G. Prinzen von Geblüt. H. Hofherren. I. Bank der Aebte. K. Die Kardinäle von Lothringen, L. von Tournon, M. von Châtillon, P. von Armagnac, Q. von Bourbon, R. von Guise. N. Der Kanzler. O. Bischöfe und Doktoren. S. Theodor von Beza, der Redner. T. Hugenottische Geistliche. V. Bank der Ordensgeistlichkeit. X. Königliche Garden. Y. Schweizergarden. Z. Staatssekretär.

Abschlagszahlung wurde bald wieder zurückgezogen und durch greuelhafte Gewaltthaten und Verbrechen vernichtet, so daß Beza sich noch öfter genöthigt sah, als Bittsteller und Beschwerdeführer im Namen seiner Glaubensgenossen bei Hofe zu erscheinen.

Es ist hier nicht der Ort, in die wechselvollen Verwickelungen und Intriguen einzugehen, welche auf das Schicksal der bald geduldeten, bald bedrängten Hugenotten von entscheidendem Einfluß gewesen sind. Auch die Versuche, die Häupter der Hugenotten durch Ehrenbezeigungen und Versprechungen von ihrer Partei zu trennen, seien nur im Vorbeigehen erwähnt. Das aber sei erwähnt, daß, als die überhandnehmende Religionsfreiheit mehr und mehr auch die schüchternen Anhänger der Reformation ermuthigte, zum Vorschein kam, welchen Eingang weit und breit die neuen Glaubenslehren sich verschafft hatten. „Sie fand bei dem niederen Adel und dem angesehenen Bürgerstand immer größere Aufnahme, so daß sich die Zahl der reformirten Gemeinden bereits um 1562 auf weit über zweitausend belief. Selbst im Norden, so in der Normandie, gab es fast keine Stadt und kein Dorf, in welchem die neue Lehre nicht die Oberhand gewann; ebenso verhielt es sich im Süden und Osten. Kurz, man zählte wol niemals mehr Protestanten in Frankreich, als zu jener Zeit, und wenn es daher zum Kriege mit ihnen kam, so mußte der Kampf voraussichtlich ein ebenso blutiger als langandauernder werden."

Und wirklich brachte ihn ein neuer Frevel der Katholiken zum Ausbruch. Eines Sonntags, als die Hugenotten von Vassy, ein Städtchen in der Champagne, in einer Scheune vor der Stadtmauer ihren Gottesdienst hielten, wurden sie von dem Gefolge des Kardinals von Lothringen überfallen, beschimpft und beim ersten Widerstand zusammengeritten und niedergemetzelt. Ganz Vassy gerieth in Aufruhr und nur mit Mühe rettete der Kardinal sein Leben. Aber die Schandthat war geschehen und das Blutbad von Vassy gab die Losung zum Krieg. Der Prinz von Condé und der Admiral Coligny stellten sich an die Spitze des Heeres der Hugenotten und es entbrannte mit wilder Grausamkeit ein unerbittlich geführter Bürgerkrieg. Nicht den Feind zu bewältigen, sondern ihn zu vernichten, dahin ging die Absicht der Katholiken. Zu solchem Vorhaben segnete der Papst ihre Waffen. Als der päpstliche Befehlshaber die Stadt Orange eroberte, fanden alle Reformirten, Frauen, Greise und selbst Kinder den Untergang. Nach der Erstürmung von Poitiers wurden die Häuser der Hugenotten geplündert und diese selbst an den Fensterrahmen aufgehängt. In den Kirchen konnte man laut verkünden hören, es sei ein verdienstliches Werk, die schlechten Christen umzubringen. Man machte gar kein Hehl daraus, daß eine allgemeine Niedermetzelung derselben das beste Mittel sei, um zum Religionsfrieden zu gelangen.

Dennoch mußte zweimal den Protestanten ein günstiger Frieden zugestanden werden, zweimal jedoch raste die Furie des Bürgerkrieges von Neuem hin über Frankreich. Endlich nach neunjährigem Ringen und Würgen schien der Friede auf die Dauer gewährleistet. Es wurde den seither Unterdrückten Religionsfreiheit, die Befähigung zu allen Aemtern und Würden im Staate zugestanden, Verzeihung für alles Geschehene und Sicherheit für Person

und Eigenthum zugesichert, und als Unterpfand blieben vier feste Städte in ihrer Hand. Der junge, leidenschaftliche und charakterlose König Karl IX. geberdete sich wie ein ehrlicher Freund der Protestanten und bestätigte öffentlich, wie sehr er die Unduldsamkeit der Papisten verabscheue, und vermittelte sogar die Verlobung seiner Schwester mit dem hugenottisch gesinnten Heinrich von Navarra. Im August 1572 sollte die Vermählung stattfinden und als ein großes Friedens- und allgemeines Versöhnungsfest gefeiert werden. Zu diesem Zweck wurden alle hervorragenden Persönlichkeiten aus der hugenottischen Partei eingeladen, sich in Paris einzufinden. Der Admiral Kaspar Coligny, der kriegsgewandte Führer seiner Glaubensgenossen, ward vorher in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt und der König selbst hatte ihn umarmt und am Hofe auf das Herzlichste willkommen geheißen. Ja, es schien sogar, als habe der ernste und charaktervolle Mann auf den König wohlthätigen und segensreichen Einfluß gewonnen. Daher gaben sich Viele der Hoffnung hin, daß alle bisherige Feindschaft vergessen sei. Die Mutter des Bräutigams, Johanna d'Albret, ließ sich jedoch nicht täuschen; die übertriebene Freundlichkeit der Höflinge schon erregte ihr Mißtrauen, sowie Besorgnisse in den Gemüthern mancher Häupter der Hugenotten. Eine Anzahl derselben entfernte sich, weil sie nichts Gutes ahnten, und als man ihre Aengstlichkeit verspottete, meinten sie: „Es sei besser, mit den Thoren sich zu retten, als mit den Weisen umzukommen." Indessen der Admiral Coligny beruhigte die Meisten mit der Erklärung, „daß er durchaus keinen Anlaß zum Argwohn mehr finde; denn Gott habe offenbar den Sinn des Königs umgewandelt." Selbst als er am 22. August 1572 durch den Schuß eines Meuchelmörders am Arme verwundet worden war, schenkte er den heiligen Schwüren des Königs Glauben, der versicherte: „Er wolle diesen Mordversuch furchtbar strafen, von wem immer er auch angestiftet sei." Auch ließ der König auf den Mörder fahnden und den Herzog von Guise, den alten Widersacher des Admirals, wegen Verdachtes verhaften; endlich besuchte er selbst mit seiner Mutter und vielen Vornehmen den Verwundeten, um ihm seinen tiefen Schmerz auszudrücken. Weiterhin traf der König die Anordnung, daß man den hugenottischen Gästen Wohnungen in der Nähe des Admirals einräumte, damit sie ihrem Heldenführer jeder Zeit Schutz gewähren könnten. Was konnte man billigerweise mehr noch verlangen?

Allein wenn der unbeständige Karl wirklich und ernstlich das Gute gewollt hätte, so stand doch hinter ihm als sein böser Dämon seine Mutter, die stolze, herrschsüchtige Katharina von Medici, die geschworene Feindin der Reformirten und insbesondere des Admiral Coligny. Sie war ja die Anstifterin jenes Mordanfalls auf den tapferen Führer der Hugenotten; sie war es, welche die Versöhnung mit den „Ketzern" um jeden Preis zu hintertreiben gesucht hatte und, für ihren Einfluß besorgt, nun Alles aufbot, um den Admiral aus der Nähe ihres Sohnes zu entfernen. Ihr kam es alsbald zu Ohren, wie dieser wiederholt den König angegangen hatte, sich weder von seiner Mutter noch von seinen Brüdern bevormunden und zu einer verhängnißvollen Politik hinreißen zu lassen. Dieses entsetzliche Weib hoffte immer noch auf Coligny's

Tod, als es von Tag zu Tag mit seiner Besserung vorwärts ging. Was lange schon im Geheimen ausgebrütet und aufs Vorsichtigste geplant worden war, das gedieh nun zu dem grauenhaften Entschluß, den Untergang der verhaßten Reformirten durch eine allgemeine Niedermetzelung derselben herbeizuführen.



Die Brüder Coligny: Odet, Bischof von Beauvais; Kaspar, Admiral von Frankreich; Franz, Generaloberster. Nach einem Stiche von Marc Duval.

Zu dem Ende wurde eine neue beabsichtigte Verschwörung der Hugenotten erlogen und der König mit der frechen Lüge erschreckt. Da nun allerdings, wie wir wissen, die Führer der bedrängten Hugenotten vor einigen Jahren mit dem Plane umgegangen waren, den Vorgänger des Königs, und sei es auch mit Gewalt, dem unheilvollen Einfluß seiner Umgebung zu

entziehen, so erschien die Vorspiegelung so ungereimt nicht. Der beharrlichen Bearbeitung widerstand Karl nicht länger, als man ihm die Drohung hinwarf, die Katholiken könnten sich wol veranlaßt sehen, sich ein anderes Oberhaupt zu erwählen, wenn er seine Zustimmung verweigere, einen entschiedenen Schlag gegen die ewigen Unruhestifter in seinem Königreiche zu führen. Mehr aus Furcht vor seiner eigenen Partei, als durch die Ueberzeugung von der Schuld der Hugenotten bestimmt, willigte endlich Karl IX. ein, die greuliche Unthat geschehen zu lassen. Fluchend und eifernd erklärte er: „So sollten nun auch alle Hugenotten gemeinsam mit Coligny sterben, damit sie ihm nachher keine Vorwürfe machen könnten. Gottes Tod“, rief er; „kein einziger Reformirter soll übrig bleiben außer Heinrich von Navarra und Prinz Condé, vorausgesetzt, daß sie in den Schoß der Kirche zurückkehren!“

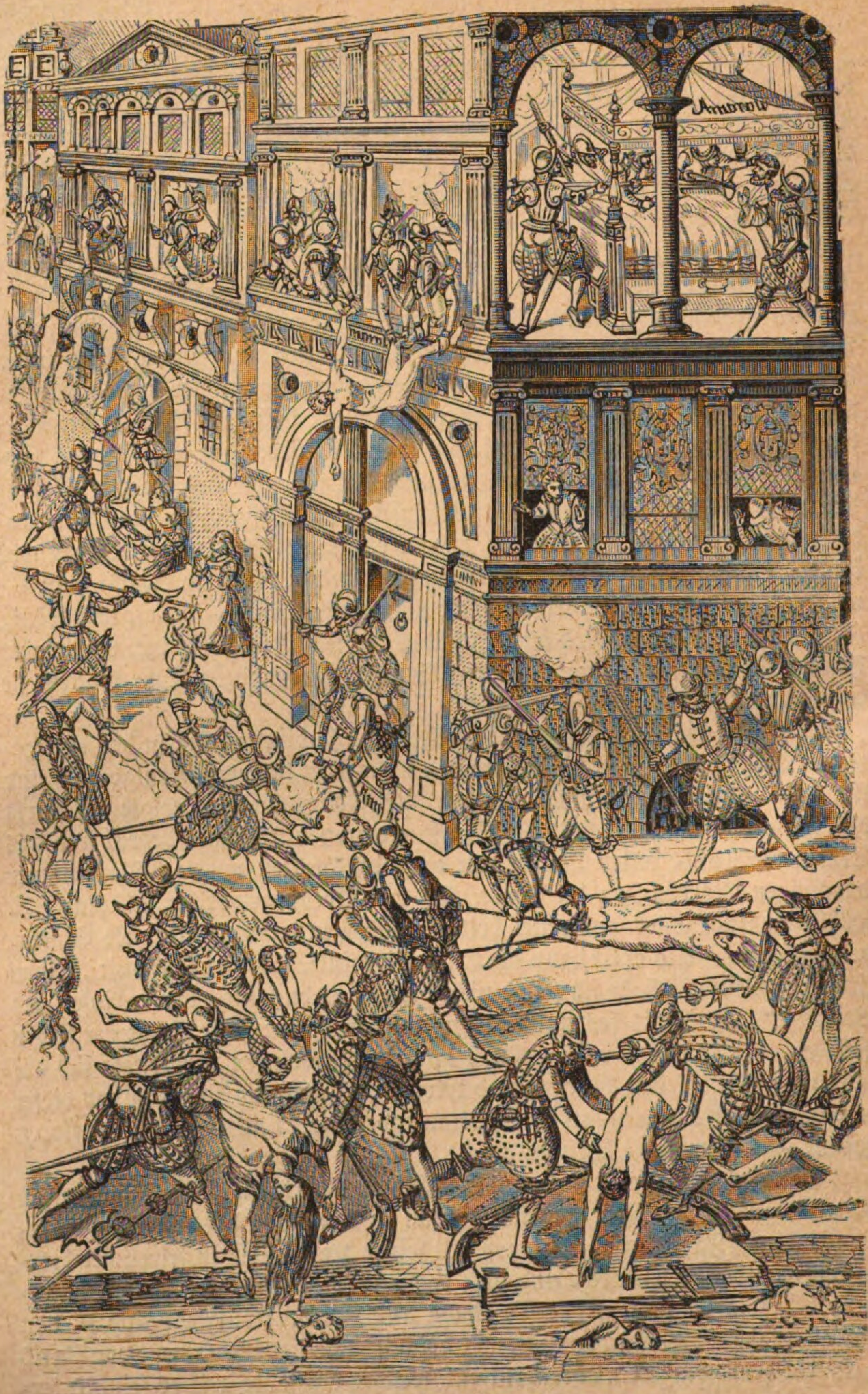
So kam das Komplott in der verhängnißvollen Nacht zum 24. August des Jahres 1572 zur Ausführung. Reiflich war Alles vorbereitet; außer den Verschworenen hatte Niemand eine Ahnung von dem Gräßlichen, was stattfinden würde. Der König speiste noch unbefangen und heiter mit den hugenottischen Edelleuten zu Nacht und stieg dann in seine Schmiedewerkstätte hinab, um da in gewohnter Weise bis zur Schreckensstunde zu arbeiten.

Um Mitternacht ließ Katharina durch die Glocke der dem Louvre gegenüberliegenden Kirche das verabredete Zeichen geben. Im Nu waren die Straßen mit Ketten gesperrt, die Thore geschlossen, die katholischen Bürger-Compagnien unter die Waffen gerufen und mit einem weißen Kreuz am Hute und einem weißen Bande am linken Arm als Erkennungszeichen versehen. Eine blutgierige Schar, geführt vom Herzog von Guise, eilte zuerst zur Wohnung Coligny's. Die Wächter und Diener wurden niedergeschlagen und flugs jedes Gemach nach dem Admiral durchsucht. Als dieser den Lärm vernahm, ahnte er wol, was ihm bevorstand, denn er sprach zu dem in seiner Nähe befindlichen Geistlichen: „Herr Pfarrer, sprechen Sie ein Gebet. Ich befehle meine Seele in Gottes Barmherzigkeit. Schon lange bin ich bereit zu sterben. Ihr Anderen, rettet Euch, mich könnet Ihr doch nicht schützen!“ Da wälzte sich auch schon die mörderische Rotte herein. „Bist Du der Admiral?“ rief einer der Meuchler. Ruhig antwortete Coligny: „Ja; aber Du junger Mann solltest Achtung haben vor meinen grauen Haaren und meinem hülflosen Zustande.“ Unter den Streichen der Mörder brach der Admiral zusammen. Auf Befehl des Herzogs, der unten im Hofe harrte, wurde der noch Lebende durch das Fenster hinabgestürzt, mit Fußtritten mißhandelt und dem aus ungezählten Wunden Blutenden endlich das Haupt abgeschlagen. Den verstümmelten Rumpf schleifte die elende Rotte unter Hohn und Spott durch die Straßen und hing ihn am Galgen von Monfaucon auf. Der Hingang des edlen und großen Mannes war ein unersetzlicher Verlust für Frankreich's Protestanten. Dieser treue, tapfere und fromme Held hatte die Heere der Könige und später die der Hugenotten in mancher siegreichen Schlacht geführt, ihre Angelegenheiten stets sehr weise beeinflußt und geleitet, sie wohl berathen und ihnen in seiner Person jeder Zeit ein einzig schönes Vorbild evangelischen Glaubens und Lebens gegeben.

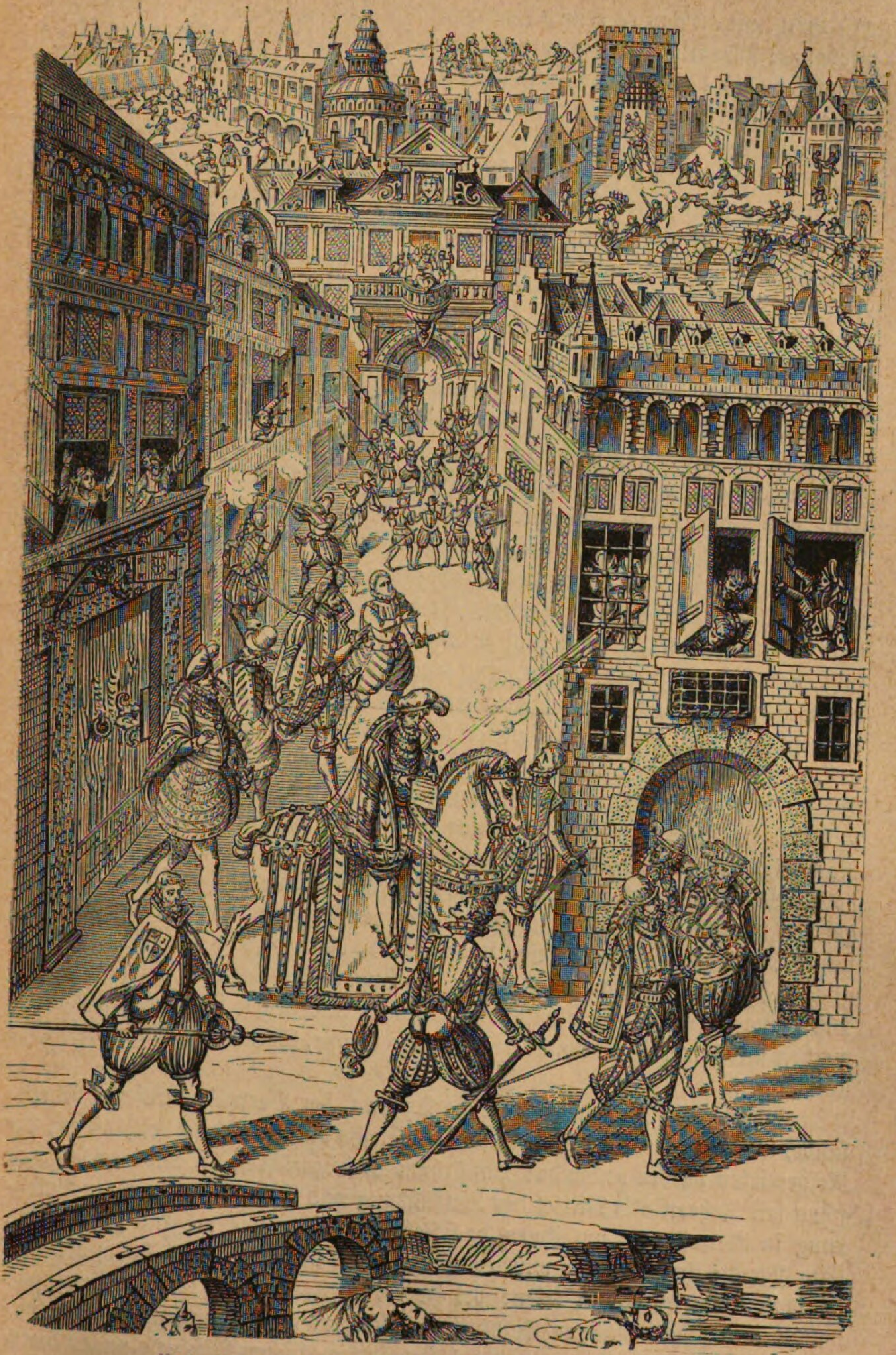
Aber wer vermag in dieser Nacht an einen einzelnen Verlust denken, wo unter Glockenläuten und Fackelschein, gehetzt von fanatischen Priestern und Finsterlingen, sich ganz Paris in eine große Mordgesellschaft von Ungeheuern verwandelt zu haben schien, — wo auf den Straßen, in den Häusern, in allen Winkeln und Höfen Alles, was Hugenott hieß, mit dem Rufe: „Der König will es haben!“ niedergemetzelt ward! Bald hört man nichts mehr als das Knallen der Musketen, das Krachen eingeschlagener Thüren, das Aechzen der Sterbenden, das Heulen und Brüllen der mit Raub und Todtschlag Beschäftigten. Die Blutgier ist aller Orten entfesselt, von Schonung keine Rede mehr. Man erschlägt schuldlose Fremde, wie nächste Anverwandte. Zehnjährige Knaben sieht man mit dem Mordstahl umherrennen, um Hugenottenkinder, mit denen sie gestern noch gespielt, in ihren Betten zu erstechen. Bis in den Königspalast hinein dringt das Blutvergießen; neben der neuvermählten Margarethe wird ein Hugenotte niedergestoßen, daß sein Blut ihr Nachtgewand bespritzt. Und am Fenster schaut Karl IX. nieder auf diese Greuel. Soeben hat man Heinrich von Navarra und Prinz Condé herbeigeholt. Schaudernd beben sie zurück, als sie das Gewinsel der Hülfesuchenden und Verwundeten vernehmen und sehen müssen, wie sich ein Haufe Flüchtiger und Sterbender bluttriefend und verzweifelnd durcheinander wälzt. Da, so erzählt man — möge es zu Ehren der Menschlichkeit nicht wahr sein! — da ergreift König Karl selbst ein Gewehr und feuert auf den dichten Menschenknäuel vor seinem Fenster, dabei wie unsinnig rufend: „Schießt, schießt, beim Tode Gottes, sie entwischen uns!“

Als sich die Schreckenskunde verbreitete, sammelten sich in den entlegeneren Theilen der Stadt die Hugenotten unter dem tapferen Montgomery und flohen, von den Feinden hitzig verfolgt. Bei Sonnenaufgang zeigte sich Paris als ein großes Leichenhaus; die Straßen waren mit Leichen bedeckt und das Blut bildete nicht selten Lachen, die man durchwaten mußte. Noch immer durchzogen Mordbanden die Stadt. Es war Abend geworden, als Karl IX. fröhlichen Angesichtes und unter heiteren Scherzen dahinritt über die Stätten des Entsetzens. Als er Coligny am Galgen erblickte, lachte er laut auf: „Einen lieblicheren Anblick habe ich lange nicht gehabt; es duftet wie lauter Rosen und Veilchen.“ Fünf- bis sechstausend Hugenotten hatten diese Nacht ihr Leben gelassen, nur in Paris allein. Auch nach den Provinzen verbreitete sich auf königlichen Befehl das Würgen und Morden. Frankreich soll während dieser privilegirten Metzeleien an Hunderttausend seiner besten Bürger verloren haben: — das war die Bluthochzeit.

Während in allen evangelischen Ländern Entrüstung und Schmerz sich laut kundgaben, bejubelte man im Vatikan zu Rom diese verabscheuungswürdige Unthat. Ja, Gregor XIII. zog mit seinen Kardinälen in feierlicher Prozession nach der Peterskirche und ließ, während die Geschütze auf der Engelsburg Viktoria donnerten, das Te Deum anstimmen. König Philipp II. von Spanien lohnte die Mörder Coligny's reichlich und das Parlament von Paris errichtete dem Könige ein Ehrendenkmal, welches darstellte, wie er seine Unterthanen, die Hugenotten, mit Füßen tritt.



Scenen aus der Pariser Bluthochzeit.



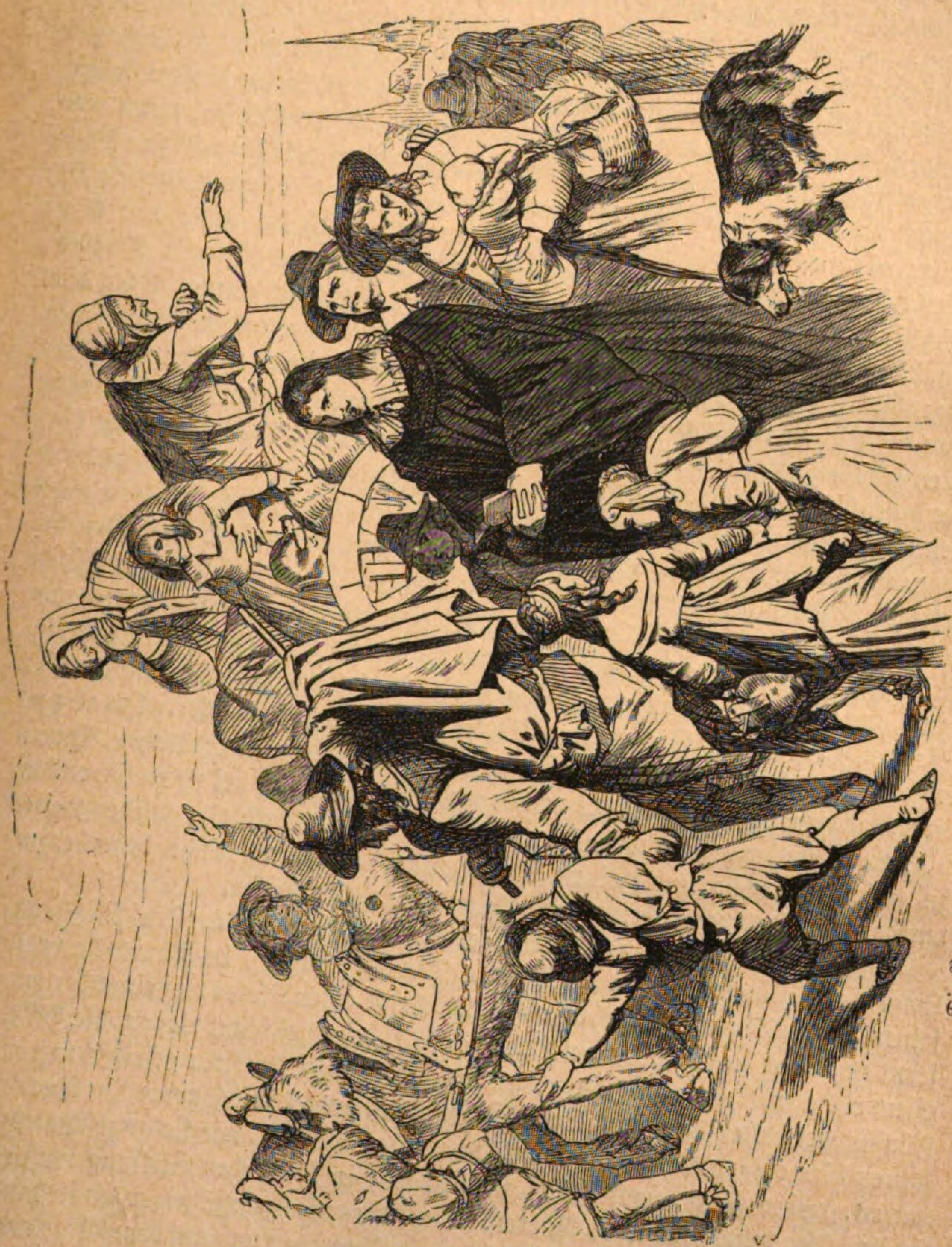
Nach einem zeitgenössischen Stiche aus der Kollektion Hennin.

Von nun an gab es keinen Frieden, keine Versöhnung mehr. Der Kampf entbrannte schrecklicher als je zuvor. Zwei Jahrzehnte lang währte der Religionskrieg, bis der in der Blutnacht vom 25. August glücklich dem Tod entronnene Heinrich von Navarra, um den Preis der Hingabe seines evangelischen Glaubens, Paris eroberte und zur Krone von Frankreich gelangte. Er verlieh im Jahre 1598 durch das Edikt von Nantes seinen alten Glaubensgenossen freies Religionsbekenntniß und bürgerliche Gleichberechtigung. Wer diesen Tag der Genugthuung erlebte, hatte allen Grund, Gott auf den Knieen zu danken. Ein Jahrhundert genossen nun die Hugenotten Ruhe und Frieden, bis der herrschsüchtige Ludwig XIV. das „ewige Edikt" aufhob und eine neue, nicht minder grausame Verfolgung der Reformirten in das Werk setzte, welche den allerdings vorher schon schwer beschädigten, ja fast geknickten Stamm des französischen Protestantismus so gut wie vollständig entwurzelte.

Sieht man sich freilich den Inhalt des Ediktes von Nantes genauer an, so ließ es gar Vieles zu wünschen übrig. Die Reformirten blieben unter Anderem verpflichtet, den katholischen Priestern den Zehnten zu entrichten, die Fest- und Fasttage zu beobachten, während der Fasten kein Fleisch zu verkaufen, sich den römisch-katholischen Ehegesetzen zu unterwerfen und die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes wurde ihnen nur in gewissen, bestimmt namhaft gemachten Ortschaften gestattet. Er bieb beispielsweise verboten in Paris und in einem Umkreise von fünf Stunden. Die Hugenotten hatten das Gefühl, daß sie nur geduldet seien, und was ihnen zugestanden worden, behielt den Schein des blos Erzwungenen und daß es damit doch nicht ganz ehrlich gemeint sei. Doch gewährte ihnen das Edikt immerhin einen starken und werthvollen Schutz; sie besaßen Orte und sogar Festungen, wo sie sich gegen jeden Sturm schützen konnten; sie konnten sich für ihre Klagen Gehör verschaffen und ihre kirchliche Gemeinschaft gedieh eben so wie ihr bürgerlicher Wohlstand. Nach Aufhebung des Ediktes fielen sie wieder in die frühere Schutzlosigkeit vollständig zurück und ihre Ausrottung konnte als eine beschlossene Sache angesehen werden, weshalb auch der damalige Papst Innocenz sich gedrungen fühlte, den Entschluß des Königs Ludwig XIV. eben so zu feiern, wie sein Vorgänger die Bartholomäusnacht. Für die Hugenotten begann seit dem Jahre 1685 eine fortwährende Bartholomäusnacht. Die gegen sie verübten Greuel werden nur durch ihre bewundernswürdige Größe, Treue und Glaubensstärke übertroffen.

Ludwig XIV., dieser abscheuliche Tyrann, der Verwüster unserer Rheinlande, wollte in seinem Reiche nur eine Kirche dulden und so beschloß er, die Reformirten wieder unter das Papstthum zurückzuführen. Deswegen setzte er schon seit Jahren alle Mittel der Verführung und Bedrohung zu ihrer Bekehrung in Bewegung, um ihnen das Leben so sauer wie möglich zu machen. Eine Menge ihrer Kirchen wurden geschlossen, angeblich weil sie wider das Edikt von Nantes erbaut seien; bei Heeresdurchzügen und Einquartierungen wurden die widerspenstigen Calvinisten besonders hart heimgesucht; die „gestiefelten Dragonaden" begannen, d. h. jene systematischen Mißhandlungen durch eine rohe und gewaltthätige Soldateska. Außerdem wendete man große Geld-

summen auf, um die Wankelmüthigen und Einflußreichen zum Abfall zu bewegen und die Neubekehrten reich auszustatten. Kurz, nichts blieb unversucht, um in der Stille den Protestantismus auszurotten. Erst als alles dieses nicht in dem gewünschten Maße zum Ziele führte, ging man von den Versuchen des



Die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich durch das Edikt von Nantes.

Seelenhandels und der Einschüchterung dazu über, die Hugenotten für rechtlos zu erklären und offen Gewalt gegen sie zu brauchen. Man verbot nun ihre Gottesdienste und ihre Versammlungen, sprengte diese auseinander, kerkerte ihre Prediger ein oder schickte sie in die Verbannung. Die „Kirche der Wüste“

und ihre „Prediger der Wüste“ hatten eine furchtbar schwere Glaubensprüfung zu bestehen.

Natürlich wählten Viele die freiwillige Verbannung, verkauften Hab und Gut und verließen sammt Weib und Kind ihr Vaterland, um wenigstens ihre religiöse Ueberzeugung zu retten. Sobald aber diese protestantische Auswanderung, von welcher später noch erzählt wird, in immer bedenklicherer Weise überhand nahm und dem Lande daraus großer Verlust an Geld, Arbeitskraft und industrieller Geschicklichkeit erwuchs, suchte man auch diesen Ausweg abzuschneiden. Alle Grenzen wurden scharf bewacht und die Flüchtlinge, wenn man sie ergriff, wurden zu lebenslänglicher Galerensklaverei begnadigt. Viele nahmen unter solchen Umständen zwar äußerlich den katholischen Glauben an, blieben aber im Herzen Protestanten — für sie freilich im Falle der Entdeckung doppelt schlimm, denn sie verfielen dann um so härteren Strafen. Nicht Wenige wagten es aber auch, inmitten aller Gefahren getreulich bei dem Glauben der Väter auszuharren. Solche notorische Hugenotten lebten jeden Augenblick in Gefahr, eingekerkert, ihres Vermögens, ihrer Kinder und ihrer Ehre beraubt zu werden. Die Häuser, die sie bewohnt hatten, wurden nicht selten zerstört und dem Erdboden gleich gemacht; sie selbst aber, auf die Galeren geschickt, büßten bis an das Ende ihrer Tage für ihre Glaubensmeinung. Am schlimmsten erging es Denen, die man beim Anhören einer hugenottischen Predigt überraschte. Darum hielt man Zeit und Ort der gottesdienstlichen Versammlungen äußerst geheim. Man schlich sich bei Nacht und Dunkelheit aus den Städten und Dörfern hinaus nach einem entlegenen Pachthof, oder in eine Höhle des Waldes, oder in einen verfallenen Steinbruch, um sich mit den Brüdern an dem Worte Gottes und bei leisem Gesang der Psalmen zu erbauen. Die wenigen Prediger, unter denen sich Paul Rabaut wegen seines Todesmuthes und seiner Hingebung einen unsterblichen Namen erworben, wanderten verkleidet umher und verbargen sich bei ihren Freunden, um, wenn sie deren Glaubensbekenntniß erfrischt und gestärkt, wieder weiter zu ziehen. Wer übrigens einen Prediger auch nur eine Nacht beherbergte, wurde, sobald es verrathen ward, ohne Weiteres processirt.

In den Gefängnissen erlitten die Verurtheilten die ärgsten Mißhandlungen und Qualen. Das berüchtigte Thurmgefängniß in Paris hatte in seiner ganzen Länge dicke Eichenbalken, welche, je einen Meter von einander entfernt und eben so viel über den Boden erhöht, dazu bestimmt waren, die Halseisen mit den Ketten zu halten, an welche die Verurtheilten gefesselt waren. Fünfhundert Menschen, zum Theil Hugenotten, zum Theil schwere Verbrecher, waren hier eingepfercht. Sie konnten vermöge der Art, wie sie angeschmiedet waren, weder sitzen, noch stehen, noch liegen; in kauernder Stellung mußten sie ihre Tage und Nächte ausharren. Ein junger sechzehnjähriger Protestant, an der holländischen Grenze als Flüchtling aufgegriffen und auf dem Wege nach Toulon hier drei Tage lang angekettet, erzählt uns davon und noch von anderen Greueln. In einer kalten Dezembernacht wurden die Gefangenen im ummauerten Hofe aufgestellt, gezwungen sich zu entkleiden und dann stundenlang nackt und bloß stille und gelassen zuzusehen, wie man ihre Kleider nach Geld und

Büchern untersuchte. Als die erstarrten halbtodten Körper am Ende dieser schändlichen Marter sich nicht von der Stelle bewegen konnten, regnete es Hiebe, bis das Blut niederfloß; an der Halskette schleppten hierauf die herzlosen Kerkermeister ihre Schlachtopfer von dem Platze hinweg. Auf dem Marsch von Gefängniß zu Gefängniß wurden die Unglücklichen mit ihren eisernen Halsketten je ihrer zwei neben einander festgekoppelt, während eine längere Kette, im mittelsten Ringe der Halskette befestigt, zwischen den Reihen der Gefangenen der Länge nach hinlief. So waren sie an den Vordermann und Nebenmann zugleich gefesselt. Die Kette rieb nicht blos den Hals wund, man mußte auch mit zurückgebogenem Kopfe marschiren. Fiel Einer ermattet zu Boden, so wurden er und seine Nachbarn vom Eisen wundgerissen. Hielt der Zug oder setzte er sich in Bewegung, stets verursachte es Schmerzen. Und das ging oft wochen- und monatelang so fort, unter den Säbelhieben der begleitenden Soldaten, unter dem Spott und dem Steinwerfen einer rohen katholischen Bevölkerung, ehe man am Ziele ankam.

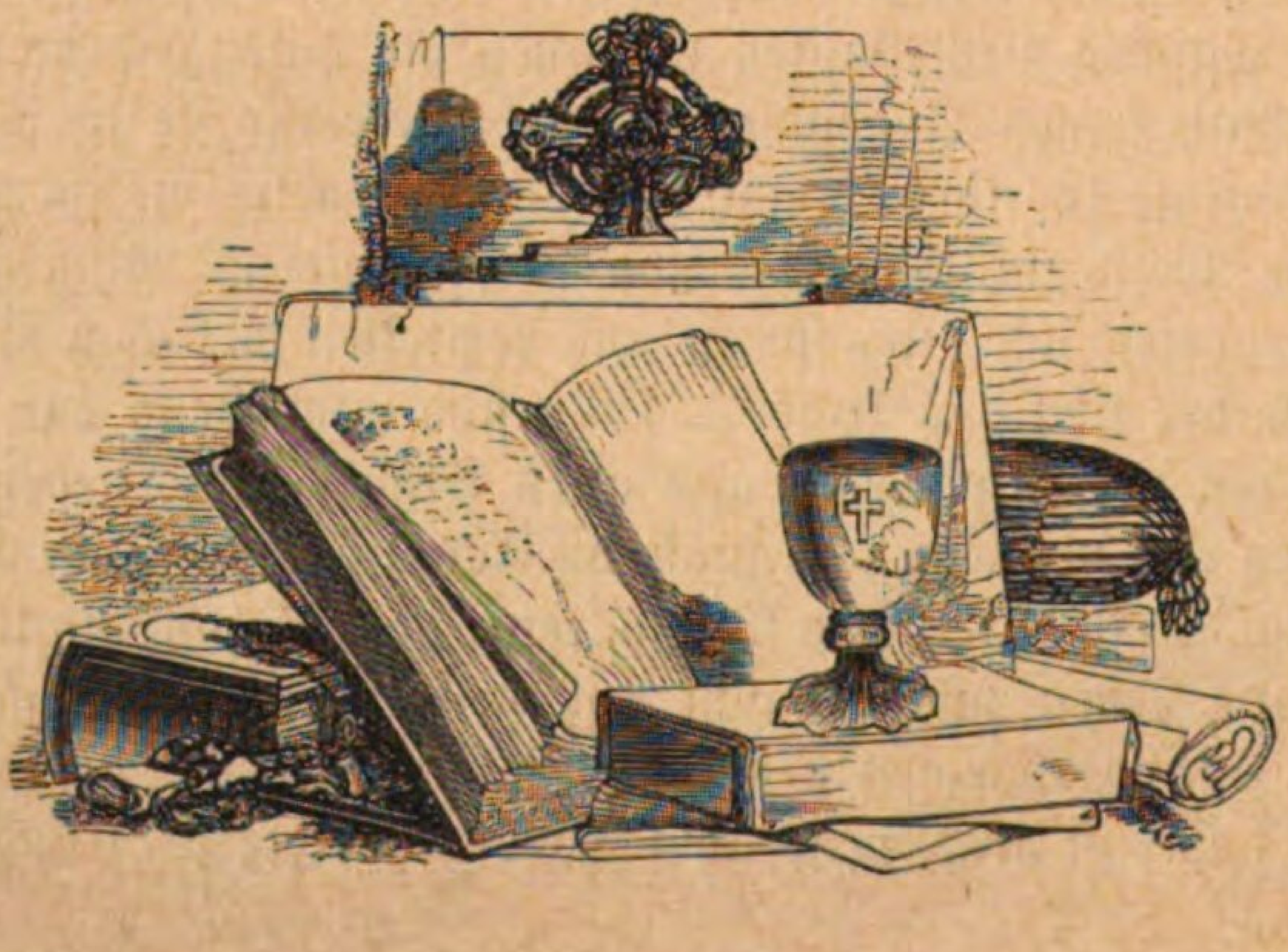
Und das Ziel? Die Galere! — Welche Schrecken faßt dies Wort zusammen! Galere auf Lebenszeit oder doch bis zur Bekehrung!

Diese Galeren, Kriegsschiffe, welche von Sträflingen gerudert wurden, faßten, eine jede derselben, ohngefähr 500 Mann auf 50 Ruderbänken, davon 25 auf jeder Seite. Auf jeder Bank saßen fünf bis sechs Mann, an dem Beine angeschmiedet, und sie verließen weder bei Tage noch bei Nacht diesen Platz. Die Protestanten wurden unter die schweren Verbrecher und zwischen die türkischen Sklaven eingereiht. Jedem Wetter ausgesetzt, unter erschöpfenden Anstrengungen, schlecht genährt und beständig von den Aufsehern mit Ochsenziemern durch Hiebe auf den nackten Oberkörper angetrieben, hatten sie auch noch die schweren Ruder zu handhaben. Jede Nachlässigkeit wurde mit der Bastonnade, d. h. mit der grausamsten Prügelstrafe geahndet. Erscheint schon der Galerendienst im Frieden grauenhaft, so war er im Kriege bis zur Verzweiflung furchtbar. Im Jahre 1688 verordnete der Kriegsminister deswegen in Betreff der protestantischen Galeerensklaven: „Weil nichts so sehr im Stande ist, die hugenottischen Sträflinge, wenn sie sich nicht bekehren wollen, zugänglich zu machen, als die Anstrengung während eines Feldzugs, so sollen dieselben sofort auf die nach Algier bestimmten Galeren versetzt werden."

Die französischen Protestanten vergaßen die unseligen Schlachtopfer der papistischen Wuth keinen Augenblick. Man betete für sie in den Versammlungen; man sorgte für ihre Erbauung, man sammelte für sie Almosen, man suchte auf jede Weise ihr trauriges Los zu erleichtern. Auch protestantische Fürsten verwendeten sich öfter für sie und bewirkten wol auch die Freilassung Einzelner. In der Zeit von 1685 — 1762 sind mindestens 1484 Hugenotten auf den Galeren gewesen, Leute aus allen Ständen und Lebensaltern. Es gab da Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, aber auch Greise von 70 und 80 Jahren. Kein Alter, kein Stand, keine noch so hohe Abkunft und selbst das untadeligste Leben schützte nicht vor dem grausamen Eifer, der seine Schlachtopfer ohne Erbarmen dem entsetzlichsten Elende überlieferte. Das Merkwürdige dabei ist aber, in welch' hohem Grade die Protestanten selbst auf

der Galere ihrer Ueberzeugung die Treue bewahrten. Nur selten, sehr selten kam es vor, daß ein Verurtheilter sich zum Widerrufe und Abfall verleiten ließ. Dagegen geschah es zuweilen, daß Katholiken mitten in der Zeit großer Verfolgungen sich zum Protestantismus wendeten. Ja, selbst ein Priester der Galere, Namens Johann Bion, bekehrte sich, tief ergriffen von dem Heldenmuthe so vieler Unglücklichen, zum protestantischen Glauben und flüchtete, der neu erkannten Wahrheit zu Liebe, aus Frankreich. Er hatte gesehen, wie protestantische Sträflinge, weil sie nicht zur Messe gehen wollten, die Bastonnade empfingen, und besuchte, nachdem die Strafe vollzogen war, die Leidenden im unteren Schiffsraum. Als er hier bemerkte, wie geduldig die Unglücklichen, wiewol mit Wunden bedeckt, ihr grausames Schicksal ertrugen, brach er in Thränen aus. Da waren sie es, die ihm Trost einsprachen. Diesem überwältigenden Anblicke vermochte er nicht zu widerstehen. „Ihr Blut", sagte er, „predigte mir und ich fühlte, daß ich ein Protestant geworden war."

Welch ein Heldenmuth gehört dazu, ein so trostloses Leben zu ertragen, wie das der Bewohner der Galere war! Welch' eine Erhabenheit und Festigkeit des Charakters müssen wir bei denen voraussetzen, bei denen mit jedem Morgen das hoffnungslose Elend sich erneute und verstärkte, für die selbst die stille Nacht keine Erquickung, ja nicht einmal den Traum der Freiheit brachte. Eine höchst bewundernswerthe Seelengröße, durch die wir an die ersten und besten Zeiten des Christenthums erinnert werden, sehen wir die meisten dieser Hugenotten entfalten! Sie konnten nur vom Tode das Ende ihrer Leiden erwarten; andererseits durften sie jeden Tag, jede Stunde der Begnadigung sicher sein, wenn sie katholisch wurden: ein Wort, ihre Unterschrift genügte, um ihre Kette für immer zu zerbrechen und sie der Freiheit und ihrer Familie wieder zurückzugeben; die Dauer ihrer Qualen lag ganz in ihrer Hand. Mönche, Priester, Jesuiten boten ihnen unaufhörlich die Freiheit an. Dennoch harrten sie aus. In dieser Festigkeit, in solcher Treue liegt etwas überaus Großes, Bewundernswerthes. Sind dies etwa die Wirkungen des starren calvinischen Geistes? In der That — die Geschichte der französischen Reformirten ist von Anfang bis zu Ende eine Heldengeschichte. O! wie viel hat Frankreich an Tüchtigkeit eingebüßt, als es sich bemühte, diesen alten hugenottischen Geist auszurotten!





Knox vor Maria Stuart.

XVI. Thomas Cranmer und John Knox,

die Reformatoren von England und Schottland.

„Selig der, welcher die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat Denen, die ihn lieben." Jacobus 1, 12.

England gebührt der Ruhm unter allen Ländern der Christenheit, zuerst das Verlangen nach seiner Reformation hervorgebracht und verbreitet zu haben. Allein Feuer und Schwert hatten im Laufe von anderthalb Jahrhunderten die Herrschaft des Papstthums auf jenem Inselreiche in einer Weise wieder hergestellt, daß, als auf dem Festlande der Sturm der neuen Zeit bereits die Luft gereinigt hatte, hier noch Alles in tiefe Nacht versunken schien. Unter den Wenigen, denen die Augen frühzeitig aufgegangen, als Luther seine mächtige Stimme erhob, befand sich der gelehrte Thomas Cranmer. Dieser ausgezeichnete Kirchenlehrer hatte sich von der Nichtigkeit und Verderblichkeit der römischen Lehren so sehr überzeugt, daß er eher als viele Andere die Bibel zur Grundlage seiner Predigten und Vorlesungen machte, ja sogar in die Ehe zu treten wagte. Er war vorzüglich dazu berufen, der Reformation in

England den Weg zu bereiten. — König Heinrich VIII., dieser leidenschaftliche, sinnliche und bei all' seiner Gelehrsamkeit rohe und widerwärtige Fürst, zeigte sich von jeher als ein treuergebener Sohn der katholischen Kirche. Die Mönche befanden sich unter seiner Regierung wohlauf; denn kurzer Hand ließ er einige evangelisch gesinnte Prediger, welche frei und kühn ihre Stimmen gegen die alte Lehre erhoben, stumm machen, d. h. ohne Weiteres hinrichten. Seit ihn Luther in der bereits erwähnten literarischen Fehde arg mitgenommen, benahm er sich der deutschen Reformation gegenüber nur noch feindlicher. So schien wenig Aussicht vorhanden zu sein, daß es bei dem englischen Volke zu einem Bruche mit Rom kommen könne.

Da geschah es, wie bekannt, daß Heinrich VIII., weil der Papst in seine Ehescheidung und Wiederverheirathung nicht willigen wollte und konnte, demselben stracks den Rücken wendete und die seither dem römischen Stuhl zustehende Oberherrschaft (Suprematie) über die Landeskirche auf die Krone von England übertrug, d. i. er selbst, der König, wollte fortan für den obersten Bischof seines Landes gelten. Die Geistlichkeit Englands unterwarf sich dem Machtspruch; nur ein einziger Bischof wagte der königlichen Anmaßung zu widerstehen, der Bischof Fisher, der lieber das Schaffot bestieg. Fortan erschien alle kirchliche Gewalt als Ausfluß des Königthums. Im Uebrigen blieb die Kirche von England in Lehre, Sitte und Einrichtung wie vordem, ein Theil der katholischen. Papst Paul IV. antwortete dem Vorgehen Heinrich's im Jahre 1538 mit einer Bulle, in welcher er den König für abgesetzt und verdammt erklärte, ganz England mit dem Interdikt belegte, alle Gottesdienste und die Spendung der Sakramente verbot, alle mit England geschlossenen Verträge aufhob, das Land der Plünderung böswilliger Nachbarn preisgab und die Unterthanen vom Eide der Treue entband.

Doch die Zeit des Bannstrahls war vorüber und so entbehrte das thörichte, übereilte Auftreten des Papstes des erwarteten Erfolgs; vielmehr nahm die Sache einen ganz entgegengesetzten Ausgang. Der König und mit ihm England wandten sich von Rom noch weiter ab und trieben fast wider ihren Willen in den Kreis der Reformation.

Zu dieser Zeit leistete der kluge, vorsichtige und gewandte Thomas Cranmer wichtige Dienste. Er vertheidigte das Recht des Königs, eine neue Ehe einzugehen, wies als denkbaren Austrag in der Streitsache auf Herbeiführung einer Entscheidung durch englische Theologen an Stelle des Papstes hin, rechtfertigte hierauf als Gesandter bei den deutschen Fürsten die vollzogene Ehescheidung des Königs und gewann hierdurch bei Hof solchen Einfluß, daß er zum Erzbischof von Canterbury erhoben wurde. Da er während seines Aufenthaltes in Deutschland noch tiefer mit dem Geist der Reformation sich bekannt gemacht hatte, so drang er bei dem Könige auf Lossagung von Rom und auf Schließung der Klöster. Bereitwillig ging der herrschsüchtige und habgierige Heinrich darauf ein; die Unbeschränktheit der Gewalt sowie die von den Mönchen aufgehäuften Reichthümer zu erlangen dünkte ihm keine üble Reform zu sein. Freilich erfuhr Cranmer gar bald an seiner eigenen Person, wie gefährlich die kirchliche Oberherrlichkeit (Supremat) des Königs sei. Wenn

Maßregeln zur Erneuerung der Kirche mußten von außen her und aus der Machtvollkommenheit der königlichen Suprematie verfügt, ja fast aufgenöthigt werden. Wir sehen hier, wie kaum anderwärts, die eigenthümliche Erscheinung, daß die englische Reformation nicht aus dem Herzen der Nation herausgequollen ist, ja daß das Volk, das in der Masse damals noch katholisch gesinnt war, großen Widerstand leistete. Es fehlte nicht an Volksaufständen, welche blutig unterdrückt werden mußten. Wie anders war es da doch in Deutschland!

Im Jahre 1552 machte endlich Cranmer den schwankenden Zuständen durch die feste Ordnung und gesetzliche Regelung der kirchlichen Lage mit dem Glaubensbekenntniß der 42 Artikel ein Ende. Hervorgegangen aus langjährigen Berathungen mit Melanchthon, Calvin und den Zürichern, sollten hierdurch alle die Verschiedenheiten und Gegensätze innerhalb der reformatorischen Kirchen zusammengefaßt und überwunden werden. Mit diesem Kirchengesetz schien die Reformation äußerlich abgeschlossen und gesichert. Innerlich war sie allerdings in England noch lange nicht ausgereift und durchgeführt. Die harten Maßregeln, welche Cranmer gegen seine Widersacher hervorrief oder wenigstens billigte, bewiesen dies zur Genüge. Man merkte gar bald, wie das so rasch und voreilig aufgeführte Gebäude nicht im Stande war, dem ersten Sturme zu trotzen. Es brach alsbald wieder zusammen, als die strengkatholische Stiefschwester des früh verstorbenen Eduard, die Gemahlin des spanischen Philipp, in deren Adern spanisches Blut floß, als Marie die Blutige den englischen Thron bestieg. „Unbedingt dem Papste ergeben, voll glühenden Hasses gegen die neue Ketzerei, hart und erbarmungslos wie ihr Vater, brach sie alsbald das Wort, das sie gegeben hatte, die Landesgesetze bestehen zu lassen und die Religionsfreiheiheit zu bewahren und ergab sich den Gleichgesinnten." Ein päpstlicher Legat erschien, nahm den Bannfluch über England zurück und die Nation sah sich verurtheilt, wieder der päpstlichen Herrschaft sich zu unterwerfen.

Um welchen Preis ist diese Rückkehr zum Papstthum erkauft worden; wie viel theure Menschenleben kostete die verhängnißvolle Umkehr! — „Es wurde", so erzählt der katholische Professor Döllinger, „eine furchtbare Verfolgung um der Religion willen eingeleitet; binnen drei Jahren starben gegen 300 Personen, darunter Bischöfe, Priester und 26 Frauen, auf dem Scheiterhaufen. Wenn Hunderttausende von protestantischen Schriften jahrelang in England verbreitet und bis in die Hütten der Armen getragen worden wären, sie würden nicht so viel für die Befestigung der protestantischen Lehre in England gewirkt haben, als der Anblick der Feuer von Smithfield that, wie man sagte, und als das Zeugniß der Männer und Frauen that, die meist ihr Leben durch einen Widerruf hätten erkaufen können und mit solcher Standhaftigkeit in den Tod gingen. Der Eindruck davon ist noch bis heute mächtig und unvertilgbar in den Geistern geblieben, und wenn der Abscheu gegen Alles, was England Papstthum nennt, seit dreihundert Jahren so tief und stark wie bei keinem andern Volke sich kundzugeben pflegt, so sind die Königin Maria und ihre Rathgeber die Urheber dieses Gefühls, das später allerdings durch noch ein Ereigniß, nämlich durch die Pulververschwörung, verschärft worden ist."

Die Inquisition, welche in Spanien und den Niederlanden gewüthet hatte, suchte nun die schwarzen Seelen der Ketzer mit Blut zu reinigen. Der achtzigjährige Bischof Latimer, schon unter Heinrich ein Märtyrer des Evangeliums, erschien vor ihr mit der Bibel unter dem Arm und auf seinen Stab gestützt. „Siebenmal", sagte er, „habe ich dies Buch mit Bedacht gelesen und nichts darin von der Messe gefunden; was ich gelehrt habe, habe ich aus der Bibel; ich vermag es nicht zu widerrufen." Heiter und getrost erlitt er den Tod mit dem Bischof Ridley zugleich. Als dieser auf dem Richtplatze zu dem umstehenden und klagenden Volkshaufen reden wollte, sprang der Kanzler auf ihn zu und verschloß ihm mit der Hand den Mund.

Viele zwar entflohen vor dem Schrecken in das Ausland, nach Genf und Deutschland; aber dennoch waren die Gefängnisse mit Ketzern überfüllt. Unter diesen befand sich auch Thomas Cranmer, auf dessen ehrwürdiges Haupt sich die Fülle des Hasses der Papisten häufte. Man hatte diesen Vater der reformatorischen Bewegung zu ganz Besonderem aufbehalten. Darum wurde sein Prozeß von Tag zu Tag verschleppt; die Qual der Verhöre nahm kein Ende. Man bot Alles auf, um ihn mürbe zu machen und zu Falle zu bringen. Anderthalb Jahre hatte man ihn bereits in schwerer Kerkerhaft gehalten, als die Untersuchung von Neuem begonnen wurde. Man erfüllte seinen Wunsch nicht, ihn sterben zu lassen, sondern ersann wieder neue Peinigungen für seine Seele. Zuletzt wurden ihm auf Befehl des Papstes die priesterlichen Gewänder und die Zeichen seiner Würde abgenommen. Als aber alle Drohungen und Mißhandlungen vergeblich blieben, so änderten die Inquisitoren ihr Verfahren, indem sie ihn mit Schmeicheleien, Versprechungen und Bitten bestürmten. Und wirklich es gelang! Die trügerischen Hoffnungen, die man ihm vorspiegelte, bewogen ihn in einer schwachen Stunde, dem, wie es schien, so freundlichen Zureden nicht länger Stand zu halten, sondern die Widerrufung zu unterzeichnen. Dies Schriftstück in der Hand, triumphirten nun die Gegner, daß es ihnen gelungen sei, das Letzte, was dem Märtyrer geblieben war, zu rauben, seine Ehre und sein Gewissen. Die Freiheit erhielt Cranmer dennoch nicht, wohl aber das Todesurtheil.



Thomas Cranmer,
Erzbischof von Canterbury.

Eines Tages ward er in eine Kirche geführt und auf ein Gerüst gestellt, während die erwartungsvoll versammelte Menge einen feierlichen Gesang anstimmte. Zitternd und mit den Zeichen tiefster Zerknirschung kniete der greise Erzbischof nieder und ein Thränenstrom rann in seinen langen weißen Bart. Tief ergriffen blickten alle Anwesenden auf ihn. Sie waren geladen, um Zeugen seines öffentlichen Widerrufes zu sein; denn diese äußerste Demüthi-

gung hatte man dem Ketzer zugedacht. Und siehe, da erhebt sich der Gebeugte, wie vom Geiste Gottes neu gestärkt, und mit heldenmüthiger Festigkeit spricht er die Worte: „Ich bin herzlich gern bereit zu widerrufen. Ja, ich widerrufe das Alles, was ich aus Schwachheit geschrieben habe. Gott, vergieb mir diese Sünde und hilf mir für das Evangelium leiden und sterben!"

Staunen erfaßt die Einen, von Aerger erfüllt gerathen die Andern in Bewegung; nur Cranmer steht da, groß und rein, nachdem er vor Gott und der Welt seine Schwäche gesühnt hat. — Als man ihn zum Scheiterhaufen bringt, da ruft er mit starker Stimme: „Diese Hand, welche unterschrieben hat, soll zuerst Strafe leiden", — und er streckt sie in die Flammen. Unbeweglich, die Augen gen Himmel gerichtet, ohne einen Klagelaut, endete er sein Tagewerk in seinem 67. Lebensjahre, das Opfer eines wahnwitzigen Weibes.

Im Jahre 1558 starb auch die verabscheuungswürdige Maria, belastet mit dem Hasse und dem Fluche ihres Volkes, und ihre Halbschwester Elisabeth bestieg unter allgemeinem Jubel des Volkes den Thron Englands. Sie war im protestantischen Glauben erzogen worden und es ließ sich kaum annehmen, daß sie das blutige Tagewerk ihrer Vorgängerin fortsetzen werde. Deshalb that Papst Paul V. gegen ihre Krönung Einsprache und nahm sich heraus, Elisabeth des Thrones verlustig zu erklären und den Aufruhr ihrer Unterthanen um der Seligkeit willen anzubefehlen. Da aber erwachten die Geister der Gemordeten, es kehrten die Vertriebenen zurück und die Reformation ward wieder aufgenommen, wo sie mit dem Tode Eduard's und Cranmer's zum Stillstand gekommen.

Die Uniformitätsakte stellte die Gottesdienstordnung jener Tage wieder her, jeder Geistliche mußte der Königin den Suprematseid leisten, d. h. die Obergewalt der Krone über die Kirche anerkennen, das Bekenntniß der 39 Artikel wurde Staatsgesetz und der Ausbau der bischöflichen Kirche Englands in der Hauptsache so, wie sie heute noch dasteht, vollendet. Wie würde sich Cranmer gefreut haben, wenn er das Ziel seines Strebens noch hätte verwirklicht schauen können! Freilich wäre zu fragen, ob er nicht doch in der Umgestaltung der Gebräuche und der Verfassung der Kirche nunmehr weiter gegangen sein und besser aufgeräumt haben würde. Denn das Bestreben, auch die altgläubigen Elemente im Volke für die Staatskirche zu gewinnen, bewirkte, daß Vieles aus der alten Kirche festgehalten wurde, was man in Deutschland und der Schweiz verwarf. Namentlich blieb die Ordnung der Bischöfe und was damit zusammenhängt aufrecht erhalten und hierdurch ein stetes Hinderniß für das kirchliche Gemeinleben zurück. Kein Wunder darum, wenn bald Diejenigen, die durch die Schule Calvin's gegangen waren, ihre Aufmerksamkeit auf eine gründliche Reinigung der Kirche richteten — weswegen man sie Puritaner nannte —, wenn Andere an Stelle der bischöflichen Verfassung eine Theilnahme der Gemeinde an der Leitung der Kirchenangelegenheiten verlangten — diese wurden Presbyterianer genannt, — wenn überhaupt das Verlangen erwachte, sich von der Staatskirche und ihren Gesetzen und Gewalten unabhängig zu machen — wie bei den Independenten.

Diese Bemerkungen führen uns unmittelbar nach Schottland hinüber, welches damals noch ein selbständiges Königreich bildete und in naher Beziehung zu Frankreich stand. Hier tritt uns in John Knox um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein starker reformatorischer Charakter entgegen. Gleich der knorrigen Eiche des Hochwalds trotzt er allen Stürmen der Gewalt und der List. Wie ein vom Gewitter angeschwollener Bergstrom bricht er mit gewaltiger Geistesarbeit durch die Felsen hindurch und reißt die Herzen seiner Landsleute eifrig mit sich fort.

Längst schon vor ihm war der Same des neuen Glaubens vom Festlande herüber getragen worden und im Verborgenen aufgegangen; besonders unter dem schottischen Adel gedieh die Saat geistiger Freiheit auf das Kräftigste. Auf ihren Edelsitzen verwahrten sie das köstliche Kleinod in aller Stille, denn es war in Schottland eben so gefährlich, wie irgendwo sonst, sich gegen den Papst zu erklären; das hatte P. Hamilton erfahren, der im Jahre 1528 als erster Blutzeuge dieses Landes den Scheiterhaufen bestieg. In der Zeit der Minderjährigkeit der schönen und unglücklichen Königin Maria Stuart, welche hernach, mit Franz II. von Frankreich vermählt, völlig in die Netze der Papisten gerieth, bot der Erzbischof Beaton seinen ganzen weitgehenden Einfluß auf, um die protestantischen Regungen zu ersticken und die Beförderer des Evangeliums, insbesondere die Prediger, welche auf den Gütern des Adels ihre Zuflucht hatten, zu verderben. Wie er es meinte, das zeigte sich bei dem gefeierten Georg Wishard, einem Edelmann, der sein Leben dem Dienste Gottes gewidmet hatte. Als derselbe, weil man ihm nicht gestatten wollte, in den Kirchen zu predigen, auf freiem Felde unter großem Zulaufe des Volkes mit klaren Worten und in ergreifender Weise die Lehren der Reformation verkündete, wurde er in Gewahrsam gebracht, als Ketzer verurtheilt und hingerichtet. Der Bischof selbst konnte sich die Genugthuung nicht versagen, der Hinrichtung des Wishard beizuwohnen. Hier war es, wo der Sterbende seinem Mörder die weissagenden Worte zurief, daß auch des Erzbischofs Ende gekommen sei. Wenige Tage darauf erlag dieser den Streichen von sechzehn dem Adel Schottlands angehörenden Verschwornen. So groß zeigte sich auch dort die gegenseitige Erbitterung.

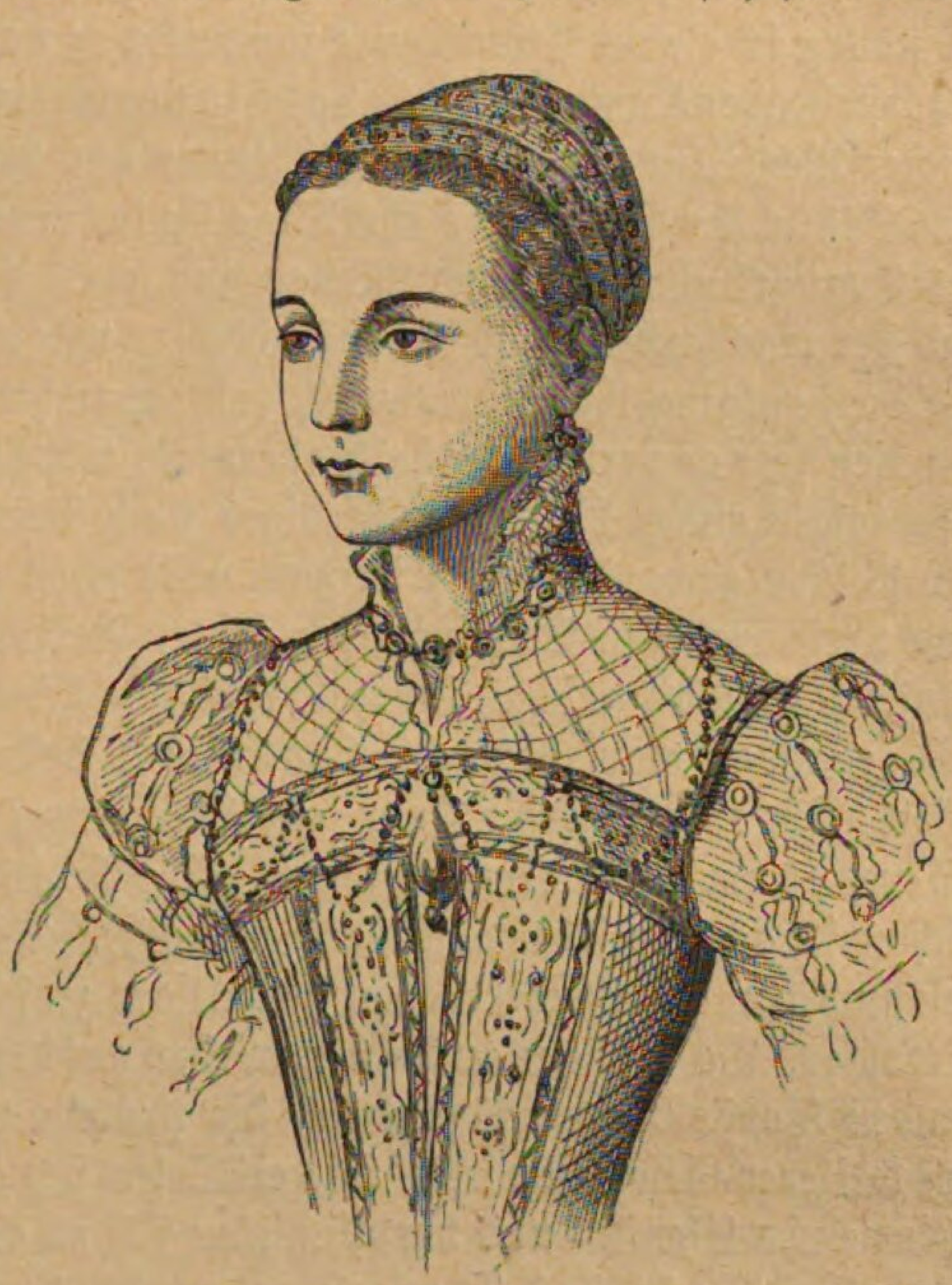
John Knox stand damals in einem Alter von 37 Jahren. Er hatte zu den treuesten Schülern Wishard's gehört und bereits seit Jahren im Dienste der reformatorischen Ideen gewirkt, welche er überall hin zu verbreiten suchte. Unablässig und eifrig bemüht, die römischen Mißbräuche aufzudecken, wurden seine Angriffe von Erfolg zu Erfolg ungestümer und erbitterter. Seit dem schrecklichen Ende seines Freundes und seit der erschütternden Erfüllung der Weissagung des Sterbenden schwand für ihn die letzte Rücksicht dahin; die letzten Fäden rissen, welche ihn noch an die alte Kirchengemeinschaft geknüpft hatten. In St. Andrews sammelte er nun um sich eine Gemeinde aus den entschiedensten und vorgeschrittensten Protestanten und begann den offenen Kampf für das Evangelium. Diejenigen, welche sich so lange vor der Hostie im Meßopfer, wie vor einem gegenwärtigen Gott, bis zur Erde hatten beugen müssen, verdammten nun das heidnische Possenspiel und verhöhnten die Messe

als des Satans Strick und der Schlange Verführung. Die Leute, welche so lange vor dem Stellvertreter Gottes in Rom, der die Schlüssel des Himmelreiches zu führen vorgab, erzittert waren, verfluchten ihn nun als den Antichrist, den Satan, den Menschen der Sünde. Der kräftige Sinn des tapfern Volkes begann sich sofort mit der Reformation bekannt zu machen, mit aller Energie und durchgreifenden Entschiedenheit. Anders die Regierung. Sie betrachtete die Befreiung der Gewissen wie ein politisches Verbrechen. Vor St. Andrews erschien eine französische Kriegsflotte, blokirte den Hafen, beschoß die Stadt, und als dieselbe nach heldenmüthigem Widerstande fiel, wurden die angesehensten Führer der protestantischen Bewegung ergriffen, über das Meer geführt und auf den Galeeren zu den schwersten Arbeiten und Leiden verurtheilt. Auch Knox befand sich unter diesen Unglücklichen. Fern von allem Troste, allein mit der Kraft seines Glaubens, von Krankheit und Schmerzen heimgesucht, bot er allen Bekehrungsversuchen, die auf ihn einstürmten, unerschütterlich Trotz. Als man ihn einst zwingen wollte, ein Marienbild zu küssen, ergriff er dasselbe und warf es in das Wasser, indem er sprach: „Die Jungfrau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen.“ Diese offene und furchtlose Widersetzlichkeit diente freilich nicht dazu, ihm seine traurige Lage zu erleichtern. Zwei Jahre lang dauerten bereits die Qualen der Galere, wohin man ihn gesendet hatte, bis er sich endlich von den Ketten befreit sah. Aus der Heimat verbannt, wendete er sich nun nach England, wo er, wie so viele Andere in ihrer Bedrängniß, bei dem Erzbischof Cranmer gastliche Aufnahme fand. Er nahm hier ein Predigtamt an und trat in die Ehe. König Eduard VI., der ihn hochschätzte, zog ihn zu reformatorischen Zwecken heran. Allein vor Knox' Geiste schwebte ein anderes Ideal von Kirchenverfassung, als sie in England geschaffen wurde. Die ängstliche Halbheit in den Maßregeln, das zaghafte Schwanken in den Grundsätzen, vor Allem das Festhalten an der bischöflichen Würde und an dem kirchlichen Ceremonienwesen, mißbilligte er durchaus. Er wollte klare und freie Religionsanschauungen, Rückkehr zu der Einfachheit der urchristlichen Einrichtungen und in diesem Sinne einen vereinfachten Gottesdienst sowie Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt. So sehr war es ihm damit Ernst, daß er Bedenken trug, ein ihm angebotenes Bisthum anzunehmen. Denn er war Einer von denen, die



John Knox.

nicht mitten auf dem Wege stehen bleiben; er wollte gerade die Pfade verfolgen, welche ihn am weitesten von Rom entfernen würden. Ihm galt die Gemeinde Alles, daher verlangte er, daß sie von ihrem Aeltesten und Geistlichen geleitet würde, ohne das schimmernde und bestechende Rüstzeug herrschsüchtiger, vornehmer kirchlicher Würdenträger. Als Presbyterianer hielt er an der Ueberzeugung fest, daß nur von innen heraus, aus der Gemeinde selbst, vermittels der Presbyterialverfassung, das Christenthum geläutert und wieder hergestellt werden könne. Darum zog es ihn zu Calvin, nach Genf, wo er das Alles und noch mehr fand, was der Kirche Noth that. Bald gaben ihm die Drangsale der Verfolgungsperiode unter der blutigen Maria, als er sich seines bisherigen Beschützers beraubt sah, Veranlassung, England zu verlassen. Auf dem Wege nach Genf ließ er den „Trompetenstoß gegen das Regiment der Weiber“ erschallen, worin er dem fanatischen Weibe den rechten Beinamen einer Jesabel giebt und Kaiser Karl V. als zweiten Nero bezeichnet.



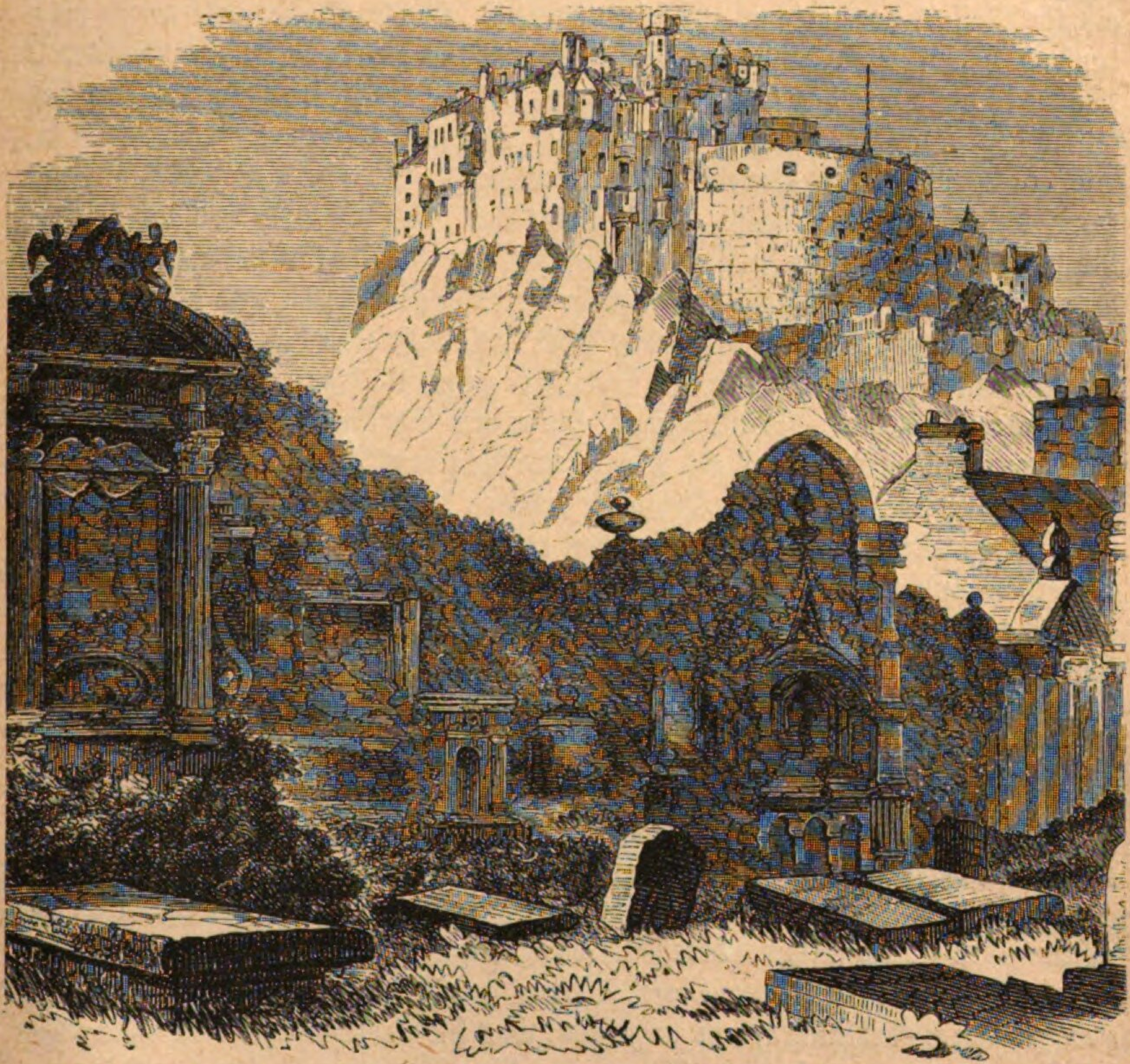
Maria Stuart, Braut des jugendlichen Königs Franz II. von Frankreich. Aus der Kollektion Henin.

Es waren gesegnete Tage, welche John Knox bei Calvin zubrachte. Hier vollendete und berichtigte er seine Ueberzeugung; hier bestärkte er sich auch in den strengen Ansichten über das kirchliche Leben und die Gemeindezucht. Freilich ward auch dieselbe freudenarme Ausschließlichkeit, welche die Kirche von Genf charakterisirte, nach den schottischen Hochlanden verpflanzt und sie griff hier fast noch weiter um sich, als an den reizenden Ufern des Leman-Sees. Knox selbst wandte sich voll Geringschätzung von allen weltlichen Freuden ab und dieselbe Verachtung nothwendiger und wol erlaubter Lebensgenüsse erfüllte in fast noch höherem Grade die Nachfolger des schottischen Reformators. Dieses Streben nach Entweltlichung ist in der That Calvin's Werk. Wir werden fürder noch öfter Gelegenheit haben, die Aehnlichkeit im Thun und Treiben der späteren Puritaner, der nachmaligen sogenannten Rundköpfe, mit dem bereits geschilderten, der Welt abgewandten Wesen der Anhänger Calvin's zu beobachten. Knox erscheint seit seinem Aufenthalt in Genf als einer der entschiedensten Calvinisten. — In dieser Zeit wurde er zur Führung einer reformirten Gemeinde in Frankfurt am Main, welche meist aus englischen Flüchtlingen

bestand, berufen. Da aber ein Theil derselben an den in der englischen Kirche gebräuchlichen Wechselgesängen und Ceremonien festhielt, er aber dieselben als überflüssig verwarf, so kehrte er bald wieder, von seinen puritanischen Anhängern gefolgt, nach Genf zurück. Unverwandt blieben jedoch Auge und Herz auf das Vaterland gerichtet und als seine schottischen Freunde glaubten, es sei die Zeit zu entschiedenerem Vorgehen gekommen, so baten sie ihn, zurückzukehren und der Heimat seine guten Dienste zu widmen.

Es gehörte ein besonderer Muth dazu, diesem Rufe zu folgen. Aber Knox besaß diesen Muth. Ja, er wagte es sogar, in dem unglücklichen England heimlich seine Freunde aufzusuchen und zum Ausharren zu ermuntern. In Edinburg in einem Privathause sammelte er nun die Gesinnungsgenossen zum bevorstehenden Kampfe. Bald nachher vor Gericht geladen, erschien er in zahlreicher Begleitung angesehener Männer und verwandelte die Gerichtshalle in eine Stätte der Predigt. Zehn Tage hinter einander vertheidigte er das Recht des Evangeliums vor einer Menge Zuhörer. Unter dem Eindruck seiner Rede und der wachsenden Zahl seiner Anhänger wagte Niemand ihn zu verurtheilen. — Doch entging ihm keineswegs, daß die rechte Stunde für ihn noch nicht gekommen sei; er verließ deshalb abermals mit schwerem Herzen sein Vaterland und folgte einem Rufe als Prediger nach Genf. Kaum hatte er der Heimat den Rücken gewandt, so schritt man auch schon zur Verdammung seiner Lehre und verbrannte in Ermangelung seiner Person sein Bild auf dem Scheiterhaufen. Solches geschah im Jahre 1555. Was zu dieser Zeit in England vor sich gegangen war, hatte die Machthaber Schottland's zur Nacheiferung gereizt. Umsonst mahnte Knox zur Mäßigung und Gerechtigkeit; vergebens warnte er vor dräuenden Gefahren. Die Erbitterung wuchs von Tag zu Tag. Schon sprach der Adel von blutiger Rache. Schon wurden die Heiligenbilder beschimpft und die Prozessionen gewaltsam zerstört: Alles Vorzeichen des nahen Sturmes. Da erschien auch Knox wieder auf dem Kampfplatze. Seinen abmahnenden Vorstellungen fügten sich die protestantischen Adligen und enthielten sich weiterer Gewaltschritte. Sie erklärten sich am 3. Dezember 1557 zu einer „Gemeinde Christi" und verpflichteten sich zu einem Bündniß, um gemeinsam mit aller Macht das Evangelium zu schützen. Bald darauf begann Knox öffentlich gegen die Messe als ein Götzendienst und gegen das Papstthum als ein öffentliches Aergerniß zu predigen. Aufgeregt durch seine Reden, rottete sich infolge dessen das Volk zusammen und vertrieb die römisch-katholischen Priester von den Altären; andere Uebereifrige überfielen die Klöster und Kapellen, zerstörten die Bilder und die Monstranzen mit dem Leib des Herrn. Am Herde des Papstthums in St. Andrews hatte der Bischof gedroht, er würde Knox von der Kanzel herunterschießen, wenn er es wage, auch hier zu predigen. Aber der unerschrockene Evangelist bestieg die Kanzel dennoch und als er nun von der Reinigung des Tempels in gewaltigen Worten redete, so brach auch hier der Bildersturm los. So begann das Vorspiel. Der blutige Kampf folgte alsbald. Das Heer der Kongregation Christi bemächtigte sich der Städte Perth und Edinburg, trat mit Elisabeth von England in Bündniß und setzte die Regentschaft ab. John Knox zog nun unter dem Schutze der Waffen in der Haupt-

stadt des Landes ein und betheiligte sich an der provisorischen Regierung. Nach Abzug der französischen Truppen schritt man zur Einberufung des Parlaments. Dieses verwarf das Gesammte des katholischen Kultus und nahm das von Knox vorgeschlagene Glaubensbekenntniß an. Binnen Kurzem war die Reformation in ganz Schottland eingeführt. Die Bilder, die bunten Gewänder und aller augenblendende Zierrath verschwand aus den Kirchen; selbst der Trauring wurde abgeschafft. Alles, was entfernt an das Papstthum erinnerte und irgend entbehrlich schien, mußte dem heiligen Zorn dieser calvinischen Eiferer weichen. Wie mit einem Schlage war das Angesicht der schottischen Kirche verwandelt. —



Palast Holyrood. Das Schloß von Edinburg vom Friedhof der Grauen Brüder aus gesehen.

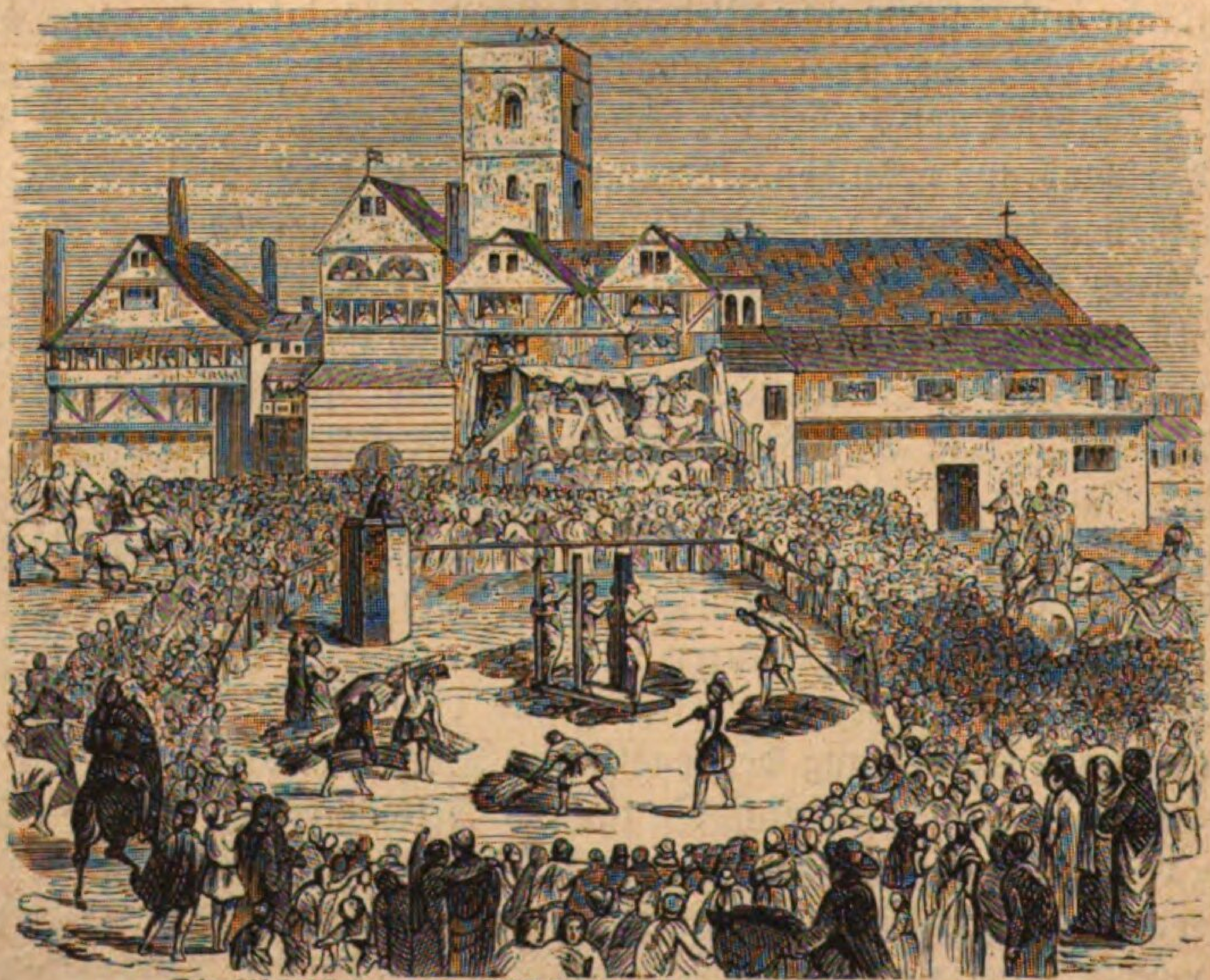
Da, im Jahre 1561, betrat die neunzehnjährige Wittwe des Königs Franz II., Maria Stuart, ihr Königreich Schottland. Wer kennt nicht aus der Dichtung dieses bezaubernde, leichtsinnige und unerfahrene Weib, gewohnt, alle Herzen zu beherrschen. Inmitten ihrer eigenen Unterthanen, der starren protestantischen Schotten, sollte Maria nicht einmal das Recht haben, in ihrem Lande auf eigenem Grund und Boden die Messe zu feiern! Wer fühlte nicht

Mitleid mit dieser gebeugten Königin, welche in ihrem Schlosse sich unglücklicher wußte und weniger Rechte besaß, als die geringste Magd! Aber drohete nicht in Wahrheit eine neue Gefahr, als eine katholische Königin mit katholischen Dienern und Priestern in die kaum reformirte Hauptstadt einzog? Hatte sich Maria nicht wiederholt geweigert, die Reformation anzuerkennen und nur das zweifelhafte Versprechen gegeben, ohne Beirath der Stände an der Religion nichts zu ändern? Konnte man zweifeln, daß es ihr gelingen werde, eine katholische Partei zu bilden und den römischen Götzendienst wieder einzuführen? — Solche Fragen bewegten den ehrlichen, gewissenhaften Knox auf das Tiefste und er brauste auf in heftigem Zorne, als man ihr gestatten wollte, für ihre Person in ihrer Kapelle den römischen Kultus einzurichten. „Eine einzige Messe", donnerte er auf seiner Kanzel, „ist schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffnete Feinde ins Land kämen, die Religion zu unterdrücken!" Während viele von den Edelleuten, durch die Schönheit und die Aufmerksamkeiten der galanten Königin berückt, sich nachgiebig zeigten, stand Knox da, wie ein Prophet der alten Zeit, unempfänglich für alle Schmeicheleien und Gunstbeweise. Unbestechlich und unerbittlich blieb er auch vor der schönen Maria, die kein Mann ungestraft ansehen durfte. Ungerührt nahm er ihre Vorwürfe über sein feindliches Benehmen entgegen; offen und kühn vertheidigte er vor ihr den Satz, daß jedes Volk das Recht und die Pflicht habe, das Evangelium gegen eine feindliche Obrigkeit zu vertheidigen, wie es die Israeliten gegen Pharao, Nebukadnezar, die ersten Christen gegen die römischen Kaiser gethan hätten. Und als Maria mit Nachdruck geltend machte, daß Niemand das Schwert gegen die Obrigkeit erheben dürfe, da sprach er: „Gnädigste Frau, so gut Kinder ihrem Vater, wenn er wahnsinnig geworden, das Schwert entreißen und seine Hände binden dürfen, bis der Anfall vorüber ist, eben so gut ist es kein Ungehorsam, wenn die Unterthanen ein Gleiches mit wahnsinnigen Fürsten thun, welche die Kinder Gottes ermorden wollen, so lange bis Jene zur Vernunft kommen." Bei dieser Antwort erschrak die Königin, wechselte die Farbe und rief zornig: „Gut denn, ich sehe wol, meine Unterthanen sollen nicht mir, sondern Euch gehorchen, sollen thun dürfen, was sie wollen, nicht was ich befehle!" Unbefriedigend für beide Theile endete diese merkwürdige Zusammenkunft der Königin mit dem Prediger der Reform.

Mit dem Leichtsinn, dem geheimen Intriguenspiel und der offenen Verachtung der Reformation, deren sich die Königin befleißigte, steigerte sich der Zorn des eifrigen Sittenpredigers. Auch genügte ein Blick nach Frankreich oder zu den Niederlanden, um zu zeigen, was die Protestanten von katholischen Fürsten zu erwarten hatten. Wenn man die allgemeine Zeitlage und die politischen und persönlichen Fehler der Königin ermißt, dann wird man begreifen, mit welcher schonungslosen Erbitterung Knox und seine Freunde gegen sie eiferten. Gegenüber dem tödlichen Hasse, womit sie diesen wiedervergalt, schwindet das Mitleid für sie und wir bewundern nur die Festigkeit und unerschütterliche Kampfbereitheit ihres unerbittlichsten Gegners. Er äußerte öffentlich, daß die gefährlichen Meinungen und Absichten der Königin nur mit ihrem eigenen Herzen herausgerissen werden könnten; er predigte gegen ihre lockeren

Am 9. November 1570 ließ er sich, obwol von einem Schlagfluß gelähmt, noch einmal zur Kirche führen. Nachdem er seine letzten Ermahnungen ausgesprochen, nahm er von seinen Anhängern Abschied für immer. Als er auf seinen Stab gestützt nach Hause wankte, folgten ihm seine Zuhörer und eine Menge Volk unter Klagen und Thränen. Auf seinem Sterbelager sammelte er noch einmal seine Gehülfen und die Aeltesten der Gemeinde um sich und sprach: „Ich bezeuge vor Gott, daß meine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern aus dem feurigen Eifer für die Sache Gottes hervorgegangen ist.“ Und Niemand machte ihm diesen Ruhm streitig. Der Regent des Landes, der an der Spitze des Adels seinem Sarge folgte, durfte ihm die Worte nachrufen: „Da liegt ein Mann, der sich nimmer vor eines Menschen Angesicht gefürchtet hat!“

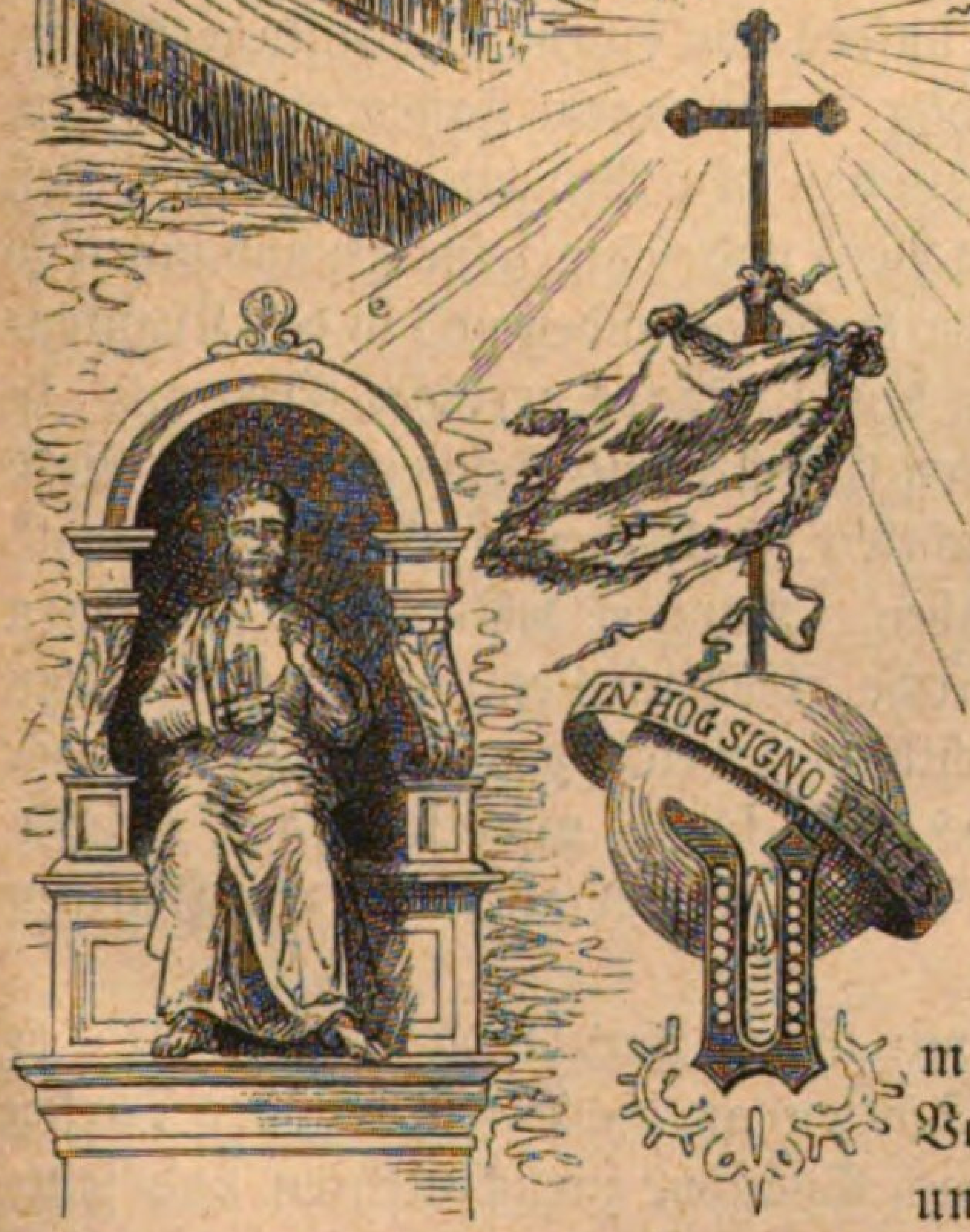
Knox hat seinem Vaterlande in gewaltiger Wirksamkeit eine reformirte Nationalkirche mit streng durchgeführter Presbyterialverfassung geschaffen und eine Form kirchlichen Lebens erreicht, wie sie die Reformation kaum noch in einem andern Lande herzustellen vermocht hat. So überragte Schottlands Reformation weit die Ergebnisse der reformatorischen Arbeiten in England, welche meist von dem königlichen Kabinete ausgingen und in erster Linie auf die Aneignung der Kirchengewalt an die Krone gerichtet waren. Die schottische Kirche war ein volksthümliches, weil ein vom Volke selbst schwer errungenes, innerlich erzeugtes Werk; die anglikanische Kirche war fast ausschließlich eine königliche That und ohne lebendigen Antheil des Volkes, welche mit Beibehaltung der bischöflichen Formen ihr Wesen vorzüglich in der äußeren Verfassung suchte. In England war die Reformation noch nicht vollendet. Ihre volle nationale Durchführung blieb einer späteren Zeit vorbehalten.



Die Richtstätte zu Smithfield, wo Cranmer verbrannt wurde.



Ignatius übergiebt dem Papst Paul III. die Konstitution des Ordens Jesu.



XVII. Neue Heilige
der römisch-katholischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert.

Ignatius von Loyola. Franz Xaver. Vincentius von Paula.

„Daran wird man erkennen, ob ihr meine rechten Jünger seid, so ihr Liebe habt unter einander.“

Jesus Christus.

Um dieselbe Zeit, als Luther sich und sein Volk von dem Papstthum losgerissen hatte und die große That religiöser Freiheit durch sein zu Worms gesprochenes „Amen“ besiegelte, rang in einem einsamen Schlosse in Spanien ein kaum dreißigjähriger, ehrgeiziger Ritter **Ignatius von Loyola** auf dem Schmerzenslager. Bei der Belagerung von Pampelona war ihm der eine Fuß zerschmettert worden. Ohne ein Zeichen von Schmerz ließ er die verordnete Operation vornehmen. Er hatte gehofft, bald seine militärische Laufbahn weiter verfolgen zu können; statt dessen blieb er aber lahm und es

verging lange Zeit, ehe er überhaupt das Krankenbett verlassen konnte. Während dieser Zeit beschäftigten ihn die Geschichten und Wunder der Heiligen. Die neuen Eindrücke erfüllten und reizten seine Phantasie. Zum weltlichen Ritterdienste untauglich geworden, sah er im Geiste einen geistlichen Kriegsdienst vor sich, in welchem noch größere Ehren zu gewinnen seien; er fand zuletzt Geschmack an den Entsagungen und Opfern, an den Arbeiten und Kämpfen, wie sie einst Franz von Assisi und sein Landsmann Dominikus auf sich genommen hatten. Bereits sah er sich in Jerusalem und den Ländern der Ungläubigen, um die, gegen welche er das Schwert nicht mehr führen konnte, mit den Waffen des Geistes zu überwinden. Vom irdischen Frauendienst und von der weltlichen Liebe nicht mehr erfüllt, richtete er seine Minne auf die, welche ihm größer und schöner als alle Fürstinnen der Erde erschien, welche von der Kirche als die Himmelskönigin und reine, heilige Jungfrau verherrlicht wurde; ihre Liebe zu gewinnen, ihren Ruhm zu verbreiten, ihr sein Leben zu widmen, das dünkte ihn das größte und seligste Glück zu sein.

In der Stille langer Tage und banger Nächte reiften diese Träume einer geistlichen Ritterschaft zu heiligen Entschließungen und feierlichen Gelübden. Kaum war er genesen, so verschenkte er seine Güter, vertauschte das Rittergewand mit dem Kleide eines Bettlers, legte vor dem Bilde der Maria seine Rüstung, die er seither getragen, nieder und ergriff statt des Schwertes den Pilgerstab, um mit ihm vor seiner neuen Herrin nach Rittersitte Waffenwacht zu halten. Bald darauf zog er sich, unfern von einem Dominikanerkloster, in eine Höhle zurück und unterzog sich hier bei strengem Fasten und in stetem Gebete täglichen Geißelungen. Er lebte von den Wurzeln des Waldes, ließ sich Bart, Haare und Nägel lang wachsen und setzte seine Bußübungen so lange fort, bis er einst halbtodt vor seiner Höhle gefunden und in das Krankenhaus gebracht wurde. Hier hatte er in dem Zustande nervöser Erregung, in welchem er sich befand, die wundersamsten Gesichte und Erscheinungen. Bald schaute er das Geheimniß der Dreieinigkeit, bald den Gekreuzigten, bald die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben. Kurz, es fehlt nichts, um seinen Zustand dem der alten Heiligen der Kirche gleichzustellen. Es wiederholten sich bei ihm alle Züge asketischen Mönchthums, welche den Ordensstiftern der Vorzeit zugeschrieben werden. Ja, es sind sogar unverkennbare Zeichen vorhanden, daß Ignatius in diesen Wunderlichkeiten alle früheren Heiligen übertroffen hat.

Kaum ist er genesen, so finden wir ihn in Jerusalem wieder. Als er aber nach dem Besuche der heiligen Stätten an die Bekehrung der Türken gehen will, räth man ihm, vor Allem nach Spanien zurückzukehren und seine höchst mangelhafte Bildung zu vervollständigen. Daher war sein Aufenthalt in Palästina nur von kurzer Dauer. Es ist bezeichnend für den neuen Heiligen, daß ihm beim Besuche des Oelbergs die Frage am wichtigsten erschien, um ihr länger nachzuforschen, nach welcher Seite hin wol die Füße Jesu bei seiner Himmelfahrt gerichtet gewesen seien!

Ignatius war bereits dreiunddreißig Jahre alt, als er in seiner Heimat anfing, die Schule zu besuchen und noch die lateinische Sprache zu erlernen.

Er scheute sich nicht, unter den Knaben zu sitzen und mit eiserner Festigkeit das in der Jugend Versäumte nachzuholen. Oft bat er den Lehrer fußfällig, ihn, wenn er zu langsam lerne, mit Ruthenschlägen zu züchtigen und anzutreiben. Hierauf bezog er die Universität. Da er sich seinen Unterhalt erbettelte, seine freie Zeit der Pflege der Kranken und Elenden widmete, auch bereits mit Männern und Frauen, welche er für seine geistlichen Uebungen gewonnen hatte, Andachten veranstaltete, so erregte sein Thun die Aufmerksamkeit der Inquisition. Ignatius hatte ja noch keine Priesterweihe empfangen und durfte also nicht daran denken, eine seelsorgerische Wirksamkeit zu üben. Dem Verbote, das man ihm auferlegte, gehorchte er als ein treuer Sohn der Kirche; die Schmähungen und Verfolgungen, die er zu erleiden hatte, ertrug er mit Freuden. Endlich, im Jahre 1528, begab er sich nach Paris. Ein Esel trug alle seine Habseligkeiten. Auch hier fuhr er fort zu studiren und sich in der Kunst der Seelenbeherrschung und Leitung Anderer zu üben. Es fehlte nicht an Solchen, welche sich dem heiligen Manne ganz zu Willen gaben. Wie der Soldat seinem Führer unbedingten Gehorsam schuldet, so meinte Ignatius, müsse der Geist sich blindlings seinem geistlichen Führer unterwerfen, dieser aber wieder dem Papste blinden Gehorsam leisten. Der wachsende Erfolg und sein brennender Eifer, für die „Ehre Gottes“ in weiteren Kreisen zu wirken, bestimmten ihn zu dem Entschluß, einen neuen geistlichen Orden zu stiften, welcher die Ausbreitung des katholischen Glaubens, die Vernichtung des Unglaubens und die Stärkung der damals so vielfach bedrohten Kirche zum Zwecke haben sollte. Unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papstes und die Verherrlichung seiner unbegrenzten Macht sollten den Grundgedanken dieser neuen Stiftung vom Jahre 1534 bilden. Solches gelobten die sieben jungen Männer, meist Spanier, welche damals in der Kirche zu Montmartre in Paris gemeinsam die Messe feierten und sich einander das Versprechen der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams gaben.



Ignatius Loyola.

Darauf, an der Ausführung der Abreise nach Jerusalem sowie der Türken-

bekehrung von Neuem verhindert, verbreiteten sich die Ordensgenossen des Ignatius über Italien, indem sich einige in den Hospitälern der Krankenpflege unterzogen, andere als Volksprediger die Städte und Dörfer durchwanderten, andere als Lehrer und Beichtväter den Einfluß und die Verbreitung des Ordens zu mehren suchten. Beides gelang. Durch ihren Eifer, ihre Unterwürfigkeit gegenüber den Bischöfen und ihre Geschmeidigkeit im Umgange, gewannen die Mitglieder der neuen Brüderschaft überall die Herzen, auch die der Widerstrebenden.[1] Ignatius befand sich auf dem Wege nach Rom, als er, in einer verlassenen Kirche betend, im Zustande der Verzückung meinte gesehn und gehört zu haben, wie Gott der Herr den Schutz des Ordens ausdrücklich dem Herrn Christus überweise. Aber nicht allein hierauf konnte sich Ignatius stützen, er vermochte sich auch darauf zu berufen, aus Jesu eigenem Munde das Wort vernommen zu haben: „Ego vobis Romae propitius ero", d. h. „Ich will euch in Rom beschützen." Daher nannte er den neuen Bund die „Gesellschaft Jesu", die heilige Compagnie, welche unter der Fahne des Himmelskönigs dient und kämpft. Im Jahre 1540 erhielt dieselbe ihre Bestätigung durch den Papst Paul III. Obwol die Zeit zur Errichtung neuer Mönchsorden wenig geeignet schien, mochte dieser kluge Papst wohl erkennen, was es gerade jetzt zu bedeuten habe, wenn sich ihm ein Mann von der Energie und Klugheit des Ignatius mit einer streitbaren Schar Getreuer zu Diensten stelle. Deswegen erweiterte er auch sehr bald die Zahl der Mitglieder und ertheilte denselben außerordentliche Vollmachten, nämlich die, überall zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen, von allen Verbrechen zu absolviren, an allen Schulen und Universitäten zu lehren, Leute jedes Standes und Berufes in die Gesellschaft aufzunehmen und frei und ungestraft mit den Protestanten und Ketzern aller Art zu verkehren. Der General des Ordens sollte unmittelbar unter dem Papste stehen und nur von diesem Befehle empfangen, selbst aber eine unbeschränkte Gewalt über alle Ordensgenossen üben. Der Erste, welcher zu diesem einflußreichen Posten berufen wurde, war natürlich Ignatius selbst. Er weigerte sich lange, die ihm zugedachte Würde anzunehmen. Erst auf die Ermahnung seines Beichtvaters und nach dem Genuß des Abendmahls nahm er den Eid des Gehorsams von seinen Untergebenen entgegen. Gleich nachher aber begab er sich, zum Zeichen seiner Demuth, in die Küche und verrichtete daselbst die Dienste eines Küchenjungen.

Von jetzt an wächst die Bedeutung und Macht des Jesuitenordens mit reißender Schnelligkeit. Der kühne, stolze und feurige Geist des klugen Ignatius leistete Unglaubliches. Er arbeitete nicht im Kleinen, sondern Alles, was er unternahm, ging ins Große und Ungeheure. Er begnügte sich nicht damit, unter dem armen Volke Einfluß zu gewinnen, wie die älteren Mönchsorden, sondern sein Augenmerk richtete sich auf die Beherrschung der Großen, auf Gewinnung der Gunst der Fürstenhöfe, auf Beeinflussung der Universitäten und die Erziehungsanstalten der Vornehmen. Er dachte nicht mehr an die langsame und mühevolle Bekehrung der Einzelnen, sondern an die Bezwingung ganzer Völker und an die Eroberung der Massen. Er, der General, blieb die Seele des Ganzen, jeder einzelne Theil des großen wohlgefügten Körpers

wurde von ihm beseelt. Man kann sich eine Vorstellung von der Bedeutung dieses einzigen Kopfes machen, wenn man erfährt, daß schon beim Tode des Ignatius, 1556, an 100 Ordenshäuser bestanden mit 1000 Ordensgliedern, 13 Ordensprovinzen, zu schweigen von der großen Zahl von weltlichen Mitgliedern, Beamten, Hofleuten, Offizieren, Kaufleuten, ja Fürsten sogar, welche zwar in ihren Familienverhältnissen, Staats- und Dienstgeschäften blieben, dagegen aber mit Leib und Leben und in unbegrenztem Gehorsam dem Orden und seinen geheimen Absichten zu Diensten standen. Ja, diese letzteren gerade, denen es Niemand anmerkte, zu wem sie insgeheim hielten, erwiesen sich dem Papstthum darum oft am nützlichsten. Galt es einen in Rom gefaßten Plan zu verfolgen oder ward eine darauf gerichtete Absicht kundgethan, so fehlte es niemals in Italien, Deutschland, Frankreich und England an einflußreichen Personen, bereit, ja verpflichtet, die Entschließungen der Obern zu unterstützen und auszuführen, gleichviel, galt es nun ein wohlthätiges Werk oder eine That der Finsterniß zu vollbringen.

In der That ist die Einrichtung, welche Ignatius seinem Orden gab, ein der Bewunderung würdiger Gegenstand. Alles ist auf militärische Rangordnung, auf blinden Gehorsam, auf gegenseitige Beobachtung angelegt. Beständig kontrolirt ein Mitglied das andere und es wetteifern Alle in dem Ehrgeize nach einer höheren Stufe. Keine Armee kann besser disziplinirt sein und straffer geleitet werden, als dies Elitecorps der streitenden Kirche. Kein Oberst und kein General ist besser über jeden einzelnen seiner Untergebenen unterrichtet, als der Rektor eines Jesuitenkollegs über die Professen und Novizen, als der Provinzial über die Superioren und die Koadjutoren, als der Ordensgeneral über Alle zusammengenommen. Nur die oberen Mitglieder kennen die Zwecke und Absichten des Ordens; die unteren erfahren dieselben nicht eher, als bis sie zu einem höhern Grade aufrücken. Der Aufnahme in den Orden geht erst eine Probezeit von zwei Jahren voraus, in welcher die Novizen gewissen geistigen und geistlichen Uebungen unterworfen und sorgfältig beobachtet werden, ob sie zum „Kriegsdienste für Christus“ geeignet seien. Dann erst, wenn sie sich bewährt haben, sollen die Jünglinge zu dem entsetzlichen Gelübde zugelassen werden, durch welches sie versprechen, sich wie ein Stab in der Hand des Trägers regieren zu lassen, so, als wenn sie nichts weiter wären denn ein Leichnam. Von nun an sind alle natürlichen Bande der Liebe zerrissen; Vater, Mutter, Bruder und Schwester müssen vergessen bleiben; fortan heißt es nur noch: „Ich hatte Eltern und Geschwister, aber ich habe sie nicht mehr.“ Es giebt für den Jesuiten nur noch eine Liebe, und das ist sein Orden. Er denkt, glaubt, fühlt, will nur das, was ihm von oben eingegeben wird. Alles, selbst die äußere Haltung, ist der Regel unterworfen. „Er darf sein Haupt nicht frei bewegen, sondern muß es aufrecht halten mit leiser Beugung nach vorne. Die Augen sollen in der Regel den Boden suchen, ohne Hast sich ruhig erheben und während des Redens nur den untern Theil des Angesichtes des Andern betrachten; die Züge dürfen nur den Ausdruck heiligen Friedens tragen. Gang, Geberde und Stimme muß dem entsprechen.“ Und nicht genug mit diesem System geistlicher Abrichtung, hat Ignatius in seinen „Exerzitien“ die

Bußübungen aus der Höhle von Manresa zu einer Methode der Andacht und des Gebetes gefügt, welche in dem Zeitraume von vier Wochen von jedem Gliede der Gesellschaft zum Oefteren wiederholt werden muß. Während dieser Frist überläßt sich der Jesuit einem Dirigenten, der ihm für jeden Tag sein Pensum, meist fünf Stunden lang jeden Tag, zumißt, alle Triebfedern der Empfindung und des kirchlichen Eifers bei ihm in Bewegung setzt und ihn endlich mit erneuter Unterwürfigkeit unter den Orden und die Kirche entläßt.

Sind nun allerdings nicht alle Bestimmungen und Einrichtungen des Ordens auf Ignatius zurückzuführen, so ist doch der Geist, in welchem dieselben sich weiter entwickelten, von ihm ausgegangen. Vor Allem aber hat er das Ziel und den eigentlichen Zweck des Ordens scharf vorgezeichnet und mit solcher Präzision verfolgt, daß dieselben nie verändert werden konnten. „Nach seiner Auffassung nämlich ist", wie Döllinger sehr gut gesagt hat, „die Kirche ein großes und allumfassendes Reich, eine absolute Monarchie, welche von einem Monarchen, dem Papste, mit schrankenloser Machtfülle beherrscht wird. Ihm sind alle Welt und die Kleriker, Könige und Bettler gleichmäßig unbedingt unterworfen. Ihm gegenüber hat Niemand ein Recht; jede Gewalt in der Kirche ist nur ein Ausfluß der seinigen, etwas von ihm auf Ruf und Widerruf Geliehenes, und dieses päpstliche Recht bedarf zu seiner Erhaltung und Ausbreitung aller Mittel des Zwanges und der Gewalt, der Leibes- und Lebensstrafen und vollzieht diese theils unmittelbar, theils durch Anrufung des zu willfähriger Vollstreckung verpflichteten weltlichen Armes."

Als im Jahre 1543 der Papst genöthigt wurde, um einen letzten Versuch zur Versöhnung mit den Protestanten zu machen, ein Konzil zu berufen, und als diese Kirchenversammlung, auf die man so lange gehofft und hingearbeitet hatte, endlich in Trient zusammentrat, da schien es eine Zeit lang, als ob die in der alten Kirche gar weit verbreitete Reformpartei wirklich eine Reform an Haupt und Gliedern durchsetzen könne. Es waren in großer Menge redliche, gelehrte, hochgestellte und mächtige Katholiken vorhanden, welche den protestantischen Angriffen und Beschwerden vollkommen Recht gaben. Eingedenk der Worte des Papstes Hadrian vom Jahre 1522, daß der kranken Kirche noth thue, sich nach dem Bilde einer bessern Vorzeit zu erneuern, begehrten sie, daß das Konzil auf die Einrichtungen und Ordnungen in der Zeit Konstantin's des Großen zurückgehe und der Freiheit eine Gasse mache. Selbst Kaiser Maximilian II. bot seinen Einfluß in dieser Richtung auf. Solches war jedoch keineswegs im Sinne der neuen Ordensgesellschaft. Der Klugheit und der Kunst des Ignatius von Loyola und seines Nachfolgers gelang es vielmehr, wenn auch erst nach langen schweren Kämpfen, das Heft in die Hände zu bekommen und vermöge der Handhabe ihres überwiegenden Einflusses jene freiere reformatorische Richtung damals und nachmals innerhalb der alten Kirche zu unterdrücken. Und das Unglück dieser Kirche bestand eben darin, daß die aalglatten, vielgewandten und nie um ein Mittel verlegenen Jesuiten jede Verbesserung dadurch zu Schanden machten, daß sie stets die reformatorisch gesinnten Männer aus allen wichtigen Stellen in Kirche, Schule und Staat zu verdrängen wußten.

In raschem Siegeslauf nahmen sie bald die einflußreichsten Posten an Universitäten und Gymnasien ein, gelangten als Beichtväter und Gewissensräthe an den katholischen Höfen zu hervorragenden Stellungen, bewirkten in diesen die Verdammung und Verfolgung aller Ketzer, versuchten es, die protestantische Religionsübung mit List und Gewalt zu unterdrücken und aller Orten den Religionsfrieden zu untergraben; ja, sie scheuten sich nicht, den Vernichtungskampf gegen das Evangelium, wie es sich auf Grund der Bibel darstellt, aufzunehmen.

Gerade dies gehörte fortan zu ihren ersten und wichtigsten Aufgaben. Man muß wissen, was das bedeutet. Nach zuverlässigen Berichten bekannten sich um das Jahr 1557 sieben Zehntel der deutschen Nation zu den Lehren der Reformation, nur ein Zehntel war noch katholisch geblieben. Deutschösterreich und Böhmen, der Adel in Bayern, der ganze Norden und Westen gehörte dem Protestantismus. Da begannen die Jesuiten ihr heimliches Wirken. Ihr Werk war es gewesen, daß Papst Paul IV. gegen den Augsburger Religionsfrieden protestirte und erklärte: „Es sei an der Zeit, die Lutheraner mit Stumpf und Stiel auszurotten; ihr Werk war später die katholische Liga, der Fürstenbund, der sich im Jahre 1609 zur Vorbereitung des Religionskrieges bildete; ihr Werk war der Ausbruch des Kampfes in dem schwerbedrängten Böhmen und die zahllosen Bedrückungen der Protestanten in Tirol, Salzburg sowie in dem übrigen Oesterreich.

Wer an das verderbliche Treiben dieser diabolischen Streiter der Kirche erinnert sein will, der blicke auf die Blutarbeit bei Verfolgung der Hugenotten, auf die greulichen Ketzergerichte, auf die Tyrannei eines Philipp II., auf die Blutströme, welche auf sein Geheiß in Spanien und den Niederlanden vergossen wurden, um den Protestantismus auszurotten. Nur in Brüssel allein sind der Glaubenswuth an achtzehntausend Menschen zum Opfer gefallen. Das Verbrennen, Hängen und Köpfen nahm kein Ende, und das Geschäft lohnte sich so reichlich, daß es in Italien, wo der Protestanten kaum weniger waren als in andern Landen, zuletzt gar keinen Protestanten mehr gab. Während hier und an andern Orten die Henker massenhaft aufräumten, sandte die unheimliche Meuchlerbande ihre Kreaturen aus, um den Mordstahl auf die Stützen der Evangelischen zu zücken!

Und England! was weiß dort der Geschichtschreiber von den Söhnen Loyola's zu berichten? Er ruft ihnen zu: „Ihr seid die Urheber der Pulververschwörung, jenes Mordanschlags auf König und Adel! Ihr habt wiederholt die Flamme des Bürgerkrieges angefacht! Ihr habt Irland für immer dem Elende überliefert. Wahrlich, ein Meer von Blutschuld und Verderbniß ergießt sich über die Häupter der „Miliz Christi“! Die römische Kirche aber selbst hat alle Ursache, Diejenigen anzuklagen, welche die Urheber unsäglicher Launen und Verwirrungen, die Erfinder neuer unbiblischer Lehren, die Träger des Hasses zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirche und freier Forschung, zwischen Kirche und Weltfrieden geworden sind.

Es ist bekannt, daß man den Jesuiten die Lehre zuschreibt: „Der Zweck heiligt das Mittel und man darf Alles thun, wenn es nur zu einem guten

Zwecke dient und wenn diesem eine heilsame Absicht zu Grunde liegt." Stehlen, um Gutes zu thun, einen falschen Eid schwören, um damit Jemand zu retten, und selbst einen der Kirche gefährlichen Menschen aus dem Wege zu räumen, soll keine Sünde, soll erlaubt sein. War es auch nicht der „heilige Ignatius" selbst, der solche Grundsätze aufstellte, — er selbst wurde kurz nach seinem Tode von einem dankbaren Papste heilig gesprochen — so liegt es doch im Geist seiner Ordensstiftung, daß kein Mittel zu schlecht sei, wenn es nur zum Ziele führt. Auch wurde kurz nach seinem Tode von seinen Schülern die Lehre ausgebildet und verbreitet, daß ein Tyrann, d. h. ein vom Papste abgesetzter Fürst, ohne Sünde hinweggeräumt, ermordet werden dürfe. „Und daß mit dieser Lehre", sagt Döllinger, „welche in vielen Schriften vorgetragen wurde, das Leben jedes Fürsten, der etwa dem römischen Hofe mißfällig wurde, gefährdet ist, zeigte in jener Zeit die Ermordung des Königs Heinrich III., zeigten die wiederholten Attentate auf das Leben des vierten Heinrich von Frankreich, die Mordanfälle auf Wilhelm von Oranien, wie denn auch diese beiden Fürsten, Heinrich IV. und Wilhelm, zuletzt den Dolchstößen religiöser Fanatiker erlagen." Mußte es da nicht als ein Gebot der Selbsterhaltung erscheinen, wenn selbst katholische Fürsten ihre Länder den Jesuiten verschlossen? Kam nicht die schwere Unterlassungssünde, wo man ihnen den Zugang gestattet hatte, bald genug in verhängnißvollen Folgen zum Vorschein, wie beispielsweise in Krakau, wo sie 1606 die evangelische Kirche stürmten, in Posen, wo sie 1616 die böhmische Kirche dem Boden gleich machten und die lutherische in Flammen aufgehen ließen? Fast das einzige Land, das sich ihrer mit Erfolg erwehrte, nachdem es den von ihnen bereiteten Kelch der Hugenotten-Bürgerkriege bis zur Hefe geleert, war Frankreich. Seit dem ersten mißlungenen Versuche der Ermordung des guten Königs Heinrich von dem Parlamente aus dem Reiche verbannt, gestattete ihnen der König selbst im Jahre 1603 die Rückkehr. Sie kamen und wurden Frankreichs Fluch. Doch sei es zur Ehre der französischen Kirche gesagt, es fehlte den entschiedenern Anhängern des Gallicanismus, dessen wir weiter vorne schon Erwähnung gethan, nicht an Widerstandskraft; freilich erlahmte derselbe zeitweilig, wenn nicht das königliche Machtwort ihn stärkte. Wie ernstlich sich auch der französische Klerus der Unheilstifter zu erwehren



Kornelius Jansen, Bischof von Ypern.

suchte, der immer von Neuem aufgenommene, sich weiter verbreitende Widerstand gerade von Seiten der besten Köpfe und der frömmsten Katholiken, erlag zuletzt doch dem finstern Geiste, der vom heiligen Ignatius ausgegangen ist.

Bei dieser Veranlassung mögen noch einige Worte über die sogenannten „Jansenisten", eine den heutigen Altkatholiken nahe verwandte Religionsgenossenschaft, gestattet sein. Der Bischof Cornelius Jansen (geboren 1585) in Ypern in den Niederlanden hatte in tiefer Verehrung des Kirchenvaters Augustin ein Werk, an dem er 22 Jahre lang gearbeitet, hinterlassen, welches die religiössittlichen Anschauungen dieses frommen Kirchenlehrers über den freien Willen und die göttliche Gnade nicht ohne Beziehung auf die Verirrungen der Kirche darstellte. Dieses Buch wurde seit 1641 der Gegenstand eines heftigen Streites; die Jesuiten griffen dasselbe an und erwirkten in Rom seine Verdammung; in Frankreich aber erklärten sich die bedeutendsten Theologen für dasselbe. Einige zwar, wie der edle Bischof Fenelon, fügten sich dem Spruche. Andere aber entbrannten im Zorne gegen die Lehren der Jesuiten und die Anmaßungen des Papstes. Zu ihnen gehörte der berühmte Philosoph und Mathematiker Blaise Pascal (gest. 1669), der in seinen „Provinzialbriefen" mit beißendem Witze die Bodenlosigkeit der jesuitischen Moral an den Pranger stellte. Die hervorragendsten Geister Frankreichs schlossen sich der gegen die Jesuiten und auf die Freiheit des christlichen Glaubens gerichteten Bewegung an. Das Cistercienserkloster Port-Royal wurde der Sammelpunkt Aller, die es wagten, die Verdammungssprüche des Papstes auf sich zu nehmen und das französische Volk durch eine reinere Lehre vom Christenthum zu erleuchten. Aber die furchtbaren Gegner, welche den sittenlosen König Ludwig XIV. und den Papst beherrschten, setzten es durch, daß das Kloster Port-Royal aufgehoben, zerstört und selbst die Leichname der hier beerdigten Jansenisten ausgegraben und geschändet wurden, während die Lebenden in den Niederlanden eine Zufluchtsstätte suchten. Kurz darnach erneuerten die Jesuiten den Vernichtungskrieg, indem 101 Lehrsätze der Jansenisten als ketzerisch verworfen wurden, unter welchen sich sogar Aussprüche der Kirchenväter und der Heiligen Schrift befanden. Selbst französische Bischöfe nahmen sich der verdammten

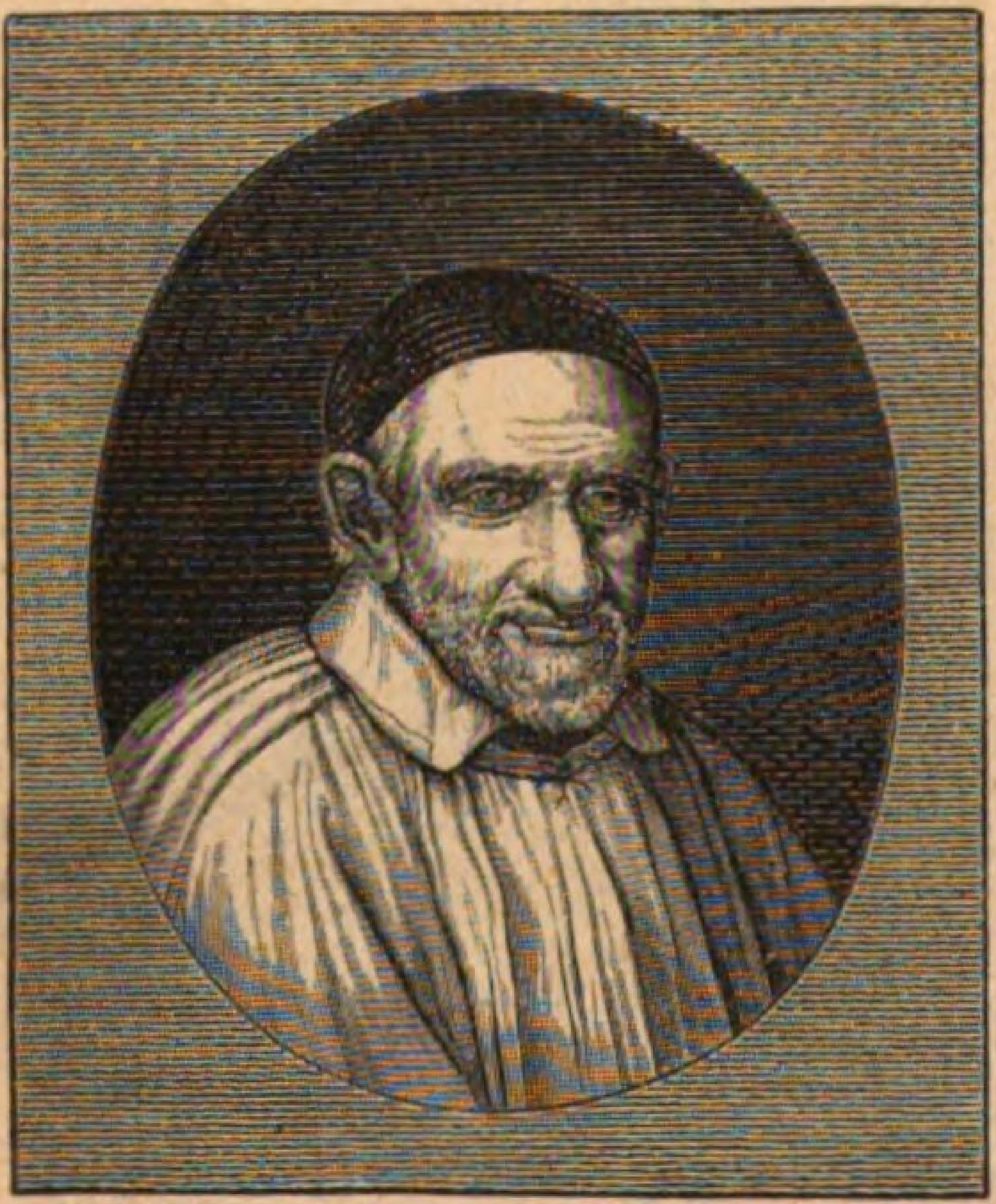

Blaise Pascal.

Lehre an. Umsonst. Verbrennung, Einkerkerung, Mißhandlungen jeder Art wurden angewendet, um die letzten Regungen eines freien Geistes in der katholischen Kirche zu ersticken. Jedem Widerstrebenden wurde Verfolgung zu Theil, wenn er nicht jene jesuitische, zum Staatsgesetz erhobene Verdammungsbulle anerkannte; ja dem Sterbenden wurden die Sterbesakramente und ein ehrliches Begräbniß verweigert, wenn er „seinen Irrthum" nicht zugab. Die Leute, welche dies zu Wege brachten, waren dieselben Feinde der menschlichen Gesellschaft, welche einst die Bluthochzeit, nachher die Dragonaden und die Vertreibung der Protestanten durch das Edikt von Nantes ins Werk zu setzen wußten, die streitbaren Lanzenknechte des Papstthums, deren Wahlspruch ist: „Alles in majorem Dei gloriam, d. h. zur Vermehrung der Ehre Gottes."

Unter den unerschütterlichen Theologen, welche sich in der Folgezeit weigerten, das eingeführte Formular in Betreff der Entsagung des Jansenismus zu unterschreiben, befand sich auch jener edle Priester Charles Michel Abbé de l'Epée (geb. 1712, gest. 1789), welcher sich durch seine Bemühungen um Unterweisung und Erziehung der Taubstummen unter den Wohlthätern der Menschheit einen mit Recht hochgepriesenen Namen erworben hat. — Uebrigens soll der Wahrheit die Ehre gegeben werden und nicht unerwähnt bleiben, daß gerade ein Freund Loyola's zuerst mit kühnem Muthe und in aufopfernder Hingebung die Mission nach der Heidenwelt aufgegriffen hat. War es hierbei auch zunächst auf Ersatz der Verluste abgesehn, welche die päpstliche Kirche durch die Reformation in Europa erlitten hatte, und auf Erweiterung des Machtgebietes des Papstthums, so verdient doch die glühende Begeisterung so manches römisch-katholischen Glaubensboten unsere Bewunderung. Franz Xaver war ein solcher Missionsheld. Er begann zuerst die Pläne seines Ordensstifters zu verwirklichen und zwar unter den Wilden der brasilianischen Wälder. Später zog er nach Ostindien und Japan, auf einsamer Wanderschaft, ohne allen menschlichen Beistand. In zehn Jahren durchmaß er eine Wegstrecke, welche den Umfang der Erde zweimal übertrifft. „Predigend und schreibend, taufend und Kirchen bauend, gerade den Versunkensten und Niedrigsten unter den Heiden mit Liebe nahend," hat er die alte Eroberungskunst des Christenthums erneut und besonders in Japan blühende Gemeinden gestiftet. Aber auch diese menschenfreundlichen Bestrebungen durchzog der Geist des Jesuitismus. Die Bekehrung blieb eine meist nur äußerliche; die Heiden unterwarfen sich dem Papste und empfingen den Rosenkranz sowie den Heiligendienst, behielten dagegen eine Menge heidnischer, landesüblicher Gebräuche. Von einer christlichen Erziehung und Gesittung war in allen nachfolgenden Jesuitenmissionen noch weniger die Rede als bei Xaver.

Franz Xaver starb, als er im Begriffe war, nach China zu gehn; auf seinen Lippen das fromme Bekenntniß: „Auf Dich Herr habe ich gehofft, ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich." Wie alle seine Ordensgenossen bewies er eine wunderbare Energie und Zähigkeit in der Verfolgung seiner Pläne, im Ertragen von Beschwerden, im Dulden von Schmach und Unbill. Sein hoher Zweck verklärt sein Thun und Leiden, während jene Streiter im Dienste einer nur zu oft verdammungswürdigen Sache Sünde auf Sünde gehäuft haben.

Sklaverei verkauft, lernte er hier die Noth seiner Mitchristen von einer andern Seite kennen, als er sie zu sehen gewohnt war. Sein treuer, frommer Sinn und seine herzlichen Worte bewirkten, daß er seinen Herrn und eine Anzahl von Christen bekehrte, welche hier in der Fremde und Knechtschaft vom Glauben ihrer Väter zum Islam abgefallen waren. Nach unsäglichen Leiden und unter großen Gefahren versuchte er mit ihnen zu entfliehen, und es gelang. In seine Heimat zurückgekehrt, trat er zunächst als Erzieher in das Haus einer hochherzigen Gräfin ein, welche er fortan häufig in ihrem Bemühen, der leiblichen und geistigen Noth ihrer Mitmenschen zu steuern, unterstützte. Er machte hier die Bemerkung, daß das bloße Almosengeben, auf welches seine Kirche einen so großen Werth legte und welches für ein gutes Werk, wie das Betteln, für keine Schande, sondern für ein Verdienst gehalten wurde, nicht ausreiche. Es entging ihm nicht, daß die reichlichsten Gaben, indem sie einen augenblicklichen Nothbehelf gewähren, nicht selten dazu beitragen, die Empfänger zur Trägheit, Heuchelei und Frechheit zu gewöhnen. Und dieses innerliche Verderben der unteren Volksklassen hielt er mit Recht für das größte Unheil und maß ihm die Schuld an einer Menge von Verbrechen und an dem sittlichen Elende der Massen bei. So kam er auf den Gedanken, einen Verein von wohlthätigen Frauen zu stiften, mit der vorzüglichen Aufgabe, sich der Erziehung der verwahrlosten Kinder anzunehmen. Und um den vornehmen Frauen mit gutem Beispiel voranzugehen, begann er seine ganze Habe dahin zu geben und seine ganze Kraft dem Dienste barmherziger Liebe zu widmen.


Vincenz de Paula. Nach Edelink.

Da befand er sich nun in seinem Arbeitsfelde. Mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung suchte er die Hütten des Elendes auf und nahm sich der Einzelnen liebreich an, stets bemüht, in weitem Kreise Schwestervereine im Sinne jenes ersten in das Leben zu rufen. Er scheute sich nicht vor den Höhlen des Lasters und vor den Galeeren. Da, wo die schwersten Verbrecher in grauenhaften Leiden und gleich gräßlicher Verwahrlosung ihre unbarmherzigen Strafen verbüßten, wo die Ruchlosigkeit noch den Jammer überbot, unter den verlorenen und verlassenen Seelen, entwickelte er eine staunenswerthe, ersprießliche Thätigkeit. Brüderlich ließ er sich zu den von der Welt Verabscheuten herab, verkehrte mit ihnen, schlief und aß mit ihnen, um endlich ihr Vertrauen zu gewinnen. Einmal, als es galt, einen ganz verstockten Sünder zu erweichen, ließ er sich selbst an seiner Statt auf der Ruderbank anschmieden und theilte die Qualen der Verbrecher freiwillig. So ließ er nichts ungethan, um ihre Lage und den innern Menschen zu bessern. Seit ihn der König von Frankreich, voll Bewunderung für seine Liebeswerke, zum

Großalmosenier der Galeeren ernannt hatte, konnte er seine Thätigkeit erweitern und ein Spital einrichten, in welchem die Verkommenen, nach denen sonst Niemand gefragt hatte, eine liebreiche Pflege fanden. Wie Viele merkten hier zum ersten Mal, daß sie Menschen und Christen seien, und empfanden nun, was es heiße, Liebe empfangen!



Vincenz de Paula unter den Findelkindern.

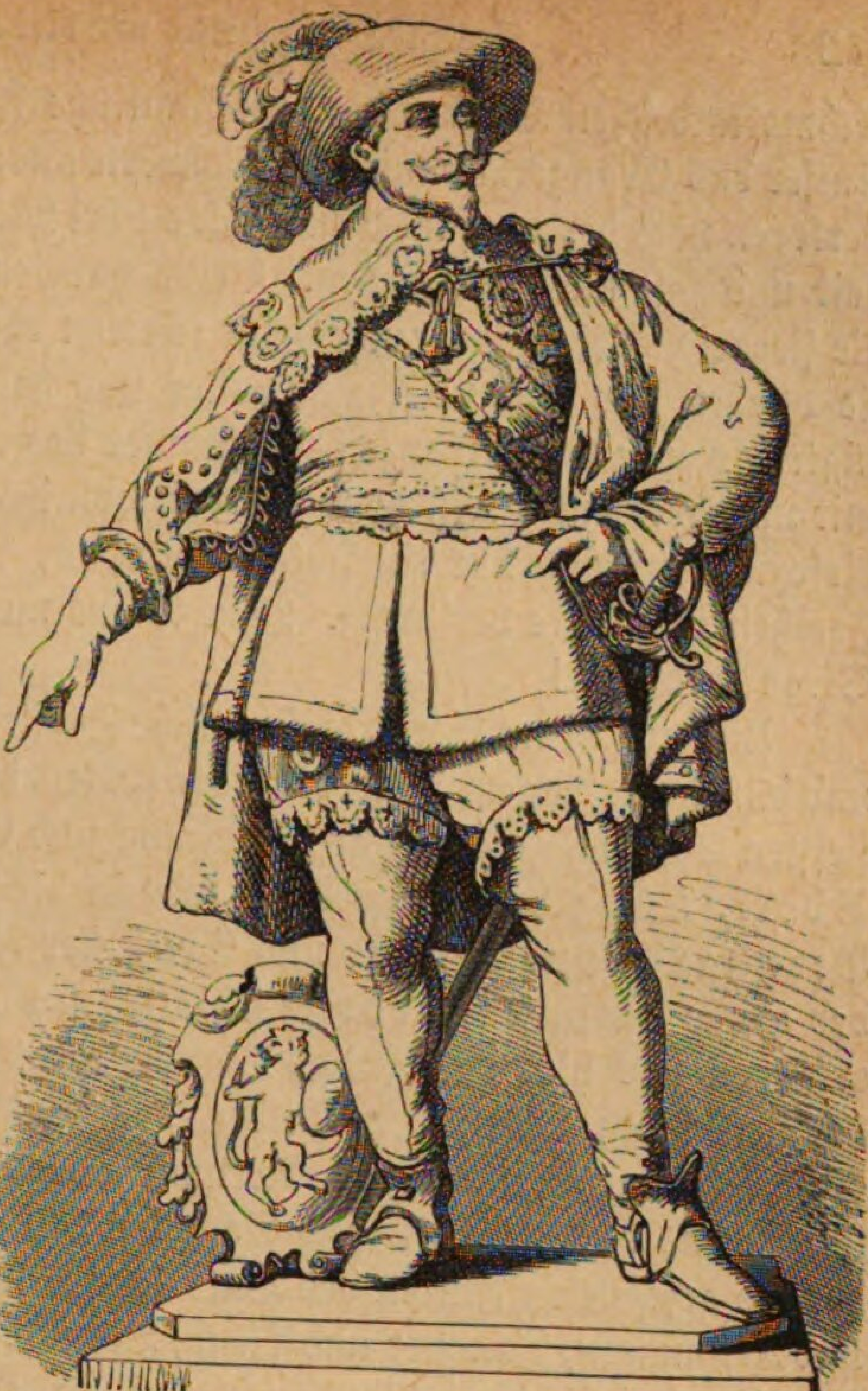
Aber das war nur ein Zweig an dem Baume seines Lebens. Durch ganz Frankreich breitete er seine Anstalten aus, überall knüpfte er Verbindungen an. In Paris und in vielen anderen Städten, wo die Straßen von Bettlern überfüllt waren, gelang es ihm, durch sein aufrichtig demüthiges Mitleid Tausende zu einem geordneten Leben zurückzuführen. Dabei setzte er sich hinweg, wie über den Spott, so auch über den Undank. Selbst die Mißhandlungen, die ihm nicht selten von seinen Schützlingen für seine Liebe zu Theil wurden, konnten ihn nicht irre machen. Durch ein Vermächtniß jener edlen Gräfin, deren Kinder er erzogen hatte, kam er in den Besitz von vierzigtausend Livres. Das war die Summe, welche ihm die Mittel für seine weiteren Unterneh-

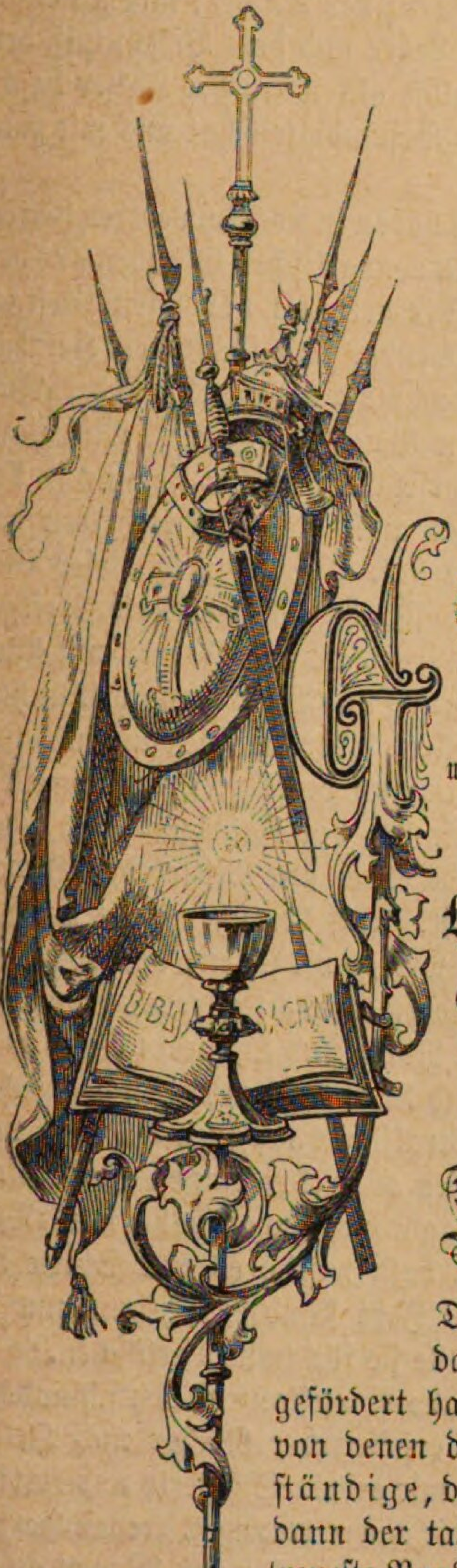
mungen an die Hand gab. Nun sammelte er um sich eine kleine Gesellschaft von Priestern, welche gleich ihm ihre ganze Kraft der Verminderung des Elends widmeten. Sie durchsuchten alle Keller- und Dachwohnungen, die Stätten des Lasters, die Gefängnisse und Krankenhäuser, überall helfend und lehrend, erweckend und ermuthigend. Die vor Kurzem neu eingerichtete Hülfsanstalt St. Lazarus in Paris verwendete er als Schule und Uebungsstätte für die jungen Priester, welche ihm anvertraut wurden. Wer sich elend und verlassen fühlte, junge und ergraute Sünder, arme Taglöhner und trostbedürftige Reiche suchten hier eine Zuflucht. Viele verließen diesen Ort als andere und bessere Menschen.

Als im Jahre 1634 in Frankreich die Pest ausbrach und allgemein Flucht und Verwirrung um sich griff, sah der gute Priester seine Frauenvereine sich auf das Herrlichste bewähren. Eine große Menge junger Mädchen konnten durch dieselben zu Krankenpflegerinnen herangebildet, Andere zur Erziehung der unglückseligen Findelkinder, noch Andere zu Liebesdiensten anderer Art in den Häusern der Armen wie der Reichen verwendet werden. Diese „Barmherzigen Schwestern" (Soeurs de la Charité) wurden zum Segen für ganz Frankreich. Vincenz blieb die Seele von allen diesen löblichen Einrichtungen, das herrliche Vorbild reinster Hingebung und Selbstverläugnung. Wo irgend ein Nothstand eintrat, da zeigte er sich sofort zur Hülfeleistung bereit, und wo sich Angst und Schrecken erhoben, da rief man sofort nach ihm.

Ihm wurde keine Bitte abgeschlagen, er besaß das unbedingte Vertrauen Aller. Als er einst weiterer Geldmittel für die Vergrößerung seines Erziehungshauses für Findelkinder bedürftig war, sprach er in einer Versammlung der vornehmsten Frauen der Hauptstadt eine dahin gehende dringende Bitte aus und schloß mit den begeisterten Worten: „Wohlan, meine Damen, wollen Sie diese Kinder, deren Mütter Sie geworden sind, verlassen? Nun, so hören Sie auf ihre Mütter zu sein, um ihr Urtheil zu sprechen; — ihr Tod und Leben liegt in Ihren Händen." Kurz nachher stand ihm Alles zur Verfügung, was er brauchte. Und als in Paris eine Hungersnoth ausbrach, da war es wiederum dieser wahrhafte Gottesmann, der Hülfe brachte. Er errichtete sofort Speiseküchen für die Armen und zur Beköstigung der Kranken. Obwol von den Schwächen des Alters und von Krankheit heimgesucht, legte er selbst in der Küche bei Vertheilung der Speisen mit Hand an, sammelte die Kinder der Armen um sich, speiste sie Mittags und Abends und ertheilte ihnen Unterricht. Denn das ist das Rühmliche bei den Bestrebungen dieses Menschenfreundes, daß er immer beides zu verbinden wußte, die leibliche und die geistliche Hülfe. Vincenz von Paula starb hochbetagt im Alter von 85 Jahren. Man weiß nicht zu sagen, was bei ihm größer war, ob die Barmherzigkeit gegen den Unglücklichen oder die Liebe zum Sünder.

Wenn die katholische Kirche reich ist an solchen Kundgebungen und Einrichtungen der barmherzigen Liebe, so hat sie es dem Umstande mit zu verdanken, daß sie noch Etwas über die Menschen vermag und eine hervorragende Stelle im Reiche Gottes einnimmt. Ja, die Helden und Heldinnen der aufopfernden Liebe, diese allein bilden noch die Säulen, auf dem der Bau der römischen Kirche ruht.





Gustav Adolf, König von Schweden. Denkmal zu Wollin.

XVIII. Protestantische Helfer und Retter in der Noth.

Gustav Adolf. Bernhard von Weimar. Ernst der Fromme. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst.

„So ihr Glauben habt als ein Senfkorn, werdet ihr Berge versetzen."
Jesus Christus.

Auf vier protestantischen Fürsten Deutschlands haftet der Blick, wenn wir uns Derer erinnern, die in der ersten schweren Zeit das aufkeimende Reformationswerk behütet und gefördert haben. Voran drei Kurfürsten von Sachsen, von denen der Eine der Weise, der Andere der Beständige, der Dritte der Großmüthige genannt wird; dann der tapfere Philipp, Landgraf von Hessen, der treueste Bundesgenosse jener aus dem Ernestinischen Geschlechte. Der Letztgenannte war es, der im Bunde mit Johann Friedrich dem Großmüthigen an der Spitze des

Schmalkaldischen Bundes die protestantische Fahne hochgehalten hat, als der Kaiser das Evangelium mit dem Schwerte ausrotten zu können meinte. Beide verloren nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg Land und Leute, die Freiheit und fast auch das Leben. Beide harrten unerschütterlich aus, während die siegreichen Feinde Freudenfeste feierten und das Tedeum anstimmten; ja sie blieben auch fest in schmachvoller und hoffnungsloser Gefangenschaft und fügten so zum Ehrenkranze der Kämpfer das Kreuz der Dulder, indem sie sich mit ungebrochenem Muthe weigerten, von der Lehre und dem Bekenntniß der Reformation auch nur ein Jota abzulassen, selbst als ihnen der Kaiser dafür Freiheit und Ehre versprach. Ihre Treue und Beständigkeit hat uns mit zum Siege verholfen!

Und wiederum vier protestantische Fürsten haben in noch schwereren Zeiten und dunkleren Tagen, hundert Jahre später, den evangelischen Glauben aus der tiefsten Schmach gerettet und mit Ruhm und Ehre gekrönt: vor Allen Gustav Adolf, König von Schweden, sodann die Brüder und sächsischen Herzöge Bernhard von Weimar und Ernst der Fromme von Gotha und endlich der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Mit Dank erkennen wir hier das gütige Walten der Vorsehung, indem sie uns in der höchsten Noth neben den Helden des Geistes auch die rechten Helden des Schwertes zu Beistand und Rettung gesendet hat. Die Namen dieser Vier führen uns in die Greuel und Schrecken des großen deutschen Religionskriegs, der die gesegneten Fluren des Vaterlandes während dreißig Jahren mit Blut und Trümmern, Jammer und Elend, Verwilderung und Verarmung erfüllt hat. Von den Jesuiten und Papisten veranlaßt, sollten lodernde Fackeln und bluttriefende Schwerter dem verhaßten Protestantismus den Untergang bereiten. Und wirklich, in Böhmen, wo der Glaubenskampf vor Jahrhunderten schon und diesmal wiederum entbrannt war, wurde durch alle Mittel der Gewalt der neuen Lehre ein grausames Ende gemacht. Auf deutscher Erde wüthete nun der unerbittliche Kampf und es drohete, wie es oft schien, derselbe Ausgang. Ein protestantisches Heer nach dem andern wurde zerstreut, vernichtet. Von den Höhen des Schwarzwaldes bis zum Nord- und Ostmeere hinab waltete das unwiderstehliche Gebot von Tilly und Wallenstein, den siegreichen Feldherren und den Fürsten der Liga. Nur Stralsunds tapferen Bürgern vermochte der Feind nicht beizukommen. Sie boten allen Drohungen der Wallensteiner Trotz und ermuthigten das stolze Magdeburg zum Ausharren. Doch nur kurze Zeit blieb letzteres unbezwungen, bald wurde es eine Stätte des Jammers, wie einst Troja und Jerusalem. Jetzt stand es schlimm um die protestantische Freiheit; schien es doch, als solle sie für immer erlöschen.

Da, in der höchsten Bedrängniß, als alle Protestanten Deutschlands in Muthlosigkeit und Verzweiflung versanken, erschien der Rächer und Helfer, Gustav Adolf von Schweden, ein Held mit gutem Schwerte und starkem Arme, ein Held auch von hohem Geiste und mit einem warmen, treuen Herzen. Wie einst sein edler Ahne, Gustav Wasa, das Leben in kühnem Wagen an die Königskrone gesetzt und bald darauf sein Land dem Evangelium geöffnet hatte, so wagte der Enkel jetzt Krone und Zukunft für eine noch heiligere Sache.



Das brennende Magdeburg (10. Mai 1631.)

Nachdem er bereits manchen Strauß mit den Russen, Polen und Dänen ausgefochten, wagte er das Höchste zur Aufrechthaltung des protestantischen Glaubens sowie zur Vernichtung des drohenden Gewissenszwanges.

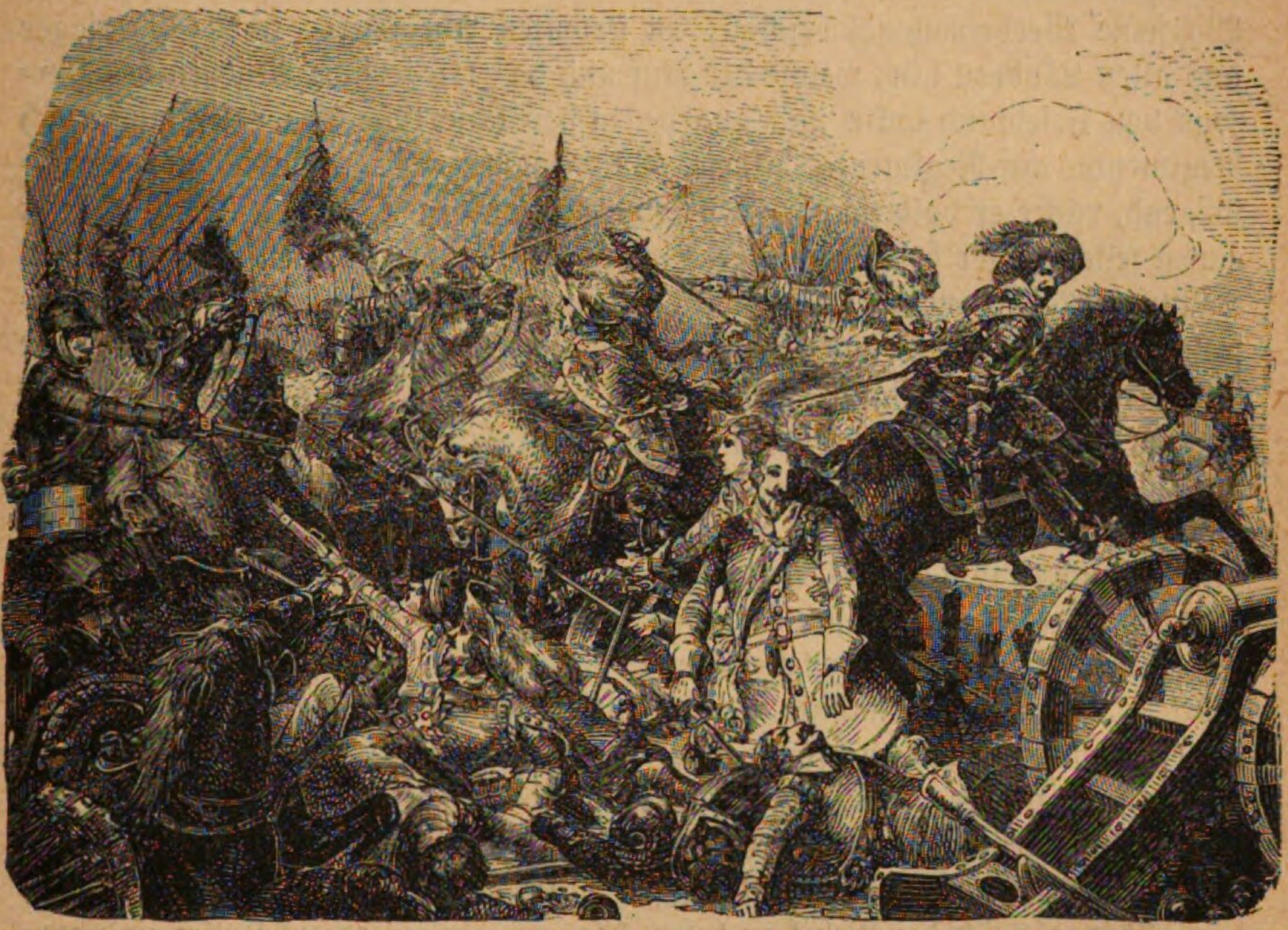
Im zwölften Jahre des großen Krieges, 1630, landete an der Küste von Pommern Gustav Adolf mit 30,000 tapfern und erprobten Kriegsleuten, die sein Geist beseelte und deren Werth die eingeführte treffliche Kriegszucht und neue Kampfweise verdoppelte. Mit Thränen in den unendlich gütig blickenden Augen und unter andächtigen Gebeten hatte der fromme Held sein Land verlassen; sein Erstes bei der Ankunft auf deutscher Erde bestand darin, daß er niederkniete und Gottes Segen für sein kühnes Unternehmen herabflehete. Als seine Getreuen voller Rührung das Thun ihres königlichen Feldherrn wahrnahmen, erhob sich dieser rasch, richtete seine großen blauen Augen auf sie und sagte: „Weinet nicht, sondern betet! Gut gebetet ist halb gefochten. Je mehr Betens, desto mehr Siegens."

Klein freilich mochte das schwedische Heer gegen die Ueberzahl erscheinen, welche der Kaiser und seine Verbündeten in das Feld zu stellen vermochten; aber es war das bestgeschulte und das bestgeführte von der Welt. Während die Heere der Feinde an allen Orten als Tiger und Mordbrenner wütheten, hülflose Kinder in die Flammen warfen, Jungfrauen mißhandelten und fortschleppten und hinter sich nichts als einen Schutthaufen zurückließen, duldete Gustav Adolf keine Gewaltthat, keinen Raub, keinen Frevel. Eigenhändig übergab er einen Soldaten, den man bei der Plünderung ergriffen, dem Profosen und sprach: „Es ist besser, mein Sohn, ich strafe Dich, als Du verfallest dem ewigen Verderben und der Strafe Gottes." Täglich zwei Mal wurde Betstunde gehalten, an der Jeder Theil zu nehmen hatte. Das Gottvertrauen und die fromme Begeisterung, welche ihn selbst zum Helden machten, sollten auch jeden einzelnen Mann beseelen; dahin ging seine Absicht.

Nicht ohne Mißtrauen, ja voll kalter Zurückhaltung zögerten die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, sich mit dem Schwedenkönig zu verbinden, bis sie die Noth und das Entsetzen über den Fall und die Verwüstung Magdeburgs in seine Arme trieb. Mit tiefem Bedauern vernahm Gustav Adolf das grauenhafte Unglück dieser schwergeprüften Stadt; der Zorn über die verruchten Greuelthaten der Kaiserlichen sowie die kläglichen Bitten des geängsteten Kurfürsten von Sachsen beflügelten seine Schritte.

Zwei starke, sieggewohnte Heere galt es niederzuwerfen. Nicht ohne Sorge sah der König dem ersten Treffen entgegen. „Das Glück ist wandelbar", sagte er, „und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen." Allein der Himmel schaute gnädig darein. Früh Morgens am 7. September 1631 kamen den Schweden die Scharen Tilly's und Pappenheim's zu Gesicht. Es war bei Breitenfeld. „Gott mit uns!" hieß das Feldgeschrei, womit die Schweden gegen die feindlichen Regimenter vorrückten. Niemand zweifelte daran, daß dieser Tag, an welchem die zwei größten Heerführer ihrer Zeit sich miteinander messen wollten, über die nächste Zukunft Deutschlands und das Schicksal des Protestantismus entscheiden würde. Mit Furcht und Zittern hatte man diesen Entschei-

dungskampf herannahen sehen; mit Bangen erwartete die Mitwelt den Ausgang desselben. Schon eilten nach langem, blutigem Ringen kaiserliche Eilboten mit der Siegesbotschaft nach Wien und München; — da entschied die undurchbrechbare Festigkeit der schwedischen Glieder und die rechtzeitige Benutzung eines günstigen Augenblicks von Seiten des Schwedenkönigs das Glück des Tages. Ermattet, mehrfach verwundet, folgte Tilly im Gewühle der verworrenen Flucht dem längst davongeeilten kühnen Pappenheim; von der kaiserlichen Armee gab es nur noch Trümmer und Leichen. —



Heldentod Gustav Adolf's bei Lützen.

Mitten unter den Verwundeten und Todten sank der Sieger auf die Kniee nieder und dankte Gott in inbrünstigem Gebete. Das Geläute der Glocken verkündete im Dunkel der Nacht die Kunde von dem herrlichen Siege von Dorf zu Dorf, und unter Jauchzen vernahm das protestantische Deutschland die Thaten des Helfers in der Noth und wie er den Uebermuth der Feinde so kräftig zu Boden geschlagen. Nach diesem bedeutungsvollen Erfolge beeilte sich Gustav Adolf, den Feind bis in das Herz Deutschlands zu verfolgen — fast eben so schnell, wie die Botschaft vom Ausgang der Schlacht von Breitenfeld, erschienen die Schweden selber. Vorwärts ging's nun zum Rhein, dann durch Franken gegen die Donau, auf München los, vielleicht sogar nach Wien. Wo waren die unüberwindlichen Heerscharen der Kaiserlichen?

Wunderbar hatte sich die Lage der Evangelischen gewendet! Nächst Gott priesen sie laut den starken Arm des glorreichen Erretters. Als er in Augsburg, der Stadt des Bekenntnisses, einzog, die er so eben von furchtbaren

Drangsalen erlöst hatte, hieß man ihn mit den Worten des 12. Psalm willkommen: „Weil die Elenden verstört werden und die Armen seufzen, will ich auf, spricht der Herr; ich will Hülfe schaffen, daß man getrost lehren soll." In München, dem Sitze der katholischen Liga, hielt Gustav Adolf seinen festlichen Einzug; aber die Stadt blieb ungeschädigt. Wie ein Schrecken fuhr er durch das Bayerland, so daß die zitternden Bauern beteten: „Herr, erlöse uns von dem Erbfeind, dem schwedischen Teufel!"

Indeß hatte der Kaiser um den höchsten Preis den Beistand des furchtbaren Wallenstein erkauft und dieser wieder ein neues Heer zusammengebracht. Wo seine Werbetrommel erscholl, da strömten Abenteurer und Glücksjäger aus allen Ländern hin, welche der Ruf und das kriegerische Ansehen des Herzogs von Friedland lockte und aus denen der kaiserliche Generalissimus rasch Regimenter auf Regimenter bildete. Von Böhmens Gebirgsabhängen niedersteigend, rückte er bald nachher den Schweden entgegen und richtete sich ein in einem festen Lager bei Nürnberg. Gustav Adolf schien es rathsam, zuerst den Kampf mit diesen neuen Heerscharen aufzunehmen. Er marschirte daher ebenfalls auf Nürnberg zu und verschanzte sich hier gleichermaßen. Aber jeder der Feldherren nahm Anstand, den Andern anzugreifen. Lange beobachteten sie einander und büßten dabei durch Seuchen und Mangel eine Menge Leute ein. Endlich brach Wallenstein, von den Schweden gedrängt, auf und zog ab. Der König folgte ihm bis in die sächsische Ebene. Jetzt ward der Kampf unvermeidlich und es kam am 16. November bei Lützen wirklich zum Zusammenstoß. Als der Morgen graute, sah man das schwedische Heer auf den Knieen; durch die Reihen erklang das Hohelied der Protestanten: „Eine feste Burg ist unser Gott!" Der König ermahnte hierauf mit kurzen Worten die Seinen zur Ausdauer, gab wiederum das Feldgeschrei: „Gott mit uns!" und traf alle Vorbereitungen für den Fall seines Todes. Die letzten Strophen des von ihm selbst gedichteten Feldliedes: „Verzage nicht, du Häuflein klein, wenn auch die Feinde dein dich wollen gar verschlingen", das er selbst am liebsten anstimmte, verhallten, als sich der Nebel zu heben begann. In einfachem Koller und grobem Tuchrocke durchritt der König die Reihen. Dann rief er: „Nun wollen wir dran im Namen Gottes! Jesu, Jesu, Jesu, laß uns heute zu Deines Namens Ehre streiten!" In freudiger Begeisterung eröffneten die Schweden den Angriff. Mörderischer Kugelregen sprüht ihnen entgegen. Aber sie dringen vor, der Feind weicht zurück. Auf dem linken Flügel, den Gustav Adolf selbst führt, ist der Sieg bereits errungen. Da sieht er, daß es um so übler auf dem andern Flügel steht. Mit einem nur kleinen Haufen sprengt er eiligst nach dem Orte der Gefahr. Aber feindliche Reiter verlegen ihm den Weg; man wird handgemein. Des Königs Pferd blutet schon aus mehreren Wunden; eine Kugel zerschmettert nun auch dem Helden den Arm. Eben will er sich, von Blut bedeckt, außer Gefecht führen lassen, da stürzen Mann und Roß zusammen. „Mein Gott! Mein Gott!" ruft er, als eine zweite Kugel ihn in den Rücken trifft. In den Armen eines Edelknaben verscheidet der Nordlandsheld. Schreck und Entsetzen erfüllt nun die Reihen der Schweden, sobald sich die Kunde von des geliebten Feldherrn Fall verbreitet. Aber nur einen Augenblick

währt die Bangniß. Bald schon faßt das ganze Heer wilde Wuth; sie bedrängen die Kolonnen des Feindes, den Tod ihres angebeteten Königs zu rächen. Herzog Bernhard von Weimar stellt sich an die Spitze der Armee und geleitet sie zum Siege. Lange sucht man, als die Schlacht geschlagen ist, vergeblich nach dem Leichnam des königlichen Feldherrn. Endlich findet man denselben unter einem Haufen Gefallener, seiner Kleider und seines Waffenschmuckes beraubt. Die Stelle seines Todes hat man später mit einem Steine, der Schwedenstein genannt, bezeichnet. Die dankbare Nachwelt hat dem edlen Glaubensstreiter an mehreren Orten stattlichere Denkmale errichtet. Das unvergänglichste aber lebt fort im Herzen unseres Volkes: dankbare Liebe, innige Verehrung für den Retter der Freiheit des Glaubens!

Man hat den Ruhm des Helden zu verkleinern gesucht, indem man ihm zum Vorwurf macht, das hohe Ziel seines Ehrgeizes sei die deutsche Kaiserkrone gewesen. Ist solches an dem, so kann man nur bedauern, daß ein Held von dieser Art nicht an die Spitze von Deutschland getreten ist. Wahrlich, die Kaiserkrone hätte damals kein würdigeres Haupt schmücken können und dem Protestantismus wäre sicher mit solch einem Oberhaupte besser gedient gewesen, als mit den jesuitisch gesinnten habsburgischen Ferdinanden. Unter allen Umständen bleibt es bewundernswerth, mit welcher Uneigennützigkeit der Hort des Protestantismus während der kurzen Zeit seiner Siegeslaufbahn in Deutschland gewaltet hat. „Ich habe", konnte er seinen unsicheren und scheelsüchtigen Verbündeten kurz vor seinem Tode zurufen, „Eurethalben meine Krone ihres Schatzes beraubt und vierzig Tonnen Goldes aufgewendet. Dagegen habe ich nichts von Euch bekommen, daß ich mich damit schlechtiglich bekleiden könnte; ja, ich wollte eher nackt und bloß daher geritten sein, als mich mit dem Eurigen bekleiden. Ich habe Euch Alles gegeben, was mir Gott in meine Hand gelegt hat. Keiner unter Euch hat mich jemals um Etwas angesprochen, das ich ihm versagt hätte, denn mein Gebrauch ist, Niemand eine Fehlbitte thun zu lassen. Ich bin Gott Lob und Dank reich genug, begehre nichts von dem Eurigen. Die ganze Christenheit soll es erfahren, daß ich mein Leben für Euch als ein christlicher König, der den Befehl Gottes zu verrichten begehrt, auf dem Platze lassen will!"

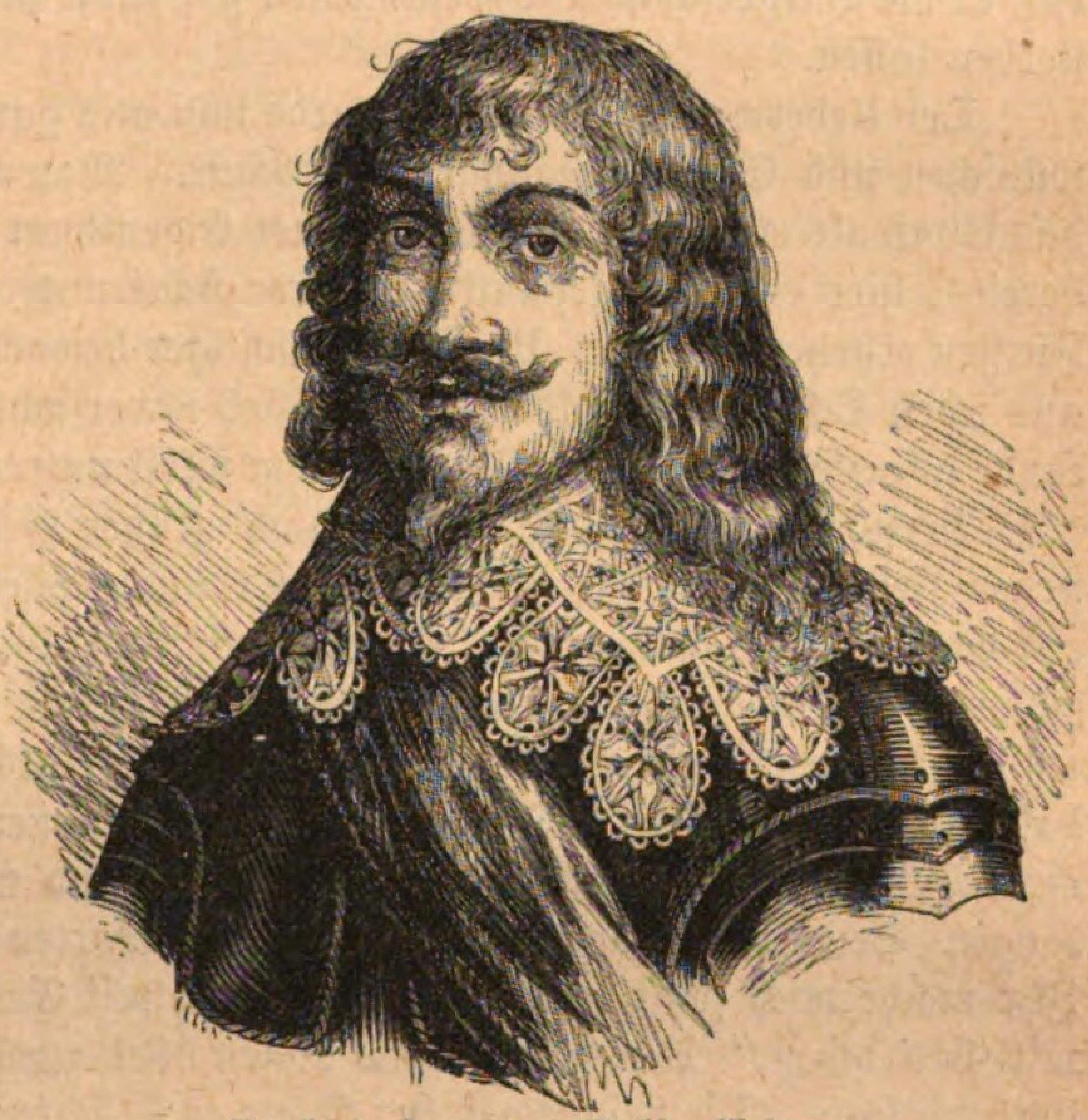
Zum Glück hinterließ der frühvollendete Held treffliche Heerführer aus seiner Schule, welche das begonnene Befreiungswerk fortsetzen konnten. Unter ihnen kam an Tüchtigkeit und Seelenadel dem Meister am nächsten der Herzog Bernhard von Weimar (geb. 1604, gest. 1639), ein hochbegabter Krieger und ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Zehe. Er war der jüngste von elf Geschwistern und empfing zugleich mit seinen Brüdern, zu denen der fromme Ernst, später Herzog von Gotha, gehörte, eine ganz ausgezeichnete Erziehung. Die Herzogin Maria Dorothea, die bereits im Jahre 1605 den Vater ihrer Kinder verloren hatte, zählt zu den vortrefflichen fürstlichen Frauen, an denen Deutschland so reich ist. Fromm und mildthätig, klug und edelmüthig besaß sie eine ausgebreitete Kenntniß, selbst in den alten Sprachen, und war ihren Kindern wie ihrem Lande eine wahre Mutter. Ihr zur Seite stand bei der Ausbildung der Prinzen der berühmte Professor Hortleder in

Weimar, der es verstand, die großen Fähigkeiten der Jünglinge auf die höchsten Ziele zu richten. Muth, Ausdauer, Selbstverleugnung, ein tiefer religiöser Sinn und eine glühende Liebe zum Vaterlande wußte er bei ihnen zu wecken und zu nähren. Mit Andacht vernahmen die fürstlichen Jünglinge die Geschichte ihrer Ahnen; der Opfermuth, mit welchem jene Kurfürsten von Sachsen für den evangelischen Glauben eingetreten waren, erfüllte sie mit Begeisterung und wenn sie erfuhren', wie einst Johann Friedrich die Kurwürde und den größten Theil seines Landes durch die Selbstsucht des Hauses Habsburg verloren hatte, so fühlten sie die heilige Pflicht, als standhafte Bekenner das Schwert für den so theuer erkauften Glauben zu führen. So wurde ihnen der Schild zur Wiege und der Heldenmuth die Mitgabe für das Leben. — Natürlich stellten sie sich sofort bei dem Ausbruch des Religionskrieges den protestantischen Heerführern zur Verfügung. Sie gehörten zu denen, welche nichts von einer schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Papisten hören, sondern den letzten Blutstropfen für die heilige Sache dahingeben wollten. Besonders Bernhard, der kaum seine Universitätsstudien beendet hatte und sich die Noth Deutschlands sehr zu Herzen nahm, betrat mit glänzendem Erfolge die militärische Laufbahn. Er nahm an all den unglücklichen Feldzügen der zehn ersten Jahre Theil und trug wenigstens für seine Person den Ruhm unerschrockenster Tapferkeit davon. Mit Jubel begrüßte er sodann, als einer der ersten unter allen Fürsten Deutschlands, den Hoffnungsstern, der mitten in trüber Nacht von Norden her aufging. Gustav Adolf erkannte die Bedeutung des jungen Kriegsmannes, der ihm in Allem so glich, und zog ihn in seine unmittelbare Nähe. Er stellte den tapfern und feurigen Prinzen an die Spitze der schwedischen Vorhut, welche derselbe mit eben so viel Glück als Geschick führte. Ein fester Platz nach dem andern, bis an die Grenze von Tirol, öffnete ihm die Thore. Bei Lützen, wie erwähnt, war es Bernhard, der auf die Nachricht: „Der König ist todt!“ mit Blitzesschnelle in die Schlacht eingriff, den Kampf zuerst zum Stehen brachte und hernach den Sieg entschied. Damals stand Alles auf dem Spiel. In jenem schrecklichen Augenblicke, als bei der Nachricht von dem Tode ihres Königs die Schweden in Verwirrung geriethen, da sprengte der jugendliche Held durch die Reihen und rief mit gewaltiger Stimme: „Ihr Schweden, Finnen, ihr Deutschen, euer und unser Vorfechter der Freiheit ist todt. Für mich ist das Leben kein Leben mehr, wenn ich seinen Tod nicht rächen soll. Wohlan! greift unverzagt den Feind an! folgt mir, streitet als brave Soldaten!“ Diese Worte aus dem Munde des kühnen und bewährten Führers entzündeten in den Ermatteten von Neuem das Feuer der Begeisterung, den Entschluß zu neuem Anstürmen und sie führten den Sieg herbei. Von diesem Tage an war Bernhard der Held des Heeres und der Hort der protestantischen Sache.

In Allem folgte er seinem großen königlichen Vorbild. Auch er hielt streng auf christliche Sitte, ernste Zucht und gute Ordnung. In seiner Umgebung suchte er der einreißenden Verwilderung der Soldaten nach Kräften zu wehren. Die Bibel, sein Lieblingsbuch, begleitete ihn auf allen seinen Kriegszügen. In seinem Zelte hielt er täglich auf den Knieen seine Betstunde,

die Feldgottesdienste wurden fleißig fortgesetzt. Sein Wahlspruch war: „Ist Gott für uns, wer will wider uns sein?“

Leider gelang es ihm nicht immer zu verhindern, daß seine Schweden und Deutschen mit den Kaiserlichen in Uebelthaten, Bubenstücken, in Raub und Brandstiftungen wetteiferten. Denn im Kriege verwildert auch der Beste. Dazu unterstützten die deutschen Fürsten den neuen Führer nur mit Widerstreben und immer von Neuem zögernd. Weiterhin fehlte es nicht an Eifersucht und Widerspenstigkeit bei den übrigen Befehlshabern. Dennoch säuberte er mit Blitzesschnelle Süddeutschland von dem Feind, drang mit Windeseile bis vor Regensburg und würde durch einen Einfall in Böhmen vielleicht den Krieg beendet haben, wenn nicht die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, von welcher wir eben gesprochen, alle großen Erfolge wieder in Zweifel gestellt hätte. Dasselbe unheilvolle Schwanken hat, wie vor- so auch nachher, den Arm der protestantischen Vorkämpfer gelähmt und hernach zu dem schimpflichen Prager Frieden geführt. Zwar fiel Regensburg, und Passau ward noch von Bernhard erreicht, schon verlangte auch Wallenstein nach Unterhandlungen — der ehrliche Herzog wies ihn mit den Worten ab: „Denen, so an Gott nicht glauben, kann Niemand trauen“ — indeß sowol Schweden und Frankreich wie der Kurfürst von Sachsen fürchteten das Glück und die steigende Macht des kühnen Herzogs, deshalb arbeiteten sie seinen Plänen entgegen. So geschah es, daß Regensburg wieder verloren ging, das Bundesheer, schlecht versorgt, zuletzt an Allem Mangel litt und daß sich die Aussichten verdunkelten. Das hart bedrängte Nördlingen rief Bernhard zu Hülfe; er erschien und wagte die Schlacht, obwol gewarnt und seiner Schwäche sich wohl bewußt. Doch meinte er: „Wir müssen schlagen, ich habe der Stadt Hülfe versprochen und muß mein fürstliches Wort halten.“ Die Schlacht ging verloren und damit die Frucht jahrelanger blutiger Opfer. Nun suchten auch die norddeutschen Reichsfürsten den Frieden mit dem Kaiser und es blieb dem erzürnten Bernhard mit den Trümmern seines Heeres nichts weiter übrig, als die Hülfe Frankreichs anzunehmen. Von den deutschen Protestanten fast gänzlich



Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar.

verlassen, von den tückischen Franzosen nur so weit unterstützt, als dies in ihre eigennützigen Pläne paßte, verlor der Tapfere doch den Muth keinen Augenblick. So gelang es ihm sogar, das Glück wieder an seine Fahnen zu fesseln, ja den größeren Theil des Elsaß zu erobern. Nach langer Belagerung fiel im Winter 1638 das feste Breisach in seine Hände. Der Hunger hatte einen großen Theil der Einwohner und der Besatzung hingerafft; als man in die Stadt einzog, da gewahrte man erst das entsetzliche Elend: eine Menge Menschen waren aus Jammer und Noth dem Wahnsinn verfallen, die Mehrzahl zu Bettlern geworden. Es war am 19. Dezember 1638, als der Held von Weimar in die eroberte Stadt einritt. Nicht ohne Mitleid sah er den Jammer, welcher ringsum herrschte, und bemerkend, wie der Kommandant der abziehenden Garnison noch 60 gute Pferde mit sich führte, ließ er ihn sehr hart an, daß er die Bürgerschaft und Gefangenen sich selbst hätte aufessen oder Hungers sterben lassen.

Der Ueberwinder Breisach's wurde nun aus ganz Deutschland mit Glückwünschen und Ehrenbezeigungen überhäuft. Man traute ihm zu, er werde das Elsaß als erobertes, wohlerworbenes Eigenthum festhalten, und freute sich bereits, hier einen protestantischen Grenzstaat unter einem so edlen deutschen Fürsten erstehen zu sehen. Um so eifersüchtiger bewachte man jedoch von Paris aus jeden Schritt des Helden; nichts blieb unversucht, ihn von seinem Vaterlande abzuziehen und seine Truppen ihm selbst untreu zu machen.

Bernhard rüstete voll kühner und großer Gedanken bereits zu einem neuen Feldzuge, als die gewaltigen und unausgesetzten Anstrengungen ihn auf das Krankenlager warfen. Ganz ähnlich, wie Gustav Adolf, hatte er kurz zuvor über die abgöttische Verehrung, die das Volk seiner Person zollte, geseufzt, indem er äußerte, da man ihn mehr ehre als Gott, da werde er wol bald hinsterben müssen. Die Krankheit verschlimmerte sich rasch und in solchem Grade, daß er nach seinem Beichtvater und nach dem Abendmahl verlangte. Seine Umgebung entließ er mit den Worten: „Brüder, gehet hinaus, Ihr macht mich sonst irre. Ich habe genug mit Euch geredet. Jetzt muß ich mit Gott reden.“ Nur sein Freund Rosen blieb zurück, in dessen Arme er sich sterbend legte. Die Hände gefaltet betete er: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist,“ und verschied, den Namen Jesu auf den Lippen, für dessen Lehre er in so mancher Schlacht heiß gestritten. — Ein großer Feldherr, ein edler Geist und die beste Stütze des protestantischen Deutschland war mit ihm gewichen. Das Vaterland hatte Ursache, um ihn zu trauern, denn unmittelbar mit seinem Tode ist das räuberische Vordringen der Franzosen im Elsaß zu verzeichnen. Mit List und Gewalt bemächtigten sie sich der Eroberungen Bernhards, die nur er zu schützen und den Protestanten zu erhalten vermocht hätte.

In welch' trostloser Lage befanden sich damals, um das Jahr 1640, nach mehr als zwanzigjährigem Kampfe, die deutschen Lande! Von Millionen Zungen ertönte das Gebet um Frieden. Denn das Elend überstieg alles Maß. Wüste lagen die Felder, Dörfer und Städte zerstört und eingeäschert. Es gab weder Aussaat noch Ernte, weder Handel noch Gewerbthätigkeit.

Dagegen wütheten Hunger und Pest und schlimmer noch als diese Raub und Mord. Ganze Gegenden waren verödet, menschenleer geworden. Nirgends gab es einen andern Schutz gegen Unterdrückung, als selbst Gewalt zu üben. Alle Bande der Ordnung hatten sich während dieser langen Zerrüttung aufgelöst. Doch nicht genug damit, schritt das Verhängniß weiter. Noch volle acht Jahre währte der entsetzliche, Deutschland an den Rand des Verderbens führende Religionskampf. Wie es stets zu geschehen pflegt, mit diesem traurigen Zustande des äußeren Lebens hielt die Entartung des öffentlichen und religiösen Lebens und der kirchlichen Ehrbarkeit Schritt, und die Verwilderung der Gemüther ging damit Hand in Hand. Von den Früchten der Reformation war meistentheils nichts mehr zu spüren. Denn die letzte Generation war unter dem Anblicke zahlloser Greuel in Roheit und Unwissenheit herangewachsen. Es bedurfte wol der starken Hand und eines kräftigen Willens wohlmeinender Machthaber, um die guten Sitten der Bevölkerung wenigstens wieder auf den Stand wie vor dem Kriege zurückzuführen.

Und es fehlte auch in Deutschland nicht an Solchen, welche schon in den letzten Jahren des Krieges, vielmehr aber noch seit dem heißersehnten Friedensschlusse, an die Wiederherstellung des sittlichen und religiösen Volkslebens mit aller Liebe und großem Eifer gingen.

Aus der Reihe solch' edler Fürsten verdient vor Allem der schon oben genannte Urenkel Johann Friedrich's, Ernst der Fromme von Gotha, bemerkt zu werden. Dieser, ein wahrer Vater seines Volkes, gilt für das vollendete Muster eines christlichen Regenten seiner Zeit.

Schon früh erweckte er durch ungewöhnliche Geistesgaben und besonders durch einen rührenden Zug kindlicher Frömmigkeit große Hoffnungen. Wir wissen, wie bei seiner sorgfältigen Erziehung vornehmlich auf religiöse Erkenntniß und sittlichen Ernst Werth gelegt wurde. Ein großer Theil des Tages war frommen Betrachtungen, dem Lesen der heiligen Schrift sowie der Beschäftigung mit den Werken Luther's gewidmet.

Als elfjähriger Knabe wußte sich der Prinz nichts Schöneres zum Christgeschenk zu erbitten, denn eine Bibel. Als Jüngling hielt er sich frei von den Lastern der Spiel- und Trunksucht, denen seine fürstlichen Zeitgenossen an anderen Höfen ergeben waren. Seine Freuden bestanden in den Genüssen des Geistes, in wissenschaftlichen Arbeiten und in der Vorbereitung zum Berufe eines Fürsten und Feldherrn. Beim Ausbruche des großen Krieges stand er natürlich da, wohin ihn das Beispiel der Ahnen seines Hauses rief. Mit Bernhard zugleich schloß er sich dem siegreichen Gustav Adolf an. Als Oberst eines Reiterregimentes betheiligte er sich bei mehreren kriegerischen Zügen und zeichnete sich an mehr als einer Stelle durch persönlichen Muth, zu jeder Zeit aber durch Strenge in Aufrechthaltung der militärischen Zucht auf das Vortheilhafteste aus. Bei Lützen soll er es gewesen sein, der den heranstürmenden General Pappenheim persönlich angegriffen und vom Pferde geworfen hat.

Aber sein eigentliches Feld war die Arbeit des Friedens. Zu solcher kam er, als er die Verwaltung des Herzogthums Franken, welches seinem Bruder als Lohn für seine Kriegsdienste zugefallen war, übernahm. Ueberaus

fürsorglich bewies er sich gegen die hart bedrückte Bevölkerung, weise und gerecht waltete er in Kirche und Schule, denen er besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Seine Uneigennützigkeit und sein wohlmeinendes Schalten trat so recht zu Tage, als bei einer Wendung des Kriegsglücks der Fürstbischof von Würzburg zurückkehrte und dieser tiefbewegt anerkennen mußte, sein Land befinde sich, infolge des Waltens des Herzogs Ernst, in einem bessern Zustande als je vorher. Die Leiden und Mißhandlungen, denen damals Thüringen durch die Kaiserlichen ausgesetzt war, riefen den wackern Fürsten in seine Heimat zurück. Seine helfende Hand wurde besonders seit dem Jahre 1640 fühlbar, wo er die Regierung übernahm. Er schlug seinen Wohnsitz in Gotha auf; hier baute er an Stelle des zerstörten Schlosses „Grimmenstein" seinen „Friedenstein". Das Erste, was an demselben vollendet und in Benutzung genommen wurde, war die Schloßkapelle.

Gleich einem rettenden Engel erschien der edle Fürst, so Vielen ein rechter Helfer in der Noth. Die Fluren und Landschaften lagen auch hier vielfach wüst, die Dörfer in Asche, die Kirchen waren in Pferdeställe, die Schulen in Bierschenken umgewandelt worden. Das ward sofort anders. Der Fürst erfaßte seine Aufgabe mit großer Umsicht und unerschütterlichem Gottvertrauen. Er scheute kein Opfer an Geld, um den Ackerbau und die Gewerbe wieder in Gang zu bringen. Das Gerichtswesen und die Sittenpolizei wurden auf guten Fuß gestellt und die Ordnung mit eiserner Strenge gehandhabt. Bald kehrte die öffentliche Sicherheit wieder und der Alp der Muthlosigkeit, der auf Land und Leuten gelastet, schwand dahin. Wie er selbst mit seiner ganzen Familie jeden Sonntag zweimal den Gottesdienst besuchte und seine Umgebung täglich zur Hausandacht versammelte, so legte er das größte Gewicht auf Wiederherstellung der kirchlichen Sitte und Gewohnheiten. Davon erwartete er die Belebung der christlichen Gesinnung und die Ehrbarkeit des Lebens. In solchem Sinne befahl er, daß während des Gottesdienstes die Thore der Städte, die Kaufläden und die Wirthshäuser geschlossen würden. Wer die Gebote der Kirche verachtete, wurde mit Polizeistrafen belegt. In jeder Gemeinde achtete ein Aufseher auf Zucht und Ordnung und wachte über die Sittlichkeit von Alt und Jung. Komödianten, Tanzmeister, Bärenführer und andere herumziehende Abenteurer durften fortan nicht mehr in den Räumen der Kirche ihre Ergötzlichkeiten zum Besten geben. Auch wurden an die Stelle der vielfach gesunkenen und nur zu oft dem Trunke ergebenen Geistlichen und Schullehrer junge Männer, welche der Herzog selbst geprüft und für würdig befunden hatte, in Amt und Würden eingesetzt. Nicht selten besuchte der leutselige Herr Schulen und Pfarrhäuser und las wol mit dem Geistlichen ein Kapitel aus der Bibel oder examinirte über kirchliche Dinge. Für die große Zahl der im Kriege verlassenen und als Bettler herumstreichenden Waisenkinder wurden Anstalten zur Erziehung und Versorgung getroffen, für die Arbeitsscheuen oder Trunksüchtigen unter den Erwachsenen Arbeits- und Besserungsanstalten errichtet. Bedeutende Summen wurden auf solche Weise für die allgemeine Wohlfahrt aufgewendet. Kurz', es blieb nichts unversucht und ungethan, um das Land Herzog Ernst's des Frommen in ein christliches Musterland zu verwandeln

Schon nach wenigen Jahrzehnten ging im Reiche die Rede, die Bauern in diesem Lande seien klüger und gesitteter, als anderswo die Edelleute.

Des Herzogs Lieblingswerk blieb eine Ausgabe der Bibel mit Erläuterungen und Erklärungen, durch welche „das Wort Gottes" für Jedermann verständlich gemacht werden sollte. Für diese „ernestinische Bibel", ein großartiges Prachtwerk, gewann er die besten Kräfte und stellte er die ausgiebigsten Mittel zur Verfügung. Ueberhaupt ist es wahrhaft erstaunlich und nur aus der Einfachheit und Sparsamkeit dieses Fürsten zu erklären, daß es ihm nie an Geld und Gaben fehlte, wo das öffentliche Wohl eine Förderung erheischte. Noch während der Krieg im Osten und Norden wüthete, hatte das Land Ernst's des Frommen sich verjüngt aus dem Staube erhoben. Und als nach mehreren Niederlagen der Kaiserlichen und nach langen Verhandlungen zuerst zu Hamburg (1641) und dann zu Osnabrück zwischen den kaiserlichen, reichsstädtischen und schwedischen Abgesandten endlich das heißersehnte Einigungswerk zu Münster durch den sogenannten Westphälischen Friedensschluß (24. Oktober 1648) glücklich zu Stande gekommen war und nach langen bittern Leiden die deutsche Brust wieder frisch aufathmen durfte, als im Lande des Herzogs am 11. und 12. August 1650 das große Dank- und Friedensfest gefeiert werden konnte, da zog hohe und ungetrübte Freude in das Herz des edlen Fürsten ein, im Hinblick auf den befriedigenden Zustand, in dem sich, Dank seiner Fürsorge, sein Volk nach Ueberstehung so großen Ungemachs befand. Am Tage des Festes ließ er eine Denkmünze unter die Schulkinder vertheilen, auf welcher die Worte standen:



Ernst, Herzog von Sachsen-Gotha.

> Gott den Herrn lobt und ehrt, Der den Frieden uns beschert!
> Fördert seine Furcht und Ehr', Sonst besteht er nimmermehr.

Außerdem verewigte er das Andenken an diesen Tag durch ansehnliche Geschenke und Stiftungen.

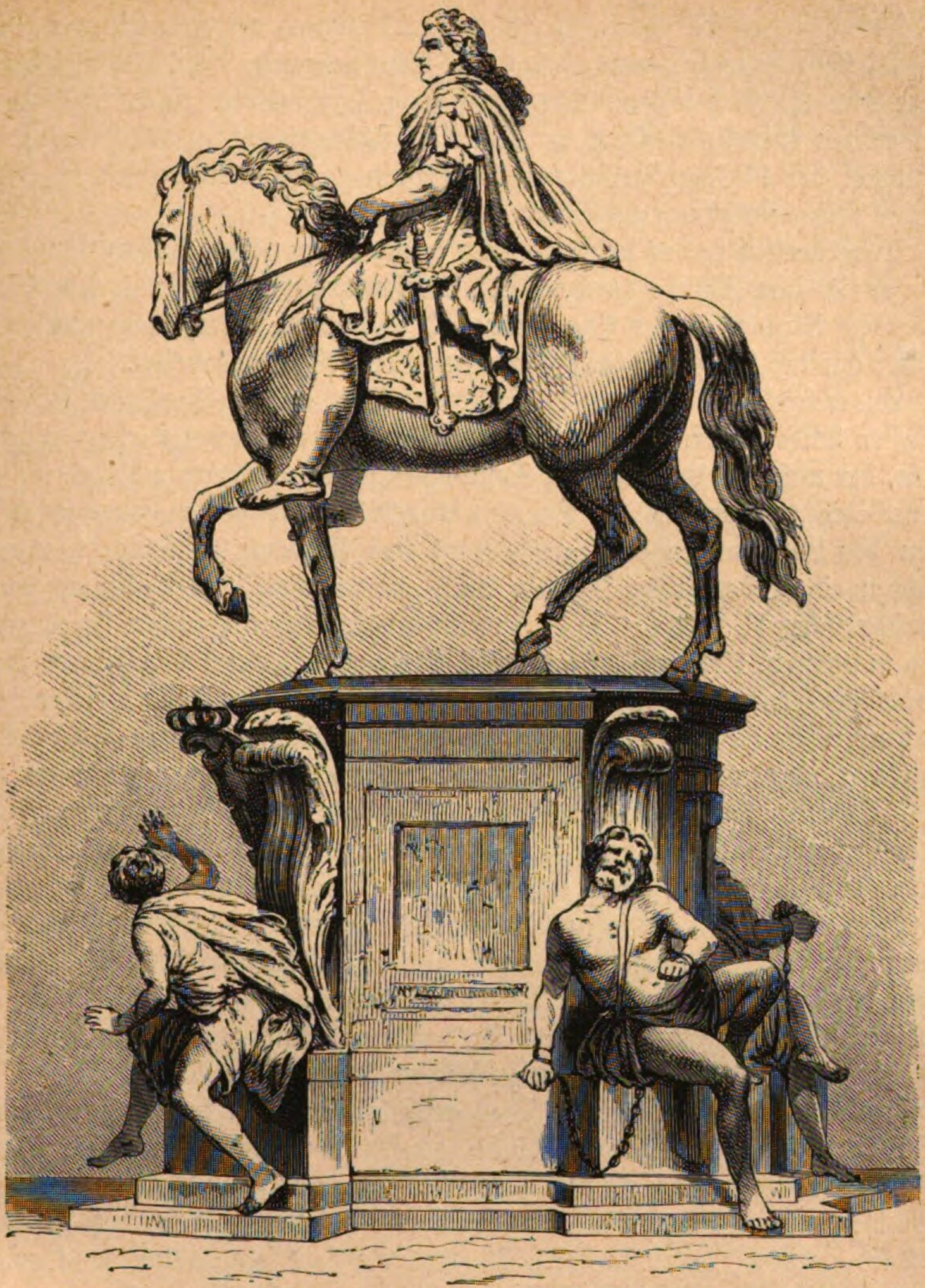
Aber auch weit über die engen Grenzen seines glücklichen Fürstenthumes hinaus wendete er dem Gedeihen der Kirche seine Kraft und Aufmerksamkeit zu.

Die evangelische Gemeinde in Moskau erbat sich seinen Schutz und erhielt außer diesem reiche Unterstützung und seine Fürsprache beim Czaren. Selbst aus Abessynien wendeten sich evangelische Christen durch einen besonderen Bevollmächtigten an ihn. Vor Allem aber bot er seinen ganzen Einfluß auf, um die Streitigkeiten beizulegen, durch welche zu seinem Verdrusse die protestantischen Theologen das schlimme Beispiel der Unverträglichkeit, der Unduldsamkeit und des gelehrten Hochmuths gaben; er wies aller Orten darauf hin, die Thätigkeit der Kirche auf die wirkliche Erbauung und Bildung des Volkes zu richten. Obwol er fest im alten lutherischen Kirchenglauben stand, war er doch weitherzig und verständig genug, um auch die Stimme eines Mannes, wie des gelehrten Georg Calixtus in Helmstädt, zu ertragen, welcher zum Schrecken aller eifrigen Lutheraner unermüdet auf eine Vereinigung zwischen Lutherischen und Reformirten und auf Frieden mit der katholischen Kirche hinarbeitete. Bis nach Schweden gingen seine Gesandten, um, wiewol erfolglos, auf eine]Einigung der protestantischen Kirche hinzuarbeiten.

Herzog Ernst war ein Fürst nach dem Sinne Gottes, von Herzen demüthig und anspruchlos. Die Frömmigkeit förderte bei ihm That und Wahrheit und war eine Alles umfassende Kraft. Ueber Alles hoch stand ihm das Gebet. Seine Kinder, welche die trefflichste Erziehung genossen, wies er an: „Immer zu bedenken, daß Beten nichts Anderes sei, als mit Gott reden, und daß Gott kein Gebet gefalle, wo nur der Mund rede und das Herz nicht dabei sei; nie anders zu Tische zu treten, als indem sie ihre Hände falteten!" Die Grundsätze, die er seinen Söhnen einprägte, waren: „Ein Fürst, der Gott nicht gehorcht, ist nicht fähig Menschen zu regieren. Ein Fürst soll nicht allein bedenken, daß er Mensch ist, sondern daß auch seine Unterthanen Menschen sind. Regenten sind gemacht aus Erde und müssen wiederum zu Erde werden!" Nannte ihn auch hin und wieder der Spötter den „Bet-Ernst", in seinem Lande war er geehrt und geliebt wie ein Vater und bei allen Gutdenkenden stieg sein Ansehen von Jahr zu Jahren, so daß während seiner Regierung viele vornehme Katholiken und allein gegen vierzig Mönche in seinem Lande zur evangelischen Kirche übertraten und bei ihm Zuflucht suchten und fanden. —

Mit großer Seelenruhe sah dieser Edle dem Tode entgegen; der fromme Glaube und das Bewußtsein treuerfüllter Pflicht machten ihm den Abschied vom Irdischen leicht. Wie ein scheidender Vater ließ er seine Unterthanen zuletzt noch von der Kanzel zu getreuer Beobachtung aller seiner Verordnungen, besonders derjenigen, welche die christliche Zucht und Ehrbarkeit betrafen, ermahnen. Er starb im Jahre 1675. Von ihm kann man sagen: „Er hat gelebt für alle Zeiten, sein Andenken bleibt in Segen."

Ihm vielfach ähnlich, doch mit größerer Machtfülle ausgestattet und darum von weitgreifenderer Wirkung, hat in derselben Zeit, von 1640—1688, ein gewaltiger Held und gutdeutscher Mann, der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm in edelster und hochherzigster Weise das Wohl der protestantischen Kirche im Auge behalten und geschützt. Solches hatte er einst am Sarge seines großen Oheims Gustav Adolf von Schweden gelobt. Und gehalten hat er es in Krieg und Frieden.



Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's, des großen Kurfürsten, auf der Kurfürsten-Brücke zu Berlin.

Welch' einen Helden das Vaterland an diesem streitbaren und unvergleichlichen Kämpen gehabt hat, ist männiglich bekannt, weniger vielleicht dasjenige, was ihm die evangelische Kirche zu verdanken hat. Auch bei ihm floß Alles, was er that und durchführte, aus der unerschöpflichen Quelle der Gottesfurcht und des festen Gottvertrauens. Auch er hatte ein großes und weites Herz für die höchsten Angelegenheiten der Menschheit. Auch in ihm herrschte das Bewußtsein, daß er im Dienste Gottes seine Kraft und Macht zu verwenden habe.

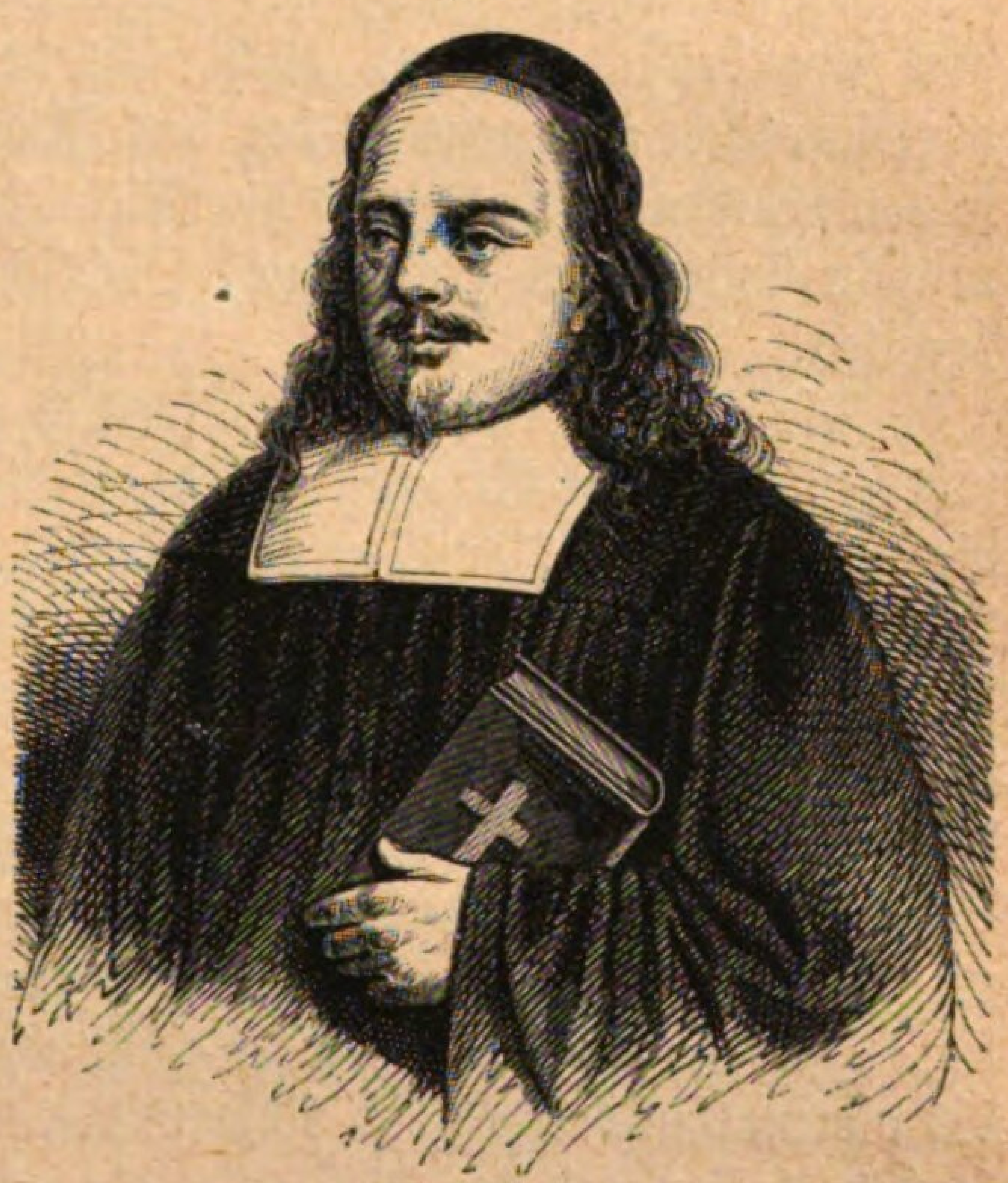
Als die langen und kläglichen Verhandlungen um den Frieden zu Osnabrück

und Münster geführt wurden, da hat er als junger Fürst seinen gewichtigen Einfluß geltend gemacht, daß alle Evangelischen, nicht blos diejenigen, welche dem Augsburgischen Bekenntniß zugethan waren, sondern auch die Reformirten oder Calvinisten, zu denen er selbst gehörte, in den Frieden eingeschlossen, den übrigen Religionsbekenntnissen gleichgestellt wurden, und daß sie freie Religionsübung zugesichert erhielten.

Unverdrossen hat er selbst inmitten seiner kriegerischen Unternehmungen, deren er sich zum Schutze der deutschen Waffenehre und zum Heile seines aufstrebenden Staates gegen Frankreich und Schweden unterziehen mußte, an der Versöhnung der streitenden Parteien in der Kirche gearbeitet.

Leider fand er bei diesem löblichen Bemühen an den Theologen selbst die heftigsten Widersacher. Die lutherischen Prediger seufzten und eiferten gegen Jeden, der nicht die Lehrsätze der Konkordienformel beschwor und einem anderen Bekenntniß angehörte. Da aber in den Ländern des großen Kurfürsten neben den Lutheranern eine große Zahl von Reformirten lebte, so war es geradezu eine Lebensfrage für sein Land, wenn nicht eine Einigung beider protestantischer Richtungen, so doch wenigstens einen erträglichen Friedenszustand zu schaffen. Aber was er auch versuchte, um die lutherischen Eiferer zu beschwichtigen, es war umsonst. Umsonst blieben seine Bitten, seine Befehle, seine Warnungen im Hinblick auf die gemeinsame Gefahr, welche aus der Wiedererstarkung der römisch-katholischen Kirche drohete. Und je gewissenhafter und sorgfältiger der Kurfürst die religiöse Frage behandelte, desto mehr griff der Verdacht der Lutheraner um sich, daß er sie und ihren Glauben unterdrücken könne. Und immer heftiger erdröhnten die Kanzeln unter den wuchtigen Schlägen gegen die „gottlosen Calvinisten“, immer gehässiger gestaltete sich in den Kirchen der Streit der Bekenntnisse, so daß sich Friedrich Wilhelm im Jahre 1667 genöthigt sah, den Befehl zu erlassen, es sollten sich künftig die Prediger aller Beschimpfung und Verdammung Andersgläubiger enthalten und schriftlich vor ihren Behörden zu solchem Versprechen sich verpflichten, — bei Strafe der Amtsentsetzung. Dies erscheint uns nun freilich hart, allein wie unerträglich müssen jene Zustände gewesen sein, welche zu einem solchen Gesetze Veranlassung gegeben haben? Gewiß war es nicht blos wohlgemeint, sondern es muß als eine wirkliche Wohlthat angesehen werden, daß Friedrich Wilhelm hierdurch dem kirchlichen Skandal ein Ziel setzte. Und der Kurfürst war der Mann dazu, seinem Gebote Achtung zu verschaffen. Als eine ganze Reihe der heftigsten Schreier unter den lutherischen Predigern die Unterschrift verweigerten, weil sie solche für einen Verrath an dem Herrn Christus hinstellten, entsetzte der Landesherr sie einfach ihres Amtes und verwies die Unduldsamen des Landes. Nur für Einen der Betroffenen schlägt unser Herz: für den bekannten edlen Liederdichter **Paul Gerhard**, damals Prediger in Berlin. Paul Gerhard war wirklich ein tief frommer und gemüthvoller Mann; die Menge jener herrlichen Kirchenlieder, welche wir ihm verdanken, beweist es. Er war auch nicht mit jenen Streitsüchtigen unter den Theologen zu vergleichen, welche für Festhaltung an einem Worte Luther's ihr Leben gelassen hätten. Dennoch beharrte auch er so fest in dem eigensinnigen und engherzigen Vor-

urtheil gegen die Reformirten, daß er den Widerspenstigen sich beigesellte und seine Entlassung nachsuchte, um sich „die Freiheit seines Gewissens" bewahren zu können. Da nun von einer Bedrückung des Gewissens keine Rede war, so glaubte der Kurfürst, bei dem allverehrten, achtungswürdigen und friedlichen Gerhard eine Ausnahme machen zu dürfen, zumal die ganze Bürgerschaft für ihn Fürbitte einlegte. Allein Gerhard wies die vertrauensvolle Gunstbezeigung zurück und bewährte sich darin als ein echter Schüler Luther's, daß er durch die Voraussetzung, er werde den kirchlichen Frieden nicht stören, sich nicht binden lassen wolle. Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit, zog nun auch der Kurfürst die Wiedereinsetzung Gerhard's in sein Amt zurück und so verließ derselbe Gemeinde, Stadt und Land. Muthig, als folge er einem Rufe Gottes, ergriff der fromme Mann den Wanderstab und wanderte mit Weib und Kind von dannen. Unterwegs soll er seiner verzagten Gattin zum Troste in einem Wirthshause das schöne Lied: „Befiehl Du Deine Wege ꝛc." gedichtet haben. Er fand bald darnach ein neues ehrenvolles Amt zu Lübben im Merseburgischen. Natürlich zogen diese Vorgänge dem wohlmeinenden Kurfürsten die bittersten Angriffe zu. Aber unbeirrt fuhr er fort, das Friedenswerk in seiner Landeskirche zu fördern und dasselbe wurde zuletzt durch Berufung des frommen Jakob Spener, welcher eine reinere Form der christlichen Gottesverehrung und ein frischeres und gesunderes Leben in die protestantische Kirche gebracht hat, gefestigt.



Paul Gerhard.

Ein größeres und herrlicheres Verdienst erwarb sich der große Kurfürst um die Kirche durch den Schutz, welchen er den in Frankreich zu Tode gehetzten und aus ihrer Heimat in die Fremde flüchtenden Hugenotten zu Theil werden ließ. Derselbe gewissenlose Ludwig XIV., dem seine Landsleute den Beinamen des Großen gegeben und der in seiner Hochherzigkeit die herrlichen und gesegneten Landstriche im Deutschen Reich mit Schwert und Brandfackel verwüsten ließ, der die freie Stadt Straßburg inmitten des Friedens an sich riß und welcher schließlich durch sein lasterhaftes, üppiges Leben sein eignes Volk in das Verderben stürzte, dieser selbstsüchtige und unsittliche Tyrann, gegen welchen der Kurfürst zum Schutze Deutschlands so manchmal zu Felde gezogen ist — er hatte im Jahre 1685 das „ewige" Edikt von Nantes, welches den Hugenotten in feierlichster Form freie Religionsübung zusicherte, aufgehoben und dafür ein System unbarmherziger Bedrückung und Unterdrückung eingeführt, in der Erwartung, daß hierdurch die Ausrottung der Ketzerei

herbeigeführt werde, wie solches bereits schon erzählt worden. — Sobald der große Kurfürst hiervon Kunde erhielt, wendete er sich unmittelbar an Ludwig XIV., um ihm über diesen Wortbruch, über diese äußerste Verletzung des Völker- und Staatsrechtes eindringliche Vorstellungen zu machen. Er that diesen Schritt nicht blos als einer der angesehensten protestantischen deutschen Fürsten, dem es zukam, den bedrängten Glaubensgenossen zur Seite zu stehen, sondern wol auch als Gemahl einer Urenkelin des würdigen Admirals Coligny, welcher in der Bartholomäusnacht ermordet worden war. Als aber die Vorstellungen Friedrich Wilhelms den auf seine Regentenallmacht eifersüchtigen Ludwig nur noch mehr erbitterten und die grauenhaften Mißhandlungen, denen die Hugenotten ausgesetzt blieben, sich immer steigerten, so blieb diesen kein anderer Weg zur Rettung übrig, als der heimliche Wegzug, die Flucht aus dem Lande, in welchem nur der Wille eines Alleinherrschers und der heimliche Einfluß der Jesuiten entschied. Damals war der Kurfürst von Brandenburg, wenn auch nicht der Einzige, doch der Erste unter allen protestantischen Regenten, der den Flüchtlingen (Réfugiés) eine Freistatt in seinen Landen eröffnete und die Mittel darreichte, daß sich die von allen Hülfsmitteln Entblößten eine neue, friedlichere und gesicherte Existenz gründen konnten.

Die Auswanderung war freilich bei den härtesten Strafen verboten worden. An den Grenzen wurde französischerseits eine förmliche Jagd auf die wegziehenden Familien veranstaltet. Wehe denen, die ergriffen wurden! Wer fliehen wollte, mußte es stets auf Lebensgefahr hin thun, bei Nacht und Nebel, mit Zurücklassung aller seiner Habe. Nicht selten geschah es, daß die Kinder von ihren Eltern in Kasten verpackt über die Grenze geschafft wurden, während diese den Versteck in einem Wagen voll Heu und Stroh wählten. Man ersann eine ganze Reihe immer neuer Listen, um den Augen der Häscher zu entgehen. Dennoch war die Zahl derer, welche die Flucht wagten, ansehnlich. Im Laufe von noch nicht einhundert Jahren haben wenigstens an drei- bis viermalhunderttausend Reformirte, um ihres Glaubens willen, ihr Vaterland verlassen und von diesen hat ein sehr beträchtlicher Theil in Brandenburg eine neue Heimat gefunden.

Keine geringe Anzahl edler und warmherziger Katholiken, so der wohlwollende und beredte Franz von Fénélon, Erzbischof von Cambray, verabscheute diese wüste Tyrannei und verurtheilte den Glaubensdruck durch den Pallasch der Dragoner, sowie durch andere Gewaltthätigkeiten rohen Beliebens. Jener würdige Priester, Erzieher der Enkel Ludwig's XIV. und oft genannter Verfasser der „Aventures de Télémaque", suchte die Hugenotten durch Güte und Milde zu ihrem früheren Glauben zurückzuführen und bestand aufs Bestimmteste darauf, daß der König vor Allem die Dragoner aus der Provinz Saintonge zurückrufe, ehe er dahin abging, um die dort lebenden zahlreichen Abtrünnigen der römischen Kirche wieder zu gewinnen. Leider aber führte dieser Vorgang eben so wenig zu einer Verbesserung der Lage der Hugenotten, als die Vorstellungen nachbarlicher Fürsten.

Gleich zu Anfang der Verfolgung bewog der brandenburgische Gesandte

in Paris die Reformirten, sich dem im Norden Deutschlands neu aufblühenden Staate zuzuwenden; wenige Jahre darauf, schon 1672, mußte in Berlin eine eigene französische Kirche erbaut werden. Als seit 1685 der Strom der Flüchtlinge immer mächtiger anschwoll, stellte der Kurfürst an den Rheingrenzen besondere Agenten an, mit der Aufgabe, die Rathlosen zu verständigen und die Hülflosen mit Kleidern und Geld zu unterstützen und ihnen den Weg in seine Länder zu weisen. Sobald die Hugenotten an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen waren, erhielten sie das Material zum Bau von Häusern unentgeltlich. Gärten, Aecker und Weideplätze wurden ihnen umsonst oder gegen eine geringe Abgabe überlassen; ihr Hab und Gut blieb so lange, bis sie sich wieder erholt hatten, abgabenfrei; das Bürgerrecht wurde ihnen ohne Weiteres zu Theil, eben so wie das Recht, wo sie wollten, Fabriken anzulegen und ihre Geschäfte zu beginnen. In jeder Provinz wurden zu ihrem Schutze besondere Kommissäre angestellt; sie erhielten ihre eigenen Gerichtshöfe und durften ihre Muttersprache beibehalten — kurz, was nur erdacht werden konnte, geschah, um die trostlose Lage der Unglücklichen zu erleichtern und sie die erlittene Unbill vergessen zu machen. Der Kurfürst nahm persönlich warmen Antheil an ihrem Geschicke. Man weiß, wie er einmal, als er eine Anzahl solcher Réfugiés in einer Audienz empfing und von ihnen die Schilderung ihrer maßlosen Leiden daheim und auf der Flucht vernahm, mit Thränen in den Augen ausrief: „Bei Gott, ich will lieber all mein Silbergeschirr verkaufen und mein ganzes Vermögen hingeben, als solche Leute ohne Hülfe lassen!“ Kaum gelangte seine wohlmeinende Gesinnung in die Oeffentlichkeit, als auch eine große Menge derer, die sein Mitleid in Anspruch nahmen, von allen Seiten herzuströmten. Man rechnet an 25,000 Bedrückter, denen er Schutz und Aufnahme in sein Land gewährt hat. Was wäre aus vielen dieser Glaubensbekenner geworden ohne Friedrich Wilhelm?

Ja, er war ein hochherziger und trefflicher Fürst, dieser Begründer der Größe Preußens. In seiner trotzigen Brust schlug ein gar warmes, treues Herz. Sein ganzes Leben stellt sich uns als ein großes, lichtes Gewebe aufopfernder Liebe, steter Zuversicht und heldenmüthigen Glaubens dar. Und so war er von Jugend an gewesen. Schon als junger Prinz an dem Hofe seines Vetters Wilhelm von Oranien in den Niederlanden hatte er bewiesen, weß Geistes Kind er sei. Damals nämlich befand er sich, von schlechter Gesellschaft umringt, in Gefahr, von sittenlosen Genossen vom Pfade der Tugend und Ehrbarkeit weggedrängt zu werden. Sofort raffte er sich aber zusammen, dessen gedenkend, was er seinem Gott und seiner Ehre schuldig sei. Er entfloh entschlossen seinen Verführern, indem er sich zu seinem Vetter, dem Prinzen von Oranien, ins Feldlager begab. Kaum vernahm dieser den Grund von der so plötzlichen Ankunft des Jünglings, als er ihn tiefbewegt in seine Arme schloß und ausrief: „Vetter, durch das, was Ihr gethan, beweist Ihr größeren Heldenmuth, als wenn ich eine Stadt erobere. Bleibt bei diesem guten Vorsatz und Ihr werdet noch Größeres ausrichten; denn wer sich selbst zu bezwingen vermag, hat den größten Sieg errungen!“ Unerschütterliches Gottvertrauen zeichnete diesen unvergeßlichen Fürsten aus; auch er betete gern und oft.

In den entscheidendsten und gefahrvollsten Stunden sah man ihn wol in seinem Lagerzelte oder in seinem Arbeitszimmer auf den Knieen die Hülfe Gottes suchen. In diesem frommen Gemüthsleben bestärkte ihn seine vortreffliche Gemahlin, Luise Henriette, eine Prinzessin aus dem Hause Oranien, die als Wohlthäterin ihres Landes und als Dichterin mehrerer frommen Lieder, z. B. des herrlichen Kirchengesanges: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben" 2c. unvergeßlich geworden ist.

Die warme und hülfsbereite Antheilnahme am Geschicke der Glaubensgenossen ist im hohenzoller'schen Fürstenhause erblich geworden. Auch der zweite Nachfolger des großen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm I., hat ein Menschenalter später gleichbedrängten Religionsgenossen, den evangelischen Salzburgern, welche die Unduldsamkeit gleichfalls aus ihrer schönen Heimat vertrieb, einen nicht minder großen Dienst erwiesen, wie sein Vorfahr den Hugenotten. Schon der große Kurfürst erhielt Veranlassung, den Erzbischof von Salzburg daran zu erinnern, daß er kein Recht habe, die Evangelischgesinnten in seinem Lande durch Mönche und Soldaten zu bedrängen und zu verjagen oder zum Abschwören ihres Glaubens zu zwingen, da ja der Westphälische Friede den Lutheranern selbst in katholischen Ländern das Recht des Hausgottesdienstes und der Auswanderung ohne Abzug an Vermögen und mit Gewähr dreijähriger Frist zur Ordnung der Angelegenheiten garantirte. Danach hörten für einige Zeit auch wirklich die Drangsale auf, welche die frommen Salzburger ihres Glaubens willen zu erleiden gehabt hatten.

Als aber im Jahre 1728 Leopold Anton von Firmian den erzbischöflichen Stuhl bestieg, begann die Verfolgung von Neuem und mit nachhaltigem Eifer. Der unduldsame Kirchenfürst erklärte, die Ketzer müßten aus seinem Lande hinaus und sollten hierfür auch nur Disteln und Dornen auf seinen Aeckern wachsen. Er rief die Jesuiten in sein Land, welche überall späheten, wo es im Gebirge noch Familien gäbe, in denen die Bibel und lutherische Bücher gelesen würden. Schon wer auf den neueingeführten katholischen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!" nicht flugs antwortete: „In Ewigkeit, Amen!" galt für einen Ketzer. Im Gefängniß schmachtete bereits eine beträchtliche Zahl der besten Männer, als im Dezember 1729 wiederum zwei angesehene Landleute verhaftet wurden. Sie weigerten sich entschieden, katholisch zu werden, und wollten nun auswandern, aber man schlug ihnen die Erlaubniß ab, ihre Güter zu verkaufen. Was blieb ihnen übrig? Mit Zurücklassung ihrer Kinder und ihrer Güter mußten sie heimlich über die Grenze fliehen. Sie begaben sich zunächst nach Regensburg und beschwerten sich bei den evangelischen Ständen des deutschen Reichstags. Aber trotz aller Proteste und Drohungen, welche von hier aus nach Salzburg ergingen, nahmen die Verfolgungen ihren Fortgang. Wer die Messe, die Predigt versäumte oder die Festtage nicht hielt, wurde bestraft. Von evangelischem Gottesdienst durfte ohnehin keine Rede sein. Patrouillen durchstreiften das Land und verhinderten jede Versammlung von mehr als vier Personen. Schickte man sich an, Beschwerde beim Kaiser zu führen, so wurden die Abgeordneten als Rebellen verhaftet. Wollte Einer seine Habe verkaufen, so wurde den Kaufliebhabern ver-

boten, mit ihm zu unterhandeln. So unerträglich steigerte sich der Nothzustand, daß sich im Sommer 1731 die Hauptführer der Evangelischen, dreihundert an der Zahl, im Schwarzachthal zu einer Berathung zusammenfanden.



Die Aufnahme der vertriebenen Salzburger unter Friedrich Wilhelm I.

Sie stärkten sich im Gebet und indem Jeder von ihnen den Finger in ein großes, in der Mitte stehendes Salzfaß tauchte und das Salz als Zeichen der Gemeinschaft am Evangelium genoß, beschworen sie den Salzbund. Nun wurde eine Liste der Sinnesgenossen aufgestellt und der Regierung übergeben; dieselbe verzeichnete an 21,000 Namen — ein Umstand, der freilich den Erzbischof nur darin bestärkte, noch feindseliger vorzugehen. Man verweigerte den Evangelischen die Kirchhöfe, das Begräbniß, die Einsegnung der Ehen,

die Taufe der Kinder, ja sogar jede Arbeit, jede Beschäftigung, jeden Verdienst. Soldaten rückten ein und plagten als Einquartierung die Familien der „Rebellen“. In einer Nacht wurden 70 der Führer unter schändlichen Mißhandlungen aus ihren Häusern und Betten nach Salzburg in das Gefängniß geschleppt. Allgemeine Verfolgung schreckte die sämmtlichen Glaubensgenossen auf.

Nun aber trat Friedrich Wilhelm I. für seine Glaubensgenossen, die sich hülfeflehend an ihn gewendet, kräftig ein. Während eine Untersuchungskommission eingesetzt wurde, lud der König die Salzburger zur Auswanderung nach Preußen ein. Der Erzbischof antwortete mit dem Emigrationspatent vom 31. Oktober 1731: „Alle Evangelischen sollen binnen acht Tagen das Land verlassen.“ Mitten im Winter kamen Soldaten in die Dörfer, griffen auf, wen sie fanden, und schleppten die Evangelischen, so wie sie dastanden, zur Grenze. Sie durften nicht einmal Abschied von den Ihren nehmen oder ihr Haus noch einmal betreten. Viele, die solches sahen, schlossen sich nun freiwillig dem Zuge der Bedrängten an und fleheten die Soldaten, die sie zurückwiesen, an, sie doch mitgehen zu lassen. Also wurden achthundert Menschen, bald darauf wieder fünfhundert während der härtesten Jahreszeit in die Verbannung getrieben. Bis zum Sommer folgten ihnen andere vierzehntausend, leider ohne alles Vermögen, oder doch ohne das Wenige, welches sie sich erworben; zum guten Theil mit Zurücklassung ihres liebsten Eigenthums, der Kinder, die man ihnen wegnahm, um sie auf Kosten der Eltern katholisch erziehen zu lassen.

Die Meisten der Vertriebenen folgten der Einladung des Königs von Preußen, der Allen die Aufnahme in seinem Lande zugesichert hatte. Auf seinen Befehl wurden sie mit Reisegeld versehen und überall als preußische Unterthanen behandelt. In allen evangelischen Ländern veranstaltete man Kollekten, welche an 900,000 Gulden eintrugen. Die evangelischen Landschaften wetteiferten an Gastfreundschaft gegen die durchziehenden Glaubenshelden. Vor den Thoren der Städte traten ihnen im feierlichen Zuge die Geistlichkeit und Bürgerschaft entgegen; unter Glockengeläute zogen sie von Ort zu Ort. In Nürnberg entstand fast Streit unter den Bürgern, weil diese der Fremden in ihren Häusern nicht genug bekommen konnten. In Frankfurt fand eine große Speisung statt, wozu die Metzgerzunft 300 Pfund Fleisch geschenkt hatte, und auf der Messe, die damals gerade abgehalten wurde, kauften sie Alles, was sie bedurften, umsonst. In ihrer Herberge fanden sie Geschenke an Geld, Kleidern, Erbauungsbüchern in Menge vor. Beim Abschied aber sangen sie muthigen Herzens das Exulantenlied, das einst ihr ebenfalls vertriebener Landsmann Joseph Schaitberger gedichtet hatte:

Ich bin ein armer Exulant,
Also muß ich mich schreiben.
Man thut mich aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiben.

Doch weiß ich wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir auch so gangen.
Jetzt soll ich Dein Nachfolger sein,
Mach's, Herr, nach Dein'm Verlangen.

Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
Muß reisen fremde Straßen,
Drum bitt' ich Dich, mein Gott und Herr,
Du wollst mich nicht verlassen.

So geh' ich heut von meinem Haus,
Die Kinder muß ich lassen,
Mein Gott, das treibt mir Thränen aus,
Zu wandern fremde Straßen.

Ach führ mich, Gott, in eine Stadt,
Wo ich Dein Wort kann haben,
Damit will ich mich früh und spat
In meinem Herzen laben u. s. w.

Ende Juli 1732 berührte eine Abtheilung der treuen Glaubensgenossen Gotha und wurde daselbst festlich begrüßt. Es waren gegen 600 Köpfe, darunter 275 Kinder mit 45 Wagen und Pferden. Bei ihrer Annäherung an die Stadt läuteten die Glocken. Die Geistlichen, die Schulen, der Stadtrath und Tausende von Bürgern geleiteten sie auf das Schloß. Dort fand ein ergreifender Gottesdienst statt, bei dessen Schluß Alle niederknieten und den Festgesang anstimmten: „Nun danket alle Gott!" Darnach wetteiferte die Bürgerschaft in der Bewirthung der armen Vertriebenen. Am folgenden Tage wiederholte sich eine kirchliche Feier, bei welcher über den Text gepredigt wurde: „Und der Herr sprach zu Abraham: Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundschaft und aus Deines Vaters Hause in ein Land, das ich Dir zeigen will." Der Herzog Friedrich III. ließ die Emigranten sodann auf seinem Schlosse speisen und beschenkte sie mit einer Prachtbibel. Abends nach der Betstunde wurde ein Paar, das in Salzburg die kirchliche Trauung nicht hatte erlangen können, in der Klosterkirche getraut. Mit reichen Geschenken und gefolgt von den Segenswünschen der Gothaner zog am dritten Tage diese Schar von dannen. Ihr folgte kurz darauf ein zweiter Haufe, der gleichfalls durch die herzlichste Theilnahme in Stadt und Land erfreut und ausgezeichnet wurde.

So ward die Reise der Emigranten zum Triumphzug durch Deutschland; das protestantische Volk blickte mit Stolz und Verehrung auf diese treuen Bekenner des Evangeliums. Als sie Potsdam erreichten, empfing sie der König, prüfte sie in Betreff ihres Glaubens und fand schließlich großes Wohlgefallen an den schlichten, biederen und doch klugen Leuten. Nachdem er sie reich beschenkt, entließ er sie, indem er ihnen zurief: „Adje, Ihr sollt's gut bei mir haben, Kinder!"

In Berlin, dem Sammelplatz, fanden sich nach und nach etwa 18,000 Ausgewanderte zusammen. Es wiederholten sich hier die Züge rührenden Wetteifers in der Verpflegung der Flüchtlinge. Auch hier nahm sich der König ihrer in der großmüthigsten Weise an. So befahl er, eine große Menge Tuch zu Kleidern unter sie vertheilen zu lassen und auch die Königin ließ Viele an der eigenen Tafel bewirthen. Wie viele der Vertriebenen sprachen unter heißen Thränen ihren Dank für so viel Ehren- und Liebesbeweise aus! Alle zeigten sich durch gutes Betragen der Aufnahme in ihrer neuen Heimat werth.

und Sitten der päpstlichen Zeit beibehalten hatte, wenig befriedigt fühlen. Weder die Ausschmückung der Kirchen, noch die Feier der Tage der Heiligen, noch die Kniebeugungen und Wechselgesänge während des Gottesdienstes schienen ihnen dem Fortschritt der Reformation angemessen. Besonders gegen den Priesterornat, die viereckige Kopfbedeckung und das Chorhemd bei der Abendmahlsfeier wurde geeifert. „Solches, sagten sie, sind im Grunde nichts weiter als Ueberreste des Wesens des Antichrists; das ist abergläubisches, abgöttisches Zeug, durch welches das Licht des Glaubens von Neuem verfinstert wird; davon muß die Kirche gereinigt werden; eine strenge und schonungslose Läuterung des Gottesdienstes von diesen unsaubern Elementen darf nicht länger verschoben werden. Vor Allem aber, wie ist es denkbar, daß die Kirche, deren einziges Oberhaupt Christus ist, durch die Hand eines Weibes regiert werde? Darf die Staatsgewalt in die Angelegenheiten der Gemeinde des Herrn und in die der christlichen Gewissen nach ihrem Belieben hineingreifen? Soll eine neue geistliche Tyrannei, schlimmer als die des Papstes, über dem Evangelium aufgerichtet werden?" Das waren die „puritanischen" Gedanken, welche früher oder später zu einem heftigen Zusammenstoß mit der Staatskirche führen mußten. Die Königin Elisabeth zeigte sich nicht geneigt nachzugeben; sie wollte volle Gleichmäßigkeit des kirchlichen Lebens. Es schien ihr unstatthaft, wenn in einigen Kirchen ihres Landes der Hochaltar durch einen einfachen Abendmahlstisch verdrängt, oder die Orgel beseitigt oder das Zeichen des Kreuzes und das Knieen beim Gebete wegfällig würde. Sie wollte keineswegs einer Minderheit von Geistlichen gestatten, den Talar, den die Meisten beibehalten, abzulegen und in einfachem bürgerlichen Kleide zu predigen. Sie verlangte, daß alle Kirchendiener ihren Anordnungen, besonders bezüglich der Priesterkleidung, pünktlich Folge leisteten. Und indem dergestalt äußerliche Formen und Einrichtungen zu hochwichtigen Lebensfragen der Kirche erhoben wurden, fühlten sich die Gewissen der „Puritaner", wie man jene eifrig calvinisch-gesinnten Protestanten nannte, beschwert und es entstand die Besorgniß bei Vielen, daß ein königliches Papstthum das Recht der Gewissensfreiheit bald ganz vernichten werde. Vergebens wandten sich Geistliche, Universitätslehrer und Privatleute mit zahlreichen Eingaben und Beschwerden an die Königin. Es blieb bei dem Beschluß. Ein Drittel der Londoner Geistlichen wurde abgesetzt, viele Kirchen geschlossen; einmal weil die Prediger sich nicht eidlich auf die königlichen Verordnungen verpflichten ließen, sodann weil die Londoner Bürger die Kirchen mieden, in denen sie das Wort Gottes und die Sakramente nur mit papistischer Verbrämung empfangen konnten. Als auch dem ehrwürdigen Coverdale, einem achtzigjährigen Greis, den die Strenggesinnten wie einen Propheten verehrten, der beredte Mund verschlossen wurde, zogen sich seine zahlreichen Anhänger von der bischöflichen Kirche völlig zurück und beschlossen, eine eigene Kirche nach calvinischem Muster zu gründen. Allein ihre heimlichen Zusammenkünfte, die sie in Wäldern und Häusern oder auf Schiffen veranstalteten, wurden gewaltsam unterbrochen und die Theilnehmer in die Gefängnisse gesperrt. Nichtsdestoweniger blieb die Zahl der Privatvereine zur Erbauung, Reinigung und Förderung des christlichen Lebens

in beständigem Wachsen. Die dazu Gehörigen erachteten die Bibel für die Richtschnur ihres Denkens und Handelns, hielten auf strenge Sonntagsfeier und auf ein stilles, den Freuden der Welt abgewendetes Leben, besonders aber auf gute Zucht im Hause und gründliche Unterweisung der Kinder in der Religion. Sie bildeten einen Gemeindeverband, der sich durch einen Aeltestenrath (Presbyterium) regieren ließ, und verweigerten dem Staate und seinen Bischöfen jeden Einfluß auf ihr religiöses Leben. Was nicht im Neuen Testament ausdrücklich niedergeschrieben stand, wurde von ihnen durchaus verworfen; die apostolische Einfachheit und Freiheit sollte wieder hergestellt werden, nachdem die staatliche Reformation noch so tief im Katholizismus versunken geblieben. Bei milder Behandlung und freundlichem Entgegenkommen würden die Puritaner ein heilsamer Sauerteig im englischen Kirchenwesen geworden sein; das ist zweifellos. Statt dessen aber blieb die Regierung bemüht, die calvinischen Eiferer auszurotten und ihren wohlberechtigten Widerspruch zu ersticken; so drängte man sie Schritt für Schritt in den Parteihaß und in die Erbitterung hinein und dadurch auf falsche Bahnen. Schon die Königin Elisabeth errichtete im Jahre 1583 ein förmliches Inquisitionstribunal, welches der katholischen Einrichtung zur Ketzerverfolgung gleicht, wie ein Ei dem andern. Diese kirchliche Kommission hatte die Aufgabe, die des Puritanismus Verdächtigen vorzuladen, zu erforschen und zu verurtheilen. Gleich im ersten Jahre wurden mehrere hundert Geistliche zur Abdankung gezwungen. Ja, im Jahre 1492 setzte eine Parlamentsakte fest, daß Jeder, der das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, sobald er einen Monat lang ohne Grund den Besuch der Kirche versäume, eingekerkert; wenn er sich gegen die kirchlichen Einrichtungen erkläre, verbannt und im Falle der Rückkehr in das Land mit dem Tode bestraft werden solle. Und dieses harte Gesetz ward mit aller Strenge gehandhabt. Die Gefängnisse füllten sich und die Verfolgung wurde in einer so unerbittlichen Weise durchgeführt, wie man es nur von der katholischen Kirche gewohnt war. Unter Jakob I., der als seitheriger König von Schottland der presbyterianisch-calvinistischen Kirche angehört hatte, wurde es nicht besser, sondern schlimmer. Dieser unfähige Monarch schwärmte mit einem Male derart für die bischöfliche Verfassung, daß er den demüthig bittenden Nonconformisten, d. h. allen nicht zur Staatskirche Gehörigen, damit drohte, er werde sie aus dem Lande hinaushetzen lassen, wenn sie nicht zur Conformität zurückkehren würden. Ja, er zeigte sich den Katholiken weit geneigter und trotz der Pulververschwörung, mit welcher diese ihn und das Parlament in die Luft zu sprengen beabsichtigt hatten, wurden die bescheidenen, anspruchslosen Puritaner bei jeder Veranlassung hinter jene zurückgesetzt. Die gesteigerten Mißhandlungen und verschärften Angriffe trieben allmählig die Verfolgten zur Feindschaft gegen den König und das Königthum überhaupt. Zur Zeit der gesegneten und im großen Ganzen gerechten und weisen Regierung der Elisabeth hatte kein Nonconformist an dem Rechte des Königthumes gezweifelt. Die Verdienste der Königin um das Wohlbefinden des Landes, um den Schutz des Protestantismus, um das Aufblühn von Handel und Gewerbe waren zu bemerkbar, als daß man sie so leicht hätte übersehen können. Selbst

Diese neu hervortretende Hinneigung zum römischen Wesen reizte, stärkte aber auch den calvinistischen Geist unter den Puritanern. Sie erzürnten sich ärger als je zuvor, eigensinniger beharrten sie bei ihren Satzungen und begannen schließlich ihre Gegner bitterlich zu hassen; sie beteten eifrig zu dem Gott der Rache und beschäftigten sich zuletzt mehr mit dem Alten Testamente, als mit Christus und mit Paulus. Die Namen für ihre Kinder wählten sie aus der Reihe der Patriarchen und Gotteskämpfer des Volkes Israel, mit welchem sie sich selbst gern verglichen. Die Strenge der mosaischen Gesetze und der trotzig-harte Sinn der Juden wurde ihr Vorbild. Danach wandelten sie ihre Sprache, ihre Haltung, ihre Kleider. Heitere Gemeinsamkeit erschien ihnen verdächtig; als Sünde galt es schon, wenn Freunde ein Glas Wein zusammen tranken oder Schach spielten, wenn die Männer der Jagd oblagen, die Frauen künstliche Locken trugen, die Mädchen musizirten, die jungen Bursche zu Tanze gingen. Jede Weltfreude galt für verwerflich. Während vor den Fenstern munterer Sang und Klang ertönte, saßen sie mit Weib und Kind drinnen im Zimmer und lasen abwechselnd in der Schrift, seufzten und winselten und sangen Psalmen bis tief in die Nacht. Den feierlichen Ruf der Orgel erklärten sie für papistische Verführung. Religiöse Darstellungen und Gemälde waren ihnen ein Greuel, nur ein Bild Christi oder der Apostel fand Gnade vor ihren Augen. Den strengen Puritaner, sagt der englische Geschichtschreiber Macaulay, dem wir in dieser Schilderung gefolgt sind, kannte man gleich unter Anderen an seinem Gange, seiner Tracht, seinem schlichten Haar, dem sauertöpfigen Ausdruck seines Angesichts, am aufwärts gekehrten Weißen seiner Augen, am näselnden Ton, in dem er sprach, und vor Allem an seiner besonderen Art zu reden. Bei jeder Gelegenheit brachte er Bilder und Ausdrücke der Schrift an. Bildliche Ausdrücke, die, der kühnsten lyrischen Dichtkunst eines entfernt liegenden Zeitalters und Landes entnommen, auf Alltagsangelegenheiten des englischen Lebens übertragen wurden, das waren die auffallendsten Eigenthümlichkeiten dieses Kauderwelsch, das nicht ohne Grund den Spott der Hochkirchlichen und Freigeister erregte. Der Hof und der König fanden ihre Freude daran, die ernsten und strengen Puritaner zu kränken und zu verletzen. Ihnen zum Trotz hatte Jakob die Entheiligung des Sonntags, auf dessen Feier die Puritaner gerade den höchsten Werth legten, befohlen. Die Geistlichen empfahlen von der Kanzel „das Buch der Lustbarkeiten", welches von den erlaubten Sonntagsvergnügungen handelte. So gelangte der Leichtsinn gegenüber Denen, die auf strenge Zucht und Ehrbarkeit hielten, zu einem Privileg, und auch sonsthin ward nichts unterlassen, um die stillen und glaubenseifrigen Calvinisten gegen Staat und Kirche aufzubringen.

Als der Nachfolger Jakob's, der eben so unglückliche wie gewissenlose Karl I., welcher auf dem Blutgerüste geendet hat, die Regierung übernahm, befand sich das Parlament bereits in einer sehr bedenklichen Stimmung. Es besaßen die Puritaner schon die Macht, dem herrischen Gelüste des Königs entschieden entgegenzutreten. Dennoch wagte er es, den Vernichtungskampf gegen diesen Theil seiner Unterthanen, wie gegen die Freiheiten und Rechte der gesammten Nation, mit einem unsinnigen Eifer fortzusetzen. Erzbischof

Laud, des Königs rechte Hand in kirchlichen Dingen, ein Gönner des Katholizismus, welcher nur ungern den ihm von Rom aus angebotenen Kardinalshut zurückgewiesen hatte, verlieh der Abendmahlsfeier eine nahe an das Meßopfer streifende Gestalt und übte als Vorsitzender der „hohen Kommission" einen empörenden Druck auf jeden freierdenkenden Geist. Sogar in Schottland wurde die bischöfliche Verfassung der Hochkirche und die neue Liturgie gewaltsam eingeführt. Da — es war im J. 1637 — brach der heilige Zorn des Volkes los.



Der sterbende Puritaner.

Als der Priester in der St. Gileskirche zu Edinburg den Gottesdienst nach den neuen Vorschriften zu halten begann, erhob sich plötzlich eine Frau, warf ihren Stuhl nach ihm und schrie: „Elender Wicht, willst Du vor meinen Ohren Messe lesen? Steiniget den Pfaffen!" Die Empörung begann. Sofort sammelte sich eine ansehnliche Schar von Abgeordneten aus allen Ständen zum Schutze der schottischen Kirche, um den alten Covenant zu erneuern. Es galt, wie sie erklärten, der Vertheidigung der reinen Lehre, die sie mit Waffengewalt schützen wollten; es galt hier in England dem Kampfe gegen den Katholizismus, der seine Vertreter am Hofe, in der Umgebung der Königin sowie in den höchsten Beamtenkreisen hatte. Es galt zu verhüten, daß England nicht ein gleiches Schicksal treffe wie das unglückliche Frankreich, welches unter der Faust seiner mit der Geistlichkeit eng verbundenen Machthaber schmachtete. Die höchsten Güter der Nation, die heiligsten Interessen der Familie und des Herzens sollten mit Ernst geschützt und gerettet werden. Bald gesellte sich noch ein anderer Umstand höchst trauriger Art hinzu, um die puritanische Gesinnung weiter zu verbreiten und zu steigern. In Irland, wo viele tausend

englische Ansiedler, sämmtlich Protestanten, die Güter der Krone in Besitz hatten, entfesselte ein schrecklicher Aufstand den Haß der katholischen Ureinwohner. Sie fielen über die Fremden her, und in Hütten wie in Palästen, in den Städten wie auf dem Lande begann ein schauerliches Blutvergießen. An 40,000 Protestanten fielen der Glaubenswuth zum Opfer. Dem Entsetzen, welches diese Kunde verbreitete, folgte der laut ausgesprochene Verdacht, daß der irische Protestantenmord auf Anstiften des Königs geschehen sei. Karl I. galt allgemein als heimlicher Theilnehmer desselben. Solches erfüllte die ganze Insel mit Furcht vor den Papisten; es zitterte das Volk vor einer allgemeinen papistischen Schilderhebung, zumal der König Alles that, um als Freund und Verbündeter der römischen Kirche angesehen zu werden.



Kampf zwischen Rundköpfen und Kavalieren.

Im November 1640 war das so oft genannte „lange Parlament" zusammengetreten, entschlossen, seinerseits auch den Kampf gegen die Vergewaltigung von Staat und Kirche aufzunehmen, wie es die Schotten bereits gethan. Zwei große Parteien standen sich in demselben gegenüber. Die eine, die der „Kavaliere", hielt treu zum Könige, die andere, die der „Rundköpfe", vertrat die Sache der Freiheit, der Reform und des Evangeliums. Diese letztere bestand meist aus kleinen Gutsbesitzern, Kaufleuten und Krämern; aber auch vornehme, hochangesehene Männer befanden sich unter ihnen. Von vornherein trennte kein wesentlicher Streit die beiden Parteien. Fast einstimmig setzten sie den Minister Strafford und den Erzbischof Laud in Anklagezustand. Beide wurden als Hochverräther zum Tode verurtheilt. In Folge einer Petition von 15,000 Londoner Bürgern wurde eine scharfe Bill „zur Abschaffung des Aberglaubens und des Götzendienstes" eingebracht, durch welche vor Allem die bischöflichen Rechte eine Beschränkung erfuhren und den

seither bedrückten, verfolgten, verbannten Puritanern die Heimat wieder geöffnet wurde. Nicht lange nachher begann die große puritanische Rückwanderung nach England. Tausende, die jahrelang im Auslande ein kummervolles Dasein geführt und in Noth und Vereinsamung verhärtet waren, kehrten ins Vaterland zurück. Aller Orten tauchte zugleich, wie mit einem Schlage, eine immer steigende Anzahl freiheitsdurstiger, entschlossener, dabei tiefreligiöser Männer auf, welche, mit den alten Puritanern eng verbunden, unter dem Namen Independenten Forderungen erhoben, die weit über den bisherigen Presbyterianismus hinausgingen. Unbefriedigt von der 1643 beschlossenen Aufhebung der Bisthümer und von der neueingeführten schottischen Presbyterialverfassung, arbeiteten sie daran, daß die Mitglieder der Gemeinde sich einer vollen Unabhängigkeit erfreuen möchten. Selbst das Ansehen und die Macht der Geistlichen und Aeltesten über die Kirchengenossen erschien ihnen wie ein Gewissensdruck; auch die Verbindung zu einer Gesammtkirche mißbilligten sie und begehrten Selbständigkeit für jegliche Gemeinde sowie Wahrung der Freiheit, mit anderen Gemeinden in Verbindung zu treten. Weitaus bestanden diese entschiedenen Reformirten aus frommen und sittenstrengen Leuten. Ihre Glaubensübungen, so einfach sie waren, hatten doch etwas tief Ergreifendes, besonders ihre Abendmahlsfeier. Dieselbe begann an einem Mittwoch mit Fasten. Das Beten und Predigen währte bis gegen Abend. Am Sonnabend wiederholte sich diese Vorbereitung; am Sonntag, dem eigentlichen Festtage, folgten ununterbrochen Gebete, Ansprachen, Predigten bis in die Nacht, und auf ähnliche Art fand am Montag der Schluß der Feierlichkeit statt. Bei den gewöhnlichen Gottesdiensten herrschte im Grunde wenig regelmäßige Ordnung. Nachdem einer von den Aeltesten einen Bibelabschnitt vorgelesen und ausgelegt hatte, ergriff von den Anwesenden, wer sich dazu getrieben fühlte, das Wort und ermahnte und betete. Jeder äußere Schmuck war verpönt, Alles nur auf die Heiligung des innern Menschen angelegt. Die Gläubigen versammelten sich in Privathäusern und blickten mit Stolz auf Diejenigen herab, welche noch ferner der öffentlichen Kirche angehörten. Unversöhnlicher Haß gegen allen Zwang und alles Gewohnheitsmäßige loderte in jeder Brust eines solchen echten Independenten.

Während König Karl, der Wuth des über seine Gewaltthätigkeit erbitterten Volkes entfliehend, in Nottingham die Fahne des Bürgerkrieges aufpflanzte und mit dem vom Parlament gegen ihn entsendeten Heere den Kampf aufnahm, beschäftigte sich ein Religionsausschuß auf dem Kirchentag zu Westminster mit der Neugestaltung der englischen Kirche. Der Bund mit dem schottischen Covenant wurde geschlossen und am 15. September 1643 erhoben sich in feierlichem Gottesdienste die Vertreter beider Nationen, um beim Namen Gottes die Heilighaltung des Bundes sich anzugeloben. So freudig ein großer Theil der Puritaner dies Ereigniß begrüßte, so laut erhoben nun im Gegensatze zu ihnen die Independenten den Ruf nach Freiheit für jede Glaubensmeinung, für jedes Gewissen des Einzelnen.

Auch noch in anderer Weise thaten sie sich hervor. Wie immer, wenn große Ereignisse sich ankünden und gewaltige Umwälzungen in Staat und

Kirche eintreten, die feurigen Geister von dem Glauben ergriffen werden, daß das „Reich Gottes“ vor der Thüre sei und daß sie sich für berufen halten, einen Zustand sittlicher Vollkommenheit herbeizuführen, so traten auch jetzt unter den Independenten Propheten auf, welche die Erfüllung aller frommen Wünsche weissagten, das tausendjährige Reich Gottes predigten und sich mit ihren Anhängern als die „Auserwählten Gottes“ betrachteten. Man nannte sie spottweise „die Heiligen“. Wie George Fox, der Schuhmacher, von dem später erzählt wird, auf seiner Wanderschaft Alle, die ihm begegneten, anredete, als ob er ein vom Himmel gesandter Prophet sei, so durchzogen Männer und Frauen die Straßen Londons, ermahnend und weissagend, und John Bunyan, der Kesselflicker, eiferte gegen die Sünden der Welt, durch welche allein das Reich Gottes noch aufgehalten würde.

Dieser merkwürdige Mann war, wie er selbst erzählt, von ganz geringer Herkunft. Seines Vaters Haus war wol das armseligste im ganzen Lande. Aber frommer Ernst bewachte seine Jugend. In seinem fünfzehnten Jahre schon in das Parlamentsheer eingetreten, focht er mit gegen König Karl. Aber das wüste Soldatenleben gefiel ihm nicht. Er kehrte nach Hause zurück und verheirathete sich. Im neuen Haushalt gab es zwar keinen Löffel und keine Schüssel, aber wol erbauliche Schriften und andächtigen Sinn. Der Einfluß der jungen Frau und die Beschäftigung mit der Bibel erfüllten den jungen Kesselflicker mit geistlichen Sorgen. Er machte sich Vorwürfe wegen der Sünden seiner Jugend; über seine Erwählung und Berufung erfüllten ihn schwere Bedenken. Im Traume hatte er Gesichte und hörte Stimmen, wie die: „Willst Du die Sünde loslassen oder sie behalten und in die Hölle fahren?“ Er glaubte, Gott habe ihn verworfen und verdammt, weil er Christum verrathen habe und von einem bösen Geiste besessen sei. Einmal zitterte er vor Angst und seine Kniee schlotterten, ein andermal war es ihm, als ob ihn ein inneres Feuer verzehren wollte. Bald redete er mit Gott, bald zerrte der Teufel an seinen Kleidern. Zwei und ein halbes Jahr dauerte dieser Zustand der Angst und Verzweiflung. „Eines Tages“, erzählt er, „ging ich in eine benachbarte Stadt und setzte mich auf der Straße auf eine Bank und fiel in ein tiefes Sinnen über den gräßlichen Zustand, in den mich meine Sünde versetzt hatte. Und nach langem Nachdenken erhob ich das Haupt und es däuchte mich zu sehen, als ob die Sonne, die am Himmel schien, sich sträubte, mir ihr Licht zu geben, und als ob selbst die Ziegel auf den Dächern sich gegen mich zusammenthäten. Sie verabscheuten mich und ich sollte nicht länger unter ihnen weilen, weil ich gegen den Heiland gesündigt hatte. O, wie war jedes Geschöpf glück-



Porträt von John Bunyan.

licher als ich! Nur ich allein war verloren.“ — Endlich kam ihm doch der Friede; er gewann das Bewußtsein von der Gnade Gottes, daß auch er ein Auserwählter und zur Seligkeit bestimmt sei.

Nun wurde seine Seele hell, froh und glücklich. Er schloß sich an die Gesellschaft der Baptisten oder der Täufer an, welche die Taufe der Kinder verwerfen und zuerst die Erwachsenen taufen, und begann voll Kraft und Wärme zu predigen. Seine Zuhörer schwammen oft in Thränen der Rührung. Die schlichten Handwerker und Taglöhner, Knechte und Mägde, die sich um ihn sammelten, waren tief ergriffen, wenn er, der selbst ihres Gleichen war, ihnen von Buße und Gnade predigte, ihnen die Sünden vorhielt und sie auf den Knieen anging, die Barmherzigkeit Gottes für sich anzuflehen. Den Gebildeten und Vornehmen erschien die Bildersprache und die Volksthümlichkeit seiner Rede meist sehr abgeschmackt; aber unter den Armen war sein Platz. Er schrieb eine Reihe von erbaulichen Schriften, von denen des „Christen Pilgerreise“ die berühmteste und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Tausende hingen an seinem Worte; mit wunderbarer Verehrung wurde der Volksprediger, wo er erschien, aufgenommen und mit reißender Schnelligkeit wuchs seine Gemeinde, kraft seines Ansehens.

Wie Bunyan, so wanderten damals viele Propheten im Lande umher. In ihren Gebetsversammlungen ging es oft seltsam genug zu. Die geistige Erregtheit und die religiöse Erschütterung verbreitete sich wie ein elektrischer Strom; man fing an zu singen, zu springen, zu jauchzen. Die Freude, welche das Bewußtsein, von Gott erleuchtet und begnadiget zu sein, erweckte, vereinte sich mit der zweifellosen Erwartung, daß in aller Kürze das Reich des Antichristes vernichtet werde, und man begann sich bereits hier und da auf den jüngsten Tag vorzubereiten. In London, der „heiligen Stadt“, wie sie sie nannten, strömten viele Pilger zusammen, die hier die letzten Dinge erleben wollten. „Der Ostermorgen der Welt“, riefen sie, „ist nahe; über ein Kleines, so werdet ihr des Herrn Stimme vernehmen. Dann feiert das Lamm seine Hochzeit mit dem Volke Gottes; dann kommt Friede und Freiheit ewiglich!“ Mit großartiger Begeisterung gaben sich die Eifrigsten dem Kampfe für die Herrlichkeit Christi hin und suchten und warteten auf die volle Gnade. Die Religion war wieder eine Macht geworden, sie erfüllte und ersetzte alle anderen Beziehungen; weitherzig duldete man jeden Glauben, wenn er sich nur als lebendig, d. h. im Streben nach Gerechtigkeit und Heiligkeit, erwies. Aus der Reihe dieser vorgeschrittensten Puritaner ging jene heldenmüthige Reiterschar hervor, mit welcher Cromwell die Zukunft seines Volkes gerettet hat.

Oliver Cromwell, ein wohlhabender, angesehener und gebildeter Landedelmann, geboren zu Gubbington am 25. April 1599, war von jeher ein strenger Puritaner gewesen. Der calvinistische Glaube bildete den Inhalt seines Lebens; was er unternahm, that er nur, nachdem er Gewißheit erlangt, es sei ein Werk des Herrn. Sobald er aber den ewigen Rathschluß Gottes erkannt zu haben glaubte, so setzte er auch an dessen Vollführung seine ganze Kraft. In allen Stücken fühlte er sich wunderbar von des Herrn Geist getrieben, geleitet und getragen. Er hatte blos eine Leidenschaft, nämlich Gott

zu fürchten und nichts gegen seinen Willen zu thun. In zweifelhafter Lage wartete er stets die Eingebung des Himmels ab, ehe er seine Entschließung faßte. Sein häusliches Leben war mit lieblichen Tugenden geschmückt; man kann sich kein innigeres, herzlicheres und in reicherem Maße christliches Familienleben denken, als das im Cromwell'schen Hause.

Bis zum Bürgerkriege hatte Cromwell in dem Parlamente, in welches ihn seit 1628 seine Mitbürger entsendet hatten, keine hervorragende Rolle gespielt. Als aber der eiserne Würfel fiel, stellte er sein Vermögen, sein Leben und Alles der Sache der Freiheit zur Verfügung. Als Offizier im Parlamentsheer übernahm er den Befehl über eine von ihm gebildete und auserwählte Reitertruppe, aus der Zahl der ehrenwerthesten und strengsten Puritaner. Es war bei Marston Moor, im Sommer 1644, als er die schon verlorene Schlacht durch einen der kühnsten und blutigsten Reiterangriffe wiederherstellte und dem Heere des Königs einen überaus empfindlichen Schlag beibrachte. Von nun an waren Aller Augen auf ihn und seine finster blickenden, todesmuthigen „Eisenseiten" gerichtet. Wo sie erschienen und der Schlachtruf: „Der Herr Zebaoth ist mit uns!" ertönte, da war der Sieg gewiß. Bald stand durch Cromwell's Eifer der tapferen Armee der königlich gesinnten „Cavaliere" ein für Recht und Glaube begeistertes, unwiderstehliches Volksheer gegenüber. Im ganzen Lande wurden die Theater und Biergärten geschlossen, Buß- und Bettage veranstaltet. Die besten Männer stellten sich unter Cromwell's Anführung in das Heer ein. Die Puritaner gewannen wie im Heere auch in der Kirche die Oberhand und zugleich mit den alten Geistlichen verschwanden Priesterkleider und Orgeln. Dank der uneigennützigen und rast-



Oliver Cromwell.

losen Arbeit des hochangesehenen Cromwell war binnen Kurzem das Land und die Armee reformirt; die letztere eilte von Sieg zu Sieg und der bedrängte König sah keine andere Rettung, als sich in die Arme seiner ersten Feinde, der Schotten, zu werfen. Das war das Werk der streitbaren Heiligen, jener mäßigen, ernsten, sittlichen Männer, welche durch Selbstbeherrschung, Ordnung und pünktlichen Gehorsam zuletzt eine unwiderstehliche Macht bildeten. Jeder Schlachttag galt ihnen als ein Tag des Triumphes. Sie nannten sich „Streiter Gottes". Im Lager hörte man keinen Fluch, keinen Schwur; man sah da weder leichtfertige Spieler noch unmäßige Trinker. Dagegen hörte man häufiges Beten und sah oft, wie in den Zelten Diejenigen, die eben aus dem Kampfe gekommen waren, als Bußprediger die andächtigen Kameraden ermahnten und zu Dank- und Lobliedern ermunterten. — Cromwell selbst trat oft hin vor seine Offiziere mit dem Worte Gottes, seufzte mit ihnen nach der Gnade und stärkte seine „Eisenseiten" im Glauben, daß sie Gott dazu bestimmt habe, den Tag der Heimsuchung und seine heiligen Gerichte herbeizuführen. Sein Glaube war der Glaube Aller. Jeder Einzelne dachte wie sein Anführer. Nicht selten klagten die dem Tode nahen, schwerverwundeten Männer nur um das Eine, daß Gott sie nicht länger zu Werkzeugen seiner Rache gebrauchen wolle. — Als Cromwell auch die Schotten geschlagen und den König in die Gewalt des Heeres gebracht hatte, rief er begeistert aus: „Die Gnade des Herrn war mit mir; der Herr selbst hat sich zu seinem Volke bekannt, welches ihm wie sein Augapfel ist." Er ließ sofort für die neue, wunderbar große Gnade einen allgemeinen Dank- und Bettag veranstalten. Als aber das Parlament sich von dem siegreichen Independentenheere abwendete, reifte in ihm der Plan, der entschiedenen puritanischen Partei die Oberhand zu verschaffen: „Denn der Herr hat jene verworfen und würdigere Werkzeuge für sein Werk erwählt!" — Dahin ging seine Ueberzeugung. In diesem Sinne reinigte Cromwell das Parlament von allen unlauteren und unzuverlässigen Elementen und mit Hülfe des übrigbleibenden „Rumpfparlamentes" wurde dem Könige der Prozeß gemacht. Zu Ehren der Wahrheit sei es gesagt, Cromwell ging nicht von vornherein auf den Tod des Königs aus; je mehr aber die Treulosigkeiten Karl's I. zu Tage traten, desto schwieriger wurde eine friedliche Ausgleichung. Nicht leichtsinnig oder in blindem Rachedurst, sondern wie er glaubte nach den Vorschriften des mosaischen Gesetzes und im Namen Gottes, schritt er erst nach langem Bedenken zu dem Aeußersten. Zwei Tage lang schwankte man im Kriegsrathe hin und her. „Wir hatten", erzählt ein Betheiligter, „zwei Tage mit Beten und Suchen in der Schrift zugebracht. Dann mahnte Cromwell zur ernsten Prüfung all' unserer Handlungen. Wir beichteten uns unsere Sünden und konnten vor bitterem Weinen kaum reden. Und nun lenkte der Herr unsere Schritte. Wir erkannten unsere Pflicht, gegen den Feind zu kämpfen und den Blutmenschen zur Rechenschaft zu ziehen für all' das Unheil, das er der Sache des Herrn und dieser armen Nation angethan hatte. Unser Beschluß über das Haupt des unseligen Karl geschah auf Befehl Gottes."

Am 19. Mai wurde England zur Republik erklärt. Im Auftrage des neuen puritanischen Staates züchtigte Cromwell zuerst das katholische Irland,

unterwarf sodann das presbyterianische Schottland, das die Sache Karl's II. zu vertheidigen gewagt hatte, und sprengte endlich das Rumpfparlament, um an seine Stelle das „Parlament der Heiligen" zu setzen. Es waren das Leute, von denen er hoffte, daß sie den Herrn kannten und von seinen wunderbaren Führungen Erfahrung hätten, die darum wol mit der höchsten und heiligsten Sorge für das Volk Gottes betraut werden könnten. Und in der That waren es die eifrigsten und unbeugsamsten Independenten, Männer von erprobter Treue und Ehrbarkeit. „Wir sagen Euch", redete sie Cromwell an, „daß wir uns nicht die Wahl eines Einzigen gestattet haben, von dem wir nicht die gute Hoffnung hatten, daß in ihm Glaube an Christus und Liebe zu seinem Volke wohne. Eure Berufung war ein Bekenntniß zu Christo und Ihr bekennt ihn, indem Ihr hier vor ihm erscheint; damit zeigt Ihr, daß dies der Tag der Herrschaft Christi ist. Das ist einer der großen Erfolge, die Gott aus so viel Blut und Kampf hat hervorgehen lassen, daß er seine Heiligen zur höchsten Gewalt berufen hat, und das ist die höchste Gnade, die er nach seinem Sohne gewährte." So sprach der Mann, der bald darauf zum Haupt des Staates, zum lebenslänglichen Protektor erwählt wurde, aber die ihm übertragene Macht nicht länger tragen zu wollen erklärte, als sie mit dem Werke Gottes in vollem Einklang stehe. Man kann den außerordentlichen Mann nicht völlig freisprechen vom Vorwurf der Härte und des Ehrgeizes; aber mit beiden stand er im Dienste der Gewissensfreiheit und der Wohlfahrt seines Volkes. Persönlichen Gewinn suchte er nicht. „Wollte ich solchen," sprach er einmal, „ich müßte mich selbst verfluchen, denn ich weiß, Gott würde mich verfluchen. Ich habe zuviel von Gott gelernt, um gegen ihn kühn zu sein." Um die Reformation Englands im höchsten Sinne und um die Interessen des Volkes Christi handelte es sich ihm, um Freiheit des Glaubens und des Gewissens für Jeden, der am wahren Christenthum festhalte, wenn er auch hinsichtlich der Lehre des Gottesdienstes und der Verfassung seine eigene Meinung habe. Die kirchlichen Angelegenheiten, die Herstellung des Evangeliums, die Pflege von Gottesfurcht, Treue und Glauben standen in erster Reihe; die Rathschlüsse Gottes sollten sich nunmehr erfüllen. So verbrachte das Parlament seine erste Sitzung im Gebete; von Morgens acht bis Abends sechs Uhr wechselten die Mitglieder im Beten und in frommer Rede ab. Eine Menge reformatorischer Gedanken, welche früher stets gescheitert waren, wurden ausgeführt. Unter andern wurde die Eheabschließung dem weltlichen Richter übertragen, der Zehnten abgeschafft, die Wahl der Geistlichen den Gemeinden überlassen, die reichen Pfründen wurden eingezogen und der Staat übernahm die Besoldung der Prediger. Eine Kommission, eine Art geistliches Kriegsgericht, erhielt den Auftrag, die Prediger in Bezug auf ihren Lebenswandel, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse, ja auch in Bezug auf den Glauben, ob sie von der Gnade ergriffen seien, zu prüfen. Die eiserne Energie und Härte, mit welcher Cromwell seinen Umgestaltungsplan verfolgte, war seinen Absichten gemäß so groß, daß selbst viele seiner alten Freunde sich von solcher Entschiedenheit erschreckt von ihm abwendeten. Aber unbeirrt steuerte er das Schifflein nationaler Wohlfahrt durch die wogende Brandung.

Bei den meisten der von ihm durchgesetzten Maßregeln vereinigte sich der Gedanke eines großen evangelischen Regenten mit dem Blicke eines gewiegten englischen Staatsmannes. Mit hochherzigem Sinne hielt er sein Auge auf die Sache des Evangeliums in der ganzen Welt gerichtet. So trat er als Beschützer der bedrückten Glaubensgenossen in Savoyen, in Frankreich und in Spanien ein. Ob Krieg oder Frieden, das machte er lediglich von dem protestantischen Interesse abhängig. Der Haß gegen das Papstthum war in ihm Fleisch und Blut geworden. „Wenn der Papst", sagte er einmal, „uns reizt, so will ich eine Fregatte nach Civita-Vecchia schicken und er soll den Donner meiner Kanonen in Rom vernehmen!" Er verweigerte das Bündniß mit Spanien, weil man dort die von ihm gestellte Bedingung der Aufhebung der Inquisition nicht erfüllte. Er verband sich dagegen mit Frankreich, als ihm zugesichert worden war, daß die Hugenotten sicher und unbehelligt leben sollten. So erhob er England zur Schutz- und Großmacht des Protestantismus. Als er an seinem Geburtstage, dem Glückstage seines Lebens, an dem er so manchen Sieg errungen, den übermäßigen Aufregungen und Anstrengungen, denen er sich hingegeben, erlag (3. Sept. 1658), war sein letztes Wort ein Gebet für die Kirche und für die Freiheit Englands. Mit ihm sank beides, Freiheit und Friede, in das Grab. Nur ein Mann von seiner Geistesgröße und sittlichen Uebermacht hatte die neue Ordnung der Dinge aufrecht halten können. Die volle Bedeutung des erlittenen Verlustes wurde selbst unter den Puritanern nur theilweise empfunden. Unter denen aber, welche Cromwell's Größe am meisten gewürdigt hatten, befand sich auch der hochgefeierte Dichter John Milton. Dieser merkwürdige Mann hat mitten unter den heiligen Streitern gestanden, welche die Auferstehung ihrer Nation begeistert gepriesen haben.

John Milton war im Jahre 1608 geboren. Sein Vater hatte sein Erbe eingebüßt, weil er die katholische Kirche verlassen hatte. Für den jungen John gab es kein höheres Streben, als sich des Vaters Frömmigkeit, Hingebung und Begeisterung für die Freiheit zu eigen zu machen. Mit großer Sorgfalt erzogen, erwarb sich der hochbegabte Jüngling rasch alle Ehren und Auszeichnungen der Universität. Unbefriedigt von den öffentlichen Zuständen unter Karl I. lebte er in der Stille des väterlichen Hauses dem Studium des Alterthums, Shakespeare's und der Dichtkunst. Seinen Blick schärften Reisen, welche er im dreißigsten Jahre nach Frankreich und Italien unternahm. Eben gedachte er seine Wanderung nach Griechenland zu lenken, als ihn die Kunde von dem begonnenen Freiheitskampf nach London zurückrief. Er wollte nicht feiern, während seine Mitbürger um die höchsten Güter blutig rangen; denn er war von jeher voll puritanischen Eifers gewesen. Sofort betheiligte er sich durch Streitschriften voll Geist und Feuer an dem Kampfe. Er schrieb über die Reformation in England und ihre Hindernisse, über den Hochmuth der Prälaten und die Leerheit der kirchlichen Ceremonien, über das Recht der Könige und die Freiheit der Presse. Ein philosophischer Einsiedler, hielt er sich fern vom Lärm der Waffen, aber seine Flugschriften schadeten der Sache des Königs und der Bischöfe unendlich mehr, als viele Schwerter. Und als das Haupt des Königs gefallen war, ergriff er die Feder von Neuem,

um die Vertheidigung seines Volkes vor dem Auslande, hinsichtlich des Vorwurfes des Königsmordes, zu übernehmen. Cromwell zog den frommen Dichter und geistreichen Schriftsteller in seine unmittelbaren Dienste und als lateinischer Sekretär des Staates hat Milton mit bewundernswerthem Geschick die religiöse und bürgerliche Freiheit verfochten. Aber er hat auch Cromwell vor dem zur Despotie führenden Abwege gewarnt und ihm das Wort zugerufen: „Wahrlich, Du selbst kannst ohne uns nicht frei bleiben. Wer Anderen die Freiheit nimmt, verliert sie selbst zuerst.“ Milton war ein echter, voller Independent, der sich zuletzt von jeder öffentlichen Kirche wegwendete und in der Stille seines Hauses seinem frommen Glauben lebte. Nach vielem häuslichen Elend hatte er in Folge seiner angestrengten schriftstellerischen Thätigkeit das Licht der Augen verloren. Blind und einsam widmete er sich nun ganz der religiösen Dichtkunst und verfaßte das Meisterwerk, das seinen Namen unsterblich machte: „Das verlorene und das wiedergewonnene Paradies.“ Er erlebte den ganzen Jammer der Restaurationsperiode, und als er im Jahre 1674 starb, da schied er hin ohne Hoffnung aus seinem irdischen Vaterlande, mit wehmüthiger Erinnerung an bessere Tage.


John Milton.

Denn bereits seit 1660 saß der Sohn des hingerichteten Königs, der aus der Verbannung zurückgekehrte Karl II., auf dem Throne, mit dem Racheburst im Herzen und entschlossen, alle Spuren der Revolution zu verwischen, ja, wenn irgend thunlich, den Katholizismus ganz und gar wieder zurückzuführen. Er selbst ist zwar erst auf dem Todtenbette zur römischen Kirche übergetreten; allein er zeigte sich von Anfang an als ein geschworner Feind des Evangeliums. Zunächst wurde die bischöfliche Kirche wieder hergestellt und die Verfolgung und Bestrafung der Puritaner ins Werk gesetzt. Fortan wurde es Bedingung bei der Uebernahme jedes öffentlichen Amtes, daß der Betreffende den Supremat — die Oberherrlichkeit des Königs über die Kirche — feierlich anerkannte, den Covenant abschwor und das Abendmahl in einer bischöflichen Kirche empfing. Niemand wurde ferner zur Predigt auf einer englischen Kanzel zugelassen, der nicht von einem Bischofe geweiht worden war und gelobt hatte, sich streng an die kirchlichen Verordnungen zu halten. So waren denn alle Puritaner ausgestoßen und geächtet. Mehr als zweitausend ihrer Geistlichen mußten an einem Tage Haus, Hof und ihre Gemeinden verlassen. Jede Privatandacht von mehr als fünf Personen blieb verboten; die „Fünf-Meilen-Akte“ drohte allen ehemaligen Geistlichen, die sich ihren Gemeinden oder einer Stadt auf fünf Meilen nähern würden, mit hohen Strafen, und die Gefängnisse füllten sich mit Dissenters und Nonconformisten aller Art, welche diese unsinnigen Gebote nicht hatten beobachten wollen.

Männer wie Bunyan, der, als Fuhrmann verkleidet, sich zu seiner Gemeinde geschlichen hatte, wurden verfolgt und eingekerkert. Zwölf Jahre blieb der Genannte in seinem Gefängniß — sein ganzes Verbrechen bestand darin, daß er weder durch Strenge noch durch Milde für die Hochkirche zu gewinnen war. Gegen die Versuche Karl's II., den Katholiken in England Eingang zu verschaffen und ihren Einfluß zu vermehren, erließ das Parlament die Testakte vom Jahre 1673, welche von jedem Beamten den Eid der Treue, die Anerkennung der Staatskirche und die Verwerfung des römischen Meßopfers forderte. Auch diese gegen die Papisten gerichtete Maßregel vermehrte den Druck, womit man die Puritaner heimsuchte; nicht blos sie, sondern auch die milder und versöhnlicher gestimmten Presbyterianer fühlten sich dadurch auf das Schärfste betroffen.

Diese Letzteren hatten Alles aufgeboten, um einen erträglichen Zustand herbeizuführen. Einer ihrer edelsten Führer, Richard Baxter, war sogar Kaplan des Königs geworden. Aber auch er unterlag der Verfolgung. Baxter hatte sich von früh an in puritanischen Kreisen bewegt und war durch dieselben Gewissenskämpfe wie sein nur wenig Jahre älterer Zeitgenosse Bunyan hindurchgegangen. Manches Jahr verbrachte er in Todesgedanken und unter Seelenängsten, bis er den Glauben an seine Erwählung fand. Gleich im Anfange der Umwälzung war er als Hülfsprediger in das Städtchen Kidderminster berufen worden und entrann mit knapper Noth den Schreckenstagen, als bei Ausbruch des Bürgerkrieges die „Rundköpfe“ oder Puritaner von den „Cavalieren“ niedergeschlagen wurden. Er hatte dann kurze Zeit im Heere als Kaplan eines Cromwell'schen Regiments gedient, sich aber von der Independentenpartei zurückgezogen und in Kidderminster eine reichgesegnete Thätigkeit entfaltet. Er billigte weder die Hinrichtung des Königs noch liebte er Cromwell. In stiller Zurückgezogenheit verfaßte er außer der berühmten Schrift: „Die ewige Ruhe der Heiligen oder von dem seligen Zustand in der Vereinigung mit Gott in der Herrlichkeit“ eine ganze Reihe frommer und friedfertiger Bücher, welche, über das Land verbreitet, das Verlangen nach Frieden, Versöhnung und Heilung der Risse und Klüfte zwischen den kirchlichen Parteien erweckte. Das Friedensbedürfniß war das Einzige, was ihn zu Karl II. zog, und im Vertrauen auf dessen Zugeständnisse und Gelöbnisse folgte der gefeierte Mann dem Rufe des Königs. Er vermochte jedoch in dessen Nähe wenig Uebles zu verhindern und nicht viel Gutes zu schaffen. Vergebens beschwor er den Regenten sogleich bei der ersten Audienz, doch das von Cromwell geschaffene Gute fortbestehen zu lassen, die kirchliche Freiheit zu achten und seinem Hasse Zügel anzulegen. Vergebens bemühte er sich weiterhin, eine Vermittelung zwischen den Presbyterianern und Hochkirchlichen zu Stande zu bringen. Die Absicht ging dahin, ihn zur königlichen Partei herüberzuziehen; deshalb bot man ihm ein Bisthum an; er lehnte dieses jedoch ab und bat um seine alte Pfarrei zu Kidderminster. Als er sich unbestechlich und fest gegenüber allen Verlockungen zeigte, erinnerte man sich seiner Theilnahme an der Revolution. Wegen aufrührerischer Predigten zur Rechenschaft gezogen, wurden seine Schriften zugleich mit denen Milton's verbrannt. Jedes öffentlichen

Amtes beraubt, lebte er nun in der Stille, bis Jakob II., Karl's Bruder und Nachfolger, ein erklärter Katholik, das Beispiel der Hugenottenverfolgung in Frankreich nachzuahmen begann. Zwar schrieb der schlaue Jakob, der Letzte aus dem Hause Stuart auf englischem Throne, „Gewissensfreiheit“ auf seine Fahne; aber nur, um den Katholiken alle Staatsämter und den Jesuiten den Hof und das Reich zugänglich zu machen. Strafprozesse gegen die Verdächtigen begannen aller Orten. Der Lord-Oberrichter Jeffrey, ein verbrecherischer, schurkischer Wüthrich, bemächtigte sich im Namen des Oberstrafgerichtes aller hervorragenden Männer, und eine Menge Mißliebiger oder Unzufriedener wanderte in die Gefängnisse.

Auch der friedfertige, edeldenkende Baxter, der einmal darüber geklagt hatte, daß man Leute, welche das Gebetbuch der Staatskirche nicht gebrauchen wollten, eingekerkert, ihres Eigenthums beraubt und aus ihrer Heimat vertrieben, verfiel, obwol von Alter und Krankheit gebeugt, dem Gerichte. Als er um einigen Aufschub behufs Vorbereitung seiner Vertheidigung bat, antwortete Jeffrey mit Wuthgebrüll: „Nicht eine Minute, und gälte es Dein Leben. Ich kann mit Heiligen so gut umspringen wie mit Sündern.“ Der Prozeß Baxter's erregte das größte Aufsehen. Unter allgemeiner Theilnahme fanden die Gerichtsverhandlungen statt. „Dies ist“, sagte Jeffrey, „ein alter Spitzbube, ein schismatischer Schuft, ein heuchlerischer Schurke. Er haßt die Liturgie. Er kann nichts leiden, als sein eigenes langweiliges Gewäsch ohne Buch“ — und indem er die Augen verdrehte und die Hände faltete, fuhr er in dem näselnden Tone, der zur Zeit der Vorherrschaft der Puritaner viel gehört ward, fort: „Herr, wir sind Dein Volk, Dein auserwähltes Volk, Dein liebes Volk.“ — Alle Versuche einer Vertheidigung erstickte der Oberrichter mit Spott- und Lästerreden und als Baxter selbst das Wort ergriff, schrie er ihn an: „Richard, Richard, meinst Du, wir gestatteten Dir den ganzen Hof zu vergiften? Du bist ein alter Spitzbube, Du hast so viel Bücher geschrieben, daß man einen ganzen Karren damit beladen kann, und jedes Buch ist vollgepfropft mit Aufruhr. Bei Gott dem Allmächtigen! ich will Dich und Deine ganze Sippschaft zermalmen.“ Das Urtheil lautete „Schuldig“. Als man aus den Reihen der Zuhörer Schluchzen vernahm, brüllte Jeffrey: „Weinerliche Kälber, seid stille!“ — Der Gerichtshof begnügte sich damit, den hochgefeierten Mann mit Gefängniß zu bestrafen. Das durfte damals als eine außerordentliche Milde angesehen werden; denn Puritaner wie Covenanter, welche sich nur geweigert hatten für Jakob zu beten, wurden gewöhnlich ohne Weiteres gehängt, erdrosselt, ertränkt, erschossen, verbrannt, wie es eben



Richard Baxter.

gerade paßte. Ja, schon ihren Gottesdiensten beizuwohnen galt für strafbar. Deswegen fanden dieselben meist zur Nachtzeit statt, und ausgestellte Wachtposten schützten vor Ueberraschung. In den Häusern befanden sich zur Sicherung geheime Fallthüren, durch welche die Theilnehmer entflohen. Die Prediger fanden Eingang durch Gärten und Hinterthüren. Kurz, die Verfolgung lag auf den Nonconformisten wie die Hand des Todes. Da kam es endlich zur Revolution von 1688; der König und seine Helfershelfer wurden vertrieben und an des flüchtigen Jakob's Stelle trat als Befreier Englands sein Schwiegersohn, der bisherige Statthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien. Es gelang diesem großen Fürsten, in England eine wohlmeinende, friedlich-protestantische Regierung aufzurichten. Blieb auch die bischöfliche Kirche, wie sie war, Staatskirche, so wurde doch den Nonconformisten, also auch den Puritanern, Raum neben derselben gewährt, und nur die Katholiken blieben von England ausgeschlossen.

Wilhelm von Oranien, ein Nachkomme jenes unvergeßlichen Wilhelm, der an der Spitze der Niederländer hundert Jahre zuvor die spanische Herrschaft gebrochen und der Gewissensfreiheit zum Siege verholfen hatte, dieser hochbegabte Staatsmann galt bisher schon als Schutz und Schirm der Reformirten. Erbitterter Gegner der französisch-römischen Pläne Ludwig's XIV., des Jesuitenfreundes, hatte er seit Jahren an der Spitze jener großen Koalitionen gestanden, welche dahin trachteten, die Uebermacht Frankreichs zu brechen und einzudämmen. Für seine Person huldigte Wilhelm dem strengen Calvinismus. Aber seine Vorliebe für die Genfer Schule hielt sich weit entfernt von Unduldsamkeit. Die Engländer fanden in ihm, was sie von dem hochgefeierten Fürsten erwartet hatten: Die bürgerliche sowie die religiöse Freiheit. Diese beiden höchsten Güter, deren jedes weiterstrebende Kulturvolk bedarf, sollten stets mit einander Hand in Hand gehen. Solches hat England in anderthalbhundertjährigem Ringen erreicht. Eine gleichmäßige Entwickelung der Kirche und des religiösen Lebens griff Platz, und die Duldung Andersgläubiger wurde als Errungenschaft so vieler Kämpfe den künftigen Geschlechtern überliefert. —



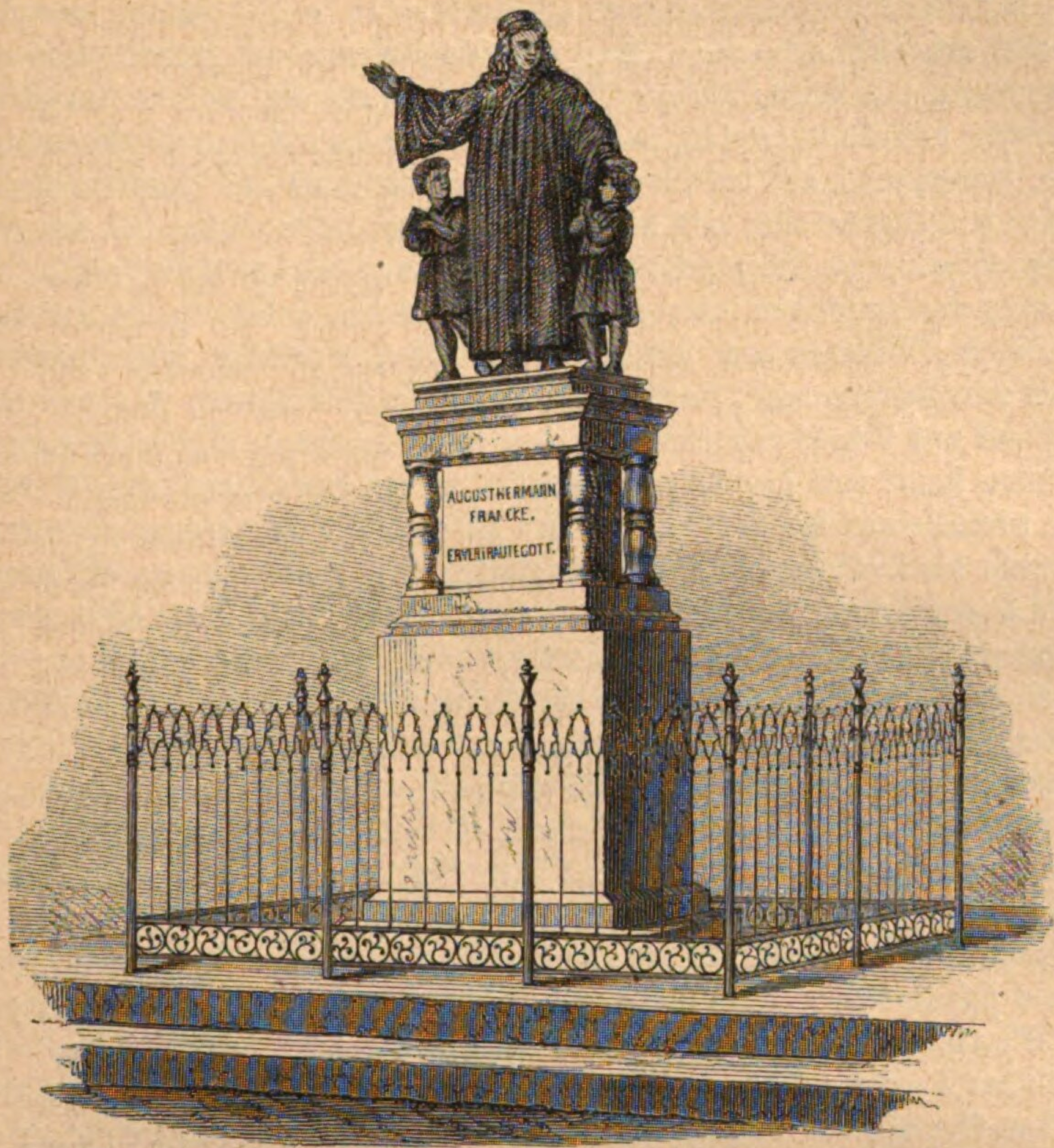
IV

Neue Wege und höhere Ziele.



„Niemand flicket ein altes Kleid mit einem Lappen von neuem Tuche; denn der Lappen reißt doch wieder vom Kleide, und der Riß wird ärger. Man fasset auch nicht Most in alte Schläuche; sonst zerreißen die Schläuche und der Most wird verschüttet. Sondern man fasset Most in neue Schläuche, so werden sie beide mit einander erhalten."

Jesus Christus.



Francke=Denkmal in Halle.

XX.

Philipp Jakob Spener, Aug. Herm. Francke und die Pietisten.

„In Christo gilt nur der Glaube, der in der Liebe thätig ist."
Paulus, der Apostel.

Daß in Zeiten allgemeiner Bedrängniß und Verwirrung leicht ein Theil der Menschen entartet und dann die schlimmsten Seiten der menschlichen Natur in erschreckender Weise hervorkehrt, ist eine leidige Thatsache; erfahrungsgemäß entwickelt dagegen während solcher Prüfungsperioden der bessere Theil Tugenden und Eigenschaften von ungewöhnlicher Innigkeit und Stärke. So strotzten z. B. die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges nicht blos von Raub, Mord und Wildheit, sondern sie wurden auch die Pflanzstätte trefflicher Gesinnungen und edler Handlungsweise, ja im Verlaufe der nächsten Jahrzehnte fand nach jenem gräßlichen Wüthen ein Wiedererwachen des evangelisch=christlichen Geistes statt.

Eine Zeit lang schien es fast, als sei derselbe in Deutschland wenigstens gänzlich abhanden gekommen. Von Luther's frommer und freier Lebens- und Sprachweise war wenig übrig geblieben, desto mehr aber von der lutherischen Starrheit und Engherzigkeit, vom Haß gegen die Calvinisten, überhaupt gegen Alle, welche nicht auf die Worte des großen Reformators schwören mochten. Wissen wir doch bereits, was der milde, friedliche Melanchthon von den lutherischen Eiferern zu leiden gehabt hat! Hörte man doch nicht auf, gegen Jeden zu toben und zu schreien, der es mit dem Glauben anders zu halten wagte, als Luther! Bildeten doch, seit dem Jahre 1580, in welchem lutherische Theologen und Fürsten das „Konkordienbuch" aufgestellt hatten, das von jedem Prediger und Lehrer beschworen werden mußte, seitdem also geschrieben und bestimmt stand, was geglaubt und gelehrt werden dürfe, „der rechte Glaube", „die reine Lehre" die Schlagworte der Kirche. Die Lutheraner nannten sich nunmehr die Orthodoxen (d. h. Rechtgläubige) und verdammten als ungläubigen Ketzer Jeden, der mit ihnen in einem Punkte nicht übereinstimmte; sie wähnten ja das allein wahre Christenthum zu besitzen. Dabei hallten von ihren Streitreden und Verfluchungen Andersdenkender die Kanzeln und Schulen wieder; das einfache, lautere Evangelium schien fast vergessen. Mit ihrem kleinlichen, armseligen Gezänke scheuchten sie die Edelsten von sich hinweg, und Leben und Sitte der Gemeinde blieb ungebessert. Denn nicht blos die Theologen, nein auch das lutherische Volk hatte das Eine, was noth thut, verloren und sich dafür mit dem orthodoxen Eifer erfüllt. Ein neues Joch war aufgerichtet, drückender noch als das vom Papst aufgelegte; die Menschensatzungen, welche sich immer weitere Geltung verschafft hatten, erzeugten einen traurigen Pharisäismus; erstarrt schien jegliches fröhliche, frische Geistesleben. Die Wuth der Theologen, über welche bereits Melanchthon gejammert, durchdrang tief das Gemüth des Volkes. Es gehörte nicht mehr zu den vereinzelten Erscheinungen, wenn ein Fleischer mit dem Beile in die Kirche eindrang, um den Prediger zu zwingen, daß er sein Kind ganz nach den Worten und Gebräuchen Luther's taufe, indem er zuvor die Teufelsaustreibung vornehmen müsse.

Unter solchen Umständen that es noth, daß eine abermalige Reformation der Kirche stattfand und das wahre Christenthum an das Licht trete. Es schien nicht länger aufschiebbar, daß der freiere, evangelische Geist wieder erweckt werde; es mußte Etwas geschehen, wenn nicht die Früchte der Reformation gänzlich verdorren sollten. Ein Held wahrer, inniger, herzlicher Frömmigkeit mußte erstehen und wieder die Tiefen des evangelischen Bewußtseins erschließen, ein Held, der den Muth und die Fähigkeit besaß, neue Ströme des lebendigen Glaubens über die erstarrte Kirche und in die todten Massen zu leiten.

Und er kam. Philipp Jakob Spener, der Urheber des späterhin entarteten Pietismus (geb. 1635 zu Rappoltsweiler), der aber selbst weit davon entfernt war, das Schimpfliche, das man seitdem mit jenem Namen verbindet, verschuldet zu haben, hatte den Beruf, diese nothwendige Fortsetzung der Reformation zu verkündigen und zu beginnen. Dieser treffliche Mann trug eine so durchaus reine und edle Gesinnung in sich, er besaß eine so hochherzige Auffassung von Christenthum und Kirche, er meinte es so treu und ehrlich, daß

man ihn getrost als den bedeutendsten und einflußreichsten Mann seit den Tagen der Reformation bezeichnen kann. Auch hat er einen so weitgehenden und wohlthätigen Einfluß auf unser evangelisches Gemeinwesen ausgeübt, wie Wenige nach ihm.

Ein Elsässer von Geburt, sah er in seinen Kinderjahren noch die Schrecken des großen Krieges. Von Kindheit an zum Predigtamt bestimmt, genoß er eine sehr gottesfürchtige Erziehung. Bibel, Andachtsbücher und fromme Lieder der Kirche bildeten die Gefährten seiner Jugend. Die strenge Ehrbarkeit und Entsagung, wie sie ihn später auszeichnete, trieb er schon als Knabe so weit, daß er es für einen argen Verstoß hielt, als er einmal getanzt hatte. Schwermüthig, wie die Frommen jener Tage, machte er sich früh mit dem Gedanken an den Tod vertraut, ja er kannte keinen süßeren Genuß, als der Stunde entgegenzusehen, in welcher er zu Gott und seinen Engeln eingehen werde. Die ihm von Hause aus überkommene milde Schwärmerei wurde durch seine Erziehung noch genährt. Dabei vernachlässigte er aber keineswegs die Wissenschaften, so daß wir den sechzehnjährigen Jüngling bereits die Hochschule zu Straßburg beziehen und sich mit allem Eifer den Studien widmen sehen. Von dem lockeren Universitätsleben und seinen rohen Genüssen, wie sie damals noch im Schwange waren, hielt er sich fern. Er fand Freunde, mit denen vereint er die Mußestunden und besonders die Sonntage zur Erbauung, zum Lesen geistlicher Schriften und zum Gesang frommer Lieder verwendete. Das waren seine seligsten Stunden, wenn er, von der Welt abgewendet, unter vertrauten Seelen in Andacht mit seinem Gott verkehrte. Achtzehn Jahre alt bewirbt er sich schon um die akademische Würde eines Magisters; dann verbringt er eine Reihe von Jahren auf der Wanderung. Er besucht nacheinander die Universitäten Basel, Genf, Tübingen; eine Reise nach Frankreich sieht er durch seine Kränklichkeit unterbrochen. Am folgereichsten zeigte sich für ihn der Aufenthalt zu Genf; denn hier konnte er sich mit den von Calvin herrührenden Einrichtungen bekannt machen und Eindrücke in sich aufnehmen, welche ihm nicht blos die Bedürfnisse und Mängel der deutschen Kirche, sondern auch die Mittel und Wege zu deren Abhülfe zum Bewußtsein brachten. Namentlich sah und hörte er mit Bewunderung den geistvollen L a b a d i e, welcher täglich eine große Zahl von Gemeindegliedern um sich versammelte und sie nach dem Vorbilde der apostolischen Zeit zu einer großen Gottes-Familie mit gemeinsamen Arbeiten, Unternehmungen, Gütern und Mahlzeiten zu vereinigen suchte.

Mit dem Jahre 1663 sind Spener's Wanderjahre zu Ende. Aber aus allzu großer Scheu vor den Pflichten und der Verantwortung eines Seelsorgers glaubte er doch noch ein ihm angebotenes Pfarramt ablehnen zu müssen. Nach Straßburg zurückgekehrt, begnügte er sich mit dem Amte eines Hülfspredigers und hielt als akademischer Lehrer Vorlesungen an der Universität. Herzlichkeit und Wärme, aufrichtige Demuth und wissenschaftliche Gründlichkeit zeichneten ihn auf das Vortheilhafteste vor den strengen, stolzen, aufgeblasenen theologischen Eiferern aus, welche keine größere Sorge hegten, als die „reine Lehre“ Luther's aufrecht zu halten und von denen Jeder sich wie ein Päpstlein geberdete. Ihr abstoßend herrisches Wesen, ihre ängstliche

Buchstabengläubigkeit, ihr beschränkter Gesichtskreis lag dem frommen, geistvollen Spener fern. Ihm kam Alles darauf an, die Herzen zu erwärmen, das christliche Gemüth zu erregen, Selbsterkenntniß und Liebe zu Gott zu verbreiten. Seine Sorge war, daß jeder Christ auch ein wahrhaft christliches Leben führe, daß jeder zur Einsicht seiner Sündhaftigkeit gelange und die Versöhnung mit Gott suche. Die Wiedergeburt des Herzens, die Erneuerung der Gedanken und Gefühle im Geiste Christi, das faßte er als die grundlegende Aufgabe der christlichen Religion. In diesem Sinne redete er eine neue milde und erbauliche Sprache, und sie verfehlte nicht des tiefen Eindrucks bei Allen, die ihn hörten. Hier erkannte man doch Saft und Kraft, hier hörte man doch wieder die Kraftworte der Bibel; hier erfuhr doch der Christ, was er zu seiner Ruhe, zum Leben und Sterben gebrauche; hier gelangte doch das Bedürfniß des Herzens und die Aufgabe des Lebens zum Verständniß! Aber dort, den ellenlangen, durch gelehrte Citate und Angriffe auf Katholiken, Calvinisten und Ketzer ermüdenden Predigten klebte die Langeweile an und der geistige Tod. Hier kam doch der Kern des Christenthums zum Vorschein und man konnte ihn genießen. Dort hingegen zerarbeiteten sich Prediger und Hörer an der ungenießbaren Schale spitzfindiger Schulmeinungen. Hier hieß es: Es gilt nur der Glaube, der in der Liebe thätig ist und einen gottseligen Wandel erzeugt. Dort hatte der Gedächtnißkram des Katechismus alle christlichen Tugenden verschlungen, und todt und starr hafteten sie auf dem Boden des Herzens.

Es läßt sich denken, daß Spener's Name bald in weiten Kreisen rühmlich genannt wurde. So kam ihm im Jahre 1666 ein ehrenvoller Ruf an die Spitze der Stadtgeistlichkeit nach Frankfurt am Main. Bei der ihm eigenen Zaghaftigkeit, welche ihn immer mit Mißtrauen zu den eigenen Kräften erfüllte, wagte er selbst keine Entscheidung. So war es ihm schon bei seiner Verheirathung gegangen, die er nur auf das Drängen und gewissermaßen auf die Verantwortung seiner Mutter wagte. So mußte ihm auch bei dieser Gelegenheit erst der Rath von Straßburgs Theologen die ermuthigende Antwort geben, daß dieser Ruf von Gott sei. Dann nahm er die Stelle an.

Kurze Zeit genügte, um ihm, dem edlen Menschen und dem anziehenden Prediger, seine Stellung in Frankfurt zu befestigen. Alles strömte ihm zu. Ein neues Glaubensleben begann sich zu entfalten. Mußte nicht Jedermann fühlen, daß er Recht habe, statt des auswendig gelernten, gewohnheitsmäßigen Christenthums die Neubelebung des Herzens und den sittlichen Ernst im täglichen Leben zu fordern? Auch der Jugend nahm er sich nun ernstlich an, indem er die althergebrachten Kinderlehren in einer so herzlichen, verständigen und erbaulichen Weise betrieb, daß nicht blos die Kinder, sondern sogar die Erwachsenen mit Freuden diese Stunden besuchten. Die Feier der Konfirmation, für die heranwachsende Jugend so bedeutungsvoll, wurde von ihm, wo es sich thun ließ, zur kirchlichen Sitte erhoben, kurz, auf jede Weise das Bedürfniß der Gemeinde berücksichtigt und das Gefühl der Gemeinschaft gepflegt. Wie ein anderer Luther ging er immer auf die Bibel selbst zurück. Er verlangte, daß nicht blos der Prediger, sondern jeder Christ sein Christenthum aus diesem Vorrathshause der Religion täglich und reichlich nehme. Wozu

sich wieder mit der Lehre von Menschen herumquälen und beschweren, wenn man der Propheten und des Erlösers eigene Worte haben kann! Wozu immer die alten Worte der Bekenntnisse wiederholen, wo es doch ein ganz anderes Bekenntniß giebt, das im Glauben an die Offenbarungen Gottes haftet? Wozu dem Volke die Spreu und die Träber von Menschengeschwätz vorsetzen, wo uns „Gottes Wort“ wie ein himmlisches Manna laben kann?

Gegenüber solchen hochherzigen und gesunden Ansichten blieb freilich der Zorn der rechtgläubigen Lutheraner nicht aus. Und als Spener im J. 1669 durch eine kräftige Predigt über die „falsche und ungenügende Gerechtigkeit der Pharisäer“ den Bekenntnißgläubigen und Gewohnheitschristen scharf zu Leibe gegangen war, da hielt der Groll der Orthodoxen nicht länger zurück. Andererseits traten aber auch die Freunde wahrer Frömmigkeit offen hervor. Sie kamen allwöchentlich zuerst in ihren Häusern, dann im Hause Spener's selbst zusammen, besprachen sich über die gehörte Predigt, lasen die heilige Schrift und bildeten so eine Gemeinde in der Gemeinde, ein Kirchlein in der Kirche. Diese religiösen Privatversammlungen (Konventikel), in denen Jeder das Wort ergreifen und seine Gedanken und Erfahrungen aussprechen konnte, von Spener selbst collegia pietatis — Versammlungen der Frömmigkeit — genannt, mußten bald wegen des Zudranges von Leuten aus allen Ständen, Männern wie Frauen, in die Kirche verlegt werden und gelangten rasch zu außerordentlicher Bedeutung, denn sie verbreiteten sich über ganz Deutschland, und wo die Geistlichen sie verabscheuten und verdammten, hielten sie sich ganz im Charakter des Kreises „auserwählter und privater Laiengenossenschaften“. Hier wurden Fragen gestellt und beantwortet, Einwendungen und Zweifel ausgesprochen und widerlegt, Ermahnungen und Ermunterungen gegeben und entgegengenommen. Die dergestalt verbundenen Familien zeichneten sich durch Ehrbarkeit und Tugend aus. Unverkennbar war ein neuer Geist in der Kirche im Erwachen; unverkennbar hatte der edlere Theil des Volkes in der Kirche keine Befriedigung mehr gefunden, und man suchte nun dem sich geltend machenden religiösen Bedürfniß selbst abzuhelfen. So weit hatten es die Nachfolger Luthers gebracht, daß sich die besten Christen von ihnen abwendeten, daß sie aus der Kirche wegblieben und in einer Absonderung als Separatisten ihr Heil


Ph. Jakob Spener.

suchten. Solche Trennung zwar wünschte Spener nicht. Wie er selbst am alten Väterglauben festhielt, so wollte er auch, daß die durch ihn Erweckten in der Kirche bleiben und deren Zustand bessern helfen sollten. Aber vielfach reizten der Spott, die Verleumdung und die Fluchworte der erbitterten Orthodoxen dennoch zur Spaltung. Am meisten grollten die Lutheraner darüber, daß sich Nichtgeistliche anmaßten, von Religion zu reden. Als wenn diese den Pastoren in Generalpacht gegeben wäre! Man streute die albernsten Gerüchte über das Treiben der „Pietisten", d. i. der Frömmler, wie man sie nannte, aus. Sogar die Polizei fühlte sich hier und da berufen, die frommen Versammlungen zu verbieten und ihre Veranstalter auszuweisen. Auf Spener selbst fielen die ärgsten Anfeindungen zurück; von allen Seiten wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er in der Liebe zur heiligen Schrift und in der Bevorzugung der Laien viel zu weit gehe.

Da trat er mit seiner wichtigsten und einflußreichsten Schrift hervor: Pia Desideria, d. i. fromme Wünsche für eine Reformation der Kirche. Das Wesentliche derselben bestand darin, daß er den aus dem Papstthum noch herrührenden Unterschied zwischen Geistlichen und Laien durch das „geistliche Priesterthum aller Christen", welches er lehrte, aufhob und von den Rechten der Gemeinde eine hohe und schöne Vorstellung gab. Es war ein Kampf gegen das orthodoxe Pastorenthum mit all seinem Verderben, ein Kampf für die Freiheit der Kirche und des Glaubens, ein Kampf für das reine Christenthum und die besten Gedanken der Reformatoren gegen die Buchstabentheologie und den Bekenntnißeifer, welchen er aufzunehmen gewagt hat. Und damit hat er eine neue Bahn eröffnet und Ziele gezeigt, denen wir auch heute noch zustreben. Man muß sich freuen, wie klar, treffend und muthvoll der sonst so ängstliche und demüthige Spener die Gebrechen der Kirche enthüllte. Und wenn er das große Wort aussprach: „Ich selbst halte mich für keinen Reformator, aber ich wünsche die zur Reformation aufzumuntern, die der Herr dazu ausgerüstet hat", so ist er damit ein Prophet der fernen Zukunft geworden. Wir warten ja noch immer auf den Mann, der das Werk Luther's weiter fortführen soll.

Im Jahre 1686 folgte Spener nach langem Bedenken einem Rufe des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen als Hofprediger nach Dresden. Dieser Fürst hatte bei seinem Aufenthalte zu Frankfurt, wie alle Fremden zu thun pflegten, den berühmten Spener gehört und empfunden, daß ihm noch Niemand so sehr das Herz gerührt habe. Als aber Spener in Dresden von seinem Rechte als Beichtvater des Kurfürsten Gebrauch machte und diesem Vorstellungen und Warnungen wegen seiner unmäßigen Gewohnheiten machte, fiel er also in Ungnade, daß der Kurfürst gelobte, ihn niemals wieder sehen und hören zu wollen. Ueberdies befand sich Spener in einem Lande, wo das starrste Lutherthum herrschte und jede melanchthonische Ader ausgeschnitten worden war. Das sollte er bald erfahren, als er seinen Katechismusunterricht mit der Jugend begann. „Der Kurfürst hat einen Oberhofprediger gesucht und einen Schulmeister gefunden", spottete man. Diese Verhöhnung des einfachen und anspruchslosen Predigers bildet freilich in unsern Augen seinen schönsten Ruhm. Spener's Stellung ward eine immer schwierigere, als einige junge Theologen

Lüneburg in solch eine tiefe Angst und Unruhe des Gewissens. Es war an einem Sonntage. Er, mit einer Predigt beauftragt, erzitterte bei dem Gedanken, als Lehrer der Religion auftreten zu sollen, während er sich noch von den Sünden des Hochmuths und Zweifels umstrickt wußte. Bald weint er, bald geht er seufzend auf und nieder, bald fällt er auf seine Kniee. So betet er: „Gott, wenn Du bist, so erbarme Dich mein; errette mich aus diesem elenden Zustande!“ Todesangst erfüllt ihn. Da, während er noch betet, wird es ihm ganz wunderbar zu Muthe. Nun ist kein Zweifel mehr: er ist erhört. Mit einem Schlage ist alles Dunkel hinweggescheucht; er fühlt sich mit Freudigkeit und Glauben überschüttet; alle Beängstigungen sind von der Gewißheit, Gottes Gnade erlangt zu haben, verschlungen; die Gnade ist bei ihm im Bußkampfe zum Durchbruch gekommen. — Fortan betrachtete er diesen Sonntag als die Entscheidung seines Lebens. Er hegt nun keinen andern Wunsch mehr, als sich dem Dienste seiner Mitmenschen zu widmen, insbesondere der frommen Erziehung der vernachlässigten Jugend.

Nach Leipzig zurückgekehrt, verstärkte er seinen erweckenden Einfluß auf die akademische Jugend in den Erbauungsstunden und biblischen Vorlesungen, welche er so recht im Gegensatz zu dem bekenntnißeifrigen, altväterischen Professorenthum veranstaltete. Natürlich erregten seine Erfolge nur bitteren Haß und Neid. Als die Vorlesungen seiner Widersacher verödeten, schalt man es eine neue und gefährliche Heuchelei, daß die jungen Leute in einer glücklichen Umwandelung ihrer Sitten die Bibel lasen, fromme Lieder sangen, die Tanzplätze, Schauspiele und Wirthshäuser flohen und einen Bund der „Vollkommenen“ zu bilden suchten. Man nannte Francke einen Sektirer und unterwarf ihn, als den Urheber dieser religiösen Bewegung, einer Untersuchung, welche zwar seine Unschuld herausstellte, aber doch das Verbot seiner Vorlesungen zur Folge hatte.

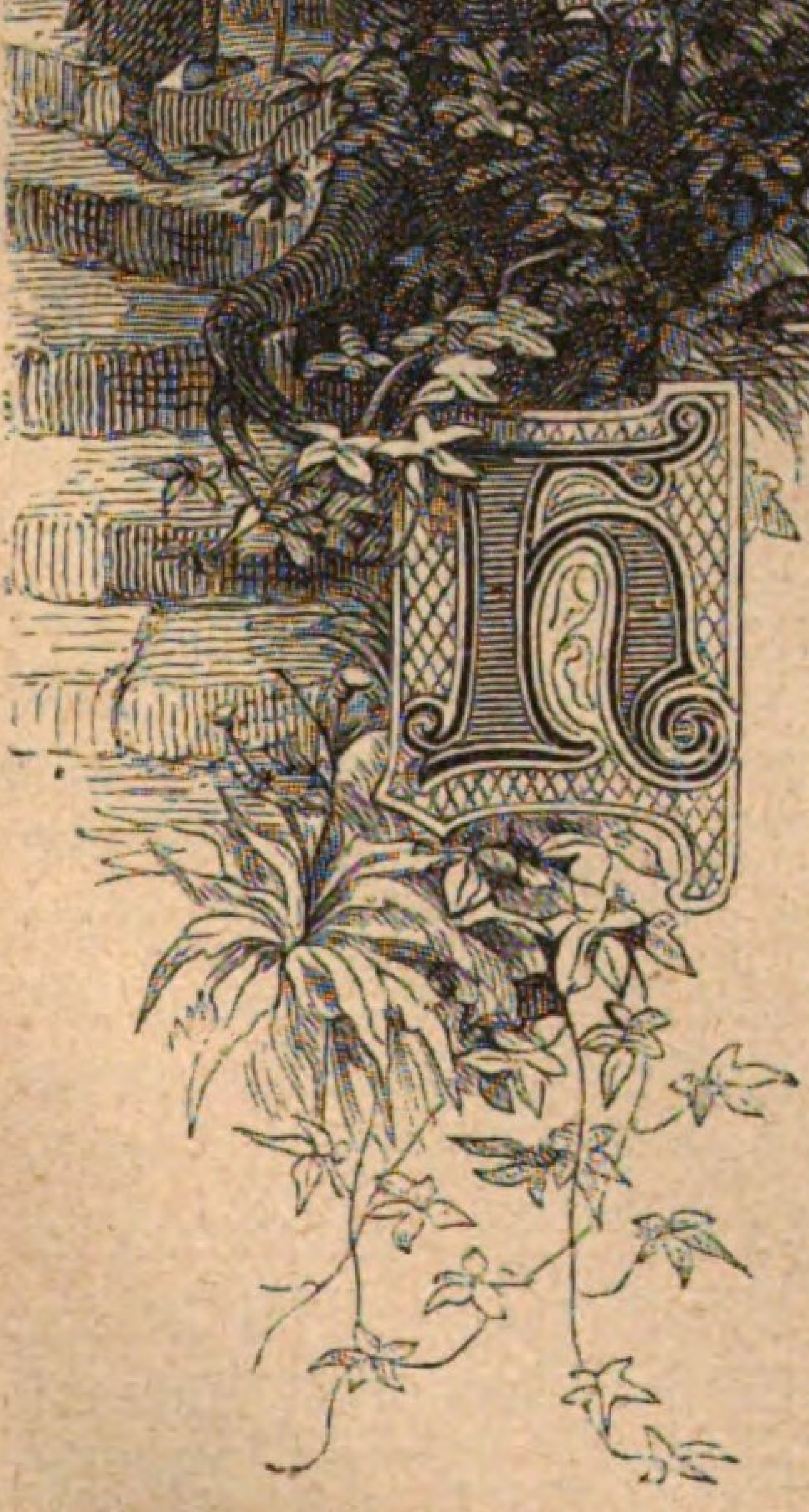
Noch Schlimmeres traf ihn. Nachdem er in Erfurt ein neues Arbeitsfeld und Predigtamt und unter Protestanten wie Katholiken Anhänger gefunden hatte, wurde der Umstand, daß er Bibeln und andere Erbauungsschriften in den Häusern verbreitete, zu einer neuen Anklage ausgebeutet. An den Thoren wurden alle an ihn eingehenden Briefe und Packete aufgegriffen, und er erhielt wegen Einführung bedenklicher Schriften eine Vorladung auf das Rathhaus. Wie beschämend war es nun, als man in seiner Gegenwart die Packete öffnete und darin nichts Anderes als lauter Neue Testamente vorfand! Dennoch wurde er kurz darauf abgesetzt und als Anstifter von Unruhen aus der Stadt verwiesen. Vergebens verwendeten sich für ihn viele angesehene Bürger; vergebens legten die Schulkinder, welche ihn aus der Katechismuslehre lieb gewonnen hatten, eine Fürbitte ein. Es blieb bei seiner Verweisung.

In Gotha, wo er als Knabe erzogen worden, fand er nunmehr eine freundliche Aufnahme; da traf ihn Spener's Ruf zum Prediger und Professor nach Halle. Er folgte ihm freudig; sollte er doch hier manchen seiner aus Leipzig verscheuchten Freunde wiederfinden; sollte doch trotz allem Weherufen der Lutheraner in der Stadt an der Saale dem Pietismus sich eine Freistatt eröffnen.

seinen treuen Beistand Worte der Anerkennung und ließ später an Francke eine Einladung zum Verweilen an seinem Hofe ergehen. Die protestantische Welt empfing aus seiner Schule eine zahllose Menge sittlich-ernster, gemüthlich angeregter und lebendig-frommer Männer und Frauen, von Predigern und Lehrern, welche einen neuen Geist in die christliche Gesellschaft trugen. —

Es wurde aber auch bald genug zur frommen Sitte, von der Gnade und Wiedergeburt mit Eifer zu reden und die Bibel beständig im Munde zu führen. Wer einen Anspruch auf Frömmigkeit machte, glaubte diese durch pedantische Nachahmung der pietistischen Meister in Wort und Leben beweisen zu müssen. Die erbaulichen Konventikel verbreiteten sich allerorten und erzeugten nicht selten einen Kreis von übereifrigen Leuten, welche sich für etwas Besseres hielten als andere „minder erleuchtete" Christen. Zum geistlichen Hochmuthe gesellte sich dann häufig die Heuchelei und sie erlogen Empfindungen von Sünde und Gnade, die im Grunde solchen Naturen gerade nicht eigen sind. Andere blickten mit Verachtung auf den geistlichen Beruf, wendeten der Wissenschaft und Kunst, als zur Seligkeit unnöthig, ja schädlich, den Rücken und begnügten sich mit einer Form des Christenthumes, welche bei den Meistern eine rührende Wahrheit gewesen war, bei den gedankenlosen Nachbetern aber zur verächtlichen Karrikatur sich umwandelte. Kurz, der Name Pietist erhielt bald genug jenen üblen Beigeschmack, welchen er heute noch hat: er wurde gleichbedeutend mit Kopfhänger, Finsterling und Pharisäer. Daran aber sind weder Spener noch Francke Schuld, daß ihre Nachfolger die wahre Frömmigkeit entstellten und verkehrten. Trotz aller unerfreulichen Folgen muß man die heilsamen Wirkungen dieser milden, thatkräftigen Frömmigkeit in vollstem Maße anerkennen. Gewiß ist es Spener gewesen, der den Bann des Lutherthumes zuerst durchbrochen, das Herrschgelüste der Engherzigkeit eingeengt und das Ziel gezeigt hat, welches die protestantische Kirche zu erstreben hat. Eine Wiederaufnahme und Fortsetzung des Reformationswerkes, welche er gefordert, ist jedoch auf dem Wege, den er einschlug, nicht erreicht worden. Nicht dadurch, daß sich pietistische Kirchlein in der Kirche bilden, gelangt man zum Ziele; auch nicht dadurch, daß man der Welt den Rücken kehrt. Sobald die sinnvollsten und erhabensten Religionsübungen zur Manier geworden waren, hatte die neue Richtung ihre heilsamen Bahnen verlassen. In den dunklen Zeiten, als der Pietismus zum Mystizismus umschlug, hat man von einem Begehren nach Ergründung der Wahrheit, von einem Streben nach Freiheit und Gerechtigkeit, nach Duldung und wirklicher Menschenliebe am wenigsten verspürt. Alle diese christlichen Tugenden sind offenbarer hervorgetreten, als der Glaube weniger engherzig ward. Indessen hat uns Spener's Beispiel, trotz seiner beschränkten und schwärmerischen Nachfolger, doch ein gutes Stück weiter vorwärts gebracht. Es war schon ein Großes, daß man in allen Kreisen der evangelischen Christenheit zur Ueberzeugung gelangte: „Ein frommes Leben und menschenbeglückendes Handeln ist mehr werth, als alle Bekenntnißtreue und als aller Formelglaube; ein jeder Christ soll sein ein wahrer Priester Gottes in seinem Hause und im Kreise seines Lebens."





XXI. William Penn und Graf Zinzendorf,

die treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn.

„Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."
Jesus Christus.

Heftig ergriff während der großen Staatsumwälzung in England, als das Haupt des Königs Karl I. auf dem Schaffote gefallen war und Cromwell die Republik errichtet hatte, die allgemeine religiöse Gährung einen armen Burschen, seines Zeichens ein Schuhmacher. Der strenggläubige George Fox gerieth dabei in solch aufgeregte Seelenzustände, daß er die Stimme der göttlichen Offenbarung zu vernehmen glaubte und sich zum Propheten seines Volkes berufen hielt. Von nun an eiferte er gegen die Geistlichen, hielt Standreden über das Verderben der Kirche und pries das innere Licht, welches in jedem wiedergeborenen Christen leuchte. Deswegen öfters bestraft und

von dem Richter wie von dem Volke gezüchtigt, unterbrach er dennoch in den Kirchen die Prediger, um Zeugniß gegen ihre „falsche Lehre vom Worte Gottes“ abzulegen. Er unterfing sich, es für eine Sünde zu erklären, einen Eid zu leisten oder Kriegsdienste zu thun; er sagte, es sei thöricht, in der Bibel allein die Offenbarung Gottes zu suchen, und hieß Diejenigen Miethlinge und Betrüger, welche sich auf sie beriefen. Mit Thierfellen bekleidet zog er im Lande umher, predigte auf Märkten und Straßen Buße, verkündete die Brüderlichkeit aller Menschen und suchte aller Orten die Zahl seiner Anhänger zu mehren. Das gelang ihm auch, trotz der grausamen Behandlung dieser neuen Kinder des Lichtes. Selbst aus den angesehensten Familien schlossen sich Männer und Frauen dem seltsamen Heiligen an.

Als einst Fox seinen Richtern drohend die Worte zurief: „Zittert vor dem Herrn!“ antworteten diese höhnisch: „Ja, sehet da einen Zitterer.“ Quäker ist dafür der englische Ausdruck. Dieser Name erinnert zugleich an gewisse eigenthümliche Erscheinungen während der Versammlungen dieser Erleuchteten. Nicht selten verfiel Einer nach dem Andern in ein nervöses Zucken und Zittern, während die in Andacht versunkene Gemeinde, stumm, eifrig betend und auf die Offenbarungen Gottes wartend, harrte. Oder es gerieth unter den erregten Reden der vom Geiste Erfüllten Dieser oder Jener in krampfhafte Bewegungen, begleitet von Seufzern und Stöhnen und Ausrufungen. Eine solche Versammlung war es, welcher einst, um 1666, William Penn, der Sohn eines begüterten englischen Admirals, beiwohnte. Schon von Jugend an zeigte derselbe eine besondere Neigung zu frommer Beschaulichkeit; alle Gewaltmaßregeln seines Vaters, der ihn auf Reisen und durch Verweilen am Hofe zum feinen Weltmann umzuwandeln gesucht hatte, vermochten nicht, die innere Unruhe und die Herzenssehnsucht des jungen Schwärmers zu unterdrücken, sondern nur zu steigern. Da gerieth der zweiundzwanzigjährige Jüngling ganz zufällig in einen quäkerischen Gottesdienst. Er sah die ernsten Gestalten Derer, die hier mit bedeckten Häuptern, in sich gekehrt, des Geistes warteten. Nur einzelne Seufzer unterbrachen die Stille. Unwillkürlich fühlte er sich im Innersten mächtig erschüttert. Endlich erhob sich Einer, zu reden, was der Geist ihm eingegeben hatte. Er begann: „Es giebt einen Glauben in den Menschen, der die Welt überwindet, und einen andern, der von der Welt überwunden wird.“ Mit gewaltiger Rede entwickelte er nun mächtige Gedanken. Und ehe er noch geendet, fühlte der junge, heute zum ersten Male anwesende Edelmann das Bedürfniß, sich dieser „Gesellschaft der Freunde“ anzuschließen. Es war bei ihm, wie die Quäker sich ausdrücken, das innere Licht zum Durchbruch gekommen. Aber was ihm diese neue Religionsgemeinschaft so achtungswerth erscheinen ließ, das waren nicht die Absonderlichkeiten ihres Gottesdienstes, sondern der sittliche Ernst ihres Lebens. Hier sollten die Grundsätze des ursprünglichen Christenthums durchgeführt werden und die Sitten der apostolischen Zeit wieder zur Geltung kommen. Während die Christen der anderen Kirchen immer weiter von diesem Vorbild abwichen, während unter ihnen Streit und Krieg, Lüge und Hochmuth und jene eingebildete Frömmigkeit, welche auf den Schein angelernter Glaubenslehren sich

Etwas zu Gute that, herrschten, verwarfen die Quäker jedes Priesterthum, jeden Eidschwur, jegliches Tragen von Waffen und die Theilnahme am Kriege. Ihr offener Wahrspruch lautete: „Ja, ja, nein, nein," alles Weitere sei vom Uebel, meinten sie. Sie betrachteten sich unter einander als Brüder und redeten Jedermann, bis zum Könige hinauf, mit dem herzlichen „Du" an. Sie gestatteten ihren Genossen nicht, das Haupt vor irgend einem Menschen zu entblößen, da ja alle Kinder Gottes einander gleich seien.

Kurz, Penn fand hier, was er bisher in der Christenheit vergeblich gesucht, die einfache Weise der Gottesverehrung, verbunden mit religiöser Begeisterung, sowie jenen sittlichen Eifer einer Gemeinschaft, in welcher der Christ, unbekümmert um die ganze Welt, seines Glaubens leben kann. Bald sollte er übrigens erfahren, daß man nicht ungestraft von den giltigen Sitten und Meinungen der großen Menge abweichen kann, und von welchen Gefahren und Leiden das neue Bekenntniß bedroht war.

Aus Furcht vor seinem Vater hatte Penn längere Zeit seine religiöse Umwandelung geheim gehalten. Da hob die Polizei eines Tages eine Versammlung „der Freunde", welcher auch der junge Penn beiwohnte, auf und alle Anwesenden mußten in das Gefängniß wandern. Denn der Staat lebte damals noch der Ueberzeugung, er dürfe keine andere Gottesverehrung dulden, als die der öffentlich anerkannten Kirchen, und die herrschende Staatskirche. Wie stets, in jeder religiösen Neuerung und Abweichung, Gefahr für das Christenthum fürchtend, ließ er nichts unversucht, um eine recht kräftige Verfolgung der neuen Sekte zu Wege zu bringen. Im Uebrigen zeigte auch die Masse des Volkes bitteren Haß gegen Alle, welche auf besondere Weise ihrem Glauben anhingen. Schon auf dem Wege nach dem Gefängniß erfuhren solches die armen Quäker, indem sie sich von höhnenden und schmähenden Pöbelmassen gedrängt und mißhandelt sahen. Die Meisten von ihnen wurden wegen Theilnahme an verbotenen Versammlungen mit längerer Einkerkerung bestraft. Da Penn als Edelmann in seiner Kleidung sich von den Uebrigen unterschied, welche eine einfache Kutte, lang herabwallendes Haar und einen groben Filzhut trugen, so setzte man ihn, sobald man noch dazu seinen Namen erfahren, wieder auf freien Fuß, wiewol er aus seinem Bekenntniß zu der verfolgten Sekte keinerlei Hehl mehr machte. Auf diese Weise kam es unter die Leute, daß der Sohn des Admirals Penn zu den Quäkern halte. Dies erregte großes Aufsehen und auch der Vater erlangte zu seinem Schrecken Kenntniß von der Wandlung, welche mit William vorgegangen. Noch glaubte er seinen Sohn



W. Penn, der Quäker.

durch Vorstellungen und Ermahnungen von seinem Glauben abwendig machen zu können; er hielt ihm sein thörichtes Beginnen vor und wie er auf dem betretenen Wege sich selbst um eine ruhmvolle Laufbahn bringe, sowie den Zutritt bei Hof versperre; er beschwor ihn daher, sich und seine Familie vor einer solchen Schande zu bewahren; ja, er drohte ihm mit Enterbung und Verstoßung. Aber Alles blieb umsonst. Mit unbeugsamer Festigkeit widerstand der junge Mann dem Zorne seines Vaters, dem Spotte seiner Standesgenossen, der Geringschätzung von Seiten seiner Jugendfreunde. Selbst als der Vater mit seinen Drohungen Ernst machte, ihn aus dem Hause wies und dem Mangel Preis gab, wankte er keinen Augenblick. Vielmehr schloß er sich nun ganz und fester als zuvor an die „Gesellschaft der Freunde" an, trat selbst als Prediger unter ihnen auf und übernahm ihre Vertheidigung und Rechtfertigung in Wort und Schrift, vor Gericht und vor der Welt. Aber neue Prüfungen kamen, die Mißhandlungen der Quäker durch die rohe Menge mehrten sich; die Kerker und Zuchthäuser Englands füllten sich mit diesen neuen Bekennern; auch Penn blieb nicht verschont. Er fand im Tower Zeit, über die Zweckmäßigkeit der Veröffentlichung seiner Gedanken in der von ihm herrührenden Schrift: „Kein Kreuz, keine Krone" nachzudenken. Zwar erlangte er bald nachher, in Folge einer Rechtfertigungsbrochüre, seine Freiheit wieder, aber er machte durch seine Predigten in Irland nochmals die Bekanntschaft mit den Kerkermauern, als er sich weigerte, vor dem Lordmajor, der ihn zu sich beschied, das Haupt zu entblößen. Von der Jury freigesprochen, mußte er freilich wegen der aufgelaufenen Kosten noch eine Weile im Gefängniß verbleiben, bis ihn sein Vater heimlich auslöste. Trotz aller dieser Zwischenfälle wuchs sein Ansehen und mit seinem Namen auch das seiner Glaubensgenossen, sowie die Verbreitung dieser Sekte. Und als sich nach langem Zürnen der Admiral Penn noch auf dem Sterbelager mit William ausgesöhnt, kam der Sohn in den Besitz bedeutender Güter, die er nun auf noch folgenreichere Weise zum Schutz und zur Förderung seiner Freunde zu verwenden begann.

Auch bei Hofe erlangte Penn wieder Zutritt und da er sein Ansehen und seinen Einfluß an höchster Stelle mit weitherziger Güte nicht blos für seine Gesinnungsgenossen, sondern für alle Nonconformisten, d. h. für Alle, welche mit der bischöflichen Staatskirche nicht übereinstimmten, aufwendete, so zählte er bald unter die gesuchtesten und hochgeehrtesten Persönlichkeiten in ganz England. Er selbst hatte auf seinen Reisen nach Holland und Deutschland, behufs Verbreitung seiner Glaubensmeinungen, manche freiere Anschauungen gewonnen und suchte denselben nun Geltung zu verschaffen. Jedoch er vermochte es zunächst nicht durchzusetzen, daß man in seinem Vaterlande die religiöse Duldung anerkannte und das Bürgerrecht von dem kirchlichen Glauben unabhängig erklärte. Das Einzige, was er durch den katholischen König Jakob II., der ihn hochschätzte, erreichte, war die Verminderung der Verfolgung Andersgläubiger und ein milderes Strafmaß für die Quäker.

Um diese Zeit eröffnete sich den Verfolgten, fern vom Vaterlande, in den aufblühenden nordamerikanischen Kolonien Englands eine sichere Zufluchts-

stätte. Viele der wegen ihres Glaubens Bedrängten hatten bereits ihre heimischen Stätten verlassen und waren weithin über das Meer gezogen, wo sie in den Urwäldern ihre Hütten bauten und ihren Gott in Frieden und Freiheit so verehrten, wie es ihnen wohlgefiel. Da fügte es sich, daß William Penn von den Besitzern des Gebietes Neujersey zum Verwalter und Ordner dieses von vielen europäischen Auswanderern besetzten Landstriches auserkoren wurde. Er benutzte die ihm übertragene Vollmacht, um solche Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen, daß die nachfolgenden Züge der flüchtigen Freunde eine neue und friedliche Heimat fänden.

Schon in seiner Jugend hatte er sich mit dem Gedanken beschäftigt, den westlichen Erdtheil durch Pflanzstaaten rascher emporzubringen. Jetzt überkam ihn derselbe Gedanke und mit erneuter Stärke. In einem noch unangebauten Theile der Welt, inmitten eines von der Natur reichbedachten Landes, dessen ungeheure Wälder und Prärien nur von dem Rufe des indianischen Jägers wiederhallten — dort ließ sich eine Freistatt für die Bedrängten aller Länder und aller Religionen eröffnen, durch Gründung eines Staates, in welchem vollkommene Gleichheit der Rechte und des Gesetzes für Alle herrschen, in welchem Alle durch Fleiß und Biederkeit in äußerem Wohlstand und in innerer Tüchtigkeit wetteifern konnten. Die christlichen Ansiedler, dahin ging seine Absicht, sollten mit den Eingeborenen in Frieden leben, ihnen europäische Gesittung, das Evangelium und den Geist der Liebe mittheilen und so allmählich jene unerzogenen Naturkinder zur friedlichen Theilnahme an dem christlichen Kulturleben heranziehen. Er aber fühlte in sich den Beruf, einen solchen neuen Staat auf neuen und breiteren Grundlagen, als sie für die alten Staaten Europa's bestanden, zu gründen.

Da geschah es, daß ihm von der Krone England's ein bedeutendes Stück Land auf der Ostseite von Nordamerika zur Entschädigung für vom Vater ererbte Geldforderungen abgetreten wurde. Dieses Land ist später unter dem Namen Pennsylvanien zu höchster Blüte gediehen; Dank der Fürsorge dieses edlen Gründers, der hier seinen Staat des Friedens und die Stadt der Bruderliebe — Philadelphia — gründete. Auf seinen Ruf strömte eine große Zahl von Quäkern mit ihren Familien in das gelobte Land der Zukunft. Mit fleißiger Hand rodeten sie die Wälder, durchfurchten sie den fruchtbaren Urboden und entfalteten in der Freiheit und Brüderlichkeit ihres Zusammenlebens eine schöne Blüte am Baume des Christenthums. Auch aus anderen Ländern kamen flüchtige Pilgrime, welche für ihren Glauben die freie Entfaltung suchten, die ihnen daheim nicht gegönnt wurde, und wenn sie auch andere Religionsmeinungen hegten, als Penn und seine Freunde, so wurde ihnen doch kein Zwang angethan. Diese aber, obwol sie den Priesterstand, die Sakramente und alles Gewohnheitsmäßige und Ueberlieferte in dem äußeren Kirchenwesen verwarfen, zeichneten sich überall durch Biederkeit und Zuverlässigkeit und andere nachahmungswürdige Tugenden aus. Obwol sie es nun gedurft hätten, so bauten sie doch keinen Tempel, sondern in einem einfachen Saale, der weder Kanzel, noch Altar und Orgel enthielt, ohne von Glocken zusammengerufen zu werden, hielten sie ihre Andachten und Berathungen,

Im Leben galt ihnen dasselbe Gesetz wie in ihrer Gottesverehrung. Nichts von Wollust, nicht Kartenspiel und eitler Luxus war bei ihnen zu finden; selbst Tanz und Schauspiel wurde unter ihnen nicht geduldet.

Penn und seine Freunde hatten genügend in Erfahrung gebracht, wie beklagenswerth jene Unduldsamkeit und Gehässigkeit sei, mit welcher die Christen verschiedener Bekenntnisse um ihrer abweichenden Ansichten willen sich einander verfolgten. Nachdem sich die Härte, mit welcher der Staat die Anhänger einer anderen als der von ihm anerkannten Kirche unterdrückte, oder gewaltsam zu bekehren suchte, bis in das Unerträglichste gesteigert hatte, so beschloß der erleuchtete Mann, diesem faulen Baume die Axt an die Wurzel zu legen.

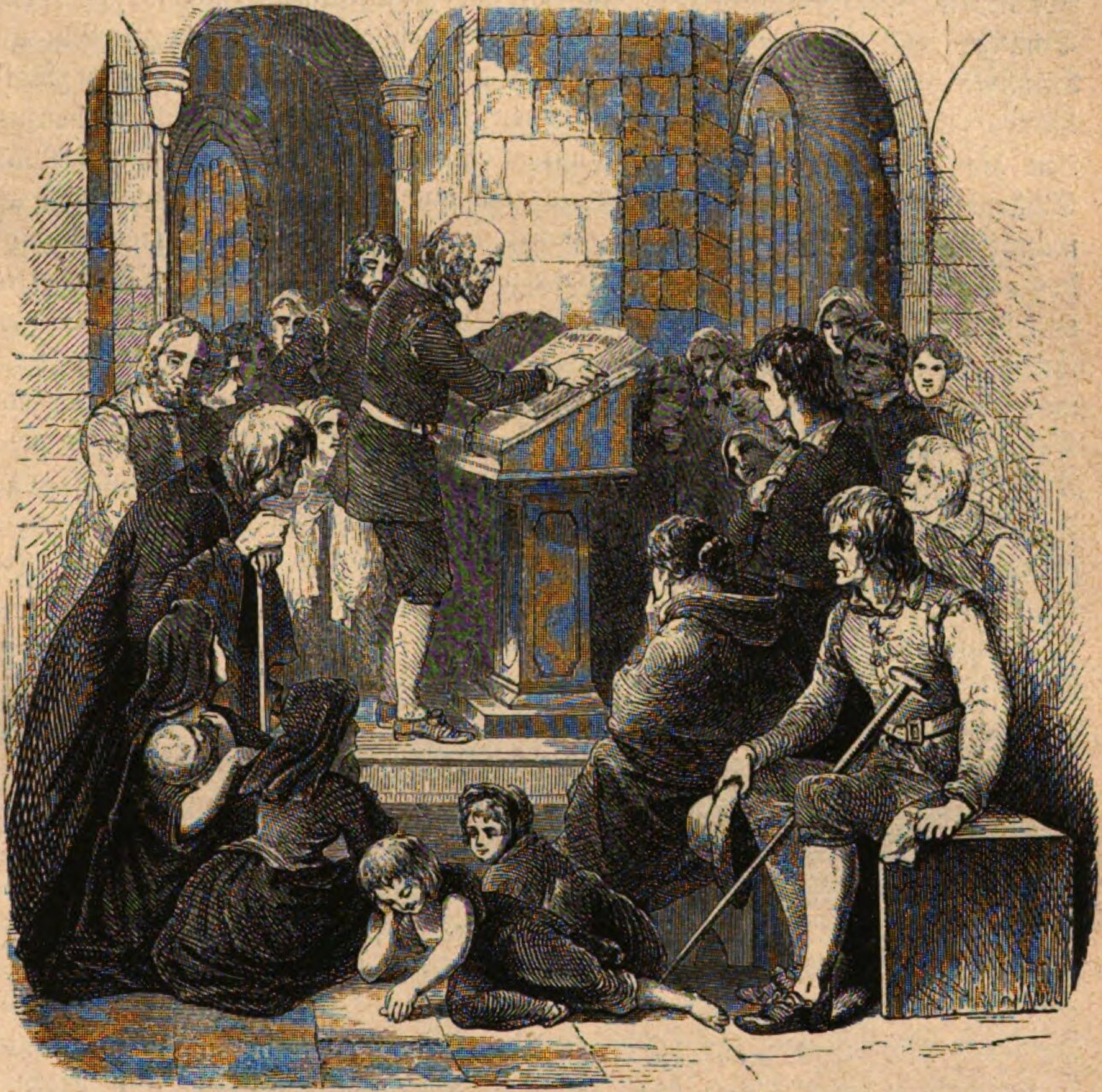


Ankunft der Pilgerväter.

In seinem Staate wenigstens sollten die Gewissen ungeknechtet bleiben; da sollte jeder Bürger, mochte er glauben was er wolle, seines Glaubens leben können. Und so hielt er in den 24 Artikeln der Staatsverfassung für sein Land vor Allem dies als Grundgesetz fest, daß für alle gegenwärtigen und zukünftigen Ansiedler die Freiheit der Gottesverehrung gewährleistet sei. „Alle Bewohner", hieß es da, „erkennen einen allmächtigen und ewigen Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, und sind verpflichtet, friedlich zu leben und sich gerecht zu erweisen; dafür sollen sie niemals wegen ihrer religiösen Grundsätze oder wegen Ausübung ihres Glaubens beunruhigt, nie genöthigt werden, einer religiösen Versammlung beizuwohnen oder Etwas für einen besonderen Gottesdienst oder für den Unterhalt der Priester einer Kirche zu bezahlen."

„Die Kirche muß auf eigenen Füßen stehen und, nur von der Religion gehalten, darf sie nie in das äußere Leben der Menschen eingreifen. Frei sei der Glaube, frei jede friedliche Lehre, frei jeder Bürger und nur gebunden in seinem Gewissen!"

Diese Grundsätze, welche so viel bedeuten, als völlige Trennung der Kirche vom Staate, waren allerdings nicht neu; bereits die Reformatoren hatten sie gehegt. Aber in der nachfolgenden Zeit war eben so in katholischen wie in protestantischen Ländern dagegen gefrevelt worden.



Gottesdienst der englischen Ansiedler.

Es war ein ganz außerordentliches Verdienst, das sich Penn erwarb, als er dieselben in das Leben einführte und zeigte, wie gut sich dabei Staat und Kirche, das Ganze wie jeder Einzelne, standen. Die transatlantische Republik hat im Jahre 1776 bei ihrer Konstituirung die von Penn verkündeten Prinzipien ihrer Verfassung zu Grunde gelegt und auf demselben Fundament, auf welchem der Staat Pennsylvanien so wohl gedieh, ihre eigene Größe aufgebaut. Europa aber hat mit Staunen diesen Beginn eines neuen christlichen Lebens über dem Ozean wahrgenommen. Immer neue Scharen geknechteter

Christen aller Bekenntnisse flüchteten in das neue Land der Freiheit hinüber. Ja, es war eine reformatorische Großthat, welche der Quäker vollbracht hatte!

Als Penn zum ersten Male, um seine Schöpfung von Angesicht zu Angesicht zu schauen, die neue Welt betrat, da wurde er von allen Seiten wie ein Wohlthäter und Vater begrüßt. Es war am 27. Oktober 1682. Der Landungsplatz für das Schiff, das ihn und seine Gefährten über das Meer getragen hatte, war von Neugierigen überfüllt, welche in festlichem Schmucke aus Nah und Fern herbeigekommen waren. Es hatten sich Ansiedler aller Nationalitäten und Sprachen eingefunden; der bewegliche Franzose, der ernste Schwede, der schwerfällige Holländer, der treuherzige Deutsche, sie Alle umdrängten den Quäker aus England. Auch an malerisch aufgeputzten Rothhäuten fehlte es nicht, welche den großen „Ones" aus dem Osten zu sehen und ihm die Hand zu schütteln verlangten. Penn selbst, blos durch eine blaue Schärpe vor seinen Begleitern sich auszeichnend, eine ungewöhnlich schöne und männliche Erscheinung, nach allen Seiten freundlich grüßend, feierte damals den glücklichsten Augenblick seines Lebens. Gleich am folgenden Tage berieth er mit den Kolonisten die Fragen allgemeiner Wohlfahrt und vereinbarte mit ihnen jene zur Sprache gebrachte neue Verfassung. Dann fuhr er den Delawarestrom hinauf, besuchte die Häuptlinge der Indianerstämme und sagte ihnen Schutz und Freiheit zu. Im Gegensatze zu den später üblich gewordenen bösen Ueberlistungen und Bedrückungen der Eingeborenen kaufte er ihnen große Striche Landes ab und suchte auf dem Wege freundlicher Vereinbarung auch hier die Bande des Friedens zu befestigen. Ueber alle Maßen erhebend äußerten sich die Empfindungen der Dankbarkeit und Liebe, welche er hier bei diesen Naturkindern wie bei den europäischen Ansiedlern fand. Als er zwanzig Jahre später nach einem zweiten und längeren Aufenthalt in Pennsylvanien wieder nach England zurückkehren wollte, da eilten die Indianer scharenweise herbei, baten ihn unter Thränen, zu bleiben, und als es endlich doch zur Einschiffung kam, gab sich ihre Trauer in lauten Wehklagen kund. „Denn", sagten sie, „ein so guter Vater wird nicht wieder zu uns kommen." Penn war eben darin ein rechter Christ, daß er in diesen Wilden Brüder und Kinder Gottes erkannte und sie zu bilden und zu erziehen, aber nicht auszurotten sich bestrebte. Gleich menschlich und edel verhielt er sich gegenüber dem Sklavenhandel und der Sklavenarbeit. Er dachte daran, ein Verbot dagegen zu erlassen und die bereits vorhandenen Negersklaven für die Freiheit vorzubereiten und sie schließlich auch in Freiheit zu setzen. Und wenn er selbst diese große Aufgabe nicht erfüllen konnte, so hat er doch seinen Freunden dieselbe wie ein Testament hinterlassen.

Leider hatte Penn in England mit viel widrigen Einflüssen zu kämpfen. Es fehlte ihm sein Lebenlang nicht an Gegnern und Neidern. Verläumder und politische wie kirchliche Widersacher von ihm ergingen sich in Intriguen und nannten ihn wegen seiner Duldsamkeit gegenüber den hart verfolgten Katholiken einen Jesuiten. Gar oft schwirrten um ihn die grimmigsten Beschuldigungen; man suchte nach König Jacob's II. Sturz dessen Nachfolger Wilhelm gegen ihn einzunehmen, indem man Penn eines hochverrätherischen Einverständnisses mit den Stuart's zieh; ja, man verlangte von ihm eine hohe Geldsumme als

Ihm hing er mit wahrer Leidenschaft an. Da er immer von dem Gotte reden hörte, der für uns Mensch geworden und aus Liebe zu den Menschen gestorben, so erblickte er in frommen Träumen diesen gekreuzigten Gott vor sich. Er begann sich mit ihm in kindlicher Weise zu unterhalten, Briefe an ihn zu schreiben, die er durch's Fenster warf, in der Meinung, da würden sie von dem Herrn und seinen Engeln schon gefunden werden — ja, er kannte gar keinen andern Gott als den Heiland. Untröstlich war er, wenn er einmal die Stunde der Hausandacht verschlafen, oder wenn er einem Armen begegnete und bereits all' sein Geld verschenkt hatte. Selbst seine Spiele wurden zu Betstunden und Predigten. So traf ihn einst ein Trupp Soldaten, welche lärmend in das Schloß eingedrungen waren, wie er, unbekümmert um das Vorgegangene, in einem großen leeren Saale vor zusammengetragenen Stühlen, welche die Zuhörer vorstellen sollten, von dem lieben Heilande predigte und sie mußten, ergriffen und gerührt, selber dem kindlichen Geplauder lauschen. Ein Prediger zu werden, das war und blieb Zinzendorf's höchster Wunsch von Anfang an.

In seinem zehnten Jahre wurde er dem berühmten Pädagogium Francke's in Halle übergeben. Er vermochte sich jedoch nicht in die harte Zucht des Waisenhauses zu finden; denn bei aller frommen Phantasie und Schwärmerei war er doch im Grunde ein munterer und geistig gesunder Knabe. Als man sich nach der dort in immer bedenklicherer Weise hervortretenden Methode mit ihm viel, aber vergeblich zu schaffen machte, um ihm die Gefühle der Angst und Furcht vor dem Allmächtigen einzuflößen und die Gnade, wie man sagte, bei ihm zum Durchbruch zu bringen, galt er für einen widerspenstigen, unbekehrbaren Knaben, bei dem alles Fasten, Beten und Zureden nichts fruchten wollte. Das kopfhängerische Wesen war allerdings nicht nach dem Geschmacke der heitern Frömmigkeit des jungen Grafen. Dagegen schloß er mit mehreren Anderen einen Freundschaftsbund, dessen Genossen ein kleines Schild mit dem Bilde Christi und einen Ring mit der Umschrift trugen: „Seine Wunden unsere Heiligung; unser Keiner lebt ihm selber.“ Sie nannten sich „Senfkornordens-Brüder“ und bildeten sich ein, daß ihre jugendliche Verbindung der Anfang einer großen, über die ganze Welt sich verbreitenden Verbindung aller Christen, welche den Heiland liebten, werden könne. Nur mit schwerem Herzen und aus Gehorsam gegen seinen Vormund widmete sich Zinzendorf der Rechtswissenschaft; er befleißigte sich der Ausbildung zum Staatsdienste und eignete sich jene Umgangsformen an, die für den Zutritt in die höchsten Kreise der Gesellschaft als unerläßlich gelten. Er lernte reiten, fechten, tanzen und die Sprache der feinen Welt, obwol er alle diese Dinge für höchst unnütz erachtete. Uebrigens lebte er in großer Zurückgezogenheit und gefiel sich in Absonderlichkeiten, welche ihm von seinen Alters- und Standesgenossen Hohn und Spott eintrugen. Von der Universität hinweg begab er sich, der Sitte der Zeit gemäß, auf Reisen in das Ausland, wobei er überall Eingang zu frommen Kreisen suchte und fand, Bekanntschaften anknüpfte und stets seine religiösen Bedürfnisse voranstellte. In Düsseldorf — es bildet dies ein bemerkenswerthes Ereigniß — sah er ein Bild des Gekreuzigten, um welches die Worte standen: „Das that ich für Dich, was thust Du für mich?“ Tief ergriffen blieb er stehen und

Die ledigen Brüder bewohnten gemeinschaftlich ein Bruderhaus, eben so die ledigen Schwestern ein Schwesternhaus. Die Besorgung der Angelegenheiten der Gemeinde lag den Aeltesten und Vorstehern ob. Sie pflegten Berathung und gaben die Entscheidung; sie bildeten aber keineswegs einen besonderen geistlichen Stand, denn Alle sollten ja geistlich sein; sie waren ganz und gar nichts Anderes, als die aus der Gemeinde erwählten Vertrauensmänner.

Was das Bekenntniß betraf, so forderte und gewährte Zinzendorf die größte Weitherzigkeit; Jeder, der in der Liebe zum Heiland und im Glauben an den Versöhnungstod Christi feststehe, der sollte dieser neuen und liebenswürdigen Religionsgemeinschaft willkommen sein. Das war also die Verwirklichung jenes jugendlichen Senfkornordens, eine Stiftung, welche bald über alle Lande Segnungen des Friedens und der Menschenliebe verbreitete.

Graf Zinzendorf, von Anfang an die Seele und das Haupt der ganzen Bewegung, widmete sich später völlig dem geistlichen Beruf und ließ sich sogar zum Bischof weihen. Denn so hatte es das Loos, das man in zweifelhaften Fällen in Herrnhut entscheiden ließ und als eine Stimme Gottes anrief, gewollt. So war es auch der Wunsch der Mährischen Brüder gewesen. Auch schien es bei der sich steigernden Gehässigkeit der Lutherischen Kirche und der pietistischen Prediger, welche Zinzendorf's Thun verwarfen, weil er ohne Amt und Beruf das Werk des Predigers treibe, zweckmäßig, daß er, um einen Bruch mit den bestehenden Kirchen zu vermeiden, ihrer Ordnung sich fügte. Er selbst freilich hielt an der großen Wahrheit fest, daß nicht der äußere, sondern der innere Beruf den Diener Gottes mache und daß alle Christen vor Gott gleich und alle priesterlichen Geschlechtes seien.

Man kann sich denken, wie viel nun über den frommen Grafen gesprochen und gespöttelt und wie viel wider ihn geeifert ward; unter Anderm auch von dem alten Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Als jedoch einst Zinzendorf vor ihm erschien, fand der König an dem heiteren, geistreichen Mann solchen Gefallen, daß er ihn drei Tage hinter einander über seine Ansichten und Bestrebungen ausforschte. Schließlich erklärte er vor dem ganzen Hofe: „Man hat mich Ihretwegen schändlich belogen. Ihre ganze Sünde ist, daß Sie sich als ein Graf und ein in der Welt angesehener Mann dem Dienste des Evangeliums widmen!" Von da an blieb der König ein warmer Freund und Beschützer der „Brüdergemeinde".

Anders dachte die Kaiserin von Rußland, welche dem Grafen den Eintritt in ihre Lande verbot, als er um Erlaubniß anhielt, seine dortigen Freunde besuchen zu dürfen. Noch schlimmer ging es ihm in Sachsen, seinem Heimatlande. Er, dem die Absicht, eine neue Sekte zu stiften, am entferntesten lag, der Mann des Friedens, welcher mehr auf eine allgemeine christliche Verträglichkeit und auf Sammlung aller lebendigen Christen hinarbeitete, ward dennoch als ein gefährlicher Gegner der Landeskirche verdächtigt und mußte sogar für längere Zeit in die Verbannung wandern. Diese Zeit benutzte er, um neue Verbindungen anzuknüpfen, wo sich ihm nur Gelegenheit darbot. Mit der ihm eigenen Weitherzigkeit verkehrte er mit Christen aller Bekenntnisse und

Richtungen; von Haß gegen Katholiken oder Calvinisten war keine Spur in ihm. Die Liebe zu Christus verbrüderte sie ihm Alle. Bewundernswerth erscheint die Thätigkeit, die er auf weiten Reisen, in der Nähe und in der Ferne entfaltete, um empfängliche Menschen für sein Ideal zu begeistern. Vergnügt ertrug er die Gefahren und Beschwerden der Wanderschaft — in einem Jahre soll er an tausend Meilen zurückgelegt haben —; es gab wenige wichtige Punkte in Deutschland, wo der Pietismus Wurzel geschlagen, an denen er nicht als Prediger und Apostel aufgetreten wäre. Aber weit über Deutschland hinaus erstreckte sich sein Sinn. Zwar durfte er nicht überall ungestört auftreten, wie in Holland, wo die Versammlungen, die er veranstaltete, von dem durch die Prediger verhetzten Volke gestört wurden und er selbst in Gefahr gerieth. Doch fast überall gelang es ihm, Freunde zu gewinnen. In Dänemark war er am Hofe gern gesehen und sah sich vielfach kräftig unterstützt. In England erwarb er seinen Anhängern die Anerkennung des Staates und beförderte eine mächtige religiöse Bewegung, von der hernach die Rede sein wird. Selbst nach Amerika hinüber, wohin die Sendboten der Herrnhutergemeinde zuvor schon gedrungen waren, begab er sich zweimal. Auf der Insel St. Thomas war bereits eine zahlreiche Gemeinde gesammelt. Allein sie befand sich in tiefer Trauer. Die Brüder, welche den schwarzen Sklaven das Christenthum gelehrt hatten, waren auf Betreiben der Pflanzer in das Gefängniß geworfen worden und nur die Gunst der dänischen Regierung gab ihnen die Freiheit zurück. Als aber Zinzendorf die armen Schwarzen um sich versammelte, trieben dieselben Pflanzer die Neger mit Schlägen und Flintenschüssen auseinander. In glücklicherem Zustande fand er später die Gemeinden Nazareth und Bethlehem am Delaware, wo eine Herrnhuterkolonie sich niedergelassen und aufblühte. Hier legte er in einer Versammlung, welcher auch Benjamin Franklin beiwohnte, den Grafentitel ab und nahm den einfachen Namen „Bruder Ludwig" an.

Alle Tochtergemeinden diesseit und jenseit des Ozeans verband er zu der großen Gemeinde des Geistes, deren leitende Behörde ihren Sitz in Herrnhut behielt, welches der Mittelpunkt seiner großartigen Schöpfung bleiben sollte. Wahrlich, ein gewaltiger, lebenskräftiger Organismus hielt das Werk jenes Menschenfreundes zusammen und hat es über manche Jahre der Prüfung hinweggeleitet. Nicht aus Ehrgeiz unternahm er die Ausführung seiner edlen Pläne; seine Person und sein eigenes Interesse trat bei aller Thätigkeit gänzlich zurück; er opferte sein Vermögen und die Ruhe seines Lebens dem einen großen Zwecke, dem Heiland Seelen zu gewinnen. „Ich habe nur eine Passion", konnte er sagen, „und das ist Christus". Bei aller frommen Begeisterung und ungestümen Erregung des Gefühls bewahrte er immer die klarste und nüchternste Besonnenheit und brachte nicht leicht ein neues Unternehmen in Gang, bevor nicht der Fortbestand des vorhergegangenen gesichert erschien. Aber wenn er einmal einen Schritt gethan, so schreckte ihn kein Hinderniß zurück, den zweiten zu wagen; furchtlos und entschieden vertraute er dann sich und seine Sache dem „Gottheilande" an. Der Gemeingeist, der bisher in keiner Kirche zur rechten Geltung gekommen war, erschien ihm als die starke, sittliche



XXII.

John Wesley und die Methodisten.

(1703 — 1791.)

„Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen, was verloren ist." Jesus Christus.

Wol ein Jahrtausend hatte das Gebäude der Kirche mächtig und unerschütterlich bestanden. Alle Ströme der Zeit hatten sich an seinen Mauern gebrochen und alle großen und edlen Geister im Tempel der Christenheit Platz gefunden. Selbst die Reformatoren hatten im Grunde nur eine Reinigung der Kirche angestrebt und keine der Grundsäulen derselben angetastet. Da, es ist nun über ein Jahrhundert, begann mit einem Male der stolze Bau in seinen Grundfesten zu erbeben. In England zuerst, dann gleichzeitig in Frankreich und Deutschland, erhob die Philosophie ihr Haupt; die Wissenschaft wagte es, nach jeder Richtung hin ihre untersuchenden Hände in Bewegung zu setzen; kühne und freimüthige Forscher, tiefsinnige Gelehrte rüttelten an den wichtigsten Lehren, welche die Kirche von altersher verkündet und an denen kaum Einer gezweifelt hatte.

Der Verlauf jener Bewegung kann als Gegengewicht gegen die Gleichgiltigkeit, ja theilweise vornehme Verachtung der christlichen Religion angeführt werden. Indem sie den ganzen Schwerpunkt auf die sittliche Erneuerung und das thätige, lebendige Christenthum legte, bot sie den Angriffen auf die religiösen Heiligthümer die Spitze. Man konnte keinen überzeugenderen Beweis für die Nothwendigkeit der Kirche und keine nachdrücklichere Rechtfertigung derselben erwarten, als die andächtige, brüderliche Liebe, mit welcher Wesley und seine Genossen die Rettung der Verlorengeglaubten zu suchen begannen. Wenn man wahrnimmt, wie sie alle die Streitigkeiten um die Lehren, welche so nichtig erscheinen, bei Seite ließen, wie sie, unbekümmert um die Unterschiede der sich einander befehdenden Kirchen und Sekten, aus allen Bekenntnissen und aus allen Klassen der Gesellschaft Menschen der verschiedensten Bildungsstufen und Lebensalter zu einer Gesellschaft der innigsten Frömmigkeit sammelten und verbrüderten, dann mußte man gestehen, daß auf diesem Wege der Kirche noch eine große Aufgabe und Zukunft winke.

Im Jahre 1729 vereinigten sich drei Studenten zu Oxford zu einem frommen Bunde. Sie gelobten einander, sich von dem weltlichen Treiben fern zu halten, ihr Leben nach den Vorschriften der heiligen Schriften einzurichten, die Hütten des Elendes aufzusuchen, um die Kranken zu trösten und sich der verwahrlosten Kinder anzunehmen, überhaupt auf jede Weise sich einander im Streben nach Vollkommenheit zu unterstützen. Sie lasen viel in der heiligen Schrift, übten sich in der Enthaltsamkeit und zeigten sich unermüdlich in Beten, Fasten und Nachtwachen. Die Seele dieses Bundes war John Wesley, damals sechsundzwanzig Jahre alt, ein ernster und entschlossener Charakter, der schon als Kind eine ungewöhnliche Kraft des religiösen Gefühls gezeigt hatte. Sein Vater war Pfarrer gewesen, er selbst hatte Theologie studirt und seinen Vater längere Zeit in seinem Amte unterstützt. Dann war er wieder als Lehrer nach Oxford zurückgekehrt und hatte sich an die Spitze des von seinem jüngeren Bruder gegründeten Vereins gestellt. Seitdem er einst als Kind auf wunderbare Weise aus dem brennenden Hause gerettet worden, hatte ihm die Mutter immer gesagt, daß er zu großen Dingen von Gott auserkoren sei. Die kluge und fromme Frau übte überhaupt gewaltigen Einfluß auf den Sohn. Sie, die in Abwesenheit ihres Mannes bisweilen vor Hunderten von Zuhörern die häuslichen Erbauungsstunden leitete, hatte in die Seelen ihrer Söhne einen tiefen sittlichen Ernst und einen starken Drang nach religiöser Bekehrung gepflanzt. Nach letzterer Richtung machte sich John nun in Oxford zum Staunen Aller in einem Maße bemerkbar, daß binnen Kurzem der neu gestiftete methodistische Orden unter der studirenden Jugend Aufsehen erregte und bald außerordentlichen Einfluß gewann. Da sah man Leute, welche kurz zuvor noch die wildesten Gesellen und wegen ihrer Frechheit berüchtigt gewesen waren, plötzlich wie umgewandelt; das Hohngelächter ihres Unglaubens war in Buße und Trauer übergegangen; an Stelle ihrer schmuzigen Lieder stimmten sie Psalmen an, der freche Spott wurde zum freudigsten Bekenntniß des Glaubens. Leute, die man bereits für verloren gehalten, zeigten sich mit einem Male gänzlich umgewandelt. Es schien, als ob die Zeiten

wiedergekehrt seien, in denen das Christenthum Wunder that. Enthaltsamkeit und Verzicht auf die Genüsse des Lebens und die Freuden der Jugend stand als heilige Pflicht Aller obenan. Als im Jahre 1732 Einer aus dem Bunde in Folge des Fastens und schwärmerischer Bußübungen eines frühen Todes starb, machte man nicht mit Unrecht Wesley den Vorwurf, daß die Lebensweise der Methodisten die Grenzen des Erlaubten und Vernünftigen überschreite.

In demselben Jahre schloß sich unter Andern George Whitefield, eines Gastwirths Sohn, der nach einer leichtfertigen Jugend den Schenktisch und das Kartenspiel mit dem Studium der Theologie vertauscht hatte, und nun in mönchischer Strenge seinen Leib kasteiete, dem methodistischen Vereine an. Er verfiel in einen schweren Seelenkampf, bis er an Körper und Geist zusammenbrach und an den Rand des Grabes gerieth. „Da", sagte er selbst, „war der Geist der Trauer von mir genommen, ich freute mich Gottes, meines Heilandes. Nach einer langen Nacht der Gottverlassenheit und Versuchung erschien mir der Stern wieder, den ich zuvor in der Ferne gesehen, und der Morgenstern ging auf in meinem Herzen."

Obwol Wesley bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine glänzende wissenschaftliche Laufbahn vor sich sah und um ihretwillen schon den Wunsch, der aus der Heimat an ihn ergangen war, an Stelle des alternden Vaters die einträgliche Pfarrei anzunehmen, abgeschlagen hatte, so verließ er doch bereits im Jahre 1735 Oxford, um mit seinem Bruder als Missionär in die neue Kolonie Georgien überzusiedeln. Was ihn auch zu diesem Schritte bestimmt haben mag, jedenfalls wirkte dabei die Ueberzeugung mit, daß er innerhalb der englischen Staatskirche nach seinem Gelöbniß nicht Leib und Seele, Gut und Blut seinem Gotte in fruchtbringender Weise darbringen könne. Er hielt es für eine göttliche Berufung, die ihn dahinzog, wo er, ohne Beschränkung durch kirchliche Gesetze und althergebrachte Formeln, seine Geistesgaben entwickeln und seine großen Gedanken reifen lassen konnte.

Auf dem Schiffe, das Wesley und seine Freunde nach Amerika hinüberführte, traf er mit deutschen Herrnhutern zusammen, welche denselben Weg und gleiche Zwecke, die Verkündigung des Evangeliums und die Heidenbekehrung, verfolgten. Es waren ihrer sechsundzwanzig, lauter einfache, herzliche Leute, ohne tiefe Gelehrsamkeit, denen aber Allen das Christenthum als Herzenssache galt. Der Verkehr und die Gespräche mit ihnen richteten sich natürlich bald auf die religiösen Lebensfragen, und der Engländer empfing einen tiefen Eindruck von der Bedeutung der Brüdergemeinde. Auch in der neuen Heimat blieb er mit ihnen in enger Verbindung; es wollte ihn bedünken, als ob die Einrichtungen und Anschauungen der Herrnhuter die rechten Heilmittel der kranken Kirche seien und zu einem Wiederaufleben des apostolischen Geistes führen könnten. Er für seine Person empfand mit Beschämung, wie viel ihm noch an der rechten Freudigkeit und Kraft des wahren Christenthumes fehle, und als ihm Einer von Jenen die Frage vorlegte: „Mein Bruder, giebt Dir der heilige Geist Zeugniß, daß Du ein Kind Gottes bist?" verstummte er und beschloß, vor Allem selbst erst danach zu trachten, daß ihm das volle Licht erscheinen möchte. Denn seither hatte seine Frömmigkeit nur von der harten, strengen Moral des Asketen gelebt; jetzt erst begriff er, daß das Wesen

der Frömmigkeit in der Heiterkeit und Kraft bestehe, welche dem erlösten und verjüngten Herzen innewohnt. Als er nach mehrjährigem Aufenthalte in Amerika wieder nach England zurückkehrte, legte er das Geständniß ab, er habe Andere zu bekehren unternommen, ehe er selbst bekehrt gewesen sei und den rechten Glauben gefunden habe. Als Veranlassung, daß er seine Pläne so bald wieder aufgab, wird Folgendes berichtet. Nachdem er vergeblich versucht hatte, in das Indianergebiet vorzudringen, hatte er in Savannah ein Predigtamt übernommen. Er begann die Gemeinde nach seinen Grundsätzen einzurichten und rief zur Belebung der religiösen Gemeinschaft und sittlichen Förderung eine Organisation ins Leben, nach welcher die ernsteren Glieder der Gemeinde, ähnlich wie in Herrnhut, zu gemeinsamer Erbauung in kleineren Kreisen zusammentraten. Vor Allem aber beschloß er, den laxen Sitten durch eine strenge Kirchenzucht zu steuern; denn er meinte, die Kirche habe vornehmlich den Zweck, das Leben ihrer Glieder zu heiligen. Er mochte wol in diesem gutgemeinten Eifer zu rasch und zu heftig vorgegangen sein, denn der Verdruß über seine Neuerungen war bereits tief in die Gemeinde eingedrungen, als er einst eine hochgestellte junge Dame als unwürdig von der Feier des heiligen Abendmahls zurückwies und öffentlich zur Buße ermahnte. Dadurch reizte er den Zorn ihrer vielvermögenden Verwandten und wurde wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt in Anklagestand versetzt. Von allen Seiten erntete er nun Schmähung und Spott und es blieb, nachdem er seine Thätigkeit also untergraben sah, nichts Anderes übrig, als die Heimkehr nach England.



John Wesley.

Solche bittere Erfahrungen mußten entmuthigend wirken. Er stand schon im Begriffe, das Predigen völlig aufzugeben, da war es abermal der fromme Einfluß der Herrnhuter, mit welchen die Gebrüder Wesley auch in London in Berührung geblieben, welcher sie wieder ermunterte und im Glauben befestigte. „Predige ihn, bis Du ihn (den rechten Geist) hast, und dann wirst Du ihn predigen, weil Du ihn hast“ — nach diesem Grundsatz fuhr Wesley fort, auf die Wiedergeburt zu harren, von der er glaubte, daß sie plötzlich, wie eine Kraft Gottes, über die Seele kommen müsse. Und sie kam plötzlich über ihn. Eines Abends, als er in einer Erbauungsstunde die Vorrede Luther's zum Römerbriefe vorlesen hörte und als man zu der Beschreibung gelangte, welche Veränderung Gott durch den Glauben in dem Herzem hervorbringt, „da — so

erzählte er selbst — fühlte ich, daß ich meine Hoffnung auf Erlösung in Christum und in ihn allein setzte, und eine Gewißheit war mir gegeben, daß er meine Sünde weggenommen und mich erlöset habe von dem Gesetze der Sünde und des Todes. Ich begann mit aller Macht für die zu beten, die mich besonders verächtlich behandelt und verfolgt hatten; dann bezeugte ich öffentlich allen Anwesenden, was ich jetzt zum ersten Male in meinem Herzen fühlte." Von dieser Minute an rechnete er seine Wiedergeburt und das neue selige Leben im Glauben, den er gefunden. Ein Besuch, den er in Herrnhut machte, bestärkte ihn in seiner Freudigkeit, an die Erneuerung der Kirche zu gehen, ohne daß ihm während seines Verkehrs mit Zinzendorf und der Brüdergemeinde entgangen wäre, daß bei dieser gar Vieles eine zu süßliche und weichliche Beimischung der Schwärmerei habe und daher der gesunden Kraft ermangele.

In diesen Tagen hatte Whitefield seine feurigen und hinreißenden Predigten auf freiem Felde begonnen. Es war vor den armen Köhlern von Kingswood, wo er zuerst es wagte, von der kirchlichen Gewöhnung abzuweichen und im Freien zu predigen. Wesley, der davor zurückschrak, mit der Staatskirche in Zwiespalt zu treten, und nichts mehr fürchtete, als daß zu einer neuen Sekte der Grund gelegt würde, mißbilligte dies Unternehmen. Aber wenn Whitefield an die verabsäumten und verwilderten Köhler dachte, denen bei seiner Predigt die Thränen über die schwarzen Wangen rollten, dann sagte er: „Gott sei Dank, ich habe das Eis durchbrochen. Man mag mich tadeln. Aber wenn ich Menschen gefällig wäre, so würde ich nicht ein Diener Jesu sein." Da man bald nachher Wesley und seinen Freunden das Betreten der Kanzeln und der Kirchen verweigerte, sah auch er sich genöthigt, seine Predigten unter freiem Himmel zu halten, und als ihm auch die freien Plätze verboten wurden, so gründete er im Jahre 1739 die erste methodistische Kapelle in Bristol. Bald breitete sich die methodistische Bewegung über ganz England aus und brach sich in und um London in großartiger Weise Bahn. Ueberall aus den Kirchen vertrieben, von den Geistlichen der Staatskirche verwünscht und verdammt, verlegten die Methodisten, wenn sie ihre Versammlungen in den Straßen der Städte durch die Polizei zersprengt sahen, solche in Wald und Feld. In Gottes großem Heiligthum, der grünen Natur, scharten sich nun Hunderte und Tausende um Wesley und seinen Freund Whitefield, wenn sie das Wort des Lebens verkündigten. Oft wurde ein Steinhaufen oder ein Baumstumpf zur Kanzel; das Rauschen des Meeres, das Säuseln der Lüfte, ersetzte Orgelklang und Chorgesang. Schon erbraust das Lied aus der Brust einer ungezählten und unzählbaren Menge; aber immer neue Züge kommen heran; gar Viele, die, ohne allen Unterricht aufgewachsen, ihre Tage der Sünde und dem Verbrechen gewidmet haben, Tausende, die längst nichts mehr von Kirche und Christenthum wissen. Als Neugierige eilten sie herzu, als Bekehrte ziehen sie wieder von dannen. Die Hügel, das Thal, Mauern und Bäume sind von Horchenden besetzt: Da entsteht feierliche Stille, auch die Rohesten lassen ihre gemeinen Possen, mit denen sie die Andacht der Ernsteren stören wollten, Aller Blicke richten sich auf die Gestalt des Redners, der auf seinen Knieen des Himmels Segen erfleht und dann mit gewaltiger Stimme

und gewaltigeren Worten die Hörer zu fesseln versteht. Er redet von dem menschlichen Herzen und von seinen tiefen Geheimnissen, von der Sünde und ihrem Verderben, von der Sehnsucht nach Frieden und von dem großen Friedenbringer, der Vergebung und Seligkeit gebracht hat. Er greift hinein in die Brust des Menschen und enthüllt das namenlose Elend des Bösen. Jeder Einzelne fühlt sich an der empfindlichsten Stelle getroffen; Einige fangen zu schluchzen und zu weinen an, Andere seufzen und ihre Glieder erzittern vor innerer Erregung. Verstockte Sünder, die durch ihre Laster berüchtigt sind, fallen zu Boden und schreien laut um Gnade und Vergebung. Denn eine unbeschreibliche Gewalt hat der Redner, ganz unerhört sind die Wirkungen, die er auf alle Gemüther ausübt; scheint es doch manchmal, als durchziehe der Geist Gottes in voller Majestät diese Versammlung! Und wenn das Schlußgebet gesprochen und der letzte Klang des Liedes verhallt ist, so darf der methodistische Prediger gewiß sein, von diesen zehn, zwanzig und mehr Tausenden, die ihn gehört haben, sind eine große Zahl bereit, sich ihm anzuschließen, von ihm Rath und Trost anzunehmen und sich dem „Vereine der Frommen" zuzugesellen. — Einst, als Wesley an dem Grabsteine seines Vaters bis in die Nacht gepredigt hatte, sah er in der Abenddämmerung einen Mann unbeweglich wie im Boden festgewachsen stehen; er ging auf ihn zu und fragte: „Herr, sind Sie ein Sünder?" — „Ein großer Sünder!" lautete die Antwort Desjenigen, dessen starrer Blick gen Himmel gerichtet blieb. — Eine Frau, welche im Begriffe stand, sich selbst das Leben zu nehmen, gerieth zufällig in eine solche Versammlung der Methodisten; sie hält an, hört, wird ergriffen; bald ist sie so von dem Bewußtsein ihrer Sünde erfüllt, daß sie ihr unseliges Vorhaben mit dem Glauben und der Wiedergeburt vertauscht. —

Auch nach Irland hinüber, wo der von den Priestern aufgehetzte katholische Pöbel ihn sehr übel empfing, trug Wesley die Bewegung. In verstärktem Maße wiederholten sich hier die aufregenden Scenen und die erschütternden Erweckungen der Masse. Nicht selten geschah es, daß die Zuhörer in lautes Geheul ausbrachen und damit den Eintritt des Sündenschmerzes und „Bußkrampfes" bekundeten. Ganze Reihen derselben stürzten dann in wilden Zuckungen und Verrenkungen der Glieder zu Boden. Bisweilen traten auch aus ihrer Mitte begeisterte Männer und Frauen hervor, welche in ungestümen und wirren Reden Weissagungen über das Ende der Welt ergehen ließen, oder sich himmlischer Offenbarungen rühmten, die über sie gekommen wären. Solche Vorgänge trugen nur dazu bei, den Zudrang der Feld- und Straßenpredigten in das Ungeheure zu steigern. Niemals hat die Predigt des Evangeliums eine unwiderstehlichere Macht gezeigt, als bei Wesley und seinen Freunden.

Und die Staatskirche? Anstatt sich der Bekehrung der Massen, über die sie nichts mehr vermochte, zu freuen und auf eine heilsame Abklärung der Bewegung zu hoffen und daraufhin zu arbeiten, steigerte sie vielmehr ihren Zorn und reizte den Staat zu immer heftigeren Verfolgungen gegen die Methodisten. Ihre Prediger wurden zur Rechenschaft gezogen, die Theilnehmer an den Erbauungsstunden als Störer des öffentlichen Friedens unter Anklage gestellt und obwol die Untersuchungen nie ein anderes Ergebniß als die Unschuld der

über Alles. „Ich habe", sagte er, „so wenig das Recht, Jemand wegen seiner Meinungen auszuschließen, als eben deshalb, weil er eine Perrücke trägt und ich mein eigenes Haar. Niemand, der ein Verlangen hat, seine Seele zu retten, soll vom Himmel ausgeschlossen sein." Selbst die Freidenker, welche von der Vernunft, den Lehren der Kirche gegenüber, einen reichlichen Gebrauch machen, achtete er als Christen und tadelte die Altgläubigen, welche diesen keinen Raum in der Kirche gönnen wollten. Er sprach einmal: „Es giebt Viele, welche die Vernunft verschreien, allein ich bin anderer Meinung. Ich finde in der heiligen Schrift, daß unser Herr und seine Apostel immer auf vernunftgemäße Weise verfuhren. Und der größte Vernunftfreund war Paulus." — Diese weitherzige Milde und die scharfe Betonung der christlichen Sittlichkeit bildeten den hauptsächlichen Grund, weshalb sich Wesley späterhin sowol von den Herrnhutern als auch von seinem Freunde Whitefield trennte. Wenn ihm bei Jenen das Tändelnde und Süßliche in der ausschließlichen Verherrlichung der Liebe des „Gottheilandes" verletzte, so schied ihn noch ein anderer Umstand von jenem. Wohl hatte Whitefield in England und mehr noch in Amerika die größten Erfolge errungen und außer einer Reihe von methodistischen Genossenschaften mehrere Waisenhäuser errichtet, aber daß Whitefield, auf Calvin zurückgreifend, die Lehre von der Gnadenwahl wieder hervorzog und damit das menschliche Streben nach sittlicher Vollkommenheit in den Schatten rückte, dies führte zum Bruch zwischen ihm und dem Freunde.

Wie sehr auch Wesley um jedem Preis den Zusammenhang mit der Kirche gewahrt wissen wollte, so entschloß er sich doch, Diejenigen aus der Genossenschaft, welche einen besondern inneren Beruf dazu besaßen und auch als wirklich bekehrte Christen sich auswiesen, als Volks- und Reiseprediger auszusenden. Diese Leute, meist Handwerker und Geschäftsleute, trieben ihre Gewerbe fort. Was ihnen an Vorbildung gebrach, das ersetzte ihre feurige Liebe zur Sache, ihre Geduld im Ertragen von Spott und Mißhandlungen und ihr Verständniß für die Bedürfnisse des Volkes. Sie wurden die treuesten und gesegnetsten Förderer des heiligen Werkes. Wenn sich an einem Orte eine genügende Zahl von Methodisten gesammelt hatte, so verband sie Wesley zu einer frommen Genossenschaft, damit sie sich gemeinsam erbauen, über einander wachen und sich helfen könnten, daß sie selig würden. Jeder Einzelne verpflichtete sich, dem Trunke, dem Fluchen, der Unredlichkeit, der Putzsucht, dem leichtfertigen Leben zu entsagen, Gutes zu thun und die Heilsmittel fleißig zu gebrauchen. Die Fortgeschritteneren unter ihnen bildeten einen engeren und strengeren Bund, welcher in Selbstverläugnung und Frömmigkeit den Andern voranleuchten sollte. Je zwölf Personen bildeten eine Klasse, welche sich wöchentlich einmal zu gegenseitiger Anregung und Ueberwachung des sittlichen Verhaltens zu versammeln pflegte. Die Art, wie Wesley die ganze weit zerstreute und fortwährend wachsende Gemeinschaft in immer aufsteigenden Kreisen organisirte, verdient alle Bewunderung und in dieser Organisation liegt zumeist die treibende Kraft des Methodismus.

Er selbst sagte, daß nur so, zu einem Leibe vereint, dessen Haupt Christus ist, weder Welt noch Teufel in Zeit und Ewigkeit sie zu trennen vermöge.



XXIII. Fromme Sänger.

Meister Sebastian Bach, Chr. Fürchteg. Gellert und Fr. Gottl. Klopstock.

„Lobe den Herrn, meine Seele und Alles, was in mir ist, seinen heiligen Namen. Psalm 103.

Sollte einem unserer Leser entgangen sein, mit welcher natürlichen Triebkraft die christliche Religion nach langen, schweren Kämpfen sich in Besitz der Herrschaft über ganz Europa setzte, wie sie, wo sie Boden gefaßt, auch aller Orten begann sich häuslich einzurichten und als Sinnbild ihres nach oben gerichteten Strebens jene erhabenen Stätten der Andacht, die gewaltigen Dome und Kathedralen, alle jene zahlreichen Kunstwerke erstehen ließ, deren Riesengestalten heute noch, hoch empor in die Wolken ragend, unserem bewundernden Auge die Ehre Gottes verkündigen?

Kunst und Reichthum, Ehrgeiz und Frömmigkeit Einzelner und ganzer Völker hatten in unermüdlichem Wetteifer zahllose Kirchen und Klöster, Münster und Hochstifte geschaffen und zum Theil köstlich geschmückt, und was das lebende Geschlecht nicht völlig zur Ausführung bringen konnte, hinterließ es zum Erbe dem weiterstrebenden nachfolgenden. Wer vermöchte sich dem Zauber dieser Gotteshäuser zu entziehen! — Wer durch die prächtigen Portale in die himmelhohen Räume eintrat, wo ihn die Gestalten der Apostel und Heiligen in feierlicher Dämmerung anblickten, wenn der Weihrauchduft am gold- und silberbeladenen Hochaltare

aufstieg, der fühlte auch den Hauch einer andern Welt. Und wenn dann der wohlgeübte Chor der Priester und Sänger die alten, ernsten Weihegesänge anstimmte, wenn das siegesfreudige Lied durch die hohen Gewölbe dahinbrauste, dann beugte sich auch das trotzige Menschenherz in demüthiger Ahnung des Göttlichen.

Aber nicht blos die alte Kirche hat der Kunst eine erhabene Stätte bereitet, auch die protestantische Kirche hat sich zum Zwecke der Erbauung eine heilige Kunst geschaffen. Zwar ist sie nicht überladen mit Gold und Zierrath und kann daher mit den Prachtbauten des Mittelalters nicht wetteifern, denn sie legt nicht so hohen Werth auf äußere, nur die Sinne reizende Herrlichkeit. Doch hat sie Alles, was das Herz erhebt und die Seele reinigt und das Gemüth veredeln kann: die Macht des Wortes, den Choral und den Gemeindegesang. Die anmuthigen Künste, Musik und Dichtung, haben sich ihr vermählt und Großes für sie gethan. Von Luther an zieht eine Reihe begeisterter Sänger und Musiker durch die Hallen unserer Gotteshäuser, aus welchen uns das Lob des Herrn und die Verheißung in den gewaltigsten Tönen entgegenklingen. Wer vermöchte ihre Urheber alle zu nennen, jene Meister der kirchlichen Musik und ihre Werke? Wer kann sich unseren protestantischen Gottesdienst ohne Lied und Orgel vorstellen? Wer hätte sich noch nicht erfreut, getröstet und aufgerichtet an den Gesängen eines Luther, Paul Eber, Simon Dach, Paul Gerhard u. s. f.? O, sie sind uns alle theuer, die durch erhebende Weisen die Weihe der Andacht hervorrufen! Und Du vor Allem, alter, ehrwürdiger Meister der Orgel, der Du wie ein König im Reiche der Töne geistesmächtig waltetest, Du Deutschlands Stolz und unserer Kirche Ehrenschmuck, braver, frommer Bach! In Dir rauschten die Quellen der ewigen Schönheit und eine Fülle heiliger Empfindung strömtest Du aus! Du wußtest mit Deiner Töne Gewalt allen Widerstand zu brechen und das matte Herz zu stärken!

Johann Sebastian Bach (geb. 1685, gest. 1750), so ist sein voller Name, war ein Thüringer Kind. In Eisenach stand seine Wiege, da lebte der Vater als Hof- und Stadtmusikus. „Aber ich war", so erzählt er selbst, „noch nicht zehn Jahre alt, als mein seliger Vater starb; die Mutter hatte uns Gott schon früher genommen. Da stand ich nun völlig verwaist und wußte nicht, was aus mir werden sollte. Nun hatte ich einen weit älteren Bruder, es war mein lieber, seliger Christoph, der war Organist in Ohrdruf am Thüringer Walde, der nahm mich auf und lehrte mich das Klavier spielen." Denn die Bach's waren alle geborene Musiker. Zur Zeit, da die Familie in Blüte stand, zählte sie zwanzig bis dreißig bedeutende musikalische Talente und die meisten Kantoren-, Organisten- und Stadtmusikantenstellen in den thüringischen Städten waren mit Gliedern der Bach'schen Familie besetzt. Dabei gab es nun zwar keine großen Reichthümer zu erwerben; aber diese Kunst macht glückliche und fröhliche Herzen. Und ein solches besaß auch unser Johann Sebastian, welcher der berühmteste von Allen geworden ist. Er hatte nur den einen Kummer, daß ihm sein Bruder beharrlich verweigerte, seinen musikalischen Heißhunger an anderen als an leichten Uebungsstücken zu stillen. „Nun wußte ich", so erzählt er weiter, „daß mein Bruder Christoph ein Buch hatte, in welchem

sich vortreffliche Stücke tüchtiger Meister vorfanden. Dies Buch wollte ich für mein Leben gern haben. Was that ich nun? Das Buch lag in einem verschlossenen Schranke mit hölzernen Gitterthüren, weit genug, um mit meiner gekrümmten Hand hineinzugreifen, das Buch zusammenzurollen und herauszuziehen. Wie ich das probirt hatte, war mir mit einem Male geholfen. Wenn der Abend kam, schlich ich mich wie ein Dieb in das Zimmer, nahm das Buch und eilte damit in mein Dachstübchen, wo mein Bett stand; da ich aber kein Licht hatte, konnte ich nur in mondhellen Nächten davon abschreiben und mußte dann jedes Mal früh Morgens, ehe Christoph aufstand, das Buch wieder in den Schrank hineinpraktiziren. Ich brauchte volle sechs Monate, um mit der Abschrift fertig zu werden."



J. S. Bach und G. F. Händel.

Und kaum ist der kunstsinnige Knabe fertig, so entdeckt der Bruder den Streich und nimmt erbarmungslos die sauere Arbeit hinweg. „Aber", schließt er seine Erzählung, „so sehr mich das damals verdroß, es wurde für mich ein Stachel, mich durch kein Hinderniß abschrecken zu lassen und mich daran zu gewöhnen, daß es Einem sauer werden muß, wenn man Etwas lernen will; ja, ich gestehe, dieser Vorfall war für mich ein Probirstein, ob meine Neigung zur Musik die rechte sei."

Und Bach ließ sich's wirklich sauer werden, um in seiner Bildung fortzuschreiten. Nach dem Tode seines Bruders wanderte er nach Lüneburg und ersang sich dort als Diskantist im Schülerchore sein Brot. Von Lüneburg

aus begab er sich öfter nach Hamburg und Celle, um die gefeiertsten Musiker seiner Zeit zu hören. In Arnstadt fand er im Jahre 1704 eine Organistenstelle und seitdem widmete er sich vorzüglich dem Orgelspiel. Das erhabenste Instrument, die Orgel, diese Fülle von geistlicher Musik, welche nur des Mannes harrt, der den Zauber lösen kann und dann mit Alles überwältigender Kraft und Schönheit die Andacht zum Himmel emporträgt, wurde nun des jungen Künstlers höchste Liebe und die Welt seines Herzens. Er war von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Orgel nicht blos eine Trägerin des Gesanges und als Stütze der Harmonie den Gottesdienst zu veredeln habe, sondern daß sie auch die Andacht vorbereiten und unmittelbar zur Erbauung dienen müsse. Und er hat es verstanden, mehr als viele der theologischen Worthelden seiner Zeit, die erhabenste und erbaulichste Sprache in Tönen zu reden. Ihm selbst wurde seine Kunst ein Gottesdienst und ihre Ausübung war der Ausdruck seines frommen, glaubensfrohen Herzens. Darum ruhte er nicht, bis er es zur vollkommenen Meisterschaft gebracht hatte. Kein Weg war ihm zu weit, kein Opfer zu groß, wenn es seiner frommen Kunst galt. So machte er zu Fuß die Reise von Arnstadt nach Lübeck, um einen berühmten Orgelkünstler zu hören, und nachdem er fast ein ganzes Vierteljahr heimlich die Weise des Meisters belauscht hatte, wanderte er wieder zu Fuß nach seiner Heimat zurück. Uebrigens erregte schon damals Bach's Spiel solches Aufsehen, daß man ihn für verschiedene Städte zu gewinnen suchte. Kurz nach einander ward er nach Mühlhausen, Weimar, Köthen und zuletzt nach Leipzig berufen, wo er als Stadtkantor und Musiklehrer an der Thomasschule die Höhe seines Ruhmes erreichte und bis zum Jahre 1750 eine reichgesegnete Wirksamkeit entfaltete.

Bach's künstlerische Größe lag in der frommen Begeisterung, in der reinen Frömmigkeit, die ihn erfüllte. Goethe sagte von ihm: „Mir ist es bei ihm, als ob die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie es sich etwa im Busen Gottes kurz vor der Schöpfung mag zugetragen haben." — „Eine Erscheinung Gottes, klar, doch unerklärlich, allgegenwärtig, doch unbegreiflich wie der Aether", so nannte ihn ein Anderer. Selbst sein gewaltiger Zeitgenosse Händel (1685—1759), der England mit seinem Ruhme erfüllte und dem sein zweites Vaterland die Ehre eines Denkmals unter seinen Größten in der Westminster-Abtei zu Theil werden ließ, selbst er, der Urheber des „Messias", der „Makkabäer", des „Samson", der große Oratorienmeister, empfand eine unüberwindliche Scheu vor ihm und war nicht zu bewegen, ihn zu sehen oder gar sich mit ihm zu messen. So erzählt man auch von dem Franzosen Marchand, der von seinen Landsleuten als der größte Orgel- und Klavierspieler der Welt gepriesen wurde. Dieser, bis dahin Sieger über alle seine Fachgenossen in Frankreich, Italien und Deutschland, traf im Jahre 1717 in Dresden mit Bach zusammen. In einem Hofkonzert wurde, nachdem der Franzose allerdings ganz meisterhaft gespielt und alle Welt hingerissen hatte, auch Bach aufgefordert, sich an den Flügel zu setzen. Er that es und errang einen solchen Erfolg, daß ihm die Ehre des Tages zufiel. Als Tags darauf Marchand zu einem förmlichen Wettspiel eingeladen wurde und eine glänzende

Gesellschaft bereits um Bach versammelt war, erfuhr man, daß der eitle, ruhmbedeckte Franzose in aller Stille die Stadt verlassen habe. Von dem an war der Ruf Bach's fest gegründet.

Im Jahre 1721 befand sich Bach in Hamburg und da er sich um die Organistenstelle an der Jakobikirche bewarb, so ließ er sich öfters auf der Orgel hören. Zwar erhielt er die erwünschte Stelle nicht, weil ein Anderer dieselbe erkaufte; denn Bach war eben so ehrlich als arm, und ein gefeierter Prediger konnte in Bezug darauf mit Recht sagen: „Wenn selbst ein Engel vom Himmel käme und Organist werden wollte, aber kein Geld hätte, so würde er trotz seines himmlischen Spiels nicht ankommen; er müßte unverrichteter Sache wieder in den Himmel zurück." Dagegen hatte Bach die Ehre, die er noch höher anschlug, daß der fast hundertjährige Meister Reincke, als er über den Choral: „An Wasserflüssen Babylon" mit hinreißender Wärme und Schönheit variirte, ihm freundlich die Hand drückte und sprach: „Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben; ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch fortlebt." — Von Leipzig aus wurde Bach öfter nach Dresden berufen, um vor dem Kurfürsten die Orgel zu spielen. So eines Sonntags vor dem gesammten Hof und den fremden Gästen. „Der Thomaskantor bestieg die Orgelbank. Ein voller Orgelton, ein herrliches Vorspiel und dann erklang mit majestätischer Kraft die Melodie: „Eine feste Burg ist unser Gott." Siegreich jubelnd durchbrauste der Preisgesang die Kirchenhallen. Wie ein goldener Strom hob sich Welle auf Welle, immer höher, heiliger, wunderbarer, erschütternder. Dazwischen stieg dann wieder die mächtige Melodie selbst empor. Es war ein Triumph des Protestantismus in der katholischen Kirche und vor dem katholischen Hofe. Als die Töne verklungen und Bach noch immer mit gefalteten Händen und verklärtem Angesichte auf der Orgelbank saß, trat der Kurfürst tiefbewegt an ihn heran und legte die Hand auf seine Schulter. Wie aus himmlischen Träumen erwachend, schaute der Kantor lächelnd den Fürsten an und sprach: „Gnädigster Herr, die liebe Herrgottsstimme ist Euch auch ins tiefste Herz gedrungen. Sagt, drängt es Euch nicht, schönere und größere Wellen zu schauen? Zerfällt nicht aller Erdenglanz in Nichts vor dieser Pracht dort oben? Möchtet Ihr Euch nicht von dieser Gottesstimme dorthin tragen lassen, von wannen sie kommt, in das ewige Licht?" — „Ja," sprach der Kurfürst, „über Euerem Spiel ist mir die Ahnung meines Todes gekommen. Aber wie ein freundlicher Engel trat der Gedanke in meine Seele; könnte ich Euch in meiner Todesstunde hören." Dieser Vorfall sagt mehr, als alles Lob der Menschen vermag.

Bach war nicht blos ausübender, er war auch dichtender und bildender Künstler. Und seine Tondichtungen sind es, durch welche er sich unsterblich gemacht und den Namen eines „musikalischen Kirchenvaters" verdient hat. Nicht blos eine große Zahl von Chorälen zum Kirchengesang hat er komponirt und darin den innigen Glauben seiner Zeitgenossen und seines eigenen Hauses zum Ausdruck gebracht, er hat auch, wie es sein Amt mit sich brachte, für jedes christliche Fest eine Kirchenmusik geschaffen. Die Zahl solcher Kompositionen ist außerordentlich groß. Zu den bedeutendsten gehören die Passionsmusiken, die einzig in ihrer Art und unübertroffen dastehen. Im Anschluß an die Evan-

gelien Matthäus und Johannes schildert er da die Leidensgeschichte des Herrn mit einer Anschaulichkeit und Herzinnigkeit, daß keine Beredsamkeit des feurigsten Redners im Stande ist, die Herzen mit größerer Kraft zu ergreifen. Unvergeßlich tief prägt sich die Heilsgeschichte in diesen musikalischen Dramen in die Seele eines Jeden, der der Erbauung fähig ist. Das Größte und Erhabenste sind die Chöre; aber welch eine Innigkeit und Glut der Andacht spricht auch aus den Arien und Rezitativen, welche die Reden und die dazwischenliegenden Thatsachen beschreiben! Die erste Aufführung der „Matthäuspassion“ erfolgte am Charfreitage des Jahres 1729. Hundert Jahre danach brachte sie Felix Mendelssohn in Berlin zur Aufführung und ein gefeierter Musiker sagte damals, es sei kein Konzert, sondern ein Gottesdienst gewesen. Seitdem hat man gelernt, sich an der Bach'schen Musik, wie an dem Worte Gottes, zu erbauen. — Auch Messen hat er komponirt, welche in der katholischen Kirche hochgeschätzt sind und mit den Meisterwerken eines Palestrina wetteifern, von der Menge der Kantaten und Motetten ganz zu schweigen, die noch heute den Schmuck unserer Andachten bilden.

Gegen das Ende seines Lebens, im Jahre 1747, hatte Bach die Ehre, von dem großen Friedrich nach Berlin geladen zu werden. Er folgte freudig diesem Rufe, denn er wußte wohl, welch ein Kunstkenner und Verehrer seiner Musik der Heldenkönig war. Bei Beginn eines Hofkonzertes in Potsdam vernahm der König, daß Bach in der Stadt sei. Sofort legte er die Flöte weg und sprach: „Meine Herren, der alte Bach ist angekommen.“ Es half nichts, in seinen Reisekleidern mußte dieser zur Stelle und mit großer Freundlichkeit, mit wahrer Ehrerbietung empfing und behandelte der König den Meister. Am folgenden Tage geleitete er selbst seinen Gast in die Kirchen und hier war es, wo der ehrwürdige Herrscher im Reiche der Töne dem großen Fürsten es anthat. Dieser Augenblick ist von einem neueren Maler mit liebevollem Verständniß aufgefaßt worden; man kann von dem Bilde sagen, es ist da der Triumph der frommen Kunst in Farben geschildert. —

Gegen das Ende seiner Tage hin verlor Bach das Licht der Augen, ohne daß er aufgehört hätte, die Gemeinde auf seiner Orgel zu erbauen. Die Operation, die ein berühmter englischer Arzt versuchte, mißlang zweimal und führte zur vollen Erblindung. Als seine Familie darüber laut weinte und seufzte, sprach er: „Warum weinet Ihr? Singet mir mein Lieblingslied: „Was mein Gott will, gescheh' allzeit, sein Rath ist stets der beste.“

Es mochte etwa ein halbes Jahr vergangen sein, als er eines Morgens einen seiner Söhne rief, eine achtstimmige Motette, die er ihm diktiren wollte, niederzuschreiben. Als er vollendet, sprach er: „Ach, wie arm ist das noch! Mit tausend Stimmen möcht' ich singen: Komm, Jesu, komm, ich will mich Dir ergeben! Aber Du ewiger Gott verstehest mein Gebet und ich weiß, daß Du mich erhören wirst.“ Hierauf ließ er sich zum Klaviere führen und spielte mit zitternder Hand die Motette. Als er geendet hatte, rief er plötzlich: „Mein Gott, ists möglich, ich kann wieder sehen!“ Wer beschreibt die Freude, das Entzücken, den Dank! Sie wußten nicht, wie sie Gott genug preisen sollten. Und so ist er kurz darnach hellen Blickes und freudigen Geistes, im Glauben

an seinen Erlöser, den er lebenslang mit solcher Begeisterung verherrlicht hatte, entschlafen und in die ewige Harmonie des Himmels eingegangen.

Unmittelbar neben unserem großen Orgelmeister lebte in derselben Stadt ein frommer Liederdichter, der durch seine einfachen, ernsten und andächtigen religiösen Dichtungen und frommen Lieder unzähligen Christen seiner Zeit und bis auf diesen Tag Unterweisung, Muth, Trost und Freudigkeit zum Guten gebracht hat, nämlich der Professor Christian Fürchtegott Gellert (1715 bis 1769). Sohn eines Predigers in Haynichen im sächsischen Erzgebirge, empfing er auf der Fürstenschule zu Meißen seine erste Bildung; hierauf studirte er in Leipzig, wo er darnach als Professor der Moral, eine Reise nach Berlin und einige Badereisen abgerechnet, sein ganzes Leben zubrachte. So einfach gestaltete sich sein äußeres Leben. Auch sein inneres Leben zeigt keine großen Wandelungen und keine erschütternden Stürme. Nach einer gedrückten Kindheit sah er sich als Jüngling von der Noth gezwungen, durch Abschreiben von Dokumenten, gerichtlichen Akten, Kaufbriefen u. dgl. sich fortzuhelfen — auch hat Zeitlebens sein kränklicher Körper ihn gehemmt und beschwert. Diesem Umstande ist es auch wol zuzuschreiben, daß sich eine gewisse Aengstlichkeit und Furchtsamkeit sowie ein verzehrender Trübsinn über sein inneres Wesen ausbreitete, Charaktererscheinungen, welche für kräftige Naturen etwas Abstoßendes haben mögen.


Gellert-Denkmal in Leipzig.

Goethe, der einige seiner Vorlesungen besucht hat, erzählt von ihm: „Die Verehrung und Liebe, welche er von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen sehr feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts, — Alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist, und eine solche Vorsicht war wol nothwendig, denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu

nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.“ Was Goethe andeutet, gilt nicht blos von den Studenten und Zuhörern seiner Vorlesungen — er hatte deren zuweilen mehr als vierhundert —, sondern von der Welt der Gebildeten überhaupt. Selten hat ein Mann so vollständig den Namen eines Lehrers seiner Nation verdient, als Gellert. Nicht blos daß man sich brieflich an ihn wendete und in wichtigen Lebensfragen seinen weisen und frommen Rath nachsuchte, aus der Ferne kamen die Fremden zugereist, um den edlen Mann zu sehen, aus dessen Schriften sie so viel Licht und Freude geschöpft hatten.

Einst kam ein Feldwebel an, der einen Umweg von fünf Stunden gemacht hatte, um dem „Retter seiner Seele“ die Hand zu drücken. Ein andermal lud ein Bauer einen Wagen Holz ab, und als man ihm erklärte, daß der Herr Professor dessen nicht benöthigt sei, so erklärte der Bauer, es solle ein Geschenk zum Dank für die schönen Lieder sein, mit denen Gellert ihn erfreut habe. So tief in das Volk waren seine Schriften gedrungen.

Es ist bekannt, wie Friedrich der Große, bei seiner Anwesenheit in Leipzig, den gefeierten Dichter zu sich einladen ließ und ihn einer langen Unterredung würdigte; ebenso wie die Aufmerksamkeit des Kurfürsten von Sachsen, der befahl, daß das sanfteste Pferd aus seinem Marstalle dem Professor zugeführt werde. Als dies freundliche Geschenk mit goldenem Zaum und blausammtenem Sattel unter einem großen Zulaufe von Jung und Alt überbracht wurde, war es ein Fest und eine Freude, an welcher die ganze Stadt theilnahm. Auch der Prinz Heinrich von Preußen schenkte Gellert nach einer freundlichen Unterredung ein Pferd, dasselbe, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und der General v. Hülsen befreite die Vaterstadt Gellert's aus Wohlwollen gegen deren berühmtesten Sohn von den Lasten der Einquartierung. Die Zahl dieser Beispiele von Hochachtung, welche Gellert in allen Schichten des Volkes genoß, ließe sich leicht vermehren. Aber auch so schon drängt sich die Frage auf, was war es, das ihm so viel Verehrung und Liebe verschaffte? Es war nicht blos der Umstand, daß er an der Spitze einer Schar jüngerer Schriftsteller eine neue Bahn zu brechen wußte, es waren nicht blos seine Erzählungen und Parabeln, es war vor Allem seine tiefe, herzliche Frömmigkeit und seine strenge Sittlichkeit, die er in seinem Leben bethätigte und in seinen *geistlichen Liedern und Oden* so einfach, so verständlich, so zutreffend ausgesprochen hat. „Alle Poesie soll zur Ehre Gottes sein und Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen verbreiten“ von diesem Grundsatze ließ er sich leiten und in diesem Sinne wirkten alle seine Erzeugnisse, selbst seine längstvergessenen Lustspiele und Romane, wahrhaft erbauend und läuternd auf das Volk. „An Gellert, an die Tugend, an die Religion glauben galt beinahe für Eins und Dasselbe. Er war der allgemeine Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters.“ Und er verdiente es zu sein. Denn durch seine kindliche Frömmigkeit über die Irrthümer der Aufklärung erhaben, zeigte er sich zugleich als Feind jeder Heuchelei und Uebertreibung in der Religion. Nur ein Christenthum, das zugleich und vor Allem Redlichkeit und Güte enthält, nur ein Glaube, der in der Liebe thätig ist, galt in seinen Augen Etwas.

Alle die unnatürlichen Ausschreitungen der Pietisten und Orthodoxen fanden in ihm einen mächtigen Gegner. Er verlangte, daß die Religion auf eine vernünftige Art beigebracht, nicht blos dem Gedächtniß eingeprägt, sondern auch dem Verstande und dem Herzen lieb gemacht werde. Insofern ist Gellert ein echter Sohn der neuen Zeit, welche in der Kirche eine Reform vorzubereiten im Begriffe stand, die zum einfachen Christenthum der That zurückführen sollte. Und seine Lieder, welche zum großen Theil in die Gesangbücher übergegangen und viel tausendmal in den protestantischen Kirchen Deutschlands gesungen worden sind, haben wesentlich dazu beigetragen, wahres Gottvertrauen, dankbare Liebe zu dem Erlöser, Demuth und echte Bruderliebe zu verbreiten und die Seele zu ergreifen. Diese Lieder haben freilich nicht die Kraft und den Schwung eines Luther oder die Inbrunst und Glut eines Paul Gerhard; wir vermissen da oft die hinreißende Gewalt, jugendliche Frische und wahre Unmittelbarkeit. Wie Gellert in feierlicher Vorbereitung und mit langer Ueberlegung sich daran machte, sie zu dichten, so wenden sie sich eben oft mehr an den Verstand, als sie in ihrer Sprache unwiderstehlich das Herz fortreißen. Es giebt hier keine leeren, süßlichen Tändeleien, keine erzwungenen Empfindungen, keine frommen Uebertreibungen, aber auch keinen glühenden Enthusiasmus, keine vollen Farben, sondern Alles ist einfach und doch so wahr, daß man sich dem Eindrucke nicht entziehen kann. Wer hätte nicht schon mit freudigem Herzen angestimmt das innige und volksthümliche

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte, ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen, sei ewig meine erste Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen; vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!"

Oder wer könnte sich dem lauteren Sinne des Gebetes verschließen, in dem es heißt:

„Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm, so sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum laß, Herr, mich nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht
Und frommer Freunde Liebe."

Es ist ein reiner, voller Erguß frommen Gefühls, das uns über alle kleinliche Sorge und Bekümmerniß erhebt, wenn er singt:

„Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glück stets bauen
Und dem, der mich erschaffen hat, von ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen."

Besonders in den Festliedern gelingt es unserem frommen Sänger, der selbst die kirchliche Andacht so werth hielt, der anbetenden Gemeinde fröhliche Begeisterung einzuflößen. So in dem Weihnachtslied:

„Dies ist der Tag, den Gott gemacht,
Sein werd' in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist.

„Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Du, Erde, die ihn heute sieht,
Sing' ihm, dem Herrn, ein neues Lied" u. s. w.

Freilich fehlt es auch nicht an Stellen, die matt und fröstelnd klingen. Besonders dann, wenn, was Gellert für seine Aufgabe hielt, der Anlauf der religiösen Erhebung dazu dienen soll, die Zweifler und Spötter zu gewinnen und zu überzeugen, oder wenn er die Gläubigen warnt, damit sie sich nicht irre machen lassen, wie in der Strophe von „Trost der Erlösung":

„Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein Zweifler rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit
Und halte fest am Glauben."

Auch das ist ein Charakterzug unseres Sängers wie seiner ganzen Zeit, daß die volle, sichere Zuversicht der unmittelbaren Glaubenswirkung bereits nicht mehr vorhanden ist, sondern daß er sich erst bemühen muß, die ererbten Glaubenslehren durch das Gefühl und die Ueberlegung sicher zu stellen. Dafür freilich gewinnt man eine andere Errungenschaft, nämlich den Ernst der Gesinnung und der That. Wie drängt Gellert doch immer wieder darauf hin, durch die sittliche und lebendige That sich ein „ruhiges Gewissen" zu erwerben! Wie warnt er vor dem Wahne, als ob ein Seufzer in der letzten Noth zur Seligkeit genüge! Wie aufrichtig meint er es damit:

„Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm."

Und wie weit war er zugleich von aller Selbstgefälligkeit der stolzen Tugend entfernt, wenn er singt:

„Nicht daß ich's schon ergriffen hätte —
Die beste Tugend bleibt noch schwach —
Doch daß ich meine Seele rette,
Jag' ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit."

Es war Gellert's Absicht gewesen, Prediger zu werden. Allein seit er sogleich in einer Anfangspredigt vollständig stecken geblieben, konnte er sich von seiner übergroßen Zaghaftigkeit nicht mehr losmachen. So benutzte er nun sein dichterisches Talent sowie seine Vorlesungen, um seinem Drange nach Verkündigung des wahren Christenthums zu genügen. Und es ist ihm wie Wenigen gelungen, einen mächtigen Einfluß auf das deutsche Volk zu üben, die Schranken einer engherzigen Buchstabengläubigkeit aufzuheben und dabei doch die Liebe zum Christenthum und zur Kirche zu kräftigen. Denn er wurde der Vorsänger einer ganzen Reihe redlicher und wohlmeinender Liederdichter, welche Religion und Sittlichkeit in das Herz der deutschen Christenheit hineingesungen haben.

Was Gellert fehlte, das lichte und erwärmende Feuer der Phantasie, der hohe Schwung der Begeisterung, das besaß in reichem Maße ein junger, geist-

voller Student, der um Ostern 1746 von Jena nach Leipzig kam, bald auch mit dem Professor Gellert bekannt und von ihm ermuntert wurde, sein großes Talent zu entwickeln. Es war Friedrich Gottlieb Klopstock aus Quedlinburg am Harze. Er hatte bis zum Jahre 1745 in Schulpforte gelebt, hier die ersten dichterischen Versuche gemacht und den Plan zu einem großen christlichen Heldengedicht über die Erlösung der Menschheit entworfen. Von Jugend auf mit der heiligen Schrift vertraut und von der Sprache der Propheten und Psalmisten erfüllt, hatte er, angeregt durch das große Epos des Engländers Milton, „das verlorene Paradies", es als seinen Lebensberuf ergriffen, den Messias und sein Werk zu verherrlichen und den entzückten Gläubigen den christlichen Himmel in seiner ganzen Herrlichkeit zu schildern. Und was er sich als Jüngling gelobt, das hat er als Mann in Erfüllung gebracht. Er ist der Prophet und Priester seiner Zeit geworden und hat mit seinen unsterblichen Gesängen eine Andacht und Begeisterung für das Göttliche erweckt, wie kaum ein christlicher Sänger der Vorzeit.



F. G. Klopstock.

Auch er hatte Theologie studirt, aber er bekleidete niemals ein öffentliches Amt. Die Poesie war sein einziges Amt, das er mit heiliger Liebe verwaltet hat. Durch sie diente er dem irdischen und dem himmlischen Vaterland, von beiden ein neues und schönes Evangelium verkündigend. Er hatte das Glück, das Wenigen beschert ist, seinen erhabenen Neigungen frei, sorgenlos und von der allgemeinen Anerkennung und Bewunderung getragen leben zu können. Seit dem Jahre 1751, wo der edle Minister v. Bernstorff dem 27jährigen jungen Mann eine dänische Pension auswirkte, lebte er am Hofe zu Kopenhagen, ausgezeichnet durch König Friedrich und im Verkehre mit den hervorragendsten Männern der Zeit. Seit 1771 nahm er seinen Wohnsitz in Hamburg, nachdem sich seine Einkünfte noch durch eine Pension von Seiten des Markgrafen von Baden erhöht hatten; unbestritten blieb ihm der Ruhm und die Verehrung der Mitwelt bis an sein Ende. Niemals war vielleicht ein Sänger glücklicher als er, und die Besten seiner Zeit wetteiferten darin, dem Sänger des Erlösers das Opfer der Verehrung zu bringen, das eigentlich nur dem Gegenstande seiner Dichtung zukam.

Als Klopstock in den Gellert'schen Freundes- und Dichterkreis eingeführt

wurde, hatte er schon die drei ersten Gesänge des Messias vollendet. Er hatte sie wie aus einer himmlischen Eingebung niedergeschrieben, und eben so außerordentlich war ihre Wirkung auf die gebildete Welt, als sie bereits im Jahre 1748 veröffentlicht wurden. Dreißig Jahre arbeitete er an dieser christlichen Dichtung und als sie endlich im Jahre 1773 vollendet vorlag, befand sie sich, in verschiedene fremde Sprachen übersetzt, in der Hand von Königen und Fürstinnen, auf dem Tische des Gelehrten und Beamten und selbst im Besitz von schlichten Bürgersleuten und Handwerkern. Kaum hat ein Buch solche Aufnahme erlebt, wie dieses! Kaum hat ein Dichter so viel dankbare Hörer gefunden, wie dieser! Aber wann wäre auch ein Gegenstand von gleicher Würde besungen worden und wann mit mehr Inbrunst, mit so viel Pracht der Gedanken, mit so viel Kraft im Ausdruck? Tasso hatte einst die Befreiung Jerusalems, Dante die Schrecken der Hölle, Milton das Paradies geschildert; aber in demselben Grade, als der Gegenstand der „Messiade", der Erlöser und die Erlösung der Welt, die vorhin genannten Themata an Erhabenheit übertraf, um so viel schwerer mußte auch das Verdienst des Dichters wiegen, der in kühnem Fluge der Gedanken Alles, was in der Kirche seit zwei Jahrtausenden gelehrt und geglaubt wurde, worin die Lebenden Frieden suchten, worin die Sterbenden ihren letzten Trost fanden, zu schildern unternahm. In poetischer Verklärung erscheint nun der alte fromme Kirchenglaube an den Sohn Gottes, an den Himmel und seine Engel. Alle die wunderbaren Geheimnisse des Jenseits werden personifizirt zu glänzenden Gestalten, die heiligsten Hoffnungen der Seele kommen zum feierlich-schönen Ausdruck. Und der Sänger selbst, edel, rein und gut, ganz durchdrungen von seiner heiligen Pflicht, schwingt sich zum Seher empor, der, als ein Werkzeug Gottes, das Unsichtbare in Bilder und Worte kleiden soll, daß es die Menschheit vernehme. Oft sah er im Traume die Gestalten, mit deren Beschreibung er eben sich beschäftigt hatte. Mit Andacht und Gebet stärkte und bereitete er sich zur Arbeit und manches Mal vermochte er vor frommer Rührung nicht weiterzuschreiben. Schon im Eingange des „Messias" flehte er für seine Muse zu Gott:

„Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete,
Führe sie mir als Deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste mit Deinem Feuer sie, Du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen, aus Staub gemacht, zum Tempel sich heiligt.
Rein sei das Herz! So darf ich, obwol mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn mit verziehendem Straucheln durchlaufen."

Und diese Stimmung hat ihn nicht verlassen bis zur Vollendung des Werkes. Immer beseelte ihn das Bewußtsein, daß seine Dichtkunst eine Dienerin des Höchsten sein solle, und als solche gab sie dem frommen Leben in der Brust des Christen den Ausdruck seiner seligsten Gefühle; der Glaube feierte durch sie einen herrlichen Triumph.

„Ich fleh' um keinen Lohn; ich bin schon belohnt
Durch Engelfreuden, wenn ich Dich sang;

Der ganzen Seele Bewegung
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft;
Erschütterung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden!
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms: durch sanftes Gefühl,
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte."

So sang Klopstock, als er am Ziele angekommen war. Er hätte auch all' der Ehren, des Glückes, der Freundschaft und der Liebe gedenken können, womit ihm sein „Messias" gelohnt wurde. Von der alten Bergmannsfrau in Freiberg, die nicht eher sterben mochte, bis sie die weiteren Gesänge des „Messias" gelesen habe, bis zu der schwärmerisch entzückten Meta Moller, die, ohne den Dichter gesehen zu haben, keinen anderen Gedanken hatte, als ihm zu danken und ihn zu lieben, und welche bei der ersten Begegnung ihm ihr Herz ergab; von den Ufern des Zürichersees, wo der funfzigjährige Professor Bodmer, jugendlich bewegt, dem Dichter entgegenjauchzt, bis hinauf zum hohen Norden, — überall ist der Erfolg der gleiche. „Gott segne Sie! Sie sind für ewig von ihm gesegnet, denn wie Vieler Seelen Heil haben Sie nicht schon gestiftet! In der Ewigkeit werde ich Ihnen für die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die mir Herz und Auge oft überfließen machen. Sie haben mir eine unaussprechliche Sehnsucht, gut zu werden, in das Herz gegossen; beten Sie für mich, heiliger Mann, daß Gott mein Sehnen erfülle." So schrieb die Gräfin Stolberg an Klopstock, und in ähnlicher Weise wurden ihm Zeichen der Liebe und der Freundschaft von allen Seiten entgegengebracht.

Außer der Freundschaft lebte Klopstock überhaupt nur dem Vaterland und der Religiosität, die er so erfolgreich verherrlichte. Hier ist nicht der Ort, von den herrlichen und ergreifenden Tönen zu reden, die er für Vaterland und Freundschaft anschlug; dagegen sind wir verpflichtet, vor Allem noch seine Oden zu erwähnen, welche überall ein frommes Gefühl mächtig und innig durchklingt. Wovon auch sein Lied redet, ob von den Schönheiten der Frühlingswelt, der Waldeslust, oder von den fröhlichen Stunden im Freundeskreis, oder vom Tode für das Vaterland, immer erhebt er sich zum Höchsten und Heiligsten und verknüpft den Himmel mit der Erde. Selbst wenn er von der Geliebten singt, so gedenkt er an die Ewigkeit:

„Dann wird ein Tag sein, da werd' ich auferstehn;
Dann wird ein Tag sein, da wirst Du auferstehn.
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschal' in der gehobnen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien" — — —

Diesseit und Jenseit, Sichtbares und Unsichtbares, beides zusammen, ist unserem frommen Sänger ein Gottestempel. Das weite All belebt sich ihm mit dem Geiste des Vaters und überall ahnt und fühlt er das Walten der unendlichen Macht und Güte. In der Ode „Dem Allgegenwärtigen" heißt es:

„Wenige nur, ach, Wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! Wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört.

Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffener! Dich vernimmt.
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart! — —

Doch mit heiligem Schauer
Brech' ich die Blume ab;
Gott machte sie,
Gott ist, wo die Blum' ist.

Mit heiligem Schauer fühl' ich der Lüfte Wehn,
Hör' ihr Rauschen! Es hieß sie wehn und rauschen
Der Ewige!" — — —

Und die herrliche Ode „Frühlingsfeier" beginnt:

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erd' nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja!" — — —

Diese heitere, fromme Begeisterung, dieser tiefe, religiöse Sinn hat es den Zeitgenossen angethan und hat unserem Sänger einen so segensreichen Einfluß auf die Gemüther gestattet. Die Religion wurde durch ihn nicht blos menschlich, sondern das Menschliche zugleich religiös. Und in jener kühlen, nüchternen Zeit war es von unermeßlicher Bedeutung, wenn die Kirche sich auf solche Helden stützen konnte.

Die biblischen Dramen (Adam's Tod, David und Salomo) gelangen Klopstock nicht; dagegen bot er in seinen geistlichen Liedern etwas Neues und Werthvolles dar. Wer hätte damals gedacht, daß der christliche Glaube, den man nur aus althergebrachten und ausgedörrten Lehren kannte, so schön und lieblich gesungen werden könne, so reich an Gefühl und so voll Glut der Empfindung sei! Wie war man überrascht und gerührt, daß der gefeierte Sänger die kirchlichen Feste und Gegenstände so erhaben, so geistvoll zu verherrlichen unternahm, ja, daß er nichts mehr wünschte, als den Kirchengesang durch seine Lieder verjüngen zu können!

Klopstock versuchte ein Gesangbuch herzustellen, das dem Bedürfnisse der Andacht entspräche. Dazu suchte er viele alte, längst vergessene Lieder wieder hervor und säuberte sie von ihren Auswüchsen und Härten. „Kurz, feurig, stark, voll himmlischer Leidenschaften, bilderreich, zur Andacht entzückend oder zur Demuth bewegend", sagte er, „muß das Gemeindelied sein." Und so gab er uns auch selbst eine Reihe von Gesängen, welche zum Theil noch heute in unseren Kirchen wiederhallen. Wenn auch viele von ihnen allzu gekünstelt und zu geschraubt in Empfindungen und Bildern sind, so ermangelte ihnen doch nicht die erbauliche

Wirkung. Klingt es doch wie ein Akkord himmlischer Musik, wenn wir mit ihm singen:

„Auferstehn, ja auferstehn, mein Staub, wirst du nach kurzer Ruh.
Unsterbliches Leben wird, der dich schuf, dir geben! Hallelujah!
Wieder aufzublühn werd' ich gesät!
Der Herr der Ernte geht und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben, Hallelujah!" u. s. f.

Mochte er auch dem Einflusse seines reflektirenden Zeitalters unterliegen, wenn er in seinen eigenen Hymnen den lebendigen Ausdruck des frommen Gefühls mit der Beschreibung seiner Reflexionen über die Erfahrungen und Erlebnisse des frommen Herzens verwechselte und wenn uns infolge dessen viele derselben heute nicht mehr in dem Grade begeistern können, wie sich seine Zeitgenossen davon begeistert fühlten, — immerhin war es von den segensreichsten Wirkungen, daß ein Dichter von seiner Bedeutung den Zeitgenossen wieder von den Gegenständen christlichen Glaubens, Liebens und Hoffens zu singen unternahm, und zwar in einer so herzlichen, innigen und aufrichtigen Weise, wie er es that. Wir haben freilich gewaltigere Liederdichter innerhalb der christlichen Gemeinschaft gehabt, als ihn und seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger. Aber diese sahen sich auch getragen von ihrer Zeit, von der Stimmung des Jahrhunderts, von der Fülle des religiösen Gemüthslebens. Diese anregenden Momente entbehrte Klopstock vollständig. Während der Frost eines kraftlosen Egoismus die Herzen verkrüppelte, während die Besseren höchstens eine sentimentale Naturverehrung kannten, während der Materialismus seine Orgien feierte und alles Göttliche aus der Welt, aus der Geschichte und dem Menschengemüthe hinwegdisputiren zu können glaubte, während dem Christenthume und der Kirche weit und breit die Todtenglocke geläutet wurde, trat ein „heiliger Sänger" hervor und rührte der Zeit das Herz, verherrlichte den Glauben und pries die Liebe, die das eigene Leben zum Opfer bringt, in den höchsten und feierlichsten Tönen. Wie? Hätten Diejenigen, welche dem Witze eines Voltaire zugelächelt und dem Hohne eines Helvetius Recht gegeben, denen vom Christenthum höchstens eine trockene Nützlichkeitslehre der Moral geblieben und jeder ideale Funke, jede tiefere Herzensregung erloschen war, nicht durch eine Erscheinung, wie die Messiade und die religiösen Oden unseres Dichters, bewogen werden sollen, wenigstens über die Gegenstände der christlichen Religion etwas ernster nachzudenken? Konnte es ausbleiben, daß sie zu dem Versuche getrieben wurden, sich wenigstens das längst Ueberwundene noch einmal mit anderen Augen und mit empfänglicherem Sinne anzusehen? Mußte nicht das tiefe Bedürfniß der Menschennatur nach Reinigung, Befreiung, Erlösung und Beruhigung des Gewissens, das unverlierbare Verlangen der Seele nach der Gottesnähe, der Gottesgemeinschaft und dem Gottesfrieden mächtig erwachen, als der Dichter, selbst tief ergriffen und mit hinreißender Rührung, die Geheimnisse des Herzens und der unsichtbaren Welt schilderte?

Ja, groß und gewaltig waren die Wirkungen der Klopstock'schen frommen Muse. Sie Alle, die Voß, Stolberg, Hölty, Claudius, die Cramer, Geßner, Matthison, Kosegarten und wie viele der Namen noch zu nennen wären, stehen

unter dem Einflusse seiner religiösen Dichtung und haben dazu das Ihre beigetragen, daß die fromme Innigkeit des Gottempfindens und Gottsuchens neben der kalten Verständigkeit wieder zu ihrem Rechte kam.

Was Klopstock als heiliger Sänger der Religion und Kirche gewirkt hat, ist groß und bedeutsam. Er war in Wahrheit der Priester und Prophet einer großen Gemeinde des Glaubens und des Geistes. Die Kirche hat ihm Größeres zu verdanken, als sie selbst seither empfunden und bekannt hat.

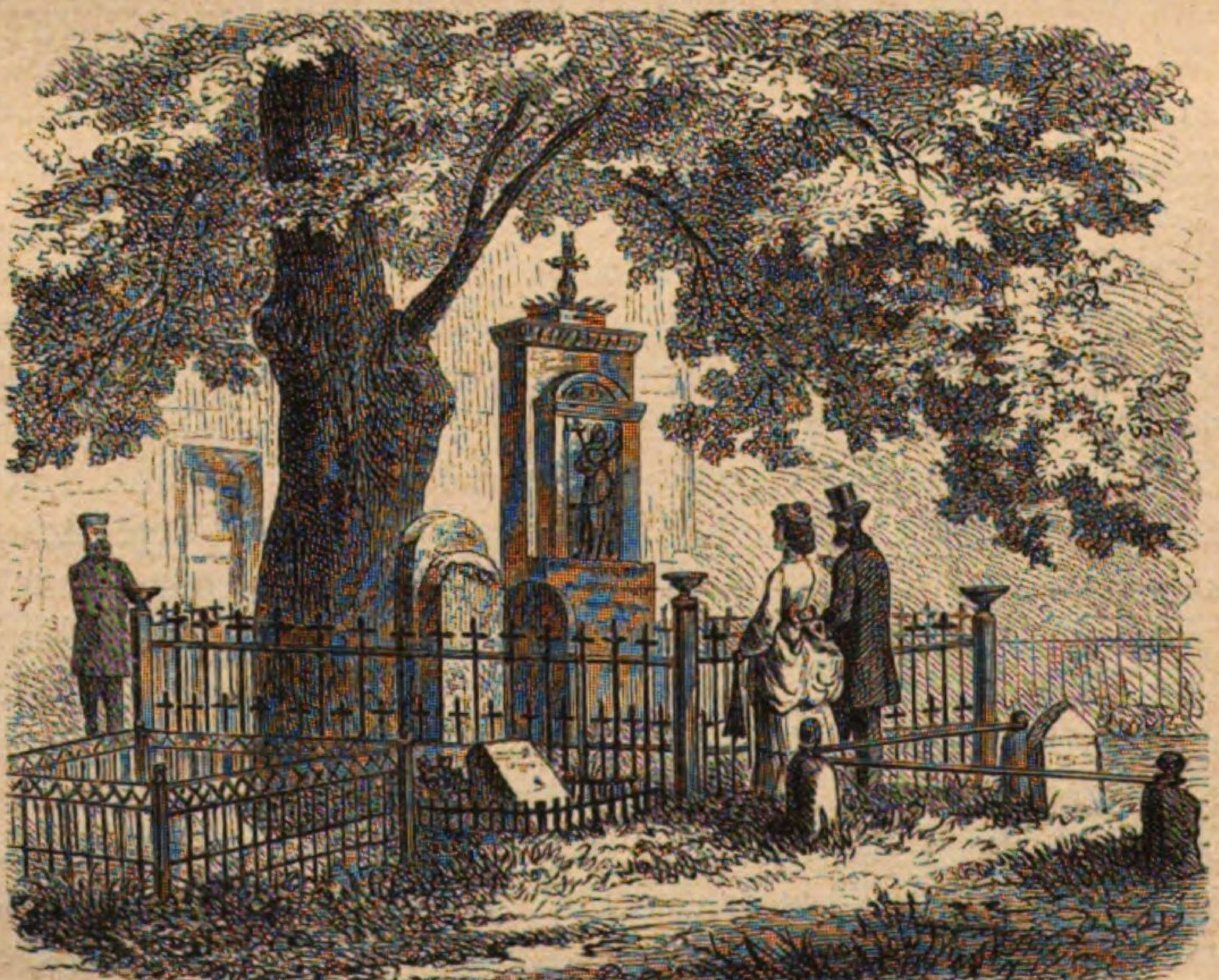
Als er, der glühende Patriot, der edelmüthige Freund, der hochherzige Mensch, der fromme Christ, im Jahre 1803 in hohen Ehren in seinem 79. Lebensjahre einging in das ewige Reich des Lichts, da bestattete man seine Ueberreste mit königlichen Ehren. Der „Messias", mit Lorbeer bekränzt, wurde seinem Sarge vorangetragen. Auf dem Kirchhofe zu Ottensen befindet sich seine Ruhestätte neben seiner ersten Gattin, der frühverstorbenen Meta, und seinem Sohne.

„Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen"

lesen wir auf dem Steine, der gewesen ist und sein wird ein Wallfahrtsort für tausend und abertausend deutscher Christen. Und wer die Stätte in heiliger Ehrfurcht betritt, der denke an Friedrich Rückert's Lied:

„Zu Ottensen, von Linden beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden, dem soll, wer trauert, nahn,
Dort in der Linden Schauer soll lesen er den Stein,
Die Inschrift, daß die Trauer ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget den Tod hat durch sein Wort;
Es ist der fromme Sänger, der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger der Palm', im Tode stieg."



Klopstock's Grab zu Ottensen.



XXIV. Fritz Oberlin, J. K. Lavater, J. H. Jung-Stilling.

(1740—1826.)

Du bist's allein, Macht und Gewalt sind Dein,
Wer kann sich Deinem Wort entgegenstellen?
Du winkst — und Erd' und Himmel, sie zerschellen,
Du winkst — und Alles kehrt zu neuem Sein;
Du bist's allein.

Nordöstlich von Straßburg, etwa zwölf Stunden entfernt, in einem hochgelegenen Winkel der Vogesen, befindet sich das rauhe und zu der Zeit, aus der wir berichten, nur wenig bevölkerte Steinthal. Krieg und Pest hatten diesen von Natur armen Landstrich vollends verödet und fast in eine Wüste verwandelt. Um das Jahr 1700 zählte man in dem Kirchspiele Waldbach, zu welchem noch vier Dörfer gehören, wenig über dreißig Bewohner. Der größte Theil des Landes war mit Wald, Gestrüpp, Felsen und Sümpfen bedeckt; in armseligen Strohhütten fristete die halbverwilderte Bevölkerung ein jammervolles Dasein. Hinsichtlich der sittlichen und religiösen Bildung befanden sich diese Protestanten auf der niedrigsten Stufe. Ohne Zucht und Unterricht wuchs die

Jugend auf; das kirchliche Leben war so gut wie erstorben. Und diese Zustände änderten sich auch nicht, als sich im Laufe des Jahrhunderts die Zahl der Bewohner wieder zu mehren begann. Das Steinthal galt für einen verlorenen Posten der Civilisation, bis im Jahre 1767 der Straßburger Kandidat Johann Friedrich Oberlin zum Pfarrer von Waldbach berufen ward.

Oberlin war damals 28 Jahre alt; er hatte seither fast nur seiner wissenschaftlichen Ausbildung gelebt. In einem Dachstübchen, umgeben von Büchern und naturwissenschaftlichen Sammlungen, ein kleines Blechgefäß zur Bereitung einer bescheidenen Abendmahlzeit, wobei er sich des Lichtes, das ihm zu seinen Arbeiten leuchtete, zugleich als Heizmittels bediente, auf dem Tisch — so fand ihn eines Tages der seitherige wackere Pfarrer von Waldbach, Johann Stuber, welcher, nachdem er siebzehn Jahre lang die Sitten und die Herzen der Steinthaler in Schule und Kirche zu bilden und zu veredeln bemüht gewesen, nun einen würdigen Nachfolger suchte. „Sie sind ganz mein Mann, wie ich ihn für das Steinthal haben muß," rief der Pfarrer, über die Lebensweise Oberlin's erstaunt. Und da sonst keine Bewerber um die ärmliche und verrufene Pfarrei auftraten, willigte der bescheidene Kandidat ein, der Berufung zu folgen, die er wie eine Stimme Gottes ansah. Denn Fritz Oberlin, der Sohn einer kinderreichen und frommen Professorenfamilie, war von Jugend an zur Einfachheit und Anspruchslosigkeit gewöhnt, eine körperlich wie geistig gleich starke Natur. Er gehörte zu den Kreisen der erweckten und glaubensinnigen Christen. Schon in seinem zwanzigsten Jahre hatte er, nach der Weise seiner Gesinnungsgenossen, ein Tagebuch zu führen begonnen, in welchem er seine geheimsten Gedanken und Gefühle vor Gott aussprach und in einem Seelenbunde zur Erneuerung des Taufbundes seine Seele Gott verschrieben. In einer förmlichen Urkunde, welche er mit seinem Namen unterzeichnete und von Zeit zu Zeit erneuerte, entsagte er feierlich den Freuden der Welt und den sinnlichen Begierden und gelobte, den göttlichen Willen zu dem seinigen zu machen. „Mein und meiner Väter Gott!" — so schloß diese Bundesschrift, „der Du Deinen Bund hältst, Deine Segnungen spendest bis in das tausendste Glied, ich flehe zu Dir in Demuth; da Du weißt, welch' ein trügerisch Ding es um das menschliche Herz ist, verleihe mir Gnade, mit aller Aufrichtigkeit in diesen Bund einzutreten und die Weihe zu bewahren, womit ich in meiner Taufe geweiht worden bin. Der Name des Herrn sei mir zum ewigen Zeugniß, daß ich ihm dies Gelübde unterzeichnet habe, mit dem festen, treuen Willen, es zu halten. Straßburg, den 1. Januar 1760." — Man würde Oberlin aber falsch beurtheilen, wenn man ihn für einen weichen, süßlichen Schwärmer, wie sie der damalige Pietismus erzog, halten wollte.

In seiner Jugend ging sein höchster Wunsch dahin, Soldat zu werden, und bis zu seinem Tode behielt er etwas Strammes, Derbes und Entschlossenes in seiner Haltung. Von seiner Unerschrockenheit legte er hernach gleichfalls mehrere Proben ab. Auch schon als Knabe ließ er es an solch' edlen und zugleich großmüthigen Zügen nicht fehlen. Als er einmal dazu kam, wie einige Straßenjungen einer Bauersfrau den Korb mit Eiern vom Kopfe stießen und diese in lautes Weinen ausbrach, trat er hinzu, schalt die Buben

tüchtig aus und holte schleunigst seine Sparbüchse, um deren Inhalt in den Schoß der Frau zu schütten und sich dann stillschweigend zu entfernen.

Als ein anderes Mal der Bettelvogt einen verkrüppelten Bettler auf der Straße mißhandelte, eilte er herbei, nahm den Unglücklichen in Schutz und hielt dem Diener der Polizei seine Unmenschlichkeit vor. Schon wollte ihn dieser wegen seiner unberufenen Einmischung züchtigen, da legten sich zum Glück die Nachbarn in das Mittel und schützten den treuherzigen, wohlgelittenen Knaben. Als er kurz darauf seinem Feinde begegnete, erschrak er und wollte fliehen. „Aber nein," sprach er zu sich, „ich habe ja nichts Unrechtes gethan! Gott ist mit mir und wird mich schützen." Und wirklich blickte der Bettelvogt den muthig vorbeigehenden Knaben lächelnd an und ließ ihn ruhig des Weges ziehen.

Diese kleinen Vorgänge aus der Kindheit charakterisiren den Pfarrer von Steinthal vollständig. Es lebte ein eben so tapferer als frommer Sinn in ihm; man durfte von ihm erwarten, daß er noch Großes leisten würde; das hat er auch gethan, wenn die Größe eines Mannes nicht in dem Ruhme und in der Macht, sondern in der Treue, in der Unermüdlichkeit und aufopfernden Selbstverleugnung für das Beste Anderer besteht. In solchem Sinne darf Fritz Oberlin mit Fug und Recht unter den Helden der christlichen Kirche aufgeführt werden.

Sobald Fritz Oberlin in das alte, einstöckige Pfarrhaus von Waldbach, das dem Wind und Wetter, wie sie durch das einsame Thal brausten, offen stand, eingezogen war, erkannte und erfaßte er seine Aufgabe mit dem ganzen Ernst eines wahren Dieners des Evangeliums. Er gewahrte mit Schrecken die Armuth seiner halbverhungerten Pfarrkinder und mit noch tieferer Betrübniß ihre sittliche Verkommenheit. Seine Pfarrei umfaßte einen Umkreis von zwei Meilen, die Gemeinde lebte über das Gebirge zerstreut. Es galt zunächst, sie zu sammeln und auf dem von seinem Vorgänger gelegten Grund weiter zu bauen. Aber er fand für seinen wohlmeinenden Eifer in den Gemeinden selbst die ärgsten Hindernisse. Je stürmischer und eindringlicher er in Ermahnungen, guten Rathschlägen und Lehren wurde, desto störriger zeigte sich die Mehrzahl der Bauern. Sie ballten die Faust und verlangten darnach, ihm einmal alle Lust zu Neuerungen auszutreiben. Eines Sonntags erfuhr er, daß man ihn, vom Gottesdienste heimkehrend, tüchtig durchprügeln werde. Sofort änderte er sein Thema und predigte über die christliche Geduld und Sanftmuth und wie man Unrecht ertragen müsse. Während die Rädelsführer nach Schluß des Gottesdienstes sich versammelten, trat der Pfarrer zu ihrem Erstaunen plötzlich unter sie und sprach mit ruhiger Stimme: „Hier bin ich, meine Freunde, Euer Vorhaben ist mir bekannt. Habe ich Euch beleidigt, so straft mich; ich überliefere mich Euch, weil ich Euch gern die Niedertracht des heimlichen Ueberfalles ersparen möchte." Beschämt trat da Einer nach dem Andern hervor und bat um Vergebung. — Bei einer ähnlichen Bedrohung verhielt sich Oberlin nicht weniger muthig: Am Schlusse der Predigt erklärte er, er wisse Alles, was man gegen ihn im Schilde führe, aber weil sein gutes Pferd ihn den Verfolgern auf jeden Fall entziehen

werde, so wolle er zu Fuß zurückkehren. „Uebrigens," sprach er, „glaubt nur nicht, daß sie ohne den Willen meines Vaters mir werden ein Haar auf meinem Haupte krümmen können." Unangefochten gelangte er nach Hause. Aber nicht nur dadurch stieg sein Ansehen, sondern vornehmlich durch seine aufopfernde Güte und sein aufrichtiges Wohlmeinen, das bald von Allen anerkannt werden mußte.

Mit einer unbeschreiblichen Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit unterzog er sich nicht nur den anstrengenden Pflichten seines Pfarramtes und der Seelsorge, sondern versuchte zuerst Alles, um den Steinthalern ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen und mit Rath und That dazu beizutragen, daß sie zu einem gewissen Wohlstand gelangten, ohne welchen das religiös-sittliche Leben nicht gedeihen kann. Er hatte sich als Hauslehrer eine ziemliche Bekanntschaft mit der Heilkunde erworben. Diese zu verwerthen fand er nun häufig Gelegenheit. Ward ein Unfall ihm bekannt, so fand er sich zuerst ein, bereit zu rathen und zu helfen; wenn dann seine Hausmittel nicht ausreichten, so setzte er sich oft des Abends spät noch zu Pferde, um selbst von Straßburg das Nöthige herbeizuschaffen. — Im Verlaufe der Zeit sorgte er dafür, daß das Steinthal einen Arzt erhielt. Ueberall und in Allem, was die Gemeindewohlfahrt betrifft, ging er mit gutem Beispiele voran. Er benutzte einige Pfarrgrundstücke, um auf denselben seine landwirthschaftlichen Arbeiten vorzunehmen und die Versuche anzustellen, von denen er wünschte, daß sie von den Steinthalern zur Hebung der Landwirthschaft angewendet würden. Sein Obst- und Gemüsegarten wurde eine Musteranlage, in welcher er Bäume und Gewächse einführte, die man seither in dieser Gegend zu bauen für unmöglich gehalten hatte. Von fern her ließ er sich dann Samen und Stecklinge kommen und sparte weder Geld noch Mühe, um mit gutem Beispiel voranzugehen.


Fritz Oberlin.

Bald sahen die Bauern, wie Unrecht sie gehabt hatten, ihren Pfarrer wegen der Aenderungen, zu denen er gerathen, zu verspotten; denn die Erfolge,

die er sie sehen und kosten ließ, waren der Art, daß zuerst die Klügeren und bald Einer nach dem Andern ihm nachzuthun begann. Da nun in der Landwirthschaft gerade das Geringste oft das Wichtigste ist, so richtete Oberlin sein Augenmerk selbst auf solche Dinge, wie die Bereitung des Düngers, die Fütterung des Viehes, die Verbesserung der Wiesen, die Entwässerung der Felder und die Herstellung der Brücken und Wege. Und das Alles unter einem höheren Gesichtspunkte, indem er jeden Fortschritt in dieser Hinsicht als eine religiöse That, als ein Werk der Liebe zu Gott und den Menschen zu betrachten und zu empfehlen pflegte. Die Unternehmungen in Bezug auf Verbesserung der äußeren Lage der Gemeinde galten ihm nicht blos als Vorbedingungen, sondern als Erweisungen des Christenthums. Daran erkennt man den echten Protestanten, der jede Arbeit zu einem Gottesdienste zu heiligen vermag.



Oberlin's Wohnhaus zu Steinthal.

In diesem Sinne legte er selbst mit Hand an, wenn es galt, ein gutes Werk zu vollbringen. In solchem Sinne stiftete er einen landwirthschaftlichen Verein und ließ sich keine Mühen verdrießen, die Zweifelnden zu belehren und zu überzeugen. An jedem Donnerstag sammelte er die Erwachsenen um sich, sie mit Hülfe seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen und Instrumente über die Erscheinungen und Gesetze des natürlichen Lebens zu unterrichten; die älteren Schulkinder schon suchte er in besonderen Lehrstunden für Garten- und Feldbau und häusliche Ordnung anzulernen. Nicht selten theilte er junge Pflanzen und Stecklinge unter sie aus, welche sie dann in ihren Gärten wie Heiligthümer pflegten. Eine Niederlage von Gartenge-

räthschaften, die er sich von Straßburg kommen ließ und billig verkaufte oder verborgte, sowie eine Leihkasse, welche er errichtete, um das leichtsinnige Schuldenmachen zu verhüten, eine Spar- und Schuldentilgungskasse zur Ansammlung der kleinsten Beträge, eine Armenkasse zur Verhinderung des Bettelngehens und eine ganze Reihe von anderen heilsamen Einrichtungen wurden von ihm nach und nach mit geringen Mitteln ins Leben gerufen. Sie alle trugen dazu bei, Ordnung, besseres Streben und gute Zucht in das arme Steinthal zurück zu führen.

Der praktische Sinn Oberlin's hatte längst den Werth guter Straßen erkannt, durch welche seine Steinthaler mit der gebildeten Welt sich leichter in Verbindung zu setzen vermöchten. Wie er den morastigen Kirchweg dadurch allmählig aufbesserte, daß er, so oft er denselben verfolgte, einen mitgenommenen Stein in den Sumpf warf und alle seine Nachbarn dasselbe zu thun aufforderte, so griff er auch jene schwierige Aufgabe, ohne viel Redens zu machen, muthig und mit eigener Kraft entschlossen an, nachdem seine Vorschläge von der Gemeinde als unausführbar verworfen worden waren. Eines Tages sah man ihn mit seinem Knechte eine Strecke Weges in Arbeit nehmen und man erfuhr, daß er den dazu nöthigen Boden auf seine Kosten von den Feldeigenthümern erstanden hätte. Als nun die Steinthaler merkten, daß die Sache doch gut und wohl ausführbar sei, stellten sie sich beschämt ihrem Pfarrer zur Verfügung, und dieser leitete nun den Straßenbau mit großer Umsicht und belebendem Eifer, sodaß binnen Kurzem Unglaubliches geleistet und die Straße nach der Hauptstadt fahrbar gemacht wurde. Oberlin selbst zeigte sich als der Besonnenste und Fleißigste, wo es galt, Felsen zu sprengen, steile Abhänge abzutragen und tiefe Abgründe auszufüllen. Man sah ihn fast täglich mit der Pickelhaue und unbekümmert um den Schmutz der Arbeit unter seinen Bauern. Bald ward auch eine Brücke hergestellt, an Stellen, wo vorher oft monatelang kein Wagen herüber oder hinüber gelangen konnte. Kurz, das Werk gelang so vortrefflich, daß man hernach dem guten Pfarrer nicht genug zu danken wußte, der wie ein zärtlicher Vater zu so vielen wohlthätigen Verbesserungen auch diese neue hinzugefügt hatte und es immer verstand, den Widerwillen und die Bedenken seiner Pfarrkinder durch frische und rasche That zu überwinden. Natürlich erlangten seine Rathschläge und Anweisungen immer mehr Gewicht. Was er von nun an vorschlug, traf auf willfährige Herzen und was „der gute Papa Oberlin“ sagte und wünschte, war für Alle entscheidend. Er verstand es aber auch, die Leute anzufeuern und für das Gute und Rechte zu erwärmen. Bald setzte er Preise aus für Diejenigen, die dies und jenes Handwerk erlernten, oder für Diejenigen, welche beim Neubau ihrer Häuser hohe und große Zimmer, statt der dumpfen, niedrigen Stuben anlegten; bald führte er neue Industriezweige ein, wie das Strohflechten, das Färben, die Baumwollenspinnerei, wodurch er den Arbeitslosen lohnende Beschäftigung verschaffte. Immer wußte er zu dem rechten Fortschritte die rechten Leute zu finden, mochte er sie von auswärts heranziehen oder aus seiner Gemeinde hinaussenden, um neue und zweckmäßige Einrichtungen nach Steinthal zurück zu bringen. Durch dies Alles legte er den Grund zum Gedeihen und Aufblühen

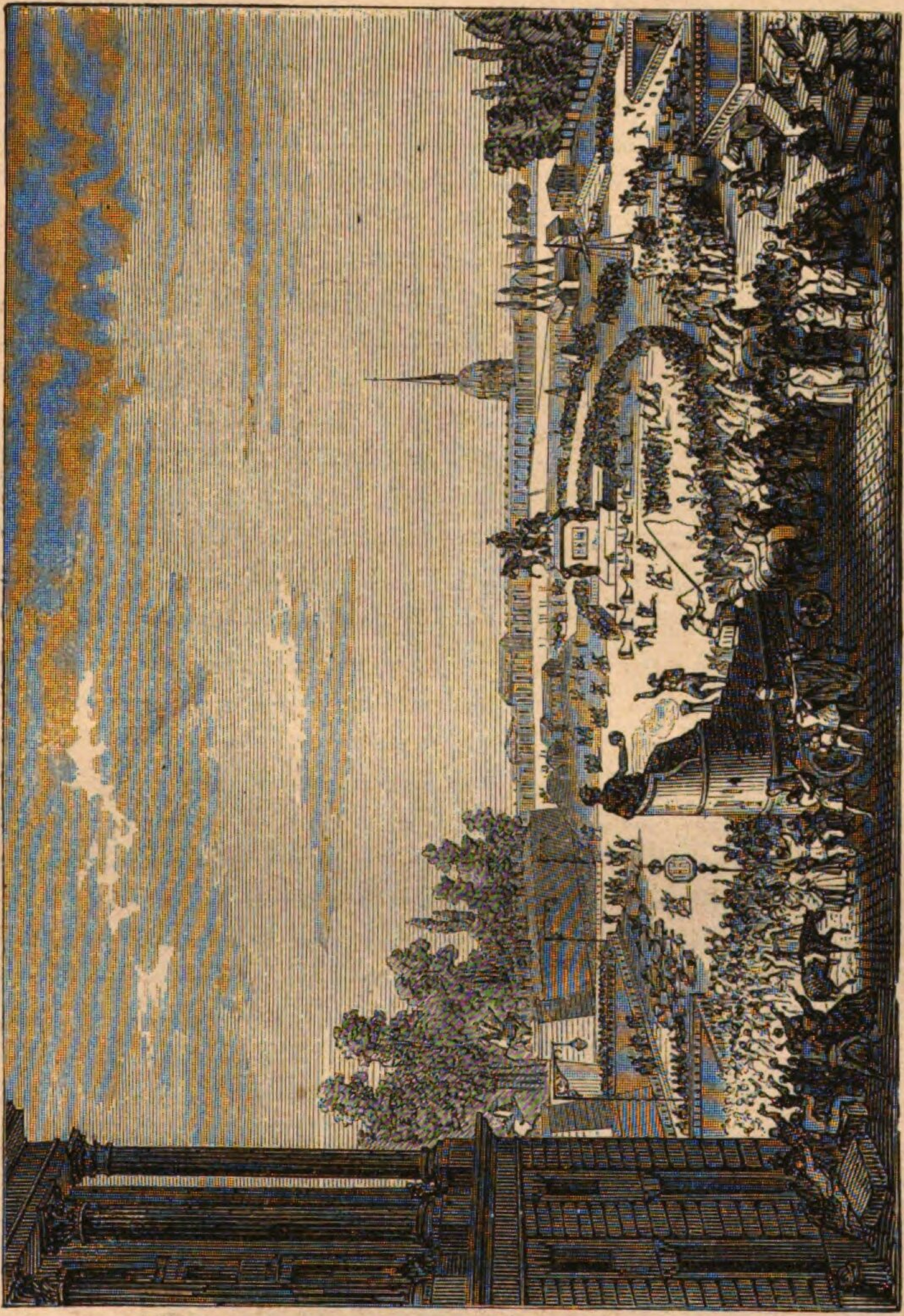
des Landstriches, dem er sein Leben gewidmet. Durchdrungen von dem Bewußtsein, daß sich der Glaube durch die sittliche That bewähren und Alles zur Ehre Gottes gethan werden müsse, umgab er alle seine Maßregeln mit dem Hauche von Frömmigkeit und Gottesfurcht. Wahrlich, es war eine hohe Auffassung des Christenthums, wenn Oberlin das ganze äußere Leben als einen Dienst der Liebe und des Gehorsams hinstellte; seine Steinthaler wurden auf solche Weise zu gleicher Zeit wohlhabende und gesittete Menschen und auch gute und fromme Christen.

Neben dieser menschenfreundlichen Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt erlahmte niemals Oberlin's Eifer und Treue als Seelsorger und Lehrer des Christenthums. Vor Allem wollte er selbst als ein Vorbild des Glaubens gelten. Es befand sich in seinem Hause ein einsames Zimmer, in welchem er seine Gebete verrichtete und wo er oft bis tief in die Nacht für einzelne Glieder seiner Gemeinde Fürbitte that. Die Steinthaler wußten dies und ersuchten ihn oft, für Diesen oder Jenen zu beten. Wenn sie dann Abends durch die wohlbekannten Fenster Licht schimmern sahen, sagten sie: „Lasset uns stille sein, unser Papa betet für uns!“ Wie Spener und dessen Anhänger vertraute er der wunderbaren Kraft des Gebetes und zeichnete sich wol die Namen Derer auf, für die er beten wollte, um ihrer Keinen zu vergessen. Aehnlich den pietistischen Konventikeln stiftete er eine christliche Gesellschaft, in welcher sich die religiös angeregten Gemeindeglieder zu Gebet, Betrachtung und gegenseitiger Aufmunterung in Erfüllung ihrer Christenpflichten verbinden sollten. Als er sich veranlaßt sah, diese Gesellschaft wieder aufzulösen, setzte er an jedem Dienstag eine Erbauungsstunde für die Erwachsenen ein. Dabei durften die Frauen, damit keine Zeit verloren gehe, ihr Strick- und Nähzeug mitbringen, um zum Besten der Armen zu arbeiten. An jedem Freitag hielt er eine Bibelstunde im Pfarrhause, doch in so gemüthlicher und patriarchalischer Weise, daß er dabei wol die Schnupftabaksdose, die er selbst fleißig benutzte, herumgehen ließ und wenn er genug gesprochen zu haben glaubte, geradezu fragte: „Nun, meine lieben Kinder, ist es auch genug, seid Ihr nicht müde?“ — Mit großen Opfern nahm er sich der Verbreitung der Bibel an, verfaßte und vertheilte religiöse Flugschriften, ja sogar einen Kalender mit erbaulichem Inhalt für das Volk. Eine kleine, in seinem Hause aufgestellte Buchdruckerpresse diente ihm dazu, mancherlei kleinere Sachen, Ansprachen und Rundschreiben an die weit ausgedehnte Gemeinde, anzufertigen. Vor Allem aber wendete er seine Sorgfalt den Schulen zu, die sich bald zu wahren Musterunterrichtsanstalten erhoben. Was an Kenntniß der Welt, ihrer Geschichte und vornehmlich des Landlebens in diesen gelehrt worden, das führte er in einer Fortbildungsschule für die reifere Jugend noch weiter aus, indem er den Unterricht in Geometrie und Physik, in Malen, Zeichnen und Handarbeiten hinzutreten ließ. In Strickschulen wurden die Mädchen, in Kleinkinderschulen die noch nicht schulfähigen Kinder versorgt und bedacht. Alle die Anstalten, welche man heutzutage überall mit so viel Eifer und Kostenaufwand einführt, hat dieser seltene Mann auf Grund eigenen Nachdenkens geschaffen und sie sind von ihm in einfacher und trefflicher Weise zum ersten Male versucht und hergestellt worden.

Als Prediger bemühte sich Oberlin vor Allem, zur Fassungskraft seiner Zuhörer sich herab zu lassen und in schlichter, praktischer Weise die Lehren des Christenthums vorzutragen. Auch die Absonderlichkeiten, die er in seinen Reden liebte, dienten dazu, die Gemeinde anzuregen und zu erwärmen. Ein Sonntag im Steinthal gehörte zu den erhebendsten und feierlichsten Erlebnissen. Daher kamen von weither Menschenfreunde aller Klassen, Protestanten und Katholiken, herbei, um den guten Pfarrer von Steinthal zu hören.

So hatte sich Oberlin eine beneidenswerthe Wirksamkeit geschaffen und erfreute sich der schönsten Erfolge, sowie der innigsten Liebe seiner Gemeinde, als plötzlich ein Sturm hereinbrach, der nicht blos ihn und sein Werk, sondern das Christenthum und die Kirche in ganz Frankreich zu vernichten drohte. Wir meinen die französische Revolution, dies Gottesgericht über einen morsch gewordenen Staat und das seit einem Jahrhundert im Sündenpfuhl schier erstickte Königthum in unserem Nachbarlande. Zuerst freilich schien es, als ob die dort eingetretenen großen Umgestaltungen der bürgerlichen Gesellschaft zu Gute kommen sollten und als ob die geforderte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit für Alle der christlichen Wahrheit nicht fern stehe. Man konnte sich nur darüber freuen, wenn die Geistlichen freiwillig oder gezwungen sich ihrer unmäßigen Ansprüche entäußerten, wenn die Bauern von den hohen und schweren Abgaben an Staat und Kirche befreit und die großen Güter der Kirchen, Klöster und Bischofssitze zur Erleichterung des Staatshaushaltes Verwendung finden sollten. Man konnte es nur billig finden, daß auch die Diener der Kirche unter das allgemeine Gesetz gestellt wurden, und wie alle Wohlgesinnten, so begrüßte auch Oberlin diese neue Ordnung mit freudigem Herzen. Bald aber gerieth in dem tollgewordenen Paris das Volk in eine so heftige Aufregung, daß alle segensreichen Errungenschaften in Frage gestellt wurden. Vornehmlich richtete sich die Erbitterung gegen die katholischen Priester und ihre Kirche. Mit dem Wahnsinn der Revolutionäre, der zu den scheußlichsten Metzeleien führte, verband sich der trostloseste Unglaube und Gottesverachtung. Die Gottlosigkeit gefiel sich darin, das Christenthum für einen überwundenen Standpunkt zu erklären und schließlich Gott selber zu verwerfen. Man zählte die Jahre nicht mehr nach Christi Geburt, sondern nach der Hinrichtung des Königs und der Errichtung der Republik. Man schaffte den Sonntag ab, verbot das Abhalten des christlichen Gottesdienstes, der kirchlichen Segnungen und Gebräuche bei den Geburten, bei der Eheschließung und dem Begräbniß. Selbst der heilige Name Gottes ward als überflüssig abgethan und an seine Stelle als Göttin die Vernunft gesetzt. Ja, am 10. November 1793 wurde in Paris in der ehrwürdigen Kirche Notre-Dame der Gottesdienst zu Ehren der neuen Göttin des Frevels feierlich abgehalten. Auf einem Throne, in weißem Kleide, mit einer himmelblauen phrygischen Mütze auf dem Haupte, umgeben von bekränzten, weißgekleideten Mädchen, saß ein Weib als Göttin Vernunft. Ihr sang man freche Lieder, ihr brachte man Opfer des Wahns dar. Es war ein trauriges Zerrbild jener neuen Religion, des „Vernunftglaubens“. Bald darauf wurden die Geistlichen aufgefordert, dem Christenthum zu entsagen, die Kirchen wurden geplündert

und geschlossen, in Straßburg am 21. November alle Religionslehrer aufgefordert, ihren Glauben vor dem Volk, das sie so lange betrogen hätten, abzuschwören. Das herrliche Münster hallte wieder von gotteslästerlichen Reden; die übrigen Kirchen der Stadt wurden in Magazine oder Ställe umgewandelt. Dieser Taumel der Gottvergessenheit zerrann natürlich bald wie ein wüster Traum.



Umzug der Göttin Vernunft in Paris.

Zuerst brachte es Robespierre, der kühne Führer der Revolution, dahin, daß das französische Volk wiederum das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele anerkannte; sodann wurde die Uebung der Religion und des Gottesdienstes wieder gestattet und nach Kurzem kehrte das Christenthum in der alten Gestalt in die Kirchen zurück.

Als die Befehle der Schreckensregierung von Paris in das Steinthal drangen und auch hier die Glocken verstummen, die gottesdienstlichen Handlungen aufhören mußten, da verstand es Oberlin, inmitten seiner treuen und frommen Steinthaler den widerchristlichen Gesetzen ihr Gift zu nehmen und den abgeschossenen Pfeilen ihre Spitze abzubrechen. Hier zeigte sich seine wahre Geistesgröße, wie er, ein eifriger Freund der Freiheit und ein begeisterter Sohn des Vaterlandes, doch das wahre Christenthum aufrecht zu halten wußte. Zum Redner seiner in einen Klub verwandelten Gemeinde erwählt, schlug er vor, die Kirche und den Sonntag, als zur Versammlung am meisten geeignet, zu bestimmen. Er fand Beifall. Am nächsten Sonntag erschien er im einfachen Rocke auf der Kanzel und sprach, wie es befohlen, gegen die Tyrannen. „Unter allen Tyrannen die schlimmsten sind die in unseren Herzen, die Laster und bösen Begierden," sagte er „die laßt uns abschaffen." Als er, der „Bruder Redner", diesen Gegenstand genugsam behandelt hatte, fragte er, ob man nicht Lust habe, eins von den alten, lieben Liedern zu singen. Und man sang einen Psalm. So ging es jeden Sonntag und zu allseitiger Zufriedenheit. Die Form war geändert, die Sache war geblieben. Da er nach dem Beschluß des Konvents, wie alle Pfarrer, entsetzt und brotlos geworden, so vereinigten sich die dankbaren Steinthaler, durch freiwillige Haussammlungen ihrem Pfarrer die eingebüßte Besoldung zu ersetzen. Später, nach Wiederherstellung der Ordnung, hielt Oberlin selbst an der neuen Einrichtung fest, indem er nur die freiwilligen Beiträge der Gemeindemitglieder annahm und auf jede feste Besoldung verzichtete. Und wie er selbst, der wackere Patriot, seine Söhne in das Volksheer eintreten ließ, so zeigte er auch darin seine Opferbereitschaft, daß er das entwerthete Staatspapiergeld (die Assignaten) zum vollen Nennwerthe einlöste und stets zu einem niedrigeren Preis ausgab und seine Freunde das Gleiche zu thun ermunterte, damit jene trügerischen Zettel allmählig verschwänden und das Gemeinwohl nicht mehr zu schädigen vermöchten. Auf solche Weise bewahrte der edle Mann sein liebes Steinthal vor den Greueln der ausgearteten Revolution. Es gab keine Gegend in ganz Frankreich, welche von denselben weniger berührt worden wäre, als die Pfarrei Waldbach. Einige Male freilich war Oberlin gerade deshalb den Schreckensmännern verdächtig erschienen und in Untersuchung gerathen, aber man konnte dem redlichen, offenherzigen und edelmüthigen Manne und Christen nichts anhaben; vielmehr wurde sogar in den öffentlichen Sitzungen der Gewalthaber zu Paris sein Name mit Auszeichnung und Ehrerbietung genannt.

An Ehren fehlte es ihm überhaupt nicht; sein Ansehen stand fest in Frankreich wie in Deutschland und in der Schweiz. Selbst nach fernen Landen hatte sich der Ruhm des Steinthaler Pfarrers verbreitet. Kaiser Alexander von Rußland sprach von ihm mit größter Bewunderung und Verehrung. Eine große Zahl hochangesehener Korporationen und Institute wetteiferten, ihm gegen das Ende seines Lebens Zeichen des Dankes und der Verehrung darzubringen.

Oberlin erreichte das hohe Alter von 86 Jahren inmitten seiner Gemeinde. Nur einmal hatte er daran gedacht, sie zu verlassen, und zwar zu dem

Zweck, um im fernen Westen Amerika's das Evangelium zu predigen. Aber die Liebe zu seiner Gemeinde, die man fast seine eigenste Schöpfung nennen konnte, ließ es nicht zu, daß er von ihr schied. Man mußte die hohe, ehrwürdige Gestalt im Kreise seiner zahlreichen Familie oder inmitten seiner „lieben Kinder" sehen, um den Edlen zu lieben und zu bewundern. Aus einem schwachen und abgezehrten Körper sprach noch immer ein feuriger, lebhafter Geist. Mit heiterer Munterkeit und rüstiger Frische redete er und bewegte er sich. Alles an ihm war natürlich, einfach, dabei unaussprechlich herzgewinnend. Er ließ sich gern auch von Fremden als den „guten Papa Oberlin" anreden. Dabei zeichnete ihn eine seltene Bescheidenheit und Demuth aus, wie sie dem wahrhaft frommen Menschen eigen ist. In seinem Hause fand man an allen Thüren Inschriften, welche eine schöne Lehre enthielten; in seinem Arbeitszimmer neben Gemälden, Welt- und Landkarten und allerlei Sammlungen auch eine vollständige Sammlung der Bildnisse seiner Gemeindeglieder. — Seit dem frühen Tode seiner geliebten und edlen Gattin und mehrerer seiner Kinder bildete sich bei ihm die Ansicht aus, daß er mit den abgeschiedenen Seelen in einer wechselseitigen Verbindung stehe und ihre sowie auch andere Geister zu sehen vermöge. „Neun Jahre lang", erzählt er später, „sah ich träumend und wachend alle Tage meine heimgegangene Gattin; theils hier bei mir, theils drüben in ihrem Aufenthaltsorte in der unsichtbaren Welt, wo ich merkwürdige Dinge, lange, ehe sie vor sich gingen, von ihr erfuhr." Diese Zustände des Geistersehens waren bei den Steinthalern nichts Seltenes; es gab aber auch gebildete und gelehrte Männer, welche diese krankhaften Träume nährten, wie Oberlin's Freund, Jung-Stilling. Oberlin selbst redete von der anderen Welt mit einer Sicherheit und Vertrautheit, welche bei diesem praktischen und nüchternen Christen wahrhaft wunderbar erscheint. Das „obere Jerusalem" war ihm so vertraut, wie die Stadt Straßburg; er zeichnete seine Lage, beschrieb seine Thore und den Aufenthaltsort der Seinigen. So heimisch er auf der Erde war, im Himmel war er es nicht minder. Dies und seine Zuversicht auf das Gebet und die Fürbitte für Andere giebt ihm einige Aehnlichkeit mit den schwärmerischen Pietisten, während sonst Alles an ihm und in ihm gesund, wahr, frei und rein christlich genannt werden muß. Aber auch diese Absonderlichkeiten standen dem edlen Manne wohl an und hatten für Niemand etwas Anstößiges oder Verletzendes.

Am 1. Juni 1826 verkündete die Todtenglocke von Waldbach den Steinthalern einen großen Verlust. Allgemeines Klagen herrschte in allen Häusern und Hütten. Am Tage des Begräbnisses dieses seltenen Menschenfreundes wogte eine nach Tausenden zählende Menge von Trauernden durch das Thal von Nah und Fern dem Pfarrhause zu, in welchem der gute Pfarrer 60 Jahre lang wie ein Abgesandter Gottes gewaltet und seine Gemeinden gesegnet hatte. Auch Katholiken schlossen sich dem großartigen Trauerzuge an und einer aus ihrer Mitte, ein Arzt, Dr. Bedel, befand sich unter den Grabrednern. Auf Oberlin's Grabsteine liest man die für den edlen Todten so passenden Worte: „Die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne, immer und ewiglich."

Wir verlassen nun das durch Oberlin zu Blüte und Berühmtheit gelangte Steinthal, um uns nach Westfalen zu begeben, in das Dörfchen Grund, und hier den vorhin genannten Johann Heinrich Jung-Stilling, einen höchst merkwürdigen Menschen, kennen zu lernen. In demselben Jahre wie Oberlin, 1740, geboren und zwar in einem der Häuser, welche sich an den steilen Berg, der Grund beherrscht, anlehnen, verlebte er hier seine Jugendtage. Der Vater, von Haus aus Schulmeister, betrieb später das Schneiderhandwerk und gehörte sammt seiner Familie zu den sogenanten „Stillen im Lande", d. i. zu jenen frommen Kreisen, in welchen die religiöse Empfindsamkeit in besonderem Grade gehegt und gepflegt wurde. Nicht selten geschah es, daß sich die Freunde des Vaters mit ihren Erbauungsbüchern einfanden und daß dann ein frommes Lied gesungen, aus der Bibel vorgelesen und eine Unterhaltung angeknüpft wurde, in welcher viel von Gnade, Wiedergeburt und sündiger Welt die Rede war. Dann lauschte der Knabe aufmerksam und er fühlte sein Herz mächtig bewegt. Früh schon verlor er seine Mutter und da er nur im Umgange mit älteren Leuten aufwuchs, konnte er nicht viel von einer fröhlichen Jugendzeit berichten. Der Vater lebte wie ein Einsiedler und litt nicht, daß sein Heinrich mit den Kindern „der Welt" spielte und fröhlich herumsprang. Er wollte ihm frühe schon den Ernst der Seele anerziehen, der doch erst eine Frucht der Jahre ist. Für jedes Vergehen wurde er streng bestraft. An Stelle der jugendlichen Vergnügungen traten einzig und allein Beten und Lernen und fromme Gespräche. So konnten sich die großen Geistesgaben Heinrich's nur lediglich in der Richtung des religiösen Gefühles entwickeln. Er galt bald als ein Wunder von Frömmigkeit, als ein besonders erleuchtetes Kind Gottes.

Als einst der Pfarrer in das freudenleere Haus kam, entspann sich zwischen ihm und dem achtjährigen Heinrich, welcher ihm mit gefalteten Händen und festen Blicken gegenüber stand, folgendes Gespräch:

Pf.: Kannst Du auch den Katechismus?

H.: Noch nicht all'.

Pf.: Wie, noch nicht all'? das ist ja das Erste, was die Kinder lernen müssen.

H.: Nein, das ist nicht das Erste; Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Katechismus zu begreifen.

Pf.: Wie betest Du denn?

H.: Ich bete: lieber Gott, gieb mir Verstand, daß ich begreife, was ich lese.

Pf.: Das ist recht, mein Sohn, so bete fort.

H.: Ihr seid nicht mein Vater.

Pf.: Ich bin Dein geistlicher Vater.

H.: Mein Gott ist mein geistlicher Vater, Ihr seid ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist sein.

Pf.: Wie, hast Du denn keinen Geist, keine Seele?

H.: Ja freilich, wie könnt Ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater. Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?

Pf.: Du kannst ihn ja nicht sehen.

Heinrich wendet sich um und holt die Bibel, schlägt Römer 1, 19 und 20 auf und liest die Worte, welche von der Offenbarung Gottes an die Menschen handeln. Der erstaunte Pfarrer aber gab dem glücklichen Vater die Verheißung, daß der Junge dereinst wol ein großer Mann werden könne.

Dieses Ereigniß wurde folgenreich; denn von da an nahm der alte Jung-Stilling darauf Bedacht, dem talentvollen Knaben einen besseren Unterricht zu verschaffen, was derselbe mit Freuden ergriff. Er hatte ohnehin eine gründliche Scheu vor dem Handwerk seines Vaters und keinen höhern Wunsch, als sein Leben unter den Büchern hinzubringen. Darum litt es ihn auch nach seiner Konfirmation nicht länger zu Hause und er wurde Schullehrer.



J. H. Jung-Stilling.

Leider blieb er dabei nicht lange und er mußte, ins väterliche Haus zurückgekehrt, nun doch zur Nadel greifen, was ihm eine Höllenpein dünkte. Zu seinem Glück bot sich ihm von Neuem Gelegenheit, als Lehrer sein Weiterkommen zu finden; aber auch diesmal verlor er nach einiger Zeit seinen Posten wieder. Und so wechselte er unter Leid und Freud, in Hunger und Entbehrung noch oft seinen Beruf, während er immer eifriger seine Kenntnisse aus Büchern vermehrte und im Gebet seinen einzigen Trost suchte. Ihn zog es fortwährend hinaus aus der Enge der Heimat in ein anderes Leben und so verließ er am Ostermontag 1762 das Vaterhaus für immer.

Ohne Ziel und Mittel wanderte er von einem Orte zum anderen; doch war es ihm, als ob Gott selbst ihn gerufen hätte und ihm den Weg zeigen wolle. In mehreren Hauslehrerstellen und dazwischen in verschiedenen Schneiderwerkstätten fand er Gelegenheit, seine Geduld und sein Gottvertrauen zu bewähren und zu stärken. Aber auch treue Freunde fehlten nicht, welche den stillen, sanften Jüngling liebten, ihn in Zeiten der Noth auf das Freundlichste unterstützten und ihm weiter halfen. Zuletzt verbrachte er sieben Jahre in dem Hause eines reichen Kaufmanns in Rade vor dem Walde, wo er seine geistige Ausbildung vollenden konnte. Noch in seinem achtundzwanzigsten Jahre lernte er hier Griechisch und Hebräisch und faßte nun den Entschluß, Medizin zu studiren. Dazu sah er sich besonders durch die Mittheilung eines Geheimmittels gegen Augenkrankheiten, das er einem alten katholischen Geistlichen

verdankte, veranlaßt. Wie in allen Ereignissen und Wandlungen seines seitherigen Lebens, erkannte er darin die Hand und den Willen Gottes, und da er bald darauf einen blinden Knaben glücklich heilte, begann er bereits als Augenarzt einen sich verbreitenden Ruf zu erlangen. Dies führte ihn zu einem Kaufmann in Ronsdorf, mit dessen Tochter er sich am Krankenbett verlobte und von welchem er die Mittel erhielt, noch in Straßburg zu studiren. Kurz vorher hatte er in seiner zuversichtlichen Weise gesagt: „Mich soll es doch verwundern, wo mein himmlischer Vater das Geld für mich zusammentreiben wird."

Wie glücklich war er nun! Zu Straßburg machte er die Bekanntschaft von Goethe und Herder und befreite sich im Umgange mit den edelsten Geistern unserer Nation von der Beschränktheit früherer Umgangsgenossen. Bis dahin hatte er ja nur mit Pietisten und Herrnhutern und solchen Christen, welche eine besondere Erleuchtung des heiligen Geistes zu besitzen behaupteten, verkehrt. Ronsdorf selbst war vor noch nicht langer Zeit, als das „neue Jerusalem" berüchtigt und berühmt, der Sammelpunkt von allerlei überspannten und schwärmerischen Sektirern gewesen, welche beabsichtigten, eine Gemeinde der Heiligen zu bilden, und der Ort bewahrte auch, nachdem der Unsinn und Frevel frommer Betrüger geendet hatte, einen streng pietistischen Charakter. Stilling hatte sich bis dahin ganz und gar der frommen Schwärmerei ergeben, die ihn von Kindesbeinen an und überall in seiner Heimat umgab. Nun lernte er die freien und großen Gedanken einer allgemeinen menschlichen Bildung und edlen Aufklärung kennen und seine Seele erhob sich freier und frischer. Aber in seinem Glauben blieb er fest. Er war überzeugt, daß Gott jeden Augenblick solche Wunder thun könne, wie sie die Bibel erzählt, und daß ein herzliches Beten Gott dazu bewege, thätig in den Lauf der Dinge einzugreifen. So oft er nun in Noth und Kummer sich befand, warf er sich in seinem einsamen Kämmerlein auf die Kniee und betete inbrünstig. Und fast immer nahte, wie durch ein Wunder, die Hülfe und er durfte jauchzen: „Das war nur Dir möglich, Du allmächtiger Vater!"

Nach seiner Verheirathung lebte er als Arzt in Elberfeld. Allein da ihn die alten pietistischen Freunde als einen Abtrünnigen flohen, während er für seine Kuren von den Armen keine Bezahlung annahm und in unbegrenzter Weise Wohlthätigkeit übte, gerieth er aus einer Noth in die andere und nur sein unwandelbares Vertrauen auf Gottes Hülfe hielt ihn aufrecht. Eine glückliche Staaroperation an einer armen, alten Frau ermuthigte ihn, in dieser Richtung der Menschheit seine Dienste zu widmen, und er soll im Laufe der Zeit wirklich an 2000 Blinden das Gesicht wieder gegeben haben. Niemals ging er an die Arbeit ohne Gebet und jedes Mal begann er nur mit Anrufung der Barmherzigkeit Gottes. Aus den Schulden und Sorgen kam er aber nie heraus. Nach einander als Professor in Kaiserslautern, Heidelberg und Marburg thätig, erfuhr er die wunderbarsten Wechsel des menschlichen Schicksals. Erst seit dem Jahre 1803, als ihn der Kurfürst von Baden zu seinem Gesellschafter erwählt und von allen Amtsgeschäften entbunden hatte, gelangte er zur freien Entfaltung seiner Kräfte und zu einer reich gesegneten Thätigkeit und zwar als erbaulicher Schriftsteller. Als solcher gewann

er einen Weltruf und erntete unermeßlichen Beifall. In Amerika und Asien wurden seine Schriften gelesen. Fürsten und Fürstinnen nicht weniger als einfache Landleute und Handwerker gehörten zu der wachsenden Schar seiner Verehrer. Er hielt es für seine eigentliche Lebensaufgabe, die Zweifler und Gedankenlosen zu erwecken und eine Gemeinde des Geistes zu sammeln, Christi würdig. Obwol ohne kirchliches Amt, zeigte er sich doch als den eifrigsten und wärmsten Förderer der Kirche und des Christenthums; viele Tausende verdankten ihm ein neues religiöses Leben. Es gab kaum einen hervorragenden Menschen in der christlichen Welt, der nicht mit ihm Verbindung gesucht und gepflegt hätte. Sein Haus war der Sammelplatz für Leute aller Stände, aller Bekenntnisse, aller Länder. Besonders wirkte er durch die Kraft seiner frommen Phantasie, mit welcher er seinen Zeitgenossen, die vielfach allen Glauben an das Unsichtbare verloren hatten, die Geisterwelt ausmalte und nahe rückte, so daß sie, betroffen von der Lebhaftigkeit der Bilder und ergriffen von dem Feuer seiner Vorstellungen, selbst an die Erscheinung von Geistern und an die lebendige Verbindung des Jenseit mit dem Diesseit zu glauben begannen. Je älter Jung-Stillung wurde und je näher er dem Tode zu kommen schien, desto tiefer lebte er sich in Sterbensgedanken und in die Sehnsucht nach der Ewigkeit ein. Mit großer Freudigkeit erwartete und ersehnte er darum seinen Uebergang in eine andere Welt. „Es ist eine wichtige Sache um das Sterben," sagte er; „es ist keine Kleinigkeit." In der stillen Woche des Jahres 1817, nachdem er noch einmal das Abendmahl mit den Seinen gefeiert, verschied er unter innigen Gebeten. „Herr, nimm mich auf in Deine ewigen Hütten," waren seine letzten Worte. Das Angesicht des Todten schien wie vom Lichte der Verklärung überstrahlt. Für Tausende von Christen war und blieb er das Vorbild einfacher Glaubensfreudigkeit und aufrichtiger Gottinnigkeit.

Wie es zu geschehen pflegt, hatte in jenen Tagen ein Gegensatz den anderen hervorgerufen. Nachdem sich eine Richtung der Gemüther bemächtigte, welche allzu vorsichtig alles Ueberirdische in Frage stellte, ja sogar mit spottendem Leichtsinn bis zur Verleugnung Gottes, der Unsterblichkeit des Menschengeistes und aller frommen Gefühle fortschritt, machte sich das Recht und die Macht des Glaubens wieder in aller Stärke geltend. Was Emanuel von Swedenborg von der Fähigkeit des Menschen, die Geheimnisse der Geisterwelt zu erfahren, gelehrt hatte, fand nicht blos in seinem Vaterlande Schweden, sondern auch in Amerika und in Deutschland großen Anklang. Und auch Jung-Stilling war, wie seine Freunde, der Pfarrer Oberlin in Steinthal und Lavater in Zürich, erfüllt von der Gewißheit, daß sich die geheimnißvollsten Wunder und die wunderbarsten Geheimnisse des Jenseits dem Glauben erschließen könnten. In höchst abenteuerlicher Weise lebte er sich mit seiner Phantasie in die für uns verschlossene Welt der Geister und des Himmelreichs ein. Er träumte von einem Hades oder Todtenbehälter, in welchem die Seelen der Abgeschiedenen bis zur Zeit der allgemeinen Auferstehung in einem Mittelzustande zwischen Seligkeit und Verdammniß aufbewahrt würden, von wo aus dieselben mit der irdischen Welt noch Verkehr und Umgang pflegen könnten. In diesem Zustande, meinte er, vollende sich die im Erdenleben begonnene

Entwickelung bis zur Reife für den Himmel oder für die Hölle. Ueber dieses dämmernde Geisterreich dichtete er nun wunderliche Gesichte und Darstellungen, welche auf viele christliche Gemüther einen überaus tiefen Eindruck machten, während Andere dagegen sie als Thorheiten eines phantastischen Schwärmers verlachten. Er selbst war fest überzeugt, daß es Demjenigen, welchem sich dafür der innere Sinn erschlossen, möglich sei, mit den Geistern der Verstorbenen in Beziehung zu stehen, und daß die himmlischen Gesichte, von denen die Schrift erzählt, wirkliche Engelserscheinungen gewesen seien. —

Nicht diese Absonderlichkeiten und Träumereien, sondern die ehrliche und weitherzige Frömmigkeit und Begeisterung bilden die Bedeutung Jung-Stilling's. Obwol ein Kind der frömmelnden Richtung, in deren Augen keine andere Art des Christenthums, als ihre eigene, Gnade findet, setzte er sich doch über die leeren Streitfragen veralteter Parteiunterschiede hinweg. „Ich will", sprach er, „weder Calvinist, noch Herrnhuter, noch Pietist heißen; das Alles stinkt nach dem Sektengeiste. Ich bekenne mich einzig und allein zu der Lehre Jesu und seiner Apostel und trage dabei zum Unterschiede der verschiedenen politisch festgesetzten Religionsgesellschaften die Uniform der evangelisch-reformirten Kirche, weil ich doch einmal eine Uniform haben muß, bis es dann endlich zu den weißen Kleidern der Offenbarung kommt."

Ein Zeitgenosse beider merkwürdiger Männer war Joh. Kaspar Lavater, einer der beliebtesten Kanzelredner, ein von protestantischen wie katholischen Zeitgenossen viel bewundertes Kirchenlicht, noch an der Scheide des achtzehnten Jahrhunderts belebend durch Gelehrsamkeit, Gesinnung und Geist, insbesondere während der drei letzten Dezennien des gedachten Zeitabschnittes. Als zwölftes Kind ward er einem wenig bemittelten, jedoch angesehenen Arzte Zürichs geboren. Der Vater liebte die stille Wirksamkeit seines Berufes und hielt auf schlichte, aufrichtige Gottesfurcht; die Mutter, eine gar sorgsame Hausfrau, besaß eine leicht aufgeregte Natur und gab sich gern dem Eindrucke des Ueberaschenden und Ungewöhnlichen hin, Eigenschaften, welche auf den Jüngsten übergegangen sind. Denn schon frühzeitig beschäftigte sich dessen Phantasie gern mit wunderbaren und geheimnißvollen Dingen. Es bildete seine liebste Beschäftigung, sich in seiner Seele die kühnsten Bilder zu schaffen, ungeheuer große Dinge sich auszudenken und sie höchst verschiedenartig auszuschmücken. Dies änderte sich auch später nicht wesentlich, wie wir bald erfahren werden. Johann Kaspar, der Spätling, war sich dessen wohl bewußt; ihm blieb gar Manches von seinem reizbaren, empfindsamen Wesen, von der Schwächlichkeit seines Körpers, von der Blödigkeit und Furchtsamkeit während seiner Kindheit, wozu sich im Gegensatze hierzu beim Jüngling eine Jedem entgegenkommende Mittheilsamkeit gesellte.

Er entschied sich zeitig schon für den Beruf eines Geistlichen und fand nach beendigten Studien eine Anstellung in seiner Vaterstadt. Hier rückte er vom Diakonus an der Waisenhauskirche (1769) zum Pfarrer an der Peterskirche auf. Durch früh geübte Beobachtungsgabe hatte er sich einen solchen Grad von Menschenkenntniß zu eigen gemacht, daß er nach kurzem Umgang mit Personen, denen er seine Aufmerksamkeit zugewendet, sich ein meist zutreffen-

des Bild des Charakters und der Eigenthümlichkeiten derselben machen konnte. Da nun seine Anschauung vom inneren Wesen des Menschen nicht selten mit dessen äußeren Zügen übereinstimmte, so ersann er ein System von **Physiognomik**, welches er auch wissenschaftlich zu begründen suchte. Um Welt und Menschen kennen zu lernen, müsse man Beides sich ansehen, meinte er, „denn das bloße Leben zwischen Büchern erzieht dürre, gelehrte Buchstabenmenschen.“ Natürlich fehlte es in Folge dieser Liebhaberei nicht an Anfechtungen und Kämpfen aller Art, zumal sich die von Lavater aufgestellten Lehrsätze so leicht auf dessen persönliche Gefühle und Empfindungen zurückführen ließen. Der Hader gestaltete sich noch verdrießlicher, als er gemeinschaftlich mit seinem Bruder, einem Arzte, sich vielfach mit dem damals sehr in Mode gekommenen Magnetismus beschäftigte und selbst etliche Kuren zu Stande brachte. Daß jener, der „Medicus“, sich darauf berufen konnte, seine eigene Frau wiederhergestellt zu haben, brachte dem Prediger nur Spott und Verdruß ein. Man konnte nichts Widersprechenderes hören, als die heftigen Ausstellungen der Widersacher und die warmen Lobsprüche der Freunde Lavater's.



J. K. Lavater.

Unterdessen hatte sich der Ruf seiner herzerquickenden Art zu predigen und zu belehren weithin über die Grenzen seines Vaterlandes verbreitet, und kam auch die Mehrzahl der Fremden nach Zürich, um den berühmten Physiognomiker und dessen Porträts und Schattenrisse kennen zu lernen, so zog doch seine eigenartige Weise, die Theologie mit seinen Phantasien und der daraus hervorgegangenen Art von mystischem Beiwerk und Aberglauben in Verbindung zu bringen, kaum weniger die zahlreichen Besucher an. Kürzlich stattgefundene Veröffentlichungen von E. Schmidt, einem Tagebuche vom Jahre 1786 entlehnt (Aus dem „Neuen Reiche“ 1873. 10.), schildern den mächtigen Eindruck, welchen der merkwürdige Mann und seine Umgebung auf den Urheber dieser Aufzeichnungen gemacht hat, und geben uns wirklich recht werthvollen Aufschluß über die Persönlichkeit des Predigers J. K. Lavater. Der Schreiber weiß nichts von seiner Vorliebe zu Wunder und Offenbarungen, auch nichts von der ihm zum Vorwurf gemachten Hinneigung zum Katholizismus zu erzählen, wol aber ruft er an einer Stelle seines Tagebuches bewundernd aus: „Lavater ist als Prediger jetzt mein Mann. O, und wenn er betet! Sein himmelan gerichteter Blick, der Ausdruck einer der Erde gleich-

sam entschwundenen und in die Gottheit versenkten Seele — ich konnte mich der Thränen nicht enthalten. — Er spricht mit erstaunlichem Feuer und in einem daherrauschenden Strom der Worte. Seine Art zu beten ist langsam, nachdrucksvoll, daß es die Seele zur feierlichsten Andacht erhebt."

Besonders weiß unser Gewährsmann an Lavater zu rühmen, daß er seiner Gegner nie mit Bitterkeit gedachte, so oft sich auch dazu Anlaß bot, welches „unstreitig einen hohen Grad von Menschenliebe und Wachsamkeit über sein Herz anzeiget." Lavater's Art, sich auszusprechen, erschien nicht selten etwas hoch und schwärmerisch; so, wenn er von den Herrnhutern sagt: „Sie sind Bienlein, nicht schwärmend von Blume zu Blume, nur auf einer, der Passionsblume, wohnend, von da aus und dahin zurückfliegend."

So viel ist gewiß, daß dieser Mann bei ungewöhnlichen Talenten das reichste, wohlwollendste Herz, das jedem Menschen als seinem Bruder entgegenschlägt, in allen seinen Handlungen an den Tag legte und mit seltener Gewissenhaftigkeit sein Amt und Leben führte. Daß ihn natürliche Gutherzigkeit und das Bestreben, Allen Alles zu sein, zu manchem unbedachtsamen, zweideutigen Schritte verleitete, den alsdann seine Feinde auf der schlimmsten Seite hinter dem Vergrößerungsglase zur Schau stellten, ist begreiflich.

Lavater gehörte nicht zu den Pietisten, aber die innige, herzliche, mitunter etwas phantastische Art ihrer Frömmigkeit sprach sein glaubensstarkes, schwärmerisches Gemüth auf das Innigste an. Das Vertrauen auf die Alles lenkende Vorsehung war der Fels, auf dem er stand. Auch er zweifelte nicht daran, daß ein Mensch durch inniges Gebet Gott bewegen könne, Wunder zu bewirken, und er wußte selbst aus seinem Leben viele Fälle zu erzählen, wo er erfahren, daß seine Bitte unmittelbar Erhörung, oft auf wunderbare Weise, gefunden. In dem Heiland verehrte er die Vermenschlichung des unsichtbaren Gotteswesens und die Erschließung des Geisterreiches für diese Welt mit der ganzen Inbrunst seines reinen Herzens. Es war ihm der höchste Genuß, sich seinen „Aussichten in die Ewigkeit" — so lautet der Titel einer seiner berühmtesten Schriften — zu überlassen und darüber zu phantasiren, welcher Art die Zustände im Jenseit sein möchten und was dort der unsterblichen Seele bevorstände, wobei er natürlich irdische Verhältnisse auf das himmlische Verbleiben in oft graß sinnlicher Vorstellungsweise übertrug. Andererseits verlegte er wiederum gern und mit Vorliebe Geistiges und Uebersinnliches in das Bereich des Sichtbaren, wie er denn fest überzeugt gewesen sein soll, wenn er nur recht suche, so werde er den Apostel Johannes, den Lieblingsjünger des Herrn, von dem eine alte Sage behauptete, er sei nicht gestorben, irgendwo einmal finden und an sein liebendes Herz drücken können. Auch darf Lavater nicht unter die Anhänger starrer Buchstabengläubigkeit gezählt werden.

Wie er, begeistert für die bürgerliche Freiheit seines Vaterlandes, die fränkischen Schergen haßte, so besaß er eine ungewöhnliche Weitherzigkeit und Duldsamkeit anderen Meinungen und Standpunkten gegenüber. Er war befreundet mit Katholiken und Freigeistern; er würdigte die Fortschritte des Erziehungswesens und der Dichtkunst. Basedow, Goethe, Herder und Mendelssohn waren ihm eben so werth und zugethan, als der wundersüchtige Priester

Goßner, welcher behauptete, durch Handauflegung und Gebet Kranke heilen zu können, oder der fromme Jung-Stilling. Die Ideen der neuen Zeit vermischten sich in ihm in ganz einziger Weise mit den stärksten Glaubensgefühlen und mit den fast aufgegebenen Lehren der Vorzeit. Das warmblütige Leben seines lebhaften Herzens vertrug sich bei ihm vortrefflich mit der ruhig überlegenden Vernunft, Schwärmerei mit Aufklärung. Daher auch der Gleichmuth, mit dem er Meinungsverschiedenheiten gegenüber sich verhielt und sie ertrug und bei dem Menschen nur nach dem Herzen forschte. Daher sein Eifer, sich mit allen hervorragenden Männern der Zeit zu verständigen, und die freundschaftliche Hochachtung, die er allen Redlichen, selbst dem Juden Mendelssohn, entgegentrug. Es war eine glückliche und echt evangelische Natur. Selbst seine Absonderlichkeiten vermochten die heitere Liebenswürdigkeit seiner Seele nicht zu ersticken. „Zu mir, als Menschen", sagte er, „hat jeder Mensch freien Zutritt, wenn er auch nicht wie ich denkt, wofern er nur nicht ganz entscheidende Proben von boshafter Verkehrtheit und Gewaltthätigkeit giebt."

Es fehlte Lavater nicht an Gegnern. Aus den Reihen derer, welche der Aufklärung huldigten und das Christenthum ganz im Gewande ihrer Zeitvorstellungen auffaßten, auch dasselbe von Allem befreien und ernüchtern wollten, was über ihr eigenes Verständniß hinausging, erhob sich Spott und Hohn gegen den schwärmerischen Züricher Prediger. Veranlassung genug bot er ja dazu. Aber kein Geringerer als Goethe nahm sich seiner an. Er schrieb an Lavater: „Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dies Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden."

Für Lavater brachen, als er sich schon dem Greisenalter näherte, Tage ärgster Verkennung und tiefen Schmerzes an. Als sich die Franzosen nach dem Ausbruche der Revolution bis zur Hinrichtung ihres Königs hatten hinreißen lassen, sprach er mit gerechtem Abscheu von den unmenschlichen Greueln jener wüthigen Staatsverbesserer. Und diese seine Gesinnungen verhehlte er weder auf der Kanzel noch unter dem Volke.

Alles dieses erregte böses Blut unter übelwollenden Mitbürgern; ebenso seine Beziehungen zu einer hochherzigen Fürstin, der Kaiserin von Rußland, woraus die Feinde den Grund zum Vorwurfe schöpften, er unterhalte verrätherische Verbindungen mit dem freiheitsfeindlichen Rußland. Schonungslos verwies man den schon seit längerer Zeit Kränkelnden aus Zürich und schaffte ihn nach Basel. Der Taumel der Gegner währte allerdings nicht lange; schon nach wenigen Monaten kehrte Lavater in sein Amt zurück. Doch war seinem Dasein nichtsdestoweniger ein baldiges Ende beschieden. Seiner unermüdlichen Thätigkeit sollte auf bedauerliche Weise ein Ziel gesetzt werden. Als im September 1799 die siegesberauschten Franzmänner in Zürich eindrangen und Lavater sich eben auf der Straße damit beschäftigte, Unglücklichen und Flüchtigen beizustehen, fiel ein Schuß aus der Flinte eines Grenadiers und verwundete ihn in der Seite. Erwies sich diese Verletzung auch nicht sofort

tödlich, so führte sie doch ein langwieriges, schmerzliches Brustleiden herbei. Gerade in dieser Leidenszeit entwickelte Lavater alle edleren Kräfte seines Gemüthes zur schönsten Blüte. Mit der linken Hand das leidende Herz beruhigend, schrieb seine rechte an Freunde, an die Gemeinde, an das Vaterland. Allen wollte er ja noch bekannt werden lassen, was er auf dem Herzen hatte. Zu kraftlos, um die Kanzel besteigen zu können, sprach er noch einmal am Fuße derselben sein Abschiedswort und seine letzten Mahnungen aus. Und als er darauf hörte, die Gattin seines Bruders ringe mit dem Tode, ließ er, der Halbtodte, sich noch zu ihr bringen. Nur noch schwach lallend, saß er am Bette der Sterbenden und spendete mit der ganzen Fülle seines Gemüthes Worte des Trostes und des zärtlichsten Abschiedes. Zu wiederholten Malen sank er infolge dieser Anstrengung ohnmächtig in den Lehnstuhl, bis er an dem Lager des Todes sogar auf einige Zeit einschlummerte. Nach acht Tagen, — am 2. Januar 1801 — endete er sein segensreiches, der Menschheit gewidmetes Leben.

Lavater's Schriften werden zum Theil heute noch gelesen, wenn auch seine physiognomischen Ideen ihr Ansehen längst verloren haben. Man wird in der That nur wenige Männer gleich diesem eifrigen Prediger aufführen können, von denen sich behaupten läßt: „Ihre Worte glichen ihren Werken und ihre Werke ihren Worten, deren ganzes Wesen in Liebe aufging und der Gerechtigkeit gewidmet war.“ — Die weisen Worte, welche er dem Sohne in seinem Tagebuche zurief: „Freund, Freund! Haushälterisch mit der Zeit und mit der Freude karg verfahren, ergreife die Gelegenheit! auf trübe Stunden Heiterkeit, und einen Wunsch auf morgen sparen, hat keinen Weisen noch gereut“, möchten wir noch verstärken durch etliche Sätze aus einem seiner Gebete, welche die tiefe Empfindung dieses frommen Streiters für Religion und Wahrheit kennzeichnen. Dort heißt es:

„In voller Kraft, o Gott, zeige Deine Rechte, daß alle Deine Feinde vor Dir zerschmelzen wie Wachs. Wehe Jedem, der ohne Dich, Vater der Erbarmung, dahin lebt! Aber selig, selig Diejenigen, die Dich suchen, nach Dir schmachten und nach Dir dürsten, wie der Hirsch nach der Quelle. Vollkommen selig Diejenigen, über welche das Licht Deines Antlitzes sanft und mild herab leuchtet, von deren Augen Deine Vaterhand freundlich die Thränen trocknet und deren Sehnsucht Deine Liebe bereits gestillt hat. Ach, wann wird dieser seligste Augenblick kommen? — Herrlicher, freundlicher Tag, den kein Dunkel mehr trüben wird, an dem du dich selbst durch mein Herz wonneströmend ergießen wirst! — Nach dieser süßen Hoffnung sehnet sich meine Seele; mein Herz zerschmilzt in Liebe und Sehnen, und mein Fleisch sinkt dahin. O Gott, sei Du meiner Seele ewige Lust und meines Herzens ewiges Erbtheil!“

So war auch dieser Verkündiger des Wortes Gottes ein Vorbote einer allgemeinen Zukunftskirche und der Vertreter eines freien, lebensthätigen Christenthums, welches weniger um die Formen und Formeln, als um den rechten göttlichen und menschlichen Inhalt der Religion besorgt ist.



Auszug zum heiligen Streite.

XXV.

Daniel Friedrich Schleiermacher.

(1768 — 1834.)

„Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber alle seid Brüder."
Jesus Christus.



Wenn nach der langen, harten Herrschaft des Winters zuerst das Brausen des Südwindes sich vernehmen läßt und die feuchten, schweren, dunkeln Wolken über unseren Häuptern dahin jagen, dann ahnen wir frohen Herzens die Ankunft des Frühlings. Zwar wird es noch manchen Tag währen, bis die letzte Spur der Rinde von Schnee und Eis, welche die Flüsse und Auen gefangen hält, verschwunden ist; auch die Blumen werden nicht sogleich ihre lieblichen Farben

zeigen; Regen und Sturm müssen erst noch aufräumen auf Erden und das letzte dürre Laub von den Bäumen schlagen, bis die neue Herrlichkeit hervorbrechen und unser sehnendes Auge entzücken kann.

Der Name des klugen und frommen Mannes, den wir oben genannt haben, führt uns in die Periode des Sturmes und Dranges der Kirche, da eine neue, lichtere Aera für dieselbe zu tagen anfing. So viel die Reformation auch Großes geschaffen hatte, unmittelbar nach derselben war eine kalte, traurige Zeit, der unfruchtbare Winter der protestantischen Kirche, gefolgt. Das religiöse Leben blieb erstarrt und wie das Rauschen der welken Blätter am Eichbaum, so hohl und öde erklangen die geistesleeren und liebearmen Streitigkeiten der Theologen. Viele warmherzige Christen, verzweifelnd an der Fortentwicklung des verknöcherten protestantischen Christenthums, hatten sich wieder zur alten Kirche zurückgewendet, in der Meinung, daß es besser sei, sich den Gesetzen des Papstthums zu unterwerfen, als die Herrschsucht lutherischer Eiferer und den Zwang des Buchstabenglaubens zu ertragen. Selbst Männer, wie Spener und Zinzendorf, welche der Kirche neue Bahnen zeigten, vermochten doch nur im engeren Kreise heilsam zu wirken und hatten überdies manchen trüben Zusatz von dem reinen, hellen Wasser des Evangeliums nicht abzuwehren vermocht. Innerhalb der kleinen Gemeinden der erweckten und wiedergeborenen Christen, welche ihnen folgten und deren Glieder sich als Kinder Gottes erster Klasse vor allen übrigen Christen aufzustellen beliebten, war ein enger und beschränkter Geist voller Verachtung der Wissenschaft, der Kunst und die Abneigung vor jedem heiteren Lebensgenusse zur Herrschaft gekommen; das unter ihnen aufblühende fromme Leben glich zu sehr einer Treibhauspflanze, als daß man seine allgemeine Verbreitung hätte wünschen, ja auch nur für möglich halten sollen. Nach dem Verhallen der Verkündigungen der Träger der Aufklärungsperiode, welche im Nachbarlande zu der Permanenz der Schaffote führte, brauste aber wirklich ein neuer Geist durch die Lande. Er durchwehte die Kirche und rüttelte an den alten, verhärteten Lehren; unter seinem Hauche schmolz dahin Vieles von Dem, was seither für wahr und recht gegolten hatte, und er räumte hinweg eine Menge Unraths. Alle geistigen Kräfte fingen an zu keimen und zu treiben; eine Welt neuer Gedanken trat hervor. Die Gemüther empfanden wieder Sehnsucht nach wahrer Religion und Liebe zu Christus, dem Herrn, wie er aus der heiligen Schrift uns entgegenredet; die Denker und Forscher griffen zu Spaten und Schaufel, um vom Baue des Christenthums den Schutt und das Geröll hinwegzuräumen, welches sich im Laufe der Zeit festgesetzt hatte. Die Kritiker untersuchten die heiligen Schriften, ob denn sich wirklich Alles so verhalte, wie die Kirche seit anderthalb Jahrtausenden es lehrte, und sie gelangten zur Ueberzeugung, daß dies doch nicht der Fall wäre. Die Philosophen wiesen nach, daß nicht Alles, was bisher für ewige Wahrheit gegolten, auch solche sei, sondern daß man dieselbe erst durch Anwendung der Vernunft zu gewinnen suchen müsse. So drängte Vieles nach Neuem hin; aber was das Neue und Bessere sei, das blieb doch ziemlich unsicher. Nur so viel stand fest, daß das Reich Gottes, für welches die Kirche arbeiten soll, weiter und größer sein müsse, als

Diejenigen meinten, die es innerhalb der alten Kirchenmauern festzuhalten und auszugestalten gestrebt hatten. Seitdem traten, wenn auch unmerklich, doch stetig, die Keime hervor, aus welchen ein neues und von dem früheren ganz verschiedenes Kirchenwesen erwachsen sollte. Es hatte kurz zuvor der große und geistvolle Gotthold Ephraim Lessing, der Apostel des Lichtes und der Wahrheit, das merkwürdige Wort ausgesprochen, daß man wieder zu der Religion, die Christus gelehrt und geübt habe, zum Christenthum Christi zurückkehren müsse, nachdem es unter dem Papstthume verschüttet und noch nicht wieder völlig an das Licht gezogen worden sei. Nur Wenige freilich begriffen, wie er die christliche Religion auf eigene Füße stellen und die Bibel als ein menschliches Buch betrachtet wissen wollte. Aber es erscheint doch wunderbar, daß derselbe Mann, welcher durch Herausgabe und Vertheidigung der „Wolfenbüttler Fragmente", d. h. der stärksten Angriffe und Zweifel gegen den Bibelglauben, allen ängstlichen Gemüthern heillosen Schrecken eingeflößt hatte und zugleich als Denker, Forscher und Schriftsteller einen so hohen Ruhm genoß, zuletzt seine ganze Kraft der Reinigung und Erneuerung des Christenthums widmete. In seinem dramatischen Gedicht „Nathan der Weise" hatte er das Theater selbst, seine alte Kanzel, mit den großen Gedanken christlicher Humanität, der Duldung gegenüber Andersgläubigen und der Innerlichkeit aller wahren Religion betreten. Wir sehen ihn hier als den Hauptcharakterzug der Tugend die brüderliche Liebe, die Treue und Geradheit, kurz den sittlichen Geist predigen. Unmittelbar mit und nach Lessing hatte der geniale Johann Gottfried Herder, Generalsuperintendent von Weimar, sein ganzes Leben und Wissen daran gesetzt, um das Wahre, Schöne und Gute, die christliche Humanität, zu verbreiten und der Kirche frische Lebenssäfte und neue Lebenswärme zuzuführen. Beide, Lessing wie Herder, bekämpften den todten Buchstabenglauben, die priesterlichen Anmaßungen; Lessing wie Herder beklagten zugleich den kalten, nervenlosen Ton der Verächter der Kirche und des Christenthums; Beide riefen einstimmig nach einem zweiten Luther, der uns abermals von der Entartung und Knechtung der Kirche befreie und gleich einem Propheten und Priester Gottes eine neue Zeit für die christliche Gemeinschaft heranführen möge! Und was sie erstrebt, gewünscht, geahnt, das kam zur vollen Klarheit und zum Durchbruch in Schleiermacher, seit Anfang unsers Jahrhunderts. Um die Zeit, als Herder die ersten Lorbern seines Ruhmes als Schriftsteller pflückte, als Lessing bereits in die fruchtbarste Periode seines Wirkens eingetreten war, am 21. November 1768, ward zu Breslau der Geistesheld geboren, dem wir uns jetzt zuwenden. Er stammte nicht aus jenen aufgeklärten Kreisen, welche von der Kirche nur eine geringe Meinung hatten und sie am liebsten hätten fallen sehen, aber auch nicht aus jenen, in denen sich der lutherische Zorn und Eifer fortpflanzte; seine Jugend verstrich vielmehr unter dem Einfluß des frommen, gefühlsinnigen Herrnhuterthums. Seine Mutter, die einer jener salzburgischen, ihres Glaubens willen vertriebenen Einwandererfamilien entstammt war, hegte und pflegte in dem Knaben die Frömmigkeit der Vorfahren. Von seinem Vater, einem reformirten Feldprediger in Schlesien, der nach mancherlei inneren Wandlungen in dem Pietismus Ruhe gefunden hatte, erbte

er den durchdringenden, prüfenden Verstand. Obwol der Kleinste in der Schule und sehr schwächlichen Körpers, zählte Friedrich doch bald unter den ersten seiner Kameraden und entwickelte eine seltene geistige Begabung. Mit dem vierzehnten Jahre ward er zu seiner weiteren Ausbildung und vornehmlich, um vor „dem mächtig um sich greifenden Unglauben der Aufklärer und Zweifler" behütet zu werden, in die herrnhutische Erziehungsanstalt Niesky untergebracht. Hier, wo alles Gewicht auf die Erweckung des Herzens und auf den Glauben an den Herrn Christus gelegt wurde, hofften die besorgten Eltern, würden ihm und seinen beiden Geschwistern, die ihm folgten, die Augen über das menschliche Verderbniß geöffnet und die Gnade Gottes in das Herz gegossen werden. Aber es kam anders. Der junge Friedrich fand zwar große Freude an der Innigkeit und Wärme der in jenen Kreisen gepflegten frommen Gefühle; er bemühte sich auch, die Empfindungen eines begnadigten Sünders anzulernen, aber die Prüfung der ihm gelehrten Wahrheiten, die Zweifel daran, ob dieselben auch echt und rein seien, stellten sich frühe ein. Bald genug klagte er, daß er durchaus nichts von den übernatürlichen Gnadenwirkungen, welcher Andere sich rühmten, verspüre; er mühte sich ab, etwas von Dem zu erhaschen, wovon in der Gemeinde unaufhörlich geredet und gesungen wurde, die überschwänglichen Gefühle des Glaubens an den Versöhnungstod Jesu. Aber erst auf dem Seminar zu Barby, in welches er im Jahre 1785 eintrat, kam seine wahre Natur zum vollen Durchbruch.

Mit einigen Freunden las er die Schriften der Alten und die zu Barby verbotenen Bücher der neuen Philosophen und Dichter. Letzteres mußte heimlich geschehen, denn die herrnhutische Erziehung gestattete nicht, daß weltliche Schriften, wie jene Wieland's oder Goethe's, eingeführt wurden. Die Heimlichkeit vermehrte nur die Lust und Freude an den verbotenen Früchten. Bald wichen die Begriffe, welche der junge Seminarist von Gott und Christus, von dem Leben und der Ewigkeit hatte, so weit von denen der Brüdergemeinde ab, daß er glaubte, nicht länger in ihrer Mitte weilen zu können. Wie Luther im Kloster, gerieth auch er in schmerzliche Kämpfe mit sich selbst und mit dem alten Glauben. So theuer ihm die Person des Heilandes blieb, einen Gott konnte er nicht in ihm erkennen; so innig er Gott liebte, seine Gedanken über die Erlösung und die Heiligung des Menschen konnten sich nicht daran gewöhnen, daß Gottes Zorn über unsere Sünde durch das Blut Christi versöhnt werden müsse und daß unser inneres Leben von oben her erst eine gänzliche und übernatürliche Umwandlung zu erfahren habe. Am meisten aber widerstrebte ihm die Lehre von den unendlichen Strafen und der ewigen Verdammniß der Ungläubigen. In seiner Seele lagen ganz andere Begriffe von Gott und Christus. Täglich, ja stündlich fühlte er den Gegensatz zwischen seinem wahren Inneren und seiner äußeren Gewöhnung mit Kummer wachsen. Schon früher hatte ihm der Vater auf seine leisen Klagen geschrieben: „Du verlierst nichts, wenn Dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neueren unbekannt bleiben. Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses; ich habe erfahren, daß der Glaube ein Regal der Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens ist." Aber die Gottheit hatte den Jüngling bereits mit ihrem

höchsten Regale, dem heiligen Streben nach Wahrheit, belehnt. Was nun thun? Sollte er die Unwahrheit seines Verhältnisses länger ertragen? Die Oberen hatten seine Ketzereien wohl bemerkt und hart getadelt, doch fürchtete er sich vor dem Vater. Er wünschte sich fort, aber Alles stand ihm im Wege. Da endlich faßt er sich ein Herz und legt in einem erschütternden Briefe dies Geständniß an seinen Vater ab: „Bester Vater! Ich kann nicht glauben, daß der, der sich nur den Menschensohn nennt, ewig wahrer Gott gewesen sei; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war; ich kann nicht glauben, daß Gott die Menschen darum ewig strafe, weil sie nicht vollkommen sind, nachdem er sie selbst nur zum Streben zur Vollkommenheit geschaffen hat.“ Mit zitternder Hand und unter Thränen schrieb er den Brief, von dem er wußte, wie sehr er den Vater betrüben würde. Und tief bekümmert schrieb der Vater zurück: „Ach, Du unverständiger Sohn, was hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchest? Ach, mein Sohn, mein Sohn, wie tief beugst Du mich, welche Seufzer pressest Du aus meiner Seele! Wie grausam störst Du die Ruhe Deiner sel'gen Mutter! — So gehe in die Welt, deren Ehre Du suchst; siehe, ob Deine Seele an ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung, die Jesus bietet, verschmäht. Mit herzschneidender Wehmuth entlasse ich Dich und entlassen muß ich Dich, da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest, nicht mehr vor einem Altar mit mir niederknieest!“ — Es ist tief ergreifend, wie der große Kampf des Alten und Neuen, des Glaubens der alten Kirche mit dem der Kirche der Zukunft, sich zwischen Vater und Sohn und im Herzen Schleiermacher's selbst vollzieht. Dort der blinde Glaube, der die Vernunft unterdrückt, hier das ehrliche Gewissen des Jünglings, welcher den inneren Gährungsprozeß durch die volle und ganze Erkenntniß der Wahrheit überwinden will; dort das überlieferte System, die zudringlichen Bekehrungsversuche, die Klagen über den Abfall vom alleinwahren Glauben; hier die unbegrenzte Offenherzigkeit, die sittlichen und geistigen Bedürfnisse der gesunden Menschennatur; dort die Verdammung, der heilige Zorn, die Verachtung der Welt; hier die milde Ueberzeugung, die Sehnsucht nach dem Frieden zwischen Vernunft und Glauben,


D. F. Schleiermacher.

Religion und Bildung! Konnte es unversöhnlichere Gegensätze geben? Kann man das Leiden, das die Kirche unserer Tage und Tausende ihrer Glieder in den tiefsten Innern bewegt, anschaulicher schildern, als an Schleiermacher?

Von den Vorstehern zu Barby wurde nun der, wie sie sagten, schwer verirrte Jüngling entlassen, damit er nicht Andere mit seinem schädlichen Gifte anstecke. Er bezog mit schwerem Herzen die Universität Halle, wozu ihm endlich der Vater die Erlaubniß gegeben hatte.

Welch eine andere Luft umwehte ihn hier! Nun konnte er seinem Wahrheitsbedürfnisse unbeirrt nachgehen. Hier hatte der alte gelehrte, bücherreiche Professor Semler, dem es in seiner Jugend nicht anders ergangen war, bis er den Pietismus mit dem Vernunftchristenthum und den Glauben mit der Moral überwunden hatte, gewirkt, die Bibel und die kirchliche Lehre im freiesten Geiste behandelnd; hier befand sich darnach die eigentliche Burg der Aufklärung und des Vernunftglaubens (Rationalismus). Hier eröffneten sich ihm die Pforten der Welt des Wissens.

Allein Schleiermacher, durch seine Vergangenheit der Welt entfremdet und zugleich von tiefer Frömmigkeit durchdrungen, empfand anfänglich nur geringen Gefallen an dem neuen Leben. Still und zurückgezogen, durch seine Schüchternheit auf das einsame Studium angewiesen, von den theologischen Lehrern und ihrer auflösenden Weisheit mehr verletzt als befriedigt von dem, was sie an Stelle des alten Kirchenglaubens setzten, sehnte er sich oft in die Verborgenheit seines herrnhutischen Lebens zurück. Und wie er in späteren Jahren gern die Gemeinde der Brüder und Schwestern, welcher seine eigene geliebte Schwester angehörte, aufsuchte, so empfand er bald, daß allerdings dem neuen kirchlichen Leben und der kirchlichen Wissenschaft noch das Beste fehle, der innige, wahrhaft fromme und doch dabei freie und große Geist, das Gemüth, die Genialität der Religion.

Durch stille Zurückgezogenheit bewies er seinem Vater, wie aufrichtig er es gemeint hatte, als er den Vorwürfen, die ihn so tief unglücklich gemacht hatten, die Betheuerung entgegensetzte: „O, bester Vater, es ist nicht Lust zur Welt, was mir den Wunsch, die Gemeine zu verlassen, eingab, sondern die Ueberzeugung, daß ich in derselben nie meine Zweifel würde fahren lassen können.“ Und auch der Vater lernte bald seinen Sohn gerechter beurtheilen; ja, es bedurfte nur weniger Jahre, so war das innigste Einverständniß zwischen Beiden wiederhergestellt. Allerdings wesentlich infolge des Umstandes, daß Schleiermacher, der Vater, selbst die Fesseln wieder abstreifte und einer freieren Auffassung Raum gab. War er doch durch die Gewaltmaßregeln, mit denen das Ministerium Wöllner unter Friedrich Wilhelm II. die Unterdrückung der freidenkenden Lehrer in Kirche und Schule betrieb und den alten Glauben und Religionszwang wieder aufzurichten suchte, ernstlich ernüchtert worden!

Nachdem der junge Schleiermacher seine Studien in Halle abgeschlossen hatte, bestand er trotz seiner „ketzerischen Ansichten“ und obschon er zum großen Kummer seiner Stiefmutter darauf beharrte, ohne den modischen Schmuck des Haarbeutels vor der Prüfungskommission zu erscheinen, sein Examen so glücklich, daß der Hofprediger Sack dem jungen, geistreichen Kandidaten seine

besondere Gunst zuwandte und bereits im Jahre 1793 zu einem Predigtamte in Landsberg an der Warthe verhalf.

Immerhin bedurfte es mehrerer Jahre, ehe das Selbstvertrauen und die Freude am Leben in ihm erwachte. Viel hatte zu seiner weiteren Ausbildung der Aufenthalt im Hause seines Oheims, eines milden, freisinnigen und gelehrten Landpfarrers, sowie die glückliche Zeit seines Hauslehrerlebens in dem vornehmen Hause des edlen Grafen Dohna und die endlich erlangte Aussöhnung mit dem Vater beigetragen. Vor Allem aber bewirkte die Erweiterung seines Geistes durch die Bekanntschaft mit Kunst und Wissenschaft, sowie die Vertiefung in alles Schöne, Große und Edle eine geistige Wiedergeburt. Wie ein lange im Kerker Gehaltener sich erst nach und nach an das Sonnenlicht und an die frische Luft gewöhnt, so lernte er erst nach und nach in der gesunden, natürlichen Welt der Wahrheit athmen und sich frei bewegen. Die großen Dichter, deren Namen die Welt erfüllten, die großen Philosophen, welche die Grundlagen des Wissens näher bestimmten oder neu aufdeckten, besonders der Königsberger Professor Kant, und vor Allem das Leben selbst, vollendeten die Wandlung. Die edelsten Männer und Frauen wurden nun seine Lehrer, und schön und verheißungsvoll entfaltete sich die Blüte seines so empfänglichen Geistes. Bedeutungsvoll für diese Entwicklung waren die Jahre an der Grenze des Jahrhunderts, während deren Schleiermacher als Prediger an der Charité zu Berlin, im Mittelpunkte des deutschen Geisteslebens, an all den großen Bewegungen der Zeit Theil zu nehmen begann. Im Umgang mit bedeutenden Männern und geistreichen Frauen, unter denen die Frau eines jüdischen Arztes, Henriette Herz, hervorragte, verlebte er seine glücklichsten Tage. Er fing an zu glänzen und zu leuchten, geehrt und gesucht, bald aber auch von Seiten der altkirchlich Gesinnten wie der Aufgeklärten, denen er allzumal aus dem Wege ging, verdächtigt zu werden. So unbedeutend, ja so kümmerlich seine äußere Stellung war, so viel galt er doch in den Kreisen, wo Humboldt, Scharnhorst, Schlegel und andere Größen verkehrten. Mit dem geistreichen, kecken, aber leichtfertigen Friedrich Schlegel eng verbündet, — er theilte sogar seine Wohnung mit ihm, — blieb er doch immer das reine, edle und tiefe Gemüth und verlor keinen Augenblick den festen, religiös-sittlichen Grund unter den Füßen. Vielmehr fühlte er sich getrieben, die Religion, wie sie ihm im Herzen lebte, und die Kirche, wie sie vor seiner Seele stand, in ihrer Kraft und Wahrheit zu verherrlichen und die großen Gedanken, die ihn und sein künftiges Wirken beherrschen sollten, feurig und begeistert auszusprechen. Dies geschah in der Schrift, die er den Gebildeten unter den Verächtern des Christenthums widmete, deren es damals nirgends mehr gab, als in dem freigeistigen Berlin, in den „Reden über die Religion". Durch diese Schrift hat Schleiermacher die ihm überwiesene hohe Mission erfüllt, den in verstandesdürrer Aufklärung oder in geistesarmer Rechtgläubigkeit erstarrten Menschenherzen das eigentliche Wesen der Religion von Neuem zu offenbaren. Mit brennender Glut des Herzens hatte er das Buch verfaßt, das durch die Begeisterung und Neuheit der darin enthaltenen Gedanken wie ein zündender Blitzstrahl in das Bewußtsein der Zeitgenossen einschlug. Staunend und betroffen vernahmen

aus solchem Munde nun die klugen und feinen Geister, welchen es genügte, im Zaubergarten der Kunst und in den Freuden der Bildung sich zu ergehen, daß der Religion, die ihnen seither so langweilig, so einförmig, so geistlos vorgekommen war, die wichtigste Stelle im innersten Wesen des Menschen gebühre; zugleich aber auch, daß das, was man bisher für Religion ausgegeben, gar keine Religion sei, daß dieselbe vielmehr tief im Gefühle wurzele und Alles, was menschlich schön und gut sei, umschließe und erfülle. Bestrebt, die Religion mit dem hohen Stande der Bildung seiner Zeit zu versöhnen, verkündete der junge Redner eindringlich, daß keine Bildung ganz und voll bestehen könne, wenn sie nicht auf religiösem Grunde ruhe, und daß sich die Kirche der allseitigen Bildung und der freien Wissenschaft aufschließen müsse. „Hinweg", rief er, „mit dem Kartenhaus der leeren Begriffe, der Formeln und Glaubenssätze, mit denen man jetzt die Seelen abspeist und abschreckt; die Religion ist das Tiefste und das Unbegreiflichste, das Gefühl für das Unendliche und unsere Unabhängigkeit von ihm, welches jeder Mensch in seinem Innern trägt!"

Als Mensch von Bildung hat er hier frei geredet von den heiligsten Geheimnissen der Menschheit. Männer aller Richtungen aus jener Zeit wissen von dem gewaltigen Eindruck dieser Reden zu berichten und führen darauf den entscheidenden Umschwung in ihrem Innern zurück, was um so erklärlicher ist, wenn man berücksichtigt, in welch' fester und wohlgefügter Einheit hier Religion und Sittlichkeit zusammengehen. Ist doch dem geistvollen Redner die Religion nichts Anderes, als der unendliche, auf die göttliche Versöhnlichkeit zurückkehrende Antrieb der Sittlichkeit, und die Sittlichkeit wieder nichts Anderes, als die zur freien That sich wendende Religion! Und hieran schließt sich noch ein anderer wichtiger Punkt, nämlich der Grundsatz, daß in der Religion, als dem innersten Heiligthum des Menschen, wo es sich nur um das Heil seiner eigenen Seele handelt, die letzte entscheidende Stimme auch nur dem eigensten Gefühl, dem Gewissen, gebührt. Rath, Belehrung, Aufklärung soll sich der Einzelne erholen bei Anderen, bei bedeutenden Menschen, bei der Geschichte, bei den Bekenntnissen der Kirche, bei den heiligen Urkunden; aber entscheiden kann er sich nur aus sich selbst, d. h. aus der innersten, aus der lebendigen Offenbarung Gottes in seiner Seele, welche wir nirgend anders, als in unserem Gewissen empfinden. Von diesem Standpunkte aus erscheint aber der Streit um allen Buchstabenglauben wie ein nutzloses, geisttödtendes Ringen, erscheint als wahrhaft belebendes Prinzip allein das Gebot: „Gebet dem Leben sein Recht über die Lehrformel!" Vor Allem wäre es hiernach ein ungerechtfertigtes Beginnen, wollte man die Kirchengemeinschaften künstlich und willkürlich trennen, z. B. um gewisser Lehrunterschiede willen zwischen Luther und Calvin, die vor dreihundert Jahren kaum ein Recht zur Trennung gaben, die aber jetzt durch die große ausgleichende Macht dreihundertjährigen gemeinschaftlichen Lebens, gemeinschaftlicher Sitte, gemeinschaftlicher Wissenschaft in Deutschland wenigstens verwischt und in dem Bewußtsein unserer Gemeinden vergessen sind. In solchem Sinne hat Schleiermacher schon damals durch seine Reden auf die versöhnliche Stimmung der Religionsgemeinden

hingewirkt und in dem entbrennenden Kampfe für die einende Religion gegen die trennende Theologie die Fahne der ersteren vorangetragen So erscheinen Schleiermacher's Reden für die Religion in jeder Beziehung als eine große Geistesthat, sie enthalten das Programm seiner ganzen Theologie und bezeichnen den Umschwung des Jahrhunderts treffender als irgend ein anderes Werk, indem sie den großen Gegensatz des neuen Idealismus gegen die bis dahin herrschende Verstandes-Vernüchterung zum überzeugenden Ausdruck bringen.

Dieser grundlegenden Schrift ließ er kaum ein Jahr später ein anderes Werk in demselben Geiste folgen. „Monologen, eine Neujahrsgabe, dargebracht dem neuen Jahrhundert", ein Loblied des Geistes, der über alles Irdische und Vergängliche in sittlicher Freiheit triumphirt und die Grundlagen einer neuen, gotterfüllten Sittlichkeit zu legen sucht. Hier hat man das Bekenntniß einer Seele, welche, innerlich gebunden an Gott, voll edlen Selbstgefühls ihrer Bestimmung sich bewußt wird.

Diese Monologe sind er selbst, sein ideales Sein und Wollen, und sie erscheinen um so werthvoller, weil sie prophetische Worte enthalten, weil er selbst so vollkommen treu geblieben ist dem stolzen Gelübde, welches er darin ablegt: „Ungeschwächt will ich den Geist in die späteren Jahre bringen", so lautet sein Gelöbniß; „nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen, stets soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie und nimmer erlöschen das Feuer der Liebe. Nie werde ich mich alt dünken, bis ich fertig bin, und nie werde ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod."

Es ist die klare, willensstarke Herrschaft über sich selbst, welche uns hier erfrischend entgegentritt, die Herrschaft, welche der gewaltige Geist über den gebrechlichen und häufig leidenden Körper ausübte. Und diese frische und fröhliche Rüstigkeit seines ganzen Wesens, diese unbesiegliche Herzhaftigkeit wankte niemals, wenn auch Alles um ihn zagte. Ein recht lebensvolles Bild dieser jugendlichen Heiterkeit noch des Greises giebt uns seine eigene Frau in einem Briefe an den Sohn, zwei Jahre vor Schleiermacher's Tode: „Nie vergesse ich", schreibt sie, „den eigenthümlichen Eindruck, wie der liebe Vater in blauer Blouse, mit seinem silberweißen Haar, fröhlich und jugendlich wie ein Knabe, der zum ersten Male in die Welt zieht, unter uns stand und Alles sich um ihn herumdrängte mit freudiger Rührung." —

Hatte sich in solchem Sinne der große Denker inmitten der philosophischen Gährung der Zeit, welche auch er durchmachte, das Heiligthum der Religion bewahrt, verstand er es zugleich, durch seine Reden die Gebildeten wieder für die Religion und sich selbst die Herzen Vieler zu gewinnen, so fühlten sich doch die Männer der kirchlichen Würden durch sie um so mehr verletzt, je größeres Aufsehen beide Schriften, die Reden und die Monologen, erregten. Weil Schleiermacher's Ansichten himmelweit von den ihren, die das Christenthum in den alten oder neuen Lehren, im Glauben oder in der Moral suchten,

abwichen, darum witterten sie so viele gottlose, grundstürzende Irrthümer in jenen Schriften, und weil er sich frei und ungezwungen in gesellschaftlichen Kreisen bewegte, welche äußerlich der Kirche fernstanden, darum verdächtigten sie den reinen Charakter des großen Mannes. Man versuchte und erzwang seine Entfernung von Berlin nach Stolpe, und erst im Jahre 1804, als er zum Professor und Universitätsprediger nach Halle berufen wurde, eröffnete sich für den weiterstrebenden Gelehrten, der sich mittlerweile durch verschiedene andere wissenschaftliche Leistungen, unter denen wir nur die Uebersetzung des Plato nennen, ausgezeichnet hatte, ein erfreulicher Wirkungskreis. Es hatte seine eigenthümlichen Schwierigkeiten für ihn, der keiner der kirchlichen Parteien angehörte, sich seine Stellung über den Parteien zu sichern. Aber er fühlte sich glücklich. Denn von nun an konnte er sich ganz seiner Aufgabe widmen, das Christenthum und die Kirche mit der neuen Bildung, welche sich seit zwei Jahrhunderten entwickelt hatte, zu versöhnen. Mit wachsender Sorge hatte er die Gebrechen der Kirche, die Heuchelei, die Ungebildetheit der Geistlichen gesehen, mit Angst blickte er auf die Christenheit, welche der Kirche, weil sie hinter der Zeit zurückgeblieben, in Masse den Rücken wandte. „Soll der Knoten der Geschichte so auseinandergehen, daß das Christenthum mit der Barbarei, die Wissenschaft mit dem Unglauben verbunden bleibt?" fragte er bekümmert, wenn er auf den Stillstand der Kirche, auf die Engherzigkeit der Altgläubigen und auf die Langweiligkeit der Vernunftgläubigen blickte. Nein, rief es in ihm; nein, hatte er seinen Zeitgenossen bereits zugerufen: Religion und Bildung gehören zusammen und auch die Kirche und ihre Wissenschaft muß von der Bildung durchleuchtet und geläutert werden. Und so fing er an aufzuräumen in dem Wuste alter Lehren, welche seit Jahrhunderten über Gott, Christus und die Ewigkeit aufgespeichert lagen. Er begann wieder von vorne und suchte die Religion in der Tiefe des Gemüths und in ihrer ursprünglichen Reinheit. Er zeigte den Erlöser ohne den verwitterten Strahlenganz einer überirdischen Herrlichkeit, als den Ausgang unsres christlichen Lebens und als das Haupt der religiösen Gemeinschaft, welche die christliche Kirche heißt. Er erforschte die Gesetze des Geistes und die Natur der Frömmigkeit, wie kein Anderer es vor ihm vermocht hatte. Und wie er Verstand und Gefühl, Begeisterung und nüchternen Wahrheitssinn, die zarte Weiblichkeit der Seele und die männliche Stärke des Willens in sich selbst schön und harmonisch vereinte, so daß er nie in einen Zwiespalt des Glaubens und Wissens gerieth, wie er selbst als gelehrter Forscher, als Philosoph und Mann der Wissenschaft und zugleich als begeisterter Prediger und als Baumeister der Kirche zu wirken vermochte, so hat er auch eine theologische Jugend zu bilden und zu erziehen verstanden, welche das Christenthum mit neuen Zungen predigen und die Kirche mit neuem Geiste erfüllen sollte.

Allein die glückliche und erfolgreiche Wirksamkeit in Halle stand erst im dritten Jahre, da kam das große Unglück über Deutschland, welches sich an den Namen der Schlacht von Jena knüpft. Wie eine trübe Ahnung hatte Schleiermacher bereits im Sommer den ausbrechenden großen Kampf um die innern wie äußern werthvollsten Güter vorausverkündet.



Einsegnung der Freiwilligen in einer Dorfkirche.

Er hatte darauf hingewiesen, daß dieser Kampf um die innern Güter ausgefochten werden müsse.*) Als es nun dahin kam, daß die preußische Armee vor den Franzosen wie Spreu vor dem Winde zerstob, als die allgemeine Bestürzung auch die zuletzt Wankenden verzagt machte, da hielt unser Patriot tapfer Stand unter den Wenigen, welche bei dem furchtbaren Schlage gefaßt blieben. Die siegreichen Feinde plünderten Halle, schlossen die Universität und schickten die Studenten nach Hause. Alles war verloren. Entblößt von Hülfsmitteln, ohne Amt, in größter Dürftigkeit, gab Schleiermacher jedoch bei dem fortdauernden Unglück der deutschen Waffen die Hoffnung noch nicht auf und ermuthigte mit seinen Predigten die erschrockenen Herzen zu christlicher Mannhaftigkeit.

So sprach er einmal das schöne Wort: „Wer irgend unter uns Theil nimmt, an der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten, oder auch nur wer einem Hauswesen vorsteht, wem irgend Etwas zu erhalten, zu beschützen, durchzuführen anvertraut ist, der sehe zu, wie viel sein Muth vermag, wie wenig tägliche Unruhen ihn darin stören, daß er immer klar seinen Zustand mit allen Bedürfnissen und Hülfsmitteln übersieht, wie leicht oder schwer er über alle Kräfte seines Geistes in unerwarteten Verlegenheiten gebieten kann. — — Es kann sein, daß auch unserem Volke noch größere Demüthigungen bevorstehen, daß es noch mehr seines Ansehens und seiner Stelle unter den Mächtigen der gebildeten Welt beraubt wird, wenn nur statt dieser äußern Macht sich eine innere zeigt; wenn nur Eintracht, Anhänglichkeit und Treue immer mehr die Oberhand gewinnen, wenn uns die allgemeine Ueberzeugung von dem, was unser wahres Wohl ist, sich lauter, deutlicher ausspricht; wenn wir nur standhafter fortfahren, zu unserer Erhaltung alle schlechten Mittel, Lug, Verrath, Kriecherei, Ungerechtigkeit jeder Art zu verabscheuen und zu zeigen, daß wir noch immer das nämliche Volk sind, dessen schönster Beruf es immer gewesen ist, die Freiheit des Geistes und die Rechte des Gewissens zu beschützen. Dann müssen wir ja dastehen, als ein großes Beispiel unter den Völkern, dann muß sich ja auch in unseren Leiden am meisten die Herrlichkeit des Göttlichen offenbaren, dann müssen wir ja, wenn auch erst für künftige Zeiten, der Mittelpunkt werden, um den sich alles Gute und Schöne vereinigt." Durch religiössittliche Erneuung die Wiedergeburt des Vaterlandes

---

*) In solchem Sinne schrieb er 1806 an Charlotte von Kathen jenen prophetischen, noch heute zu beherzigenden Brief, dessen Inhalt erst in den letzten Jahren von Neuem bewahrheitet worden:

„Wenn Ihr König den Gedanken einer ernstlichen Vertheidigung faßt, dann fassen auch Sie rechten Muth und geben Sie Alles hin, um Alles zu gewinnen. Bedenken Sie, daß kein Einzelner bestehen, daß kein Einzelner sich retten kann, daß unser Aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung. Diese aber gilt es. Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesittung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden, als unsere äußere Freiheit und äußeren Güter; ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen, vereinigen wird und an den sich Jeder, Jeder, wie es die gemeinsame Sache fordert, anschließen muß!"

herbeizuführen, das war der Grundgedanke aller Predigten Schleiermacher's in dieser Zeit seines Wirkens. Und diese Predigten waren eine Macht.

Nun war die Zeit da, wo sich seine Religion auf das Schönste bewähren konnte. In treuer Anhänglichkeit an das Vaterland, zog er es vor, zu hungern und zu frieren und in angestrengter Arbeit durch Wort und Schrift auf die Besserung der Dinge hinzuarbeiten, anstatt ehrenvollen Rufen in die Ferne zu folgen. „Ich will kein schlechtes Beispiel geben," schrieb er. „Mehr als je scheint mir zuletzt der Einfluß wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen die Saat säen, die vielleicht erst später aufgehen wird. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt sich wieder bilden wird; wann aber und ob nicht erst nach noch weit härteren Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich wollte nur, ich hätte Weib und Kind, damit ich Keinem nachstehen dürfte in diesem Kampfe."

Ein Mann wie Schleiermacher, konnte dem Vaterlande noch bedeutsamere Dienste leisten. Darum ward er, wie die großen und edlen Helden der Freiheit, nach Berlin gezogen und gewann hier, als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche und als Lehrer an der neubegründeten Universität angestellt, einen weitgehenden Einfluß zum Segen und zur Wiedergeburt des Vaterlandes. Auch das häusliche Glück, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, erblühte ihm mitten in dem Kriegslärm, als er sich die jugendliche Wittwe seines geliebten Freundes Ehrenfried von Willich, der allzufrüh verstorben war, vermählte. „Ich habe", sprach er, „so viel gelehrt von dem schönen und heiligen Leben der Familie; nun habe ich Gelegenheit zu zeigen, daß es mir mehr ist, als schöne und leere Worte, und namentlich das muß ich zeigen, daß die rechte Ehe nichts stört, nicht die Freundschaft, nicht die Wissenschaft, nicht das uneigennützige, aufopferndste Leben für das Vaterland."

Fortan vereinigte Schleiermacher Beides mit einander, ein musterhaft schönes Familienleben in ernster und heiterer Geselligkeit und die Arbeit für die Erhebung des Vaterlandes und für die Erneuerung der Kirche und des christlichen Glaubens. Seine Frömmigkeit war eben, was sie sein soll, ein reiches Gemüthsleben, verbunden mit männlicher Willensstärke und rüstiger Tapferkeit, verschönert durch Frohsinn und Heiterkeit und Theilnahme für alles menschlich Edle. Seine Religion gipfelte in dem Bestreben, sich selbst für die großen und herrlichen Zwecke seines Volkes aufzuopfern, unbekümmert um die Zukunft, mit Christus für Gott zu wirken und auf ihn zu vertrauen. In all' seinem Thun und Streben schlug immer der Geist des Erlösers hindurch.

Stand er auf der Kanzel, um die sich die Besten und Höchstdenkenden aus der Hauptstadt scharten, so redete er ungescheut und freimüthig aus der Fülle seiner Liebe und seines Glaubens. In den Zeiten der Fremdherrschaft erregte er, wie Fichte auf dem Lehrstuhl, so in der Kirche, umgeben von französischen Spionen, die reinen und großen Gefühle der Treue und des Opfermuthes. Selbst damals, als der Marschall Davoust ihn vor sich beschied und als einen unruhigen Kopf und Feind der großen Nation bedrohte, fuhr er unbeirrt in seinem patriotischen Wirken fort. Späterhin sprach er nicht

minder frei und anregend über die Irrthümer der Zeit und über die Verunstaltungen des wahren Christenthums. Immer war er bemüht, das häusliche und öffentliche Leben in dem Lichte wahren Christenthums zu zeigen.

Saß er mit zu Rathe über die großen Fragen der Zeit, so legte er auch hier den Maßstab echt christlicher Gesinnung an. Mit Gneisenau und Scharnhorst bedachte und beredete er die künftige Erhebung. Auf Stein's Veranlassung entwarf er eine neue Kirchenverfassung und unermüdet thätig schuf er die umfassenden theologischen Arbeiten, welche auf die Kirche, auf das Studium der Theologie, für das Verständniß und die Würdigung der heiligen Schrift von weittragendstem Einflusse werden sollten.

Stand er auf dem Katheder, so sah er vor sich die aus allen Gauen Deutschlands zuströmende Jugend, welche, von seiner großen Art des Denkens und des Glaubens gefesselt, dem tiefsinnigen Forscher durch alle Gebiete des Geistes mit Andacht folgte und von ihm den Antrieb zu einer ewigen Bewegung der Seelen empfing. Der Glanz und Ruhm der neuen Universität war nicht zum kleinsten Theil sein Verdienst; hatte er doch vor Allem ihre Gründung befürwortet und verlangt und dazu beigetragen, daß sie ein Herd der deutschen, befreienden Wissenschaft würde.

Galt es der Sammlung aller patriotischen Kräfte, so übernahm er sogar gefahrvolle Aufträge, die ihn in die östlichen Provinzen führten; ja, als es sich erfüllte, „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", da sah man den kleinen, verwachsenen Mann, den berühmten Theologen und Gelehrten, wol selbst mit der Waffe über der Schulter zu den Uebungen des Landsturmes durch die Straßen schreiten, ein anfeuerndes Beispiel für die rüstigere Mannschaft, welche nicht mit in den heiligen Krieg hinausgezogen war. „Laßt uns", ruft er auf seiner Kanzel Jenen zu, deren Angehörige in den heiligen Kampf getreten waren, „nicht durch zaghafte Trauer, durch weichlichen Schmerz das ruhmvolle Los Derer, die sich mit Leib und Leben dem Vaterlande hingegeben haben, verkümmern, sondern darauf sehen, daß wir der großen Sache würdig bleiben! — Stehe Jeder auf seinem Posten und weiche nicht, halte sich Jeder frisch und grün im Gefühle der großen und heiligen Kräfte, die ihn beleben! So vertraue Jeder Gott und rufe ihn an!"

Als nun der Jubel des Sieges und die Kunde der Freiheit und des schwer errungenen Friedens Deutschland beglückte, da wendete er sich mit gestärkter Kraft und geklärtem Geiste ausschließlich den aufbauenden Arbeiten des Friedens zu. Er schuf eine neue Glaubenslehre, in welcher er absah von allen altkirchlichen Satzungen und Dasjenige mit Meisterhand beschrieb, was heute die christliche Frömmigkeit fordern und enthalten müsse. Der christliche Glaube, welchen Schleiermacher lehrte, war nicht mehr jener einer längst vergangenen Zeit, der sich ängstlich an die Väter oder an den Buchstaben der Bibel anklammert, er war das freie und herzinnige Zusammenleben des Christen mit der väterlichen Liebe Gottes und mit dem Erlöser, die Bewährung des Geistes und der Kraft. Ein neues, helles Licht breitete sich über die grüne Aue des frommen Lebens aus, hinweggethan wurden alle die dürftigen und unbrauchbar gewordenen Ueberreste einer geistesarmen Zeit. Versöhnt schien Wissenschaft und Christenthum;

der Gebildete konnte wieder fröhlich glauben, und der Fromme durfte sich wieder der Früchte der Bildung freuen. Alle die gewaltigen Forschungen und Arbeiten Schleiermacher's sind in diesem Sinne auf die Befreiung und Erneuerung der Kirche gerichtet und haben den Anbruch eines neuen Zeitraumes für dieselbe angezeigt und heraufgeführt. Was Spener, was Zinzendorf, was Penn und was die älteren und neueren Reformatoren selbst an freien und befreienden Gedanken und Versuchen zu Tage gebracht hatten', das hat er auf unsere Zeit angewendet und in die Gegenwart des deutschen Protestantismus herübergeleitet. Neben seiner Wirksamkeit als Gelehrter, die jedes Gebiet der religiösen Wissenschaft befruchtete, hat er aber auch für eine würdige äußere Gestalt der Kirche, wie sie den Bedürfnissen der Zeit entsprach, Alles, was er vermochte, aufgeboten.

Vor Allem verlangte er nach einer Vereinigung und Verbrüderung der Protestanten, möchten sie sich nun nach Luther oder nach Zwingli und Calvin nennen. Zumal für das preußische Volk war diese sogenannte Union der beiden seither getrennten Kirchen von großer Bedeutung, weil hier lutherische und reformirte Gemeinden dicht neben einander existirten. Die Zeit begünstigte diesen Wunsch; denn innerhalb der Gemeinden war längst der Gegensatz, den einst die Theologen so scharf zugespitzt hatten, ausgeglichen und vergessen worden. Bereits im Jahre 1803 hatte Schleiermacher die Frage der Union angeregt, aber zugleich betont, daß die Wiedervereinigung eine freie und ungezwungene sein müsse und Niemand in seinem Glauben und Thun beschränken dürfe.

Als nun mit dem Jahre 1817 die dreihundertjährige Jubelfeier der Reformation alle deutschen Herzen in Bewegung brachte und allüberall festliche Vorbereitungen zum Gedächtniß des großen Tages getroffen wurden, da verkündete König Friedrich Wilhelm III. die langersehnte Vereinigung der beiden Kirchen. Es war ein Freudentag für Schleiermacher. Wer hätte sich auch nicht freuen sollen, daß dem alten, unseligen Streite für immer ein Ende gemacht würde? Aber leider sollte sich diese Hoffnung nicht erfüllen. So viele Evangelische auch ohne Weiteres die Kirchenvereinigung als etwas Selbstverständliches annahmen, es gab auch Leute, welche im Sinne des alten Lutherthums gegen die Verbrüderung mit den „Calvinisten" Lärm erhoben und daran gingen, den längst erstorben geglaubten Eifer für das Bekenntniß der Väter und für die Lehren Luther's wieder an das Tageslicht zu bringen.

Gegen diese engherzige Rückschrittstheologie, welche die Segnungen und Ergebnisse von drei Jahrhunderten mit ein paar alterthümlichen Redensarten zu vernichten suchte, erhob sich Schleiermacher in heiliger Entrüstung, und seine warnende Stimme richtete sich vorerst gegen das unselige Bestreben, die Bekenntnißschriften des 16. Jahrhunderts zum Maßstabe unserer gegenwärtigen Kirche, ihres Glaubens und ihrer Sittenlehre zu machen. Zwar auf der andern Seite konnte er auch nicht das eigenmächtige und mitunter gewaltsame Vorgehen des Königs billigen, und selbst auf die Gefahr seiner Ungnade hin hatte er sich schon früher dagegen ausgesprochen, daß eine willkürlich ersonnene Kirchenordnung eingeführt und den Gemeinden aufgezwungen werde; denn

dieselbe Freiheit, welche er für die Erforschung der Bibel und der Geschichte in Anspruch nahm, verlangte er für die Gemeinden und die gesammte Kirche. Er wollte der Gemeinde das Selbstbestimmungsrecht über ihre innern Angelegenheiten zurückgeben, damit sie es durch ihre Vertreter auf Synoden zur Geltung bringe. „Gebt unsern Gemeinden“, rief er, „eine öffentliche Stimme, daß die Gesammtheit sich frei äußern möge, wo ihr frommer Sinn befriedigt und wo er verletzt wird in Wort und That, damit innere Scham Diejenigen warne, welche auf dem Scheidewege stehen!“

Allein „Freiheit“ war damals ein gefährliches Wort. Wie alle edlen und großherzigen Männer und Jünglinge, welche nach den Leiden und Opfern des Krieges auf eine Besserung der Staatsverhältnisse Bedacht nahmen, der Verfolgung und Mißhandlung der Rückschrittspartei ausgesetzt waren, so galten auch die, welche in der Kirche muthig das Panier der Reform erhoben, als gefährliche Leute, welche man unschädlich machen müsse. Der tapfere, geistig freie, einflußreiche Schleiermacher befand sich natürlich in der ersten Reihe auf der Liste der Verdächtigen. So viele und so gute Dienste er vorher in der Zeit der Noth geleistet hatte, jetzt sah er sich ohne allen Dank zurückgesetzt. Mit Bitterkeit und Haß suchte man an ihn zu kommen, zumal er fortfuhr, auf der Kanzel und in seinen Schriften mit offenem Freimuthe die Wahrheit zu sagen. Wie sein Schwager, der treue Ernst Moritz Arndt, wie sein geliebter Stein, der hochherzigste aller Patrioten, und andere Freunde der Reform, so erfuhr auch er die Ungunst der Hofpartei. Eine Zeit lang erwartete er täglich seine Verhaftung; man verweigerte ihm den Urlaub zu einer Erholungsreise; seine Briefe durfte er nicht mehr mit der Post befördern, ja, er wurde sogar in polizeiliche Untersuchung gezogen. Natürlich, ohne daß es gelungen wäre, ihm, dem echten Patrioten und Christen, auf irgend eine Weise ein unrechtes Wort oder ein unerlaubtes Thun gegen die bestehende, allerdings sehr mangelhafte Ordnung nachweisen zu können. So weit gingen die kleinlichen und boshaften Kränkungen, daß die Studenten und Verehrer des großen Mannes ihm nur auf verborgenen Wegen ihre Ehrenbezeigungen darbringen durften. —

Aber unbeirrt schritt Schleiermacher auf seinem Wege weiter. Er fuhr fort, die Willkür, mit welcher von oben her die kirchlichen Angelegenheiten geleitet wurden, zur Rechenschaft zu ziehen und darauf hinzuweisen, daß das Innere der Kirche frei nach Ermessen und Bedürfen ihrer Glieder einzurichten sei. Als der König eine von ihm selbst verfaßte Agenda, d. h. Bestimmungen über die Gottesdienstordnung, zwangsweise einzuführen begann, bestritt er dem Landesfürsten das Recht, in solchen Gewissenssachen als Gesetzgeber aufzutreten, und erklärte kühn: „Gottesdienst ist kein Herrendienst. Gewalt in der Kirche zerstört sie, giebt sie der Verachtung preis und treibt die lebendigen Christen an, sich abzusondern und neue Gemeinschaften zu bilden.“ Er und ein kleiner Kreis seiner Getreuen harrte auch dann unerschüttert aus, als sich die Regierung ganz in die Hände einer ungebildeten, pietistisch-orthodoxen Partei begab. Er hielt wacker Stand gegen die Angriffe, welche von dieser Seite auf die Freiheit der Lehre, der Kanzel und des Katheders gemacht wurden, und zerriß mit

starker Hand und scharfen Waffen des Geistes alle die Netze der Finsterniß und Knechtschaft. Als aber im Jahre 1830, bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier der Augsburgischen Konfession, die Altlutheraner in geschlossenen Reihen auftraten und der kirchlichen Ordnung, insbesondere der Union, den Krieg erklärten, da sah sich die Regierung dennoch genöthigt, ihre Zuflucht zu dem verdienten Manne zu nehmen, den sie seither hintangesetzt hatten, und ersuchte ihn um seine Vermittelung in dem ausbrechenden Kirchenstreite.

Es war zu spät. Der Wagen der Kirche, der noch vor fünfzehn Jahren so leicht zu leiten gewesen wäre, war bereits zu tief verfahren. Die bösen Geister, die man selbst heraufbeschworen, sie ward man nicht wieder los! Und bis auf diesen Tag hat sich der alte Streit der Parteien noch nicht beruhigt, sondern von einem Jahrzehnt zum anderen nur immer mehr verwickelt und verschlimmert. —

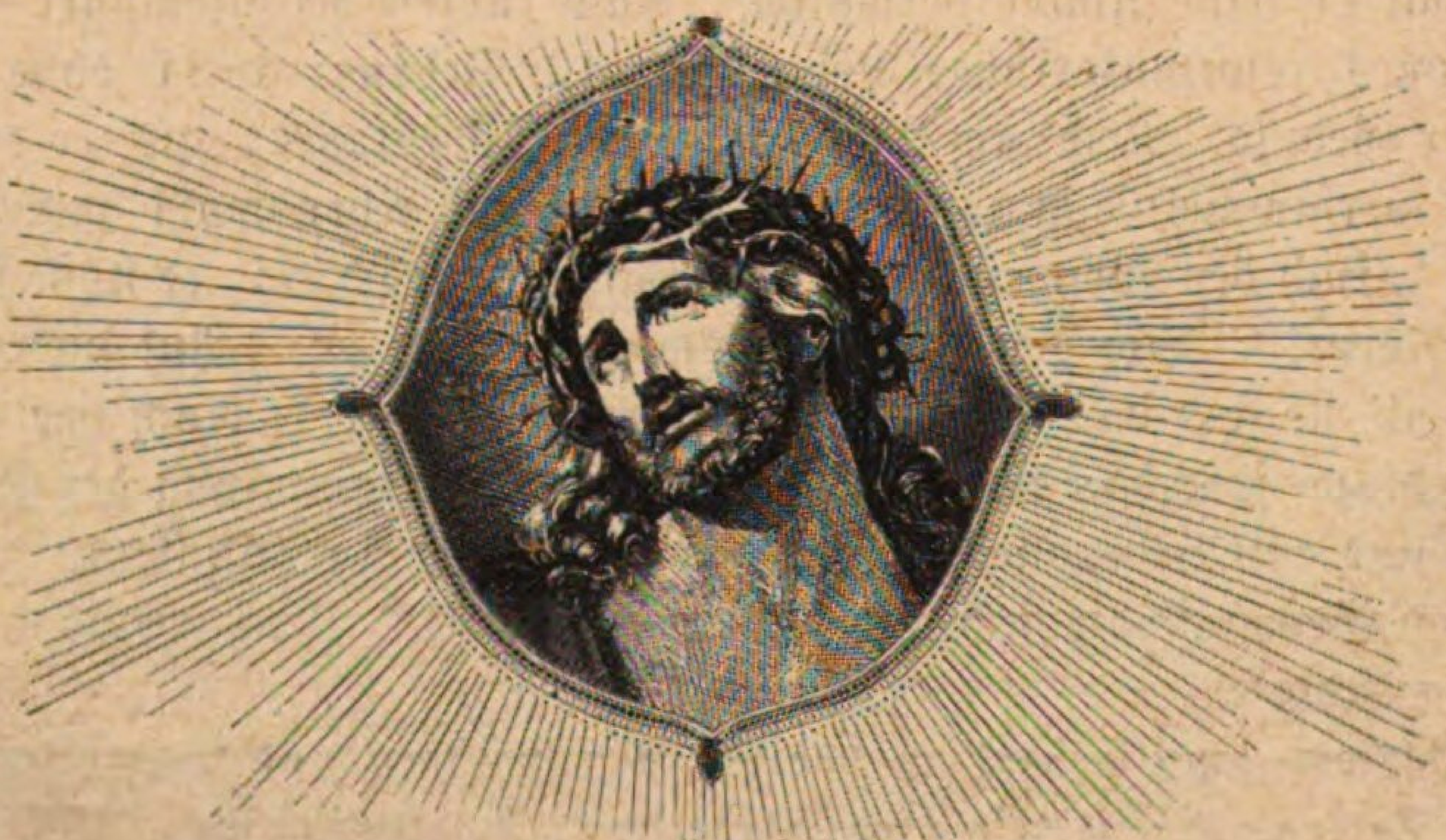
In fast jugendlicher Frische, inmitten einer reichgesegneten Thätigkeit, mit silberweißen Haaren, aber mit ungebrochenem Herzen, stand Schleiermacher in allen Stürmen und Wechseln der Dinge, gleich einem Propheten seiner Kirche da, stets bereit einzugreifen, wo es galt, der Frömmigkeit im Bunde mit der Freiheit Luft und Licht zu schaffen. Wie ein Kirchenvater des freien Protestantismus hat er in Wort und Schrift, vor Allem durch sein eigenes Beispiel, das Panier emporgerichtet, um das sich die Besten seiner Zeit gesammelt haben.

Lange Jahre schon litt er an den Gebrechen seines Körpers. Oft hatte er unter den heftigsten Magenschmerzen gepredigt und nur durch Arbeit seine Schwachheit, der er niemals nachgab, niedergeschlagen. Das schöne und reine Behagen seines Familienlebens erheiterte jeden Tag seines Lebens. So erschien er als Mittelpunkt eines Kreises, erfüllt von echt protestantischer Geisteskraft. Noch in seinem späteren Alter wurde ihm das langersehnte Glück zu Theil, durch die Geburt eines Sohnes gesegnet zu werden. Allein es war eine kurze Freude. Sein Nathanael starb früh dahin. Durch den Tod desselben wurde er bis ins innerste Leben erschüttert. Er hatte nur noch den einen Wunsch, daß Gott ihn von hinnen nehmen möchte, sobald er nicht mehr lebendig wirken könne. Und Gott gewährte ihm nach seinem Wunsche. Bis zuletzt hat er seine Ämter verwaltet. Nach kurzem Krankenlager endigte er sein großes reformatorisches Leben am 12. Februar 1834 ohne Klage in freudiger Geduld. Noch am Morgen seines Todestages, als er die Seinen um sich versammelt sah, feierte er das heilige Abendmahl mit Wein und Wasser. „Euch den Wein und mir das Wasser,“ sprach er; „es stoße sich Keiner an der Form!“ Bei den Einsetzungsworten sagte er: „Auf diesen Worten beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.“ Nach der ergreifenden Handlung sprach er über die laut weinende Versammlung der Seinen den Segen, und mit liebevollen Blicken auf das Lager zurücksinkend: „In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir Eins.“ Nach wenigen Minuten war er entschlafen.

Schleiermacher gehört zu den edelsten Geistern und frömmsten Christen unserer Nation. Er ist wie eine Verheißung dahingegangen. Alle, die nach

ihm gekommen sind und etwas Rechtes in der Kirche und für dieselbe geleistet haben, haben das Beste, was sie besaßen, von ihm genommen und gelernt. Mit ihm beginnt eine neue Zeit und eine neue Hoffnung für die christliche Gemeinschaft. In seiner eigenen Person war, wie er es selbst vom Protestantismus forderte, ein ewiger Vertrag gestiftet zwischen dem lebendigen christlichen Glauben und der freien wissenschaftlichen Forschung. Und wenn auch die düsteren Larven aus den enggeschlossenen und verbitterten religiösen Kreisen, welche er um sich sah, ausgekrochen sind und alle Forschung außerhalb der Anschauungen eines alten Buchstabenglaubens für verdammt erklären, so ist es doch gewiß, das Christenthum des Herzens und des Geistes, welches der große Theologe gelebt und gelehrt hat, wird nie zertreten werden können, und wenn Gott es gut findet, wird es neu und stark hervorbrechen in einer geläuterten und erweiterten Kirche, in der Kirche der Zukunft, darinnen Frieden und Freiheit walten sollen. Von nun an ist die höhere Einheit zwischen Religion und Bildung gefunden und gesichert. Die Zeit wird es lernen, daß sie der Religion nicht entwachsen ist und auf sie nicht zu verzichten braucht, weil sie sich mit all' den lebendigen Elementen der feinsten Geistesbildung erfüllt weiß; denn Religion ist in ihrem Wesen der angeborene Trieb des Menschenherzens, den Niemand verleugnen kann. Religion ist das Gefühl des Ewigen und Unendlichen mitten im Wechsel des irdischen Daseins.

Schleiermacher hat nicht blos eine neue Entwicklungszeit der Theologie eingeleitet, indem alle bedeutenden Denker und Prediger unserer Zeit durch seine Gedankenschule gegangen sind und die hervorragendsten Männer von ihm „den Stoß zu einer ewigen Bewegung des Geistes“ empfangen haben; er hat auch mittelbar auf die ganze gebildete protestantische Welt und auf die kirchlichen Bestrebungen im Einzelnen eine höchst wohlthätige Einwirkung ausgeübt, deren Früchte je mehr und mehr hervortreten und zur Reife kommen. Von nicht zu übersehender Bedeutung war dabei der Umstand, daß der große Kirchenlehrer des Jahrhunderts die Stadt, welche die protestantische Hauptstadt des künftigen Deutschland werden sollte, durch seine Wirksamkeit zum geistigen Ausgangspunkt aller fortschreitenden kirchlichen Bestrebungen erhoben hat.





XXVI.

Christian Karl Josias von Bunsen.

(1791 – 1860.)

„Wisset Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel
seid und der Geist Gottes in Euch wohnet?“
Paulus, der Apostel.

Heiligung der Menschheit, das Ideal einer Kirche der Zukunft, darinnen Friede und Freiheit walten und eine Erneuerung des deutschen Protestantismus von der Wurzel aus — das war die Aufgabe, an welcher viele wackere Kirchenlehrer in der abgelaufenen Hälfte des Jahrhunderts redlich gearbeitet haben. Aber fast noch mehr als sie haben außerhalb der theologischen Zunft, bewußt und unbewußt, die besten Männer der Zeit zu dem großen Werke ihren Beitrag gegeben.

Christian Karl Josias von Bunsen, dieser von seinen Zeitgenossen viel gefeierte, aber auch nicht weniger oft geschmähte Deutsche, ist einer jener Getreuen gewesen, welche während einer gefahrvollen Epoche den deutsch-protestantischen Geist behütet und jene Saat auf Hoffnung versenkt haben, davon nunmehr reiche Ernte zu erhoffen steht. Er hat gelebt wie ein Wächter auf den Mauern Zions und ist gestorben wie ein Prophet, mit dem Glauben im Herzen und mit der Verheißung auf den Lippen. An ihm hat sich das Wort erfüllt: „Selig, die nicht sehen und doch glauben!“ In den

trübsten Tagen unserer neueren Geschichte hat er sich nicht blos selbst an der Hoffnung einer besseren Zukunft erquickt, sondern auch mit echt christlichem Frohgefühl seinen Glauben vor den fremden Nationen in Wort und That bekundet und dem eigenen Volke herrliche Ideale vorgebildet. Unermüdet und furchtlos hat er für die geistigen Güter der Menschheit und in oft geistes- und gefühlsöden Perioden für die Erneuerung des religiössittlichen Lebens gekämpft und gearbeitet. Indem er den seltenen Anblick bot, daß sich in seiner Persönlichkeit die Gegensätze von Glauben und Wissen, von tiefer Gelehrsamkeit und feiner, weltmännischer Bildung mit aufrichtig kindlicher Frömmigkeit versöhnten und sich Humanität und Christenthum auf das Innigste durchdrangen, hat er als Bahnbrecher und Bannerträger für Licht und Freiheit seine Stellung hoch über den Parteien genommen und, wenn auch von Vielen mißverstanden, meistens unterschätzt, nicht selten verdächtigt und verunglimpft, keinen Augenblick aufgehört, nach dem Höchsten zu streben. Und gerade für uns, inmitten der religiös-sittlichen Krisis der Gegenwart, kann die Erinnerung an ihn nur anregend und ermuthigend wirken.

Christian Karl Josias Bunsen, zuletzt königlich preußischer wirklicher Geheimer Rath, Doktor der Philosophie, der Theologie und der Rechte, Mitglied einer Reihe gelehrter Gesellschaften und Akademien, ist im Jahre 1791 zu Corbach im Waldeckischen geboren. Sein Vater, früher in holländischen Diensten, ließ sich durch seine einfachen, ja knappen Verhältnisse nicht abhalten, dem talentvollen Knaben eine höhere Ausbildung zu verschaffen. Das beste Erbtheil aber, das er ihm geben konnte, war eine aufrichtige Religiosität und strenge Gewissenhaftigkeit, jene ehrliche, biedere deutsche Art, welche Bunsen während seines ganzen Lebens zu eigen geblieben sind.

Der Liebling von Lehrern und Mitschülern, bewundert wegen seiner geistigen Regsamkeit und ungewöhnlichen Fortschritte, bezog er bereits in seinem 17. Lebensjahre die Universität Marburg und ein Jahr darauf Göttingen, das Studium der Theologie mit dem der Philologie und Philosophie vertauschend. Durch eine Preisschrift „Ueber das Erbrecht der Athener", welche von Jena aus mit dem Ehrendoktorat gelohnt wurde, machte er sich frühzeitig schon einen geachteten Namen. Er bildete bald die Seele eines Bundes trefflicher Jünglinge, welche alle von Haß gegen die französische Herrschaft und von Begeisterung für die Idealität in Wissenschaft und Leben durchglüht waren.

Um nicht in französisch-westfälische Dienste treten zu müssen, lehnte der junge Gelehrte eine dauernde Beschäftigung an dem Gymnasium zu Göttingen ab und unternahm zu seiner weiteren Ausbildung größere Reisen nach Holland und im Frühjahr 1815 nach Kiel und Kopenhagen. Er erreichte hier seinen Zweck: Bekanntschaft zu machen mit der isländischen Sprache und der nordgermanischen Literatur. Es ist interessant zu sehen, welchen Entwickelungsgang Bunsen genommen, aber auch bezeichnend für den Charakter der Zeit, in welcher der Gegenstand unserer Darstellung seine Wirksamkeit begann, welche Bildungsziele er sich mit vielen Zeit- und Gesinnungsgenossen vorgesteckt und auf welche Weise er sie mit dem Leben in innige Verschmelzung gebracht hat. In

Berlin war es, wo Bunsen dem berühmten Geschichtsforscher und Kenner des Alterthums, Niebuhr, einen Lebens- und Studienplan vorlegte, der auf eine neue Methode und Betrachtung der Universalgeschichte hinauslief, ähnlich wie es bereits Vorgänger gleich Herder und Johannes von Müller unternommen hatten. Ausgehend von gründlichen Untersuchungen in den Einzelgebieten der Religion, Kunst, Sitte und Sprachkunde, wollte er die verborgenen Lebensgesetze der Menschheit erforschen, den Ordnungen in der Weltentwicklung nachspüren und so einen geistigen Kosmos, eine Philosophie der Zeiten und der Völker aufbauen, welche sich als ein Schlüssel für die Pforte der Zukunft und der Vorzeit wol würde gebrauchen lassen. Diesen großartigen Gedanken meinte er verwirklichen zu können, wenn er den Orient bereiste, um die heilige Literatur Indiens aufzusuchen und am Ganges, Nil und Euphrat die ältesten Zeugen des Alterthums über die verschlungenen Räthsel der Vorzeit zu befragen und schließlich in der Heimat als akademischer Lehrer die gesammelten Geistesschätze zu verwerthen. Solcher Art war der Plan, welchen er nun Niebuhr vorlegte. Es gelang ihm nicht blos, dessen Gönnerschaft zu erwerben, sondern auch eine Reihe weiterer Verbindungen anzuknüpfen, unter denen er selbst die Bekanntschaft mit Schleiermacher mit obenan stellte. Er glaubte nun, festen Boden unter seinen Füßen zu fühlen, aber seine Zukunft gestaltete sich doch anders, als er es geplant.

Es war etwa ein Jahr später, im Herbste 1816, als Niebuhr, der neue Gesandte Preußens für Rom, den jungen Gelehrten einsam, verstimmt und mit gescheiterten Hoffnungen in Florenz antraf. Bunsen war daselbst soeben von Paris angekommen und hatte alsbald die niederschmetternde Nachricht entgegengenommen, daß der junge, reiche Amerikaner Astor, sein Schüler und Freund von Göttingen her, in dessen Begleitung er nach Indien zu gelangen gedachte, die beabsichtigte Reise aufgegeben habe und nach Amerika zurückkehren wolle. Was nun beginnen? auf welchem Wege nun zum Ziele kommen? — Solche bange Sorgen beschäftigten ihn angesichts der Kunstschätze von Florenz, als ihm die Vorsehung Niebuhr zuführte. Der freundlichen Einladung dieses Mannes nach Rom folgend, fand er durch dessen Vermittelung Alles, was er zum Glücke bedurfte. Von ihm in die diplomatische Laufbahn eingeführt, läuterte sich im täglichen Umgange mit ihm und anderen geistvollen Menschen aus allen Kreisen, vornehmlich der Gelehrten- und Künstlerwelt, sein religiöses und wissenschaftliches Denken. Ueberall wurde der junge Deutsche ein willkommener Gast und gesuchter Gesellschafter gelehrter und geselliger Vereinigungen. Hier fand er 1817 auch seine Gemahlin, die Tochter eines wohlhabenden englischen Landedelmannes, und mit ihr gewann er den Reichthum und das Glück seines Lebens. Selten wird eine Ehe zu finden sein, die in gleichem Maße auf volle innere Uebereinstimmung der Seelen begründet ist und selten auch ein Familienleben, das so ganz und gar von sittlichem Geiste, idealem Streben und frommem Sinn durchdrungen ist. Die von Frau Bunsen herausgegebenen Memoiren eröffnen gerade nach dieser Richtung eine wohlthuende Einsicht in ein wunderbar inniges und ungetrübtes eheliches Verhältniß und zeigen das Bild einer echt deutschen Häuslichkeit in

seiner schönsten Vollendung. — Ein zierliches Landhaus, fern von der Stadt, versteckt hinter Blumen und Myrtenbäumen, umrankt von schattenden Reben, mit dem Blick auf die nahe See und das Gebirge, nahm zunächst das glückliche Paar auf. Erst später wurde der Palast auf dem Kapitol, mit der herrlichen Aussicht über die ewige Stadt, bezogen, in welchem Bunsen eine lange und gesegnete Zeit verlebte. War es nun auch mit Indien vorbei, so doch nicht mit der Wissenschaft. Nur von einer anderen Seite her wurde er zu seiner eigenen Ueberraschung in das Geheimniß der Welt und des Geistes eingeführt, nämlich durch die Bibel. — Wie merkwürdig für einen Sprach- und Geschichtsforscher, daß er mit der Bibel beginnt! Wie seltsam, daß dies gerade in Rom, im Angesichte der Klassizität und des Papstthums geschah! —

Nach englischer Sitte pflegte Bunsen mit seiner Frau täglich in dem heiligen Buche Anregung und Erbauung zu suchen. Auffallende Mängel der englischen und noch größere Mängel der lutherischen Uebersetzung nöthigten oft, nach dem Urtexte zu greifen. Man fand nun, daß die überlieferten Formen des Christenthums, an denen auch Bunsen bis dahin gehangen hatte, nicht immer den Urkunden desselben entsprechend seien. Dunkle Stellen veranlaßten eingehende Untersuchungen. So eröffnete sich für Bunsen eine neue Lebensaufgabe und sein früherer Studienplan erschien ihm in einem völlig neuen Licht. „Wer kennt das Christenthum", schrieb er an seine Schwester, „als wer es zum Mittelpunkte seines Denkens und Handelns macht? Wer die Bibel, als wer aus ihr seinen vertrautesten Freund, sein Wörterbuch, seine Sprachlehre macht? Christum und die Bibel zu kennen und Christi Reich zu vermehren, ist jedes Menschen Pflicht, besonders aber dessen, der sich mit göttlichen Dingen und ihrer Erkenntniß beschäftigt. Nächst Gott hat meine Frau den größten Theil an der mit mir vorgegangenen Veränderung. Ihre Kunde in der Schrift, ihr mit Klarheit des Verstandes gepaarter Glaube, endlich mehr als alles dies, ihr vom christlichen Geiste geleitetes Leben, haben mich immer mehr auf diesen Schatz aller Schätze hingewiesen; ich sehe klar ein, daß ich ohne gründliches, tiefes Studium der Bibel, des Christenthums und seiner Geschichte weder etwas Ordentliches leisten, noch auch selbst Beruhigung und Stillung des Durstes finden kann, der mich von Jugend an zu allen Untersuchungen und Betrachtungen geleitet hat." — So kehrte Bunsen aus innerem Drange zur Theologie zurück. Am dreihundertjährigen Jubelfeste der deutschen Reformation trat er vor den Protestanten in Rom als Festredner auf, gewissermaßen der erste Prediger des Evangeliums auf dem Kapitol. Der Wunsch nach Einrichtung eines deutsch-protestantischen Gottesdienstes reizte ihn zur Beschäftigung mit den liturgischen Einrichtungen und zur Untersuchung der Kultusformen und Lehren der ältesten, noch unverdorbenen christlichen Kirche, sowie zum Studium der Geschichte des evangelischen Kirchenliedes. Die Eigenthümlichkeiten des englischen Ritus hatte ihn von jeher angezogen. In dieser Richtung hielt er eine Reform des deutsch-evangelischen Gottesdienstes für durchaus nöthig. Die Zeit schien günstig. Hatte doch soeben Friedrich Wilhelm III. bei Gelegenheit der Stiftung der kirchlichen Union selbst Hand an die Herstellung einer neuen Agende gelegt. Bei der Anwesenheit in

Rom gerieth der König über diese seine Lieblingsgedanken mit dem unterdessen zum Gesandtschaftssekretär avancirten Bunsen wiederholt ins Gespräch, und obwol Bunsen mit großer Bestimmtheit und Sachkenntniß seine abweichenden Ansichten entwickelte, ja vielleicht gerade deshalb, schenkte der König ihm sein Wohlwollen und veranlaßte ihn, die betretene diplomatische Laufbahn weiter zu verfolgen. Als nun Niebuhr im Jahre 1824 nach Deutschland zurückkehrte, durfte es als ein Beweis ganz außerordentlichen Vertrauens angesehen werden, daß sich Bunsen mit selbständiger Führung der Geschäfte beauftragt sah. Wenige Jahre darauf erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Gesandten.

Bunsen erfaßte seine Aufgabe in Rom mit großem Geiste. Er wollte nicht blos seine Regierung bei der römischen Kurie vertreten, sondern, wie sein Kollege Chateaubriand von ihm sagte, die deutsche Wissenschaft und Kunst beim römischen Alterthum. Die einzelnen deutschen Gelehrten und Künstler in Rom gewannen an ihm einen wohlmeinenden Förderer und stets hülfsbereiten Rathgeber; weitgehende wissenschaftliche Unternehmungen wurden geplant und eingerichtet. Es entstand das archäologische Institut; „Die Beschreibung der Stadt Rom", dies Riesenwerk deutschen Fleißes, schritt unter seiner Leitung und zum Theil durch seine Betheiligung an den Arbeiten rüstig fort. Ein evangelisches Krankenhaus erhob sich bei der neuen Gesandtschaftskapelle, an welcher als evangelische Seelsorger nach einander Männer, wie Richard Rothe, Tholuck, Tippelskirch, Abeken, sämmtlich mit Bunsen eng befreundet, wirkten. Ueberall wußte Bunsen anzuregen, zu begeistern, neue Wege zu zeigen und sichere Bahnen für aufstrebende Talente zu eröffnen. In seiner Kirche wurde die von ihm ausgearbeitete Liturgie, welche der König selbst bevorwortet und zum Drucke befördert hatte, eingeführt. Das allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch für den Kirchen- und Hausgebrauch, ein deutsches Gegenstück zum englischen Common prayer book, erschien und versprach zu einer Reform des Kirchengesanges zu führen. Studien über die ältesten christlichen Kirchenbauten, die Basiliken in Rom, gingen Hand in Hand mit den großartigen, kirchengeschichtlichen Forschungen, deren Resultate Bunsen einstweilen zurückhielt, um durch die unvermeidlich werdende Polemik gegen Rom seine offizielle Stellung nicht zu gefährden. Denn es bestand das beste Einvernehmen zwischen ihm und den römischen Staatsmännern; auch zu den fremden Diplomaten fehlte es nicht an freundschaftlichen Beziehungen; der Frieden zwischen Staat und Kirche erleichterte die Geschäfte.

Auch am Berliner Hofe erfreute sich Bunsen fortdauernd wohlwollender Gesinnung. Bei seiner Anwesenheit in der preußischen Hauptstadt im Jahre 1827 überhäufte ihn der König und das Ministerium mit Auszeichnungen; er ward mit Alexander von Humboldt, von Radowitz und anderen ausgezeichneten Männern bekannt, trat damals schon dem genialen Kronprinzen nahe, ja, er gewann sofort dessen ganzes Herz. Mit dem Besuche des Prinzen in Rom kurz nachher bildete sich eine Freundschaft der innigsten Art, deren Reinheit und Uneigennützigkeit eben so sehr, wie ihre Treue und Wahrheit zu bewundern ist. Bei der großen Zahl von Freundschaften, deren er sich mit den

Besten rühmen konnte, ist kein einziger Fall der Entfremdung, ja auch nur des Erkaltens aufzufinden. Zu der genialen Universalität seines Geistes gesellte sich bei diesem edlen Menschen eine bewundernswerthe Arbeitskraft und die Kunst sorglicher Ausnutzung von Zeit und Umständen. Jede neue Bekanntschaft vermehrte den Horizont seines geistigen Gesichtskreises. Die entgegengesetztesten und verschiedenartigsten Dinge vereinigten sich in seiner Seele zu einem lebensvollen Ganzen. Seine Meisterschaft in einer ganzen Reihe von lebenden und todten Sprachen kam beständig seinen geschichtlichen Forschungen, und diese wiederum kamen den großen, sittlichreligiösen Gedanken, die er verfolgte, zu Hülfe. Es war immer ein Arbeiten aus einem Guß, mochte er nun mit Kästner und Platner die etruskischen und römischen Alterthümer sammeln, oder mit Champollion die Hieroglyphen studiren, oder mit Lepsius über die ägyptischen Königsreihen sinnen, oder die Schriften der Kirchenväter und der Apostel mit deutscher Gründlichkeit durchsuchen, oder im Auftrage der fremden Diplomaten ein Reformmemorandum zur Hebung des Kirchenstaates und andere wichtige Staatsschriften verfassen. Bald besprach der vielthätige Mann mit den Künstlern die Gesetze der Plastik, bald traf er Anstalten zur Herausgabe der Gesänge eines Palestrina und der altprotestantischen Choräle, bald wieder forschte er in dem Staube der Archive nach alten Handschriften aus christlicher Vorzeit. Und dabei hatte er immer noch Zeit und Bedürfniß zu den vertraulichsten Beziehungen des Herzens. Oft weilte er dann bei den Seinen, wenn sie im Sommer im Gebirge wohnten, und durchstreifte mit ihnen Wälder und Thäler. Wenn sie aber der Winter wieder auf dem Kapitol vereinte, dann bildete sein gastliches Haus den Sammelplatz für Alle, die an deutscher Innigkeit und Idealität Gefallen fanden. Bei Aufführung von geistlichen Musikstücken im Bunsen'schen Hause fehlten gewiß nicht Männer wie Thorwaldsen, Cornelius und der engbefreundete Schnorr von Carolsfeld; denn der Hauch echt christlicher Frömmigkeit und geistiger Anmuth, der sich über Bunsen's Familienleben ausbreitete, wirkte wie ein stiller Zauber mit unwiderstehlicher Anziehungskraft.

Allein auch in diese ideale Welt fuhr nur allzubald der Sturm der Zeiten. Seit dem Jahre 1830, welches zuerst der europäischen Gesellschaft das Herannahen großer Umwälzungen verkündete, gewann der Gesandtschaftsposten in Rom an politischer Bedeutung. Der alte Streit zwischen Staat und Kirche, den man so lange für beschwichtigt hielt, brach von Neuem los. Ultramontane und Jesuiten trugen die Kohlen heran und schürten das Feuer insgeheim. Mit dem Angriff auf die Freiheit der Wissenschaft, der Universitätslehrer sowie der Erziehung des Klerus ging Hand in Hand der häßliche Streit wegen der gemischten Ehen, mit andern Worten, der Angriff auf den Frieden der Familien und auf die Selbständigkeit des Staates. Und Bunsen, berufen der Vertreter der protestantischen Vormacht zu sein, fiel als das erste Opfer der verhängnißvollen Krisis.

Mit Umsicht und Mäßigung hatte er seit Jahren auf eine dem Frieden fördersame und den Ansprüchen des modernen Staates angemessene Lösung der heikelen Frage hingearbeitet. Schon glaubte man vermöge eines Ueber-

einkommens mit den preußischen Bischöfen das Ziel erreicht und die Forderung römischer Anmaßung, dahingehend, daß alle Kinder aus einer Ehe zwischen Protestanten und Katholiken katholisch zu erziehen seien, beseitigt zu haben, als die unter dem Namen „Kölner Wirren" bekannten Verwicklungen begannen. Zwei mächtige Kirchenfürsten, die Erzbischöfe Droste-Vischering von Köln und Dunin zu Posen, verweigerten der Regierung den Gehorsam, und ihr beharrlich fortgesetzter Widerstand versetzte den Klerus und die katholische Bevölkerung in gährende Bewegung. Nachdem die letzten vermittelnden Unterhandlungen, welche Bunsen persönlich mit dem Erstgenannten geführt, gescheitert waren, sah man sich genöthigt, den widerstrebenden und wortbrüchigen Oberhirten verhaften und nach der Festung Minden abführen zu lassen. Dieses entschiedene, freilich etwas gewaltsame Vorgehen zog dem unterdessen nach Rom zurückgeeilten Gesandten den Boden unter den Füßen hinweg. Der Papst schwur, höchlichst gereizt, ihn nie wieder sehen zu wollen; jegliche Verhandlung mit ihm wurde abgebrochen. Alles Gehässige jenes Schrittes der Regierung fiel auf ihn, der stets von Gewaltmaßregeln gegen die Kirche abgerathen und der Gewissensfreiheit das Wort geredet hatte. Es blieb nichts übrig, als den Platz zu räumen. Bunsen bat um seine Abberufung und verließ tiefbewegt, aber ungebeugt, nach einundzwanzig glücklichen Jahren die Stätte seines Wirkens mit den tröstenden Worten an die Seinigen: „Kommt, wir wollen uns ein anderes Kapitol suchen!" Bunsen verweilte einige Zeit in München und vermied es, nach Berlin zu kommen. Von München aus begab er sich, fast wie ein Verbannter, nach dem Lande seiner Sehnsucht, nach England.

Bevor wir ihn dahin begleiten, erscheint es zweckmäßig, ein Wort über seinen damaligen religiös-kirchlichen Standpunkt einzuschalten. Für Bunsen, eine tiefreligiöse Natur und von entschieden christlichem Bewußtsein erfüllt, war die kirchliche Gemeinschaft stets ein unabweisbares Bedürfniß, ebenso wie die tägliche Erbauung im Kreise der Familie. Aber je tiefer er in den Geist der Bibel eindrang, je klarer ihm der Unterschied zwischen Dogmatik und Glaube, zwischen Christenthum und Theologie, zwischen Hierarchie und Gemeinde hervortrat, desto deutlicher erkannte er den Widerspruch zwischen den Aufgaben einer religiösen Erneuerung und kirchlichen Reform und zwischen den künstlichen Restaurationsversuchen der „Gläubigen" jener Tage. Er verabscheute den Despotismus der Staatsgewalten über die Gewissen und über die Kirche in demselben Maße, wie die Tyrannei der dogmatischen Formel und die Knechtung unter den Buchstaben veralteter Bekenntnisse. Früh schon hat er sich innerlich von jener durch Hengstenberg, Gerlach u. A. vertretenen Partei der Buchstabengläubigen losgesagt. Ja, bereits im Jahre 1818 giebt er dem Verlangen nach einer deutsch-evangelischen Volkskirche in einem Briefe an einen Freund beredten Ausdruck, indem er die damals schon beginnenden Bestrebungen des rückwärtsschreitenden Kirchenthums entschieden verurtheilt. „Um Gottes willen", sagt er, „nur nicht einen Aufzug gemacht, Reden gehalten, gechristelt, gefrömmelt, gelehrt, gepoltert, dann in 24 Stunden das Tempelchen gebaut und einen Hahn darauf gesetzt, der nach allen Weltgegenden hinkräht, ganz be-

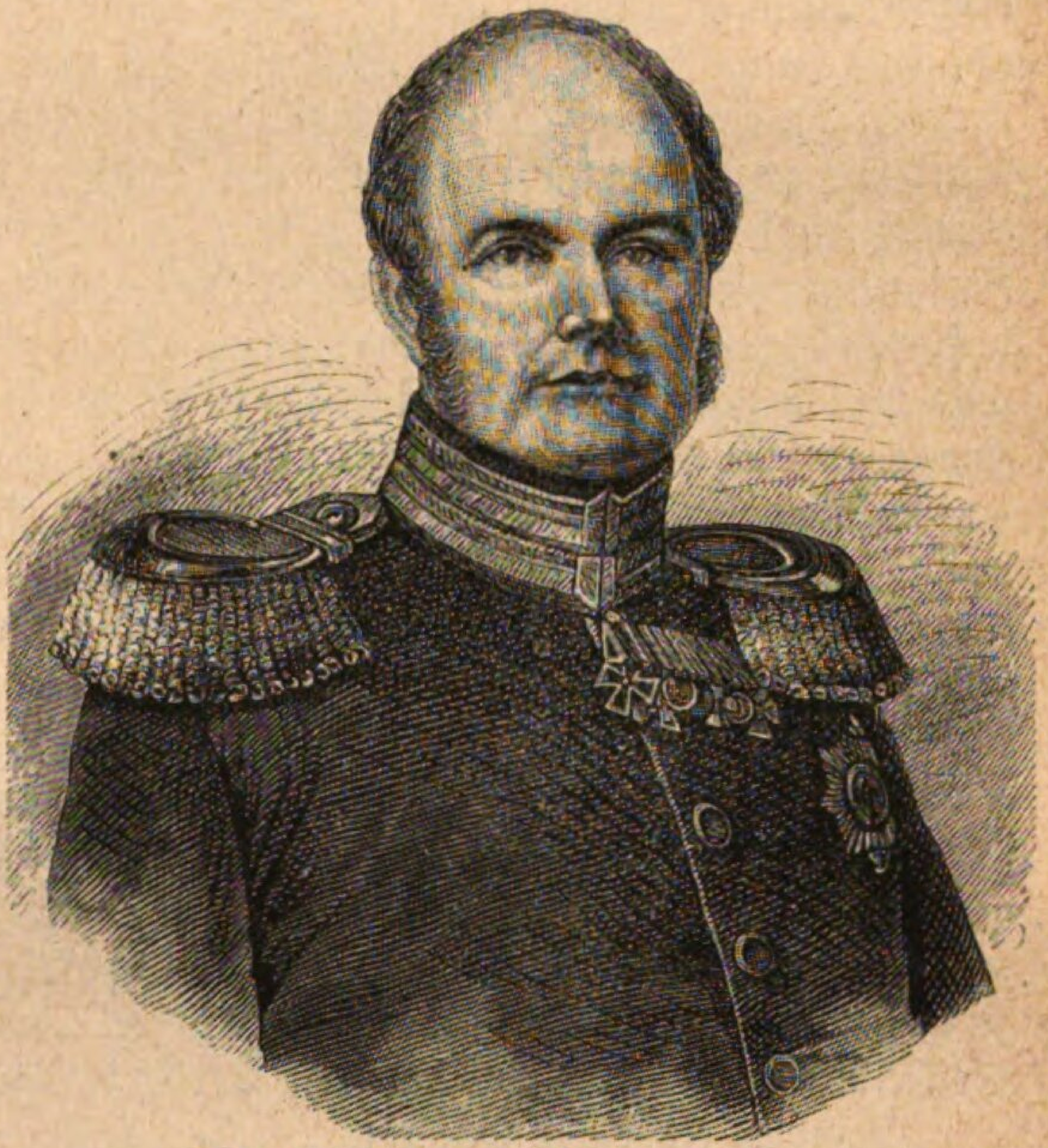
sonders aber neue Kleider angeschafft, neuen Sammt, Kreuze, Titel und Formeln — das gefällt den Leutchen, dann haben sie doch Etwas gemacht." Und einem Andern schreibt er um dieselbe Zeit: „Die Erbärmlichkeit und Zerfallenheit unseres Protestantismus, welche Viele irre macht, hat freilich gleich nach der Reformation angefangen, indem man nämlich statt einfacher, wirklich der evangelischen Freiheit angemessener Glaubensartikel theologische hyperkritische Spitzfindigkeiten und Klammern aufgestellt hat, die doch nur für den Theologen sein können, für die Gemeinde aber ganz und gar nicht." Die Gemeinde und die Bibel — das waren schon jetzt die Angelpunkte seines kirchlichen Denkens. Es sind dies in der That die festen Säulen des Protestantismus. Man beurtheile danach die in den dreißiger Jahren geflissentlich verbreitete Rede, als sei Bunsen insgeheim zur katholischen Kirche übergetreten oder doch im Begriffe, es zu thun. War es denn so auffällig, daß ein Politiker und Gelehrter die kirchlichen Interessen mit Wärme vertrat? Verdiente der deutsche Protestant, welcher zuerst das Lied von der festen Burg auf dem Kapitole angestimmt hatte, solche Verdächtigung? — Nein, so wenig auch Bunsen's Bewunderung für gewisse Einrichtungen der englischen Kirche den deutschen Protestanten zusagen mochte, mit der immer stärker hervortretenden Neigung gewisser Lutheraner zur Rückkehr zur katholischen Kirche hatte er keine Gemeinschaft.

Bunsen sah sich bald nach seiner Ankunft in England in den Kreisen der gelehrten und politischen Welt achtungsvoll empfangen und in den vollen Strom des geistigen Lebens hineingezogen. Besonders beschäftigten ihn die kirchlichen Streitigkeiten lebhaft, die damals England in große Bewegung versetzt hatten. Auch hier, in dem strengprotestantischen Lande, hatte die sogenannte hochkirchliche Partei, an deren Spitze die Oxforder Gelehrten Newman und Pusey standen, die altkirchlichen Satzungen wieder hervorgesucht und war bemüht, in Lehren und Gebräuchen den Katholizismus nachzuahmen. Die protestantische Bevölkerung dagegen erneute den alten Ruf des Hasses gegen das Papstthum: No popery! und die evangelische Richtung machte ihren rüstigen Widerstand gegen die der Geistesfreiheit drohenden Gefahren geltend. Während in der Nähe gesehen der Nimbus, in dem Bunsen seither die Einrichtungen der bischöflichen Kirche erschienen waren, erblaßte und zerrann, sah er in den praktischen Bestrebungen der christlichen Barmherzigkeit, an denen England so reich ist, neue und große Aufgaben der Zukunft. Der Umgang mit Menschen aus allen politischen und kirchlichen Richtungen, die Berührung mit den großen sittlichen Arbeiten eines freien Volkes wirkten auf ihn wie ein erfrischendes Bad. Nur ungern folgte er darum dem königlichen Rufe, der ihm bald darauf die Vertretung Preußens in der Schweiz, mit dem Wohnsitze in Bern, übertrug. Viel lieber wäre er, wenn auch nur als Privatmann, in England geblieben. Doch auch dieser Wunsch ging bald darauf in Erfüllung.

Kaum hatte sich die Bunsen'sche Familie angesichts der Schneegipfel des Berner Oberlandes heimisch gemacht, als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg und kurz nachher Bunsen mit dem Auftrage, über die Einrichtung eines

evangelischen englisch-preußischen Bisthums in Jerusalem zu verhandeln, nach London sandte. Diese Angelegenheit, von der man sich große Wirkungen für die protestantische Kirche versprach, wurde von ihm mit so viel Umsicht und Geschick erledigt, daß er auf ausdrücklichen Wunsch der Königin zum preußischen Gesandten in London ernannt wurde. So fand Bunsen in der modernen Weltstadt, gegenüber der Westminsterabtei, sein neues Kapitol, in welches er mit Freude, Dank und Hoffnung einzog.

Es ist nicht dieses Ortes, die Verdienste zu schildern, welche sich Bunsen in der würdigen Vertretung seines Vaterlandes am englischen Hofe durch Beschützung und Förderung deutscher Forscher, Künstler und Gelehrter und durch seine Theilnahme an allen hochherzigen Unternehmungen der Zeit erworben hat. Wir müssen es uns auch versagen, den wohlthätigen Einfluß zu schildern, welchen er auf die politische Haltung und kirchliche Gesinnung des ihm engbefreundeten Königs von Preußen bei seinen häufigen Besuchen in Berlin und besonders im Jahre der Bewegung 1848 auszuüben bemüht war. Nur ungern schweigen wir auch von der hingebenden Treue, mit welcher er in den entscheidenden Stunden für die Einigung der deutschen Nation und für die Verwirklichung des Reichsgedankens, der Sehnsucht aller Gutgesinnten, eingetreten ist. In Allem zeigte er sich als ein Mann von reinem Herzen, von unverzagtem Freimuth und von starkem Gottvertrauen. Wie sein häusliches Leben, so war sein öffentliches Wirken von dem Lichte echt christlicher Tugenden verklärt. Er glaubte an die Ideale der Menschheit, weil er an Gott und Christum glaubte. Er haßte die Finsterniß und die Dunkelmänner, weil er selbst im Lichte der Wahrheit wandelte. So erwarb er sich die Liebe aller redlichen Freunde der Freiheit in einem hohen Grade und gehörte in London zu den populärsten Persönlichkeiten, während er in Deutschland erst später, als er den Bruch mit den Finsterlingen in Kirche und Staat vollendete, von dem Verdachte, auf zwei Schultern zu tragen, befreit, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog.



Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen.

Bunsen hatte vom Jahre 1848 einen Umschwung des gesammten öffentlichen Lebens zum Besseren erwartet. „Unsere Freiheit", rief er damals jauchzend, „ist aus dem Geist geboren, ein wahres Himmelskind." Sein politisches Glaubensbekenntniß war von jeher gewesen: Das Heil Deutschlands in Preußen; aber nicht in dem von Oesterreich und Rußland gegängelten, sondern in dem Preußen Stein's und Arndt's. Die Führerschaft der hohenzollern'schen Krone in Deutschland, und daher Deutschlands europäische Machtstellung, war die Seele seiner staatsmännischen Wirksamkeit von Anbeginn an gewesen: „Ein neues deutsches Reich," — es sind das Worte von ihm aus dem Jahre 1844 — „umringt von unabhängigen Stammfürsten und freien Städten, frei vor Allem von den Fesseln des Vatikans, welcher zwei weltgeschichtliche Völker in mönchische Fesseln geschlagen, als der Papst dem Sohne Pipin's die Kaiserkrone auf das Haupt setzte! Dann wird Preußen vom deutschen Geiste getragen werden, im dankbaren Gefühle, daß der Hort gefunden ist gegen Fremdherrschaft wie gegen kleinliche Quälerei und geistigen Druck. Preußen wird das Bewußtsein des deutschen Geistes werden, die Seele eines freien und in der Freiheit gesetzlichen und in der Gesetzlichkeit mächtigen Staatskörpers, dessen monarchisch-republikanischer Organismus alle übrigen Organisationen Europa's eben so sehr überdauern wird, als es sie überragt, ein Kölner Dom, welchem gegenüber die Westminsterabtei und St. Denis provinzielle Farbe tragen, das Oriongestirn unter den Sternen der Christenheit." Diese Weissagung, war sie nunmehr nicht der Erfüllung zum Greifen nahe? Was bedurfte es, als nur ein entschiedenes Vorgehen Preußens im rechten Augenblick? War nicht begründete Hoffnung vorhanden, daß die protestantische Vormacht Deutschlands, welche nur durch den Protestantismus groß geworden war, der deutsch-evangelischen Freiheit Schutz und Schirm und der Feind aller papistischen Umtriebe und Knechtung werden müsse? So frohlockte Bunsen über die große nationale Bewegung jener Tage, weil er als ihre Frucht eine volle Erneuerung des bürgerlichen und des kirchlichen Lebens erwarten zu dürfen glaubte. Denn in Deutschland gehen einmal politische Freiheit, d. h. Größe des Vaterlandes und der freie Protestantismus, Hand in Hand.

Wenn er ein Jahr später mit einem Anfluge von Wehmuth und Bekümmerniß schreibt: „Das Jahr 1848 hat mich erst mündig gemacht", so liegt die Erklärung dieser Rede in den Tagebuchblättern mit der Ueberschrift: „Aufgeben." Traurige Erfahrungen in Berlin und Frankfurt, wo er persönlich thätig und durch eine ganze Reihe von Denkschriften die Reichspläne zu vertreten bemüht gewesen war, zerstörten leider nur allzubald alle seine Hoffnungen. Er konnte sich des Gedankens nicht mehr erwehren, daß sein geliebter König dem Vaterlande ein schweres Geschick bereitete. Er fühlte sich an ihn gefesselt durch Liebe und Dankbarkeit; allein das eigentliche Seelenband war zerrissen; die Hoffnung, die er auf ihn gestellt, erschien ihm als Täuschung, die Zukunft dunkel, jedes nähere Verhältniß im Dienste als Staatsminister unmöglich ohne baldigen schweren Bruch. Er konnte von sich sagen: „Ich hänge wie ein schiffbrüchiger Krieger an seiner Planke; lieber mit ihr untergehend, als in irgend ein fremdes Schiff steigend." Er wollte so lange auf

seinem Posten ausharren, bis man ihn von dannen treibe. Unermüdlich hatte er Jahre lang die Rechte der schleswig-holsteinischen Herzogthümer verfochten. Treu und beharrlich suchte er nun zu retten, was noch zu retten war. Der unmittelbare Befehl des Königs nöthigte ihn endlich, seinen Protest gegen das berüchtigte Londoner Protokoll aufzugeben und dasselbe zu unterzeichnen. Die Herzogthümer fielen nun dem rachedurstigen Dänen anheim. In heiligem Zorne aber schrieb Bunsen einen neuen Protest mit den Worten der Bibel: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Während ihm die Weltindustrieausstellung noch einmal Gelegenheit gab, Deutschland würdig zu vertreten, gab seine politische Haltung beim Ausbruch des Orientalischen Krieges den Anlaß zu seiner Entfernung aus dem Staatsdienste. Schon am 17. Juni 1854 erhielt er die erbetene Entlassung. Ungern sah man den edlen Vertreter Preußens in England scheiden. Dem Anscheine nach schloß seine Thätigkeit wieder mit einer Niederlage; in Wahrheit aber war es ein Triumph seiner Freimüthigkeit und Redlichkeit. Das wußte man in England wohl. Im Geiste ist Bunsen immer mit seiner zweiten Heimat, wie er England nannte, verbunden geblieben, ein verständnißvoller Vermittler zwischen den Kulturen und Literaturen beider Länder.

Wie er bereits in den vierziger Jahren den deutschen Frauen und Jungfrauen in Elisabeth Fry ein mahnendes Vorbild echt christlicher Barmherzigkeit und helfender Nächstenliebe gezeigt hatte, so hinterließ er den Engländern in seinen Schriften über das Leben und die Briefe des altchristlichen Bischofs Ignatius, in seinem „Hipolytus“, „Christenthum und Menschheit“, „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“ und in vielen anderen Schriften umfassende und tiefgehende Werke, welche zum Theil englisch herausgegeben oder doch alsbald in das Englische übersetzt wurden, ein lehrreiches Vorbild deutscher Kritik und Gelehrsamkeit.

Im Sommer 1854 nach Deutschland zurückgekehrt, siedelte sich Bunsen im schönen Heidelberg an. Auf dem sogenannten Charlottenberg, gegenüber den Ruinen des Schlosses, inmitten eines reizenden Parkes, die Stadt in der Ferne, im Umgange mit seinem geliebten Rothe und anderen Gelehrten — so verbrachte er die nächsten Jahre in gesteigerter geistiger Arbeit. „Im traulichen Verkehr mit seiner Familie, alten und neuen Freunden, fand er Alles, was sein für das Wahre, Schöne und Gute begeistertes Herz bedurfte, um seinen Schriften, welche die Welt in Bewegung setzen sollten, die unbeschreibliche Frische, Anmuth und Kraft zu verleihen, die sie auszeichnen.“

Seit dem Betreten des vaterländischen Bodens blieb sein Auge auf die Gestaltung der religiös-kirchlichen Zustände gerichtet. Denn diese befanden sich in noch kläglicherer Beschaffenheit als die politischen. In England hatte er in der Person und Partei des Dr. Pusey und Newman die drohenden Gefahren rückläufiger Bestrebungen der katholisirenden Richtung gründlich kennen gelernt. Diesen gegenüber betonte er bereits im Jahre 1843 in seiner vielgelesenen Schrift über die „Verfassung der Kirche der Zukunft“ die echt protestantischen Prinzipien und forderte als dringendes Bedürfniß einen Ausbau der deutschen protestantischen Volkskirche auf breiter Grundlage. Diese Grund-

lage der christlichen Kirche fand er in der Gemeinde. Nicht die Priester sollten herrschen, sondern das christliche Volk selbst sollte sich fortan seiner religiösen Angelegenheiten annehmen. Wie einst im Anfange des Christenthums in den Tagen der Apostel die Gläubigen selbst den eigentlichen Kern und das Wesen der Kirche gebildet hatten, wie Luther und die anderen Reformatoren es gewollt und theilweise durchgeführt, daß die christliche Gemeinde zur Selbstregierung gelange und thätigen Antheil an Allem nehme, was dazu gehöre, so forderte Bunsen für die eigentliche Gemeinde ihr gutes, altes Recht zurück. Er erkannte, daß die Kirche auf der Stelle stehen geblieben sei, welche sie sich vor dreihundert Jahren unter schweren Kämpfen errungen hatte, und wie nothwendig es sei, den Ausbau ihrer Verfassung und den Wiederaufbau ihres zerfallenden Gemeinschaftslebens aufzunehmen und gemäß den Anforderungen unserer Zeit zu Stande zu bringen. Er erkannte, daß es damit hohe Zeit sei, wenn nicht das kirchliche Leben und die religiöse Gesittung des protestantischen Deutschland ernstlich Schaden leiden solle. Er erkannte, daß an jedem einzelnen Orte, in jeder Provinz und in ganz Deutschland der christliche Laienstand mit in die Arbeit an dem Neubau der kirchlichen Zukunft eintreten müsse, wenn nicht die theuersten Errungenschaften der Reformation verloren gehen sollten. Denn die Kirche ist nicht etwa blos eine Lehranstalt für das unreife Geschlecht, wie viele Protestanten meinen, sie ist auch nicht eine Zwangsanstalt, eine allmächtige Priesterschaft, welche die Gedanken und Gewissen der Menschen bändigen und beschwichtigen soll, sie ist und soll sein das innerste Heiligthum eines Volkes, an dem Alle gleiches Recht haben; sie ist und soll sein die Burg der Freiheit und des Friedens; sie ist eine Gemeindekirche und keine Priesterkirche. Gemeindekirche — dies Wort sagt Alles, wenn es recht verstanden wird; sie findet ihre Vollendung in einer freien Organisation, welche in der Nationalkirche gipfelt, die überall in Synoden ihre Angelegenheiten selbständig und friedlich ordnet. — Was sah aber Bunsen, als er wieder in das Vaterland zurückkehrte?

Mit Schrecken gewahrte er nunmehr, wie auch in Deutschland die widerprotestantische, katholisirende Richtung, die sich überall regte, unter dem großen Namen Luther's den Anmaßungen Roms in die Hände arbeitete. Und Rom selbst? — Seit Friedrich Wilhelm IV. den Kirchenstreit durch milde Nachgiebigkeit und rücksichtsvolle Schonung beendet und den katholischen Bischöfen in jeder Hinsicht freie Bahn gemacht hatte, begann der Katholizismus auch in Deutschland, wie in dem übrigen Europa, eine ganz unerhörte Kraft und überraschende Macht zu entfalten. Klöster wurden gegründet, Vereine zur Verbreitung strengrömischer Gesinnung gestiftet; der Ultramontanismus war mit Erfolg bemüht, die Weltherrschaft des „unfehlbaren" Stellvertreters Petri, Christi, Gottes wieder aufzurichten. Seine Sendboten, die Jesuiten, durchzogen triumphirend das Land; mittels der abgeschlossenen Konkordate beherrschte das Papstthum die Regierungen und seine Ansprüche steigerten sich ins Unerhörte. In Italien wurden evangelisch Gesinnte verfolgt; in Deutschland sprach Bischof Ketteler jenes berüchtigte Wort, daß die Nation durch die Reformation ihren Beruf verloren und ihren Verfall begonnen habe. Alle

diese Zeichen verkündeten eine neue Aera des Romanismus. Das Schlimmste aber war dabei: die Schwäche und Unklarheit des protestantischen Bewußtseins, das von oben her begünstigte hierarchische Gelüste, der Konfessionalismus und Separatismus. Die ganze rückläufige Bewegung in unserer Kirche kam dem furchtbaren Gegner auf halbem Wege entgegen. „Der alte, böse Feind" meinte es wieder einmal recht ernstlich und rechnete auf den baldigen Untergang der protestantischen Freiheit und auf die Rückkehr der Evangelischen in den Schafstall Petri. Wiederholt hatte Bunsen seine warnende Stimme erhoben. Er unterließ nicht, den König auf die dräuenden Gefahren hinzuweisen, um ihn aus den Netzen der kirchlich Verbissenen zu befreien. Nun auf deutschen Boden zurückgekehrt, drängte es ihn, an das Volk selbst sich zu wenden. Und er that dies, indem er „die Zeichen der Zeit, Briefe an E. M. Arndt", herausgab. Wie ein zündender Blitzstrahl schlug diese Schrift in das deutsche Volksgemüth. Lange hatte kein Buch solche Wirkung gehabt; lange schon hatte man nicht mehr die gewaltige Sprache freimüthigster Wahrheit aus dem Munde eines solchen geistigen Führers vernommen. Es war der Geist Luther's, der über ihn gekommen, der ihn zur Weissagung begeisterte und für die höchsten Güter der Gesittung, für das Christenthum in die Schranken rief. In heiligem Zornesausbruch des protestantischen Gewissens schleuderte er durch eine kühne Anklage allem Pfaffenwesen, den Sendlingen der Finsterniß und Intoleranz, eine Kriegserklärung zu, indem er gegen alle offenen und geheimen Widersacher der Freiheit, der Gemeinde, des Gewissens und der Wissenschaft zu Felde zog. „Wer für Gewissensdruck und Knechtung des Geistes arbeitet, ja, wer nicht mit aller Treue und Kraft die Freiheit des Geistes im Glauben fördert, der arbeitet für den Jesuitismus und, soviel an ihm ist, für seiner eigenen Gemeinde und Heimat Untergang und Verderben. Ist er aber Protestant, so ist er doppelten Abscheues und Mitleides werth. Die Rettung liegt im Glauben an die ewige, göttliche Wahrheit, an die sittliche Weltordnung, deren Mittelpunkt uns Christus, deren Ziel die Menschheit heißt, deren Geheimniß in jeder gottsuchenden Menschenseele schlummert." Mit Beifall lauschte die Nation dieser Stimme; den Dunkelmännern aber klang sie wie Grabgeläute; und die bis dahin gleichgiltig zugeschaut, erwachten zur Besinnung, als das Feldgeschrei „Bunsen wider Stahl!" erscholl. Man begann wieder zu hoffen und das Schwert des Geistes zu schärfen. Selbst der König schien betroffen und verlangte nach Verständigung mit Bunsen. In einer scharfen und eingehenden Denkschrift forderte Letzterer unter dem Nachweis der Unhaltbarkeit der hochkirchlichen Richtung Aufhebung jeder symbolischen Verpflichtungsformel für Geistliche und Lehrer, Durchführung der Union im Sinne ihres Stifters, Beendigung des Systems geistlicher Bedrückung, welches zur Heuchelei erziehe, und endlich die gänzliche Beseitigung des Oberkirchenrathes, zugleich mit Ausführung der verfassungsmäßigen Freiheit und Organisation der Kirche. Mit besonderem Nachdruck und mit der ganzen Ueberlegenheit des Geistes, die ihm an sich schon eigen war, aber durch die Macht der Ueberzeugung und durch das Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit noch gesteigert wurde, machte er dies Alles geltend, als

er bei Gelegenheit der Versammlung der evangelischen Alliance, des Weltbundes evangelischer Christen aller Zungen und Bekenntnisse, im Jahre 1857 vom Könige persönlich nach Berlin eingeladen, als dessen Gast im königlichen Schlosse nach langen Jahren einmal wieder dem Freunde Auge in Auge gegenüberstand. Es hätte nicht erst der vielen Beweise wahrhafter Hingebung bedurft. Aber auf sie gestützt, konnte Bunsen manch' ernstes und tiefeinschneidendes Wort an den König richten. Er führte demselben die traurigen Folgen des herrschenden Kirchenthums und der um sich fressenden Scheinheiligkeit, sowie die Nothwendigkeit einer Umkehr vor Augen und drang auf Entfernung des berüchtigten Führers der Reaktion, Stahl, der im Verein mit Gleichgesinnten die Knechtung und Erniedrigung der Wissenschaft und Kirche gefordert und gefördert hatte. Friedrich Wilhelm IV., in der lauteren Frömmigkeit seines Herzens, schien seinem alten vertrauten Freunde zu folgen um so weniger abgeneigt, als er sich selbst vollkommen von der Nothwendigkeit einer Neubelebung des kirchlichen Sinnes überzeugt hielt; allein nur noch wenige Tage — und das königliche Gestirn verfinsterte sich für immer. Die letzte Regierungshandlung Friedrich Wilhelm's bestand in der Berufung Bunsen's in das Herrenhaus und in der Erhebung seines Freundes in den Freiherrnstand.

Bunsen war der Glaube an das Ideal seines Lebens keinen Augenblick abhanden gekommen. In freudiger Zuversicht schaute er in die Zukunft der Menschheit und in die Zukunft der Kirche Deutschlands. Er hatte das Gesetz des geistigen Fortschritts erkannt, die Weltgeschichte hatte es ihm bestätigt in dem Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung, und durch die Entwickelung der ganzen Menschheit sah er nur den einen Gedanken der Liebe verwirklicht, vor dem jedes selbstsüchtige Leben des Einzelnen, aber auch der Regierungen und Staaten dem Untergange anheimfällt. Das Christenthum selbst stellte sich ihm als die Erfüllung der Zeiten dar, als die Offenbarung des innersten Wesens Gottes, der ewigen Liebe. Der geistige Kosmos, seiner Jugend Ahnung, war das Gesicht und das Werk seines Alters. „Gott in der Geschichte" — so nannte er das Buch, in welchem er alle Fäden seiner Forschungen zusammenleitete und die Summe seiner weltgeschichtlichen, philosophischen und religiösen Anschauung gezogen hat. Auch diese tiefgehende und geistesgewaltige Schrift ist, wie jede Arbeit Bunsen's, eben so sehr das Erzeugniß seines Verstandes als seines Herzens. Sie ist ein Weckruf an Fürsten und Völker, eine Warnung, die Sprache des Gewissens und eine Stimme des Gottesreiches in den Wirren der Gegenwart. „Lasset euch warnen! Gerechtigkeit übt, nicht verachtet die Gottheit!"

Aber das großartigste Unternehmen und unvergänglich für die protestantische Gemeinde ist und bleibt das Bibelwerk, das ihn bis in die Todesstunde beschäftigt hat und jetzt in seinem Geiste vollendet vor uns liegt. Die Bibel, die ewig frische Quelle der Gottesbegeisterung, das heilige Volksbuch der christlichen Welt, das Buch seiner ersten und seiner letzten Liebe, — „sie wird nicht verstanden, wo sie gelesen wird, und sie wird nicht gelesen, wo sie verstanden werden könnte; der Strom schwindet, die Quellen versiegen. Ein Christenthum ohne Bibel wird Alles, nur keine Religion des Evangeliums. Un-

glaube und Aberglaube bedrohen unsere höchsten und heiligsten Güter. Ein großes Gericht zieht heran. Nur die Bibel kann uns helfen. Aber eine breite Kluft liegt zwischen ihrem allgemeinkirchlichen Gebrauch und unserer Bildung. Sie ist nicht, was sie sein sollte, der Spiegel des Gottesreiches und des Gewissens, der Schlüssel zur Weltgeschichte, weil man sie durch den theologischen Irrthum des Dogmas von der Inspiration verschlossen hat. Der Glaube an die Bibel ist zerstört. Es gilt der Menschheit, der Gemeinde, Hohen und Niedrigen, Männern und Frauen, dieselbe wieder zu öffnen, wieder theuer und werth zu machen, ob dadurch der Sturm abgewendet werden möchte, den in unserer Zeit die Männer des unverstandenen und verdrehten Buchstabens, mehr als alle Zweifler und offenen Gegner, und ihre Kunstgriffe mehr, als alle politischen Umwälzungen heraufbeschworen haben.“ In diesem Sinne begann Bunsen das Werk, nicht blos eine sorgfältige Uebersetzung, von einfachen Sacherklärungen begleitet, sondern noch vielmehr eine freie, furchtlose Erforschung der Urkunden und des Ganges der göttlichen Offenbarung in derselben vor der Gemeinde und für die Gemeinde. Nichts von den sicheren Ergebnissen Jahrhunderte langer, kritischer Arbeit sollte vorenthalten werden. Aus der Ueberlieferung und den Wundergeschichten sollte das ewige Wunder, welches die Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit und das sich klärende Bewußtsein der Menschen von den Wegen Gottes ist, herausgeschält werden, jene wahrhaftige Gottesgeschichte, deren Blüte das Evangelium, deren Heiligthum die gotterfüllte Persönlichkeit Jesu Christi ist. „Japhet's Kleinod liegt in Sem's Schrein und Sem's auserwählter Sohn hat es sich und der Menschheit errungen im ernsten, demüthigen Kampfe des Geistes. Der Schlüssel zum Kleinod aber ist Japhet, dem Herrlichen, geworden, der in Sem's Zelten wohnt. Die Bibel, die That Israel's, muß mit dem weltgeschichtlichen Verständniß des griechisch-römischen und germanisch-romanischen Geistes ergriffen werden“, schreibt Bunsen über diese Riesenarbeit, die ihn so glücklich machte, daß ihm war, als sei er nach langer Wanderung in der Wüste erst jetzt auf die wahre Geistesweide gelangt. „Es ist mir“, heißt es in einem Briefe, „als ob Wasserströme aus einem plötzlich durchbrochenen Teiche auf mich einströmten. Alles, was ich weiß und aufgespeichert habe, scheint dazu bestimmt, seinen Platz einzunehmen — nicht ein Wort, nicht ein Ding hab' ich bisher gelernt, was ich jetzt nicht brauchte. Und wie unwürdig fühle ich mich dieses großen Werkes! Je mehr ich davon verstehe, je mehr ich sehe, was Unwissenheit, geistlose Gelehrsamkeit, Bigoterie aus dem Gottesbuche gemacht haben und wie es der Welt von dem einfachsten Christen, der lesen kann, geöffnet werden könnte, desto mehr fühle ich mich ermuthigt, darin fortzufahren. Meine Arbeit drückt mich nicht, sie hebt mich.“ So hat er mit prophetischem Ernste und mit der Weihe der Andacht seinen Lebensabend an das Buch der Bücher gesetzt. Und wie man auch von dem Ergebniß denken möge, groß, einzig, bewundernswerth bleibt dies Bibelwerk — eine Zierde des deutschen Protestantismus, wie sein Schöpfer und Meister Bunsen selbst.

Das Ende dieses vielbewegten, inhaltsreichen und hochinteressanten Lebens entspricht dem edlen, christlichen Charakter und den idealen Bestrebun-

gen des wackern Mannes. Schon zweimal sah er sich genöthigt, im Winter seinen Aufenthalt in Südfrankreich zu nehmen. Die Erstickungsanfälle, an denen er schon seit Jahren litt, steigerten sich; eine Brustwassersucht schien in raschem Vorschreiten begriffen. Im Mai 1860 war er nach Bonn übergesiedelt. Auf preußischer Erde wollte er sterben.

Als er beim ersten Eintritt in sein Haus sein Bild gerade gegenüber dem Christus des Leonardo da Vinci aufgestellt fand, sagte er mit dem Ausdrucke der Befriedigung: „Das gefällt mir! Ich wünschte, daß man sich meiner so erinnerte, als auf Christum hinblickend." Nur mühsam rang er seinem Leiden Stunden der Arbeit und des heiteren Gespräches ab. Zum letzten Male sah er seine Lieben an seinem Geburtstage festlich um sich vereint. Der Besuch der Prinzessin von Preußen erfreute ihn wiederholt. Noch nahm er an allen Vorgängen der Zeit freudigen Antheil. Aber schon im Oktober glaubte er die Stunde seines Scheidens gekommen. Betend segnete er Weib und Kind, die nahen, die fernen und seine Freunde. Danach rief er aus: „Preußen, Deutschland, England, Italien und ihre Freiheit — Heil und Segen! Das Evangelium Herr der ganzen Welt!" und mit verklärtem Antlitz fuhr er fort: „Es ist süß zu sterben! Ich scheide aus dieser Welt ohne Groll gegen irgend Jemand. Kein Haß! Wunderbar ist der Rückblick von oben. Jetzt erst erkennt man, was für ein dunkles Dasein wir hier geführt haben. Aufwärts! Empor, empor! nicht dunkler, nein, heller, immer heller; ich lebe im Reiche Gottes."

Aber noch qualvolle Wochen kamen und gingen, ehe der Todesengel ihn abrief. Das erhabene Beispiel des Sterbenden sollte die Vollendung zeigen. Die Worte des Trostes und der Erhebung aus seinem Munde wurden indeß immer seltener. Nur Musik und Choralgesang erquickte ihn noch. Endlich, am 28. November entschlief er in seligem Frieden verklärt. Vier seiner Kinder trugen bei den letzten Strahlen der unbewölkten Sonne, gefolgt von Tausenden, seinen Sarg davon, während auf der Orgel seines Hauses sein Lieblingschoral erklang: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt!"

Auf seinem Grabmal liest man die Worte des Propheten: „Lasset uns wandeln im Lichte des Ewigen!"





Schlußwort.

Rückblick und Hinblick nach den Helden der Zukunft.

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat", so schrieb ein Christ am Ende des ersten oder am Anfange des zweiten Jahrhunderts nach dem Auftreten unseres Religionsstifters. Damals war die Kirche ein kleines Häuflein da und dort zerstreuter Gemeinden; ihre Anhänger gehörten zum größeren Theil den niedrigen und unterdrückten Ständen des Volkes an; Spott und Verachtung war das Los der Gottbegeisterten, welche den gekreuzigten Christus ihren Herrn und Meister und Gott ihren Vater nannten. Da gab es wenige Gelehrte, wenige in der Welt Angesehene, welche sich der neuen Lehre und dem neuen Leben ergeben hätten. Die Geschichtschreiber jener Zeiten hielten es nicht einmal der Mühe werth, von der kleinen, friedlichen Sekte der Nazarener und von ihren bewundernswerthen Führern und Baumeistern Etwas zu berichten. Aber im Verborgenen wuchs das Senfkorn zum Baume und die treuen, todesmuthigen Apostel legten in aller Stille den Grund zu einem Riesenbau, der auf dem Grundstein Jesus Christus durch die Jahrhunderte hin auffsteigen und die Welt umfassen sollte.

Wer vor einem unserer großen Dome sprachlos bewundernd anhält, der weiß, von der Größe des Anblicks überwältigt, oft nicht, wie sich sein Auge in dem Labyrinth der Säulen und Verzierungen, der Bogen und Spitzen zurechtfinden soll. Erst wenn man sich die Mühe giebt, ein einzelnes Stück, vielleicht

ein schlankes Thürmchen oder ein hohes Portal bis ins Einzelne zu durchmustern und dann sich schrittweise bis zum Verständniß des Ganzen hindurchzuarbeiten, empfängt man das Gefühl eines annähernden Verständnisses und wird mit Verehrung für die Größe des künstlerischen Geistes, der solch ein Werk geschaffen, erfüllt.

Aehnlich geht es uns, wenn wir mit einem ersten, flüchtigen Blick die Geschichte der christlichen Kirche mustern. Dann ruft man vielleicht aus: Welch eine Verwirrung! welch ein Anhäufen von Irrthümern! welch ein sinnloses Ringen und Kämpfen! Sobald man sich aber die Mühe nimmt, bestimmte Einzelnheiten ins Auge zu fassen und die Fülle von sittlichen Tugenden und geistiger Arbeit, von Leiden und Aufopferung, von Liebe und Treue an den heldenhaft hervorragenden Führern und Meistern zu erkennen, so wird man zuletzt im Ueberblick über die ganze seitherige Entwicklung von der hohen Vernunft und Weisheit des Stifters und Leiters der Kirche erfüllt und überzeugt werden. Dann zeigt es sich am Ende, daß doch Alles aus Einem Geist gearbeitet ist, nach Einem Ziele hinstrebt und von einem Gedanken durchzogen ist. Dann gewinnen auch die phantastischen Gebilde, die abschreckenden Sonderbarkeiten, die an sich zwecklos erscheinen, im Ganzen ihre Bedeutung; dann versteht man auch, an welcher Stelle und auf welche Weise an der Vollendung des geistigen Baues der Kirche weiter zu arbeiten ist. Dann sieht man vor Allem, daß der Glaube und die Liebe, welche das Christenthum fordert, doch kein leerer Wahn waren, und daß Diejenigen, welche im Begriff sind, das Heiligthum zu verlassen, wohlthun, sich zu besinnen und wieder umzukehren.

Oft gelangt gerade der Zweifler am ersten zur Beruhigung, wenn er sieht, daß jene Anfechtungen, alle die abstoßenden Meinungen und überspannten Lehren, armselige Erfindungen des Menschenverstandes sind, nur bestimmt, eine Zeit lang die Schutzwehr gegen den Feind zu bilden, und daß alle Auswüchse mit dem christlichen Geiste selbst gar nichts zu thun haben, daß man also diese morschen Gebilde getrost beseitigen darf, sobald sich Besseres an ihre Stelle setzen läßt. Da bleibt es nicht länger in Ungewißheit, daß auch die Kirche, da sie ja nicht fix und fertig vom Himmel gekommen, sondern im Laufe der Zeiten und nach den Gesetzen menschlicher Entwicklung geworden ist, was sie ist, und da sie im Laufe der Jahrhunderte vielfach umgewandelt und erneuert ward, je nach dem Erforderniß der Zeit, etwas Menschliches und Veränderliches ist, an das wir selbst verbessernd Hand anlegen müssen, wenn wir unsere menschliche und christliche Pflicht erfüllen wollen. Geschieht doch alles Große auf Erden mittels der Hand der Menschen; aber jeder Einzelne ist auch nichts Anderes, als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Und so spiegelt sich in allen einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten nur immer wieder der Geist und Sinn der Zeiten; die Helden der christlichen Kirche theilen alle Fehler und Irrthümer, welche zu ihrer Periode herrschend gewesen; aber sie erfüllten doch den Beruf, das christliche Denken und Leben von Stufe zu Stufe höher zu führen und die Wahrheit Gottes zum Ausdruck zu bringen.

Erhaben und ergreifend stehen in jenen Anfangszeiten, wo es galt, in

heißem Geisteskampfe die Welt zu überwinden und den Glauben an die Lehren Jesu Christi mit dem Blute zu besiegeln, die getreuen Märtyrer da. Und als das Kreuz auf die Krone des römischen Kaiserthums gestellt ward, als die Staatsgewalt der Kirche äußere Macht und Pracht verlieh, auch da noch fehlte es niemals an großen Charakteren, die der Welt Trotz boten, bis sich ihre Stärke und Kraft in Kleinlichkeiten zu verzehren und den Aeußerlichkeiten der Lehre und der Herrschaft zuzuwenden begann. Als aber die Kirche ihren Triumphzug durch die römischen Lande vollendet und ihre Boten in weitere Fernen gesendet hatte, wo sie oft mit langsamen und geringen Erfolgen, aber immer mannhaft und bewundernswerth das Kreuz verkündigten, da rächte sich das zu Boden geworfene Heidenthum insofern, als es einen Theil seiner Empfindungen und Gedanken, seiner Gewohnheiten und Uebungen in den Glauben und die Sitte der Kirche ergoß, sodaß die Reinheit des Christenthums in Gefahr gerieth. In den Päpsten und Bischöfen verkörperte sich sodann im Laufe der Zeiten die Allgewalt der Kirche, ihr stand in dem Mönchthum eine stets schlagfertige Armee getreuer Diener zur Seite. Anfänglich diente diese stets bereite und streitbare Schar, als Vorkämpfer der Gesittung gegenüber der noch allerwärts herrschenden Barbarei, zur Bändigung der rohen Volksnatur und zur Verbreitung christlicher Bildung; aber dem steigenden Einfluß folgte gar bald schon Ueberhebung und Verweltlichung, bis zahllose Uebergriffe und die herrschsüchtigen Gelüste einer stolzen, üppigen Priesterschaft zu furchtbaren Kämpfen mit der weltlichen Macht der Kaiser und zur Entartung der Kirche führte, welche, der Dornenkrone ihres Stifters vergessend, die Arme kühn nach der Herrschaft über die weite Erde ausreckte. Während in herrlichen Domen durch ein prunkendes Priesterthum und durch ein Heer von Mönchen und Nonnen verkündet wird, daß der Menschensohn, um dessen Grab man Jahrhunderte lang blutige Schlachten mit den Ungläubigen schlägt, Sieg auf Sieg davongetragen hat, würde er selbst, wenn er wiederkäme und die Wandlung und Versunkenheit seiner Kirche sähe, den stolzen Priestern zurufen müssen: „Haltet ein, die ihr euch in Purpur und Seide kleidet! Mein Reich ist nicht von dieser Welt; nicht in äußerlichem Wesen, Schein und eitler Gebarung besteht mein Reich! In der Gestaltung des gesammten Lebens soll es sich zeigen und zuerst in eurem Inneren seine Kraft und Macht offenbaren.“

Darum traten in diesem Buche für uns insbesondere die Helden hervor, welche mitten in der Finsterniß das neue Licht verbreiteten; sie wagen es um den Preis ihres Lebens, eine Reinigung der Kirche zu fordern und zu fördern und zu zeigen, wie man die zu eng gewordene Form zerbrechen müsse, um nach den Worten der Schrift ein neues Haus des Geistes zu errichten; sie verlangen zurück die Freiheit, zu welcher uns Christus geführt hat, und verheißen dafür den Frieden des Herzens und der Völker. Und als die Zeit erfüllet schien, als ringsum die Zeichen einer neuen, lichtvolleren Zukunft auftauchten, da fehlten auch die großen Baumeister nicht, welche die gründliche Umgestaltung des mächtigen Baues der christlichen Kirche und die Erneuerung des kirchlichen Lebens bewirken sollten. Das Ostern der Christenheit erschien und wie ein Frühlingsgruß ging das Evangelium von Neuem durch die Welt.

Doch war dies nur der Anfang. Durch Stürme und Noth hindurch arbeitete sich, oft im Kampfe um das Dasein, ein frischeres Leben und Denken hervor. Die Begeisterung der apostolischen Zeit erfüllte die muthigen Streiter, eine neue Blütezeit der christlichen Kirche begann sich zu entfalten, so bescheiden und verborgen als die erste, aber auch so lieblich und fruchtbar als jene. Alles Heldenthum ist nun auf Seiten Derer, welche der alten Kirche entweder ganz abgesagt haben oder, wenn sie auch unter Schmähung und Fluch ausharren und sich äußerlich dem Papstthum unterwerfen, dennoch, innerlich befreit, im Stillen das Kommen des Reiches Gottes fördern.

Auf mannichfaltige Weise, wie die Zeit, welche so verschiedenartige Bedürfnisse für Volk und Land hervorbringt, in Frieden und in Liebe soll nun die Kirche das Werk weiterführen und das Himmelreich der Menschheit aufschließen; sie selbst soll werden zum Tempel der Menschheit, darinnen Gott nicht mehr mit leeren Worten, sondern mit der That und in Wahrheit angebetet wird. Ein neues, großes Ziel soll gesteckt und der Weg gebahnt werden zu den Höhen, wo der Haß verstummt und in Eintracht alle Christen einander die Hand reichen, um die sittlichen Aufgaben dieser Welt zu lösen. Vernichtet werden soll der eitle Schein, der Trug der Worte und des leeren Ceremonienwesens. Ein Ende soll nehmen auch der Streit um Lehren, welche nur längst verdorrte Blätter von dem Baume der Vorzeit sind, ein frischer, starker Strom christlicher Begeisterung soll sich über die Welt ausgießen, und im Streben nach Wahrheit, nach Gerechtigkeit sollen fortan die Bekenner Christi wetteifern, auf daß die Klage des Elendes verstumme und der Trost des Evangeliums zu allen Menschen dringe.

Es hat in unseren Tagen ein bedeutender Prediger gesagt: Nichts gleiche dem hohen Berufe des Geistlichen, von der Kanzel herab das Wort an eine empfängliche Gemeinde richten zu dürfen. Ja, herrlich und erhaben erscheinen unter dem Gesichtspunkte der christlichen Duldung, Demuth und Nächstenliebe Beruf und Aufgabe der Kirche der Gegenwart und der Zukunft. Ist sie auch nicht mehr die einzige Lehrerin der Völker, so trägt sie doch in ihrem Schoße die ursprünglichen Kräfte der Andacht, der Heiligung und Erhebung, durch welche der menschliche Geist für alles Wahre, Schöne und Gute erschlossen wird. Ist sie auch nicht mehr die Herrscherin der Erde, vor der sich alle Gewalten beugen, so bleibt sie doch die Stätte, wo sich die Menschen als Brüder und Kinder Gottes, als Glieder des großen Reiches der sittlichen Interessen fühlen und zusammenfinden können. Ist sie auch nicht mehr die starke, allgemeine Alleinherrscherin, sondern ein Senat der Hochsinnigkeit, zertheilt und gegliedert in eine große Zahl religiöser Körperschaften, wie sie durch die Verschiedenheit der Sprachen und Sitten bedingt oder von einflußreichen Persönlichkeiten begründet erscheinen, so trägt sie doch noch den Beruf in sich, wenn auch auf mancherlei Weise und in verschiedener Gestalt, den Geist unseres Erlösers von Geschlecht zu Geschlecht hinüberzuleiten und die Gemeinde des heiligen Geistes zu erhalten, zu sammeln und zu verbreiten. —

Achtzehn Jahrhunderte hat die christliche Kirche unter mannichfach wechselnden Geschicken gearbeitet. Wer wollte leugnen, daß sie in dieser Zeit

Großes geleistet hat? Achtzehn Jahrhunderte — eine kurze Spanne Zeit in der Entwicklung des Menschengeschlechts und für die Ausführung der Rathschlüsse des ewigen Gottes, vor dem tausend Jahre sind gleich wie ein Tag! Achtzehn Jahrhunderte lang hat es Gott der Kirche nicht an solchen Helden fehlen lassen, deren sie jedesmal bedürftig war, wenn sie aus dem Irrthum der Zeiten gerissen und weitergeführt werden sollte. Mitten aus der Verkommenheit und Zerfahrenheit kirchlicher Gemeinschaft heraus hat die ewige Allmacht die Männer erweckt, welche im ernsten Augenblicke das rechte Wort gesprochen und die rechte That vollführt haben; er hat immer wieder reinigende und belebende Kräfte des Geistes ausgegossen, welche Uebel zu heilen und eine neue, bessere Ordnung zu schaffen vermochten. Allezeit, wann Noth war, standen auch die Retter und Führer der bedrängten Christenheit bereits an ihrem Platze. Diese Erfahrung bildet unsre Zuversicht für die Zukunft der Kirche.

Wir haben unsere Bilderreihe der Heldengestalten mit den Lebensbildern zweier Propheten geschlossen, welche in jeder Hinsicht neue Bahnen und neue Ziele gezeigt haben. Seit den Tagen Spener's und Penn's sehen wir die Kirche in fortschreitendem und sich steigerndem Mühen um eine neue, zeitgemäße Gestalt. Wie die Welt ringsum eine andere geworden ist, als sie vor dreihundert Jahren gewesen, so ringt sich das reformatorische Arbeiten durch diese ganze letzte Zeit. Und bei dem Blick auf die kirchlichen Zustände und Wirren der Gegenwart, auf die Gebrechen und Schwächen, welche dem heutigen Christenthum anhangen, verstärkt sich in uns die Zuversicht, daß wir in nicht gar ferner Zeit den Helden zu erwarten haben, welcher das lösende Wort aussprechen, das Getrennte zusammenfügen und in kühner That die Versöhnung zwischen Kirche und Staat, zwischen Kirche und Bildung, zwischen Kirche und Kirche selbst vollenden wird. Von wannen und wie er kommen wird, das vermögen wir freilich nicht voraus zu sagen; genug, daß wir glauben, er wird kommen, wenn die Zeit dazu reif ist.

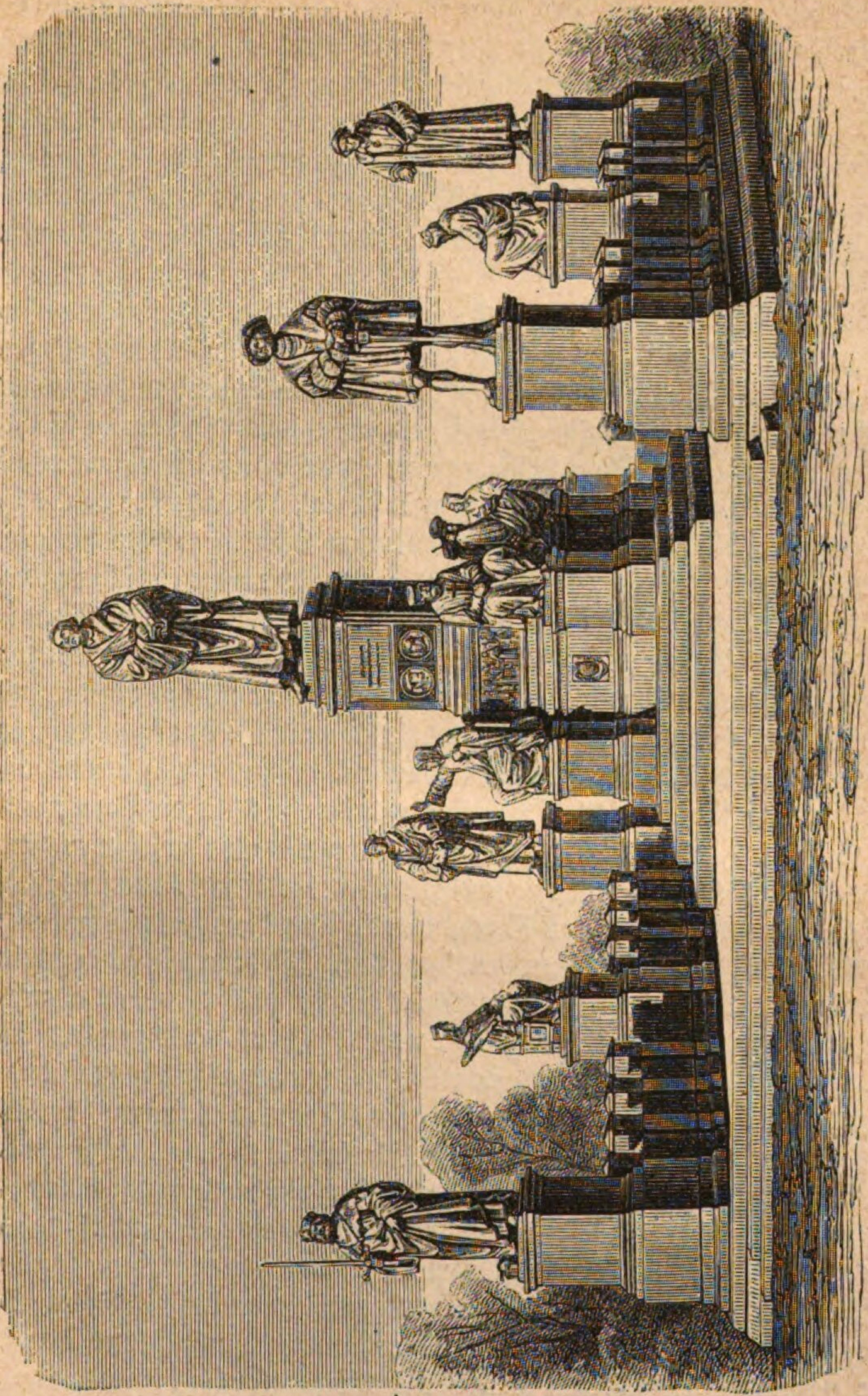
Das Jahr 1868 sah eine hochansehnliche Versammlung protestantischer Häupter und Führer zu Worms, der alten Lutherstadt, vereinigt. Es galt, den Reformator Deutschlands und sein großes Vermächtniß zu ehren in der Errichtung jenes großartigen Denkmals, der Schöpfung eines mit Recht gepriesenen deutschen Bildners, Ernst Rietschel's. Da erschien es an der Zeit, Umschau zu halten unter den Ankömmlingen nach dem „Helden der Kirche der Zukunft“. Wol hatte unterdessen sich ein anderer Held eingestellt, ein Mächtiger, ein Gekrönter, welcher das Vaterland wieder aufgerichtet hat zu Glanz und neuer Herrlichkeit; aber keiner unter den Gottesgelahrten, Predigern und Führern der evangelischen Kirche, die zur Enthüllung des Reformations-Denkmals erschienen waren, enthüllte sich selbst als den Helden der Zukunftskirche. Wol erhob das herrlich gelungene Werk die Herzen Aller und stählte in Vielen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit treulichen Zusammenhaltens im Hinblick auf die Gefahren, welche dem Werke Luther's drohen; indeß zu den Helden, die sich im Zeitalter des großen Kirchenverbesseres um diesen scharten, hat sich kein Held gesellt, der die begonnene große That in freiem Geiste wieder aufgenommen und weiter

geführt hätte, und bis heute vermochten wir ihn noch nirgends zu entdecken. Viele haben früher und seitdem laut und vernehmbar ihre Stimmen erhoben und die christliche Welt in Athem und Bewegung gesetzt; aber sie enthüllten sich nur als Männer des Augenblicks; ihr Werk zerstob, gleich Seifenblasen, die der leichteste Zugwind zerplatzen macht. Viele, die sich eine Weile als Helden der Zukunft geberdeten, sind von der Schaubühne der Gegenwart ohne Sang und Klang wieder abgetreten, die reine, starke Kraft der Seele zeigte sich nicht hinter ihrem Beginnen. Auch Diejenigen, welche den einst Gepriesenen ihr ganzes Vertrauen entgegenbrachten, sind bald ernüchtert worden und haben sich von den falschen Propheten hinweggewendet. Ein geistesfreier Hauch, der seit dem Jahre 1871 den alten Bau der römisch-katholischen Kirche durchzittert, hat bis dahin sich nicht als luftreinigender Ostwind zusammengezogen; auch dieser Bewegung fehlt der Held glaubensfreier That.

Der Altkatholizismus, hervorgerufen durch das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes, ist zunächst nur ein Protest gegen die in jener Lehre enthaltene Anmaßung und Vergewaltigung der katholischen Wissenschaft. Seiner Natur nach hat er sich bis jetzt nur in den engeren Kreisen der Gebildeten bewegt und sich ängstlich gehütet, an die viele Jahrhunderte alten Sitten und Lehren der römischen Kirche zu rühren. Was er an Verbesserungen unternimmt, ist mehr eine Abwehr neuer, noch größerer Verschlechterungen des Christenthums, als ein kräftig entschlossenes Niederreißen des ganzen Kirchenbaues und ein reformatorischer Aufbau einer christlichen Kirche der Zukunft. Erst der Ausschluß aus der Mutterkirche und das Versagen aller kirchlichen Gemeinschaft von Rom her und durch dessen dienstwillige Schildknappen auf den deutschen Bischofsstühlen hat die Altkatholiken dahin geführt, sich einen eigenen Bischof zu erwählen, der sich nun vor der großen Aufgabe sieht, das vorsichtig und zögernd begonnene Werk in großem Stile und mit kühnem Geiste weiterzuführen.[1]

Wie der Papst den Altkatholiken die Theilnahme an den kirchlichen Rechten verweigert, so verweigert man an vielen Orten im protestantischen Deutschland dem Protestantenverein sein gutes Recht in der Kirche. Der deutsche Protestantenverein, aus dem Geisteszauber eines Schleiermacher, Bunsen und Rothe erwachsen, hat seit dem Jahre 1864 den Kampf gegen das pfäffische Wesen und die Knechtung der Gemeinde innerhalb der evangelischen Kirche auf sich genommen. Er will Versöhnung der Bildung mit dem Christenthum, Herstellung einer Gemeindekirche, Abwehr aller hierarchischen Uebergriffe und Herbeiführung einer deutsch-protestantischen Nationalkirche. Er trägt die Fahne des kirchlichen Fortschritts voran, denn er weiß, daß die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern nicht länger hinausgeschoben werden darf. Er tritt für die edelsten Errungenschaften der christlichen Kultur und evangelischen Gesittung ein, um die der Kirche und der Religion Entfremdeten wieder für das fromme Gemeinschaftsleben zu gewinnen. Er ist ein geschworener Feind alles Glaubens- und Gewissenszwanges und trägt also bei sich selbst die Ueberzeugung, daß das Werk der Reformation da, wo es mit Luther stehen geblieben ist, weitergeführt werden müsse.

Altkatholizismus und Protestantenverein — es sind korrespondirende Erscheinungen in den beiden Hauptkirchen Deutschlands. Sie sind von einander noch weit verschieden und jedenfalls so weit entfernt, als Rom von Wittenberg.



Das Reformationsdenkmal zu Worms.

Aber sie begegnen sich in dem Verlangen nach Reform, in der Arbeit an der religiösen Läuterung unseres Volkslebens und vor Allem in der Liebe zum Vaterlande. Sie sind wie eine Weissagung auf die Zukunft, wo sich die Christen von hüben und drüben wieder die Hand reichen werden in Eintracht und

Vertrauen. Sie sind wie ein Same, ausgestreut in dürres Erdreich, eine Saat auf Hoffnung, die erst durch Sturm und Frost hindurchgehen muß, ehe sie zur Ernte reift.

Altkatholizismus und Protestantenverein — beide bewegen sich noch in engen Kreisen der Gebildeten; sie haben noch nicht vermocht, die Massen zu erwärmen, die Gemeinden zu ergreifen. Diese Heldenthat eines reformatorischen Genius steht noch bevor. Aber sie bereiten den Weg, sie machen Luft für eine bessere Zukunft, — und es ist gewiß ein gutes Zeichen, daß die großen und edlen Gedanken, die vor einem Menschenalter nur wenige auserwählte Geister hegten und lehrten, bereits in weiteren Kreisen Wurzel schlagen und sich verbreiten.

Und wie stehen **wir** in diesem Augenblicke? Ist es überhaupt wahr, was mit Posaunenschall von zwei Seiten her in die Christenheit der Gegenwart gerufen wird, daß sie mit dem Glauben zerfallen, im Leben vom Christenthume entfremdet und zum Untergange reif geworden sei? Haben sie Recht, die kirchlichen und philosophischen Schwarzseher, von denen die ersten unaufhörlich „Buße und Umkehr" predigen und den Verfall des Christenthums bejammern, während die andern mit triumphirendem Lächeln auf die Religion des Weltheilandes wie auf einen überwundenen Standpunkt zurückschauen? Sollten die Evangelisten des gemeinen Egoismus und der niederen Sinnlichkeit, deren höhnendes Gepolter an vielen Orten in mancherlei Zungen vernommen wird, wirklich die Sturmvögel sein, welche vor dem Zusammensturz unserer Jahrtausende alten christlichen Kultur warnend einherfliegen? — Wir glauben es nimmer, weil wir an die Wahrheit glauben, an das Reich Gottes auf Erden, weil wir an die Menschheit glauben und ihren göttlichen Beruf, weil wir an den Geist und an die Liebe glauben, die in Christus erschienen sind und nach dem Willen Gottes von ihm ausgehen in die Welt und ihr lebendiges Wasser aus der unerschöpflichen Quelle in alle Kanäle unseres Denkens, Fühlens und Wollens ohne Aufhören herüberleiten. Ist denn, so fragen wir, das Christenthum wie ein altes, verwachsenes Kleid, das man nur abzustreifen braucht, und man ist damit fertig für immer? Ist es denn nur ein äußerer Firniß, den man, wenn er locker geworden ist, wieder abschlägt? Ist es nicht vielmehr wie die Luft, die wir athmen, die in alle Poren eindringt, ein Lebenselement für die Völker und Staaten wie für den Einzelnen, dessen man sich nicht entäußern kann, eine geistige Macht, der wir unterworfen sind, meist ohne es nur zu wissen? Ist es nicht der Ertrag eines Jahrtausende langen Ringens der Menschheit aus der Nacht zum Licht, des nie endenden Strebens zu einem schöneren Dasein hin, das geistige Kapital, von dessen Zinsen alle Geschlechter bisher gezehrt haben, und das aufbewahrt und gemehrt wird für künftige Zeiten? Wie sich auf Grund des Gottesglaubens, welcher mit dem Bewußtsein der Menschheit um ihr eigenes Sein im Anfange aller Kultur erwacht ist, die Gesittung selbst entwickelt hat, wie die Verehrung des allmächtigen Allvaters die dem Erdenbürger ureigenen thierischen und sinnlichen Triebe eingedämmt und veredelt hat, so entwickelte sich aus und in dem Glauben an den Gott der Liebe, an den Vater Jesu Christi, die Nächstenliebe und das

Mitleid, die Beherrschung der dämonischen Selbstsucht, der Gemeinsinn, die christliche Hingabe, der Opfermuth, die Treue bis zum Tode. Der herrliche Beruf, durch eigene That das fremde Leid zu mildern, wird heute als eine Pflicht von Allen anerkannt und ist das Bedürfniß aller edlen Seelen geworden. Wahre Religion und Bildung des Herzens sind immer Hand in Hand mit einander gegangen.

Blicken wir auf das Leben der Gesellschaft, der Familie, der Gemeinde, des Staates, auf die Gesetzgebung, das öffentliche Recht, auf alle die sittlichen Schätze, welche da gesammelt sind, auf die unbeschreibliche Menge von heilsamen Einrichtungen, welche unsere Zukunft sichern und die Freiheit und den Frieden für Alle gewähren — und fragen wir uns, warum hat kein Volk des Morgenlandes, weder die Inder noch Aegypter, weder die Griechen noch die Römer, Zustände geschaffen, welche sich mit denen der Gegenwart vergleichen ließen? Wir müssen antworten, weil wir die Religion der Liebe, die christliche Bildung als treibende Macht hinter uns hatten und in uns spürten! Das Christenthum hat die Menschheit auf die geistige Höhe emporgehoben, und nirgends mehr als in Familie, Gemeinde und Staat hat sich der alte Spruch: „Alle für Einen, Einer für Alle!" so wunderbar bewährt. Auch alle Fortschritte in Wissenschaft und Kunst sind hervorgerufen von dem Geiste der Wahrheit und getragen von dem Geiste der Gemeinsamkeit, der mit Christus in die Welt gekommen ist. Selbst Diejenigen, welche in der Kirche von heute die freie Forschung und freie Verkündigung der Wahrheit verschmähen, und Diejenigen, welche sich in jeder Kirche beengt fühlen und ihren Lebensberuf im Zerstören und Vernichten dessen suchen, was uns Anderen groß und heilig ist, ja sogar jene Verwegenen, die unserer ganzen christlichen Kultur in rohester Selbstsucht den Garaus machen wollen — sie Alle, Alle zehren von den Ideen und Segnungen des Christenthums und genießen seine versöhnenden und erhebenden Kräfte. Die christliche Gesellschaft der Gegenwart hat eine gebietende Stellung und sie wird sie behaupten gegenüber allen Feinden. Dem Christenthume, das den Geist erhellt, das Gewissen befreit, die Seele verjüngt, gehört die Zukunft; denn in ihm ist die Erlösung der Menschheit beschlossen. Nur mit der Kultur selbst, die in Jahrtausend langer Arbeit errungen worden ist, könnte es untergehen. Christenthum und Kultur — ihre Geschicke sind für immer an einander gekettet. — Ihr fragt: Welches Christenthum? Vernehmet die Antwort: Nun, das des Buchstabens nicht, aber das des Geistes; das der Dogmatik nicht, aber das des Evangeliums; der Geist ist der Herr! Christus ist der Geist Gottes in der Menschheit!

Allerdings, das Lichtbild der Gegenwart hat viel Schatten, viele dunkle Stellen. Neben mancherlei herzerhebenden Erscheinungen zeigt die heutige Gesellschaft arge Schäden und unleugbare Spuren des Verfalls. Aber man vergesse nicht, wir leben in einer Uebergangszeit, in einer Periode der Um- und Neubildung, welche sich sehr wohl mit dem Reformationsjahrhundert vergleichen läßt. Solche Zeiten sind stets stürmisch gewesen, reich an innerer Verwirrung und Zerrüttung, aber auch reich an heilenden, rettenden, segnenden Mächten. Die Klage über die Abnahme christlicher Tugenden ist so alt wie das Christenthum selbst, und seit den ältesten Zeiten hört man den Jammer

des scheidenden Geschlechts über das neuaufgehende, daß es an die Güte der Väter nicht heranreiche. Solche Stimmen beweisen nichts, und der Weg der Menschheit geht unter Gottes gnädiger Führung doch immer aufwärts und nicht niederwärts! So viele düstere Schatten sich auch im Leben der Gegenwart zeigen, die Leuchte besserer Erkenntniß verscheucht dieselben doch mehr und mehr und die christliche Wahrheit durchdringt die Finsterniß uralten Wahnes. Dieselbe gesetzmäßige Ordnung und Nothwendigkeit, welche die Irrthümer und Gebrechen erzeugt und an das Licht gebracht hat, gestattet auch die rechten Heilmittel zu finden und zu gebrauchen, um die Gesellschaft von den sie mit Zerstörung bedrohenden Einflüssen zu heilen. Ja, selbst das Böse muß in der Hand Gottes zur Förderung und Erregung des Guten gereichen. „Der giftige Qualm, der das Denken und Begehren der niederen Klassen umhüllt, jene die höheren Stände entnervende Genußsucht, die vielbeklagte Gleichgiltigkeit gegenüber den geistigen und sittlichen Gütern, die gedankenlose Leichtfertigkeit, mit welcher man sich über die wirklichen und eingebildeten Gefahren der Zukunft hinwegscherzt, sie zerstreuen sich und verschwinden, wenn bessere, geistige Nahrung den Säften und Kräften von Hoch und Nieder beigemischt werden, wenn die Verjüngung an Geist und Körper, die Belebung von Herz und Gemüth allen Heilsbedürftigen von den dazu Berufenen im lauteren Evangelium Christi unbefangen, ohne drückenden Zwang und verletzende Unduldsamkeit dargeboten wird. Nur der blinde Zelotismus, der die Bedürfnisse der Gegenwart zu verstehen unfähig ist, und die Unfehlbarkeitsapostel, welche auf kirchlichem und sozialem Gebiete das alleinseligmachende Dogma verkünden — für sie hat unsere Zeit keine Ohren. Der bessere Geist des Jahrhunderts wird über sie, die, selbst geistlos genug, den Geist bekämpfen und fürchten, zur Tagesordnung übergehen.

Wiederum nahet sich mit Riesenschritten eine reformatorische Epoche auf kirchlichem Gebiete. Aller Augen sind auf den bereits entbrannten großen Streit gerichtet, der nun ausgekämpft werden muß. Gegen einander stehen, wie einst in den glänzendsten Tagen deutscher Geschichte, Papstthum und Kaiserthum. Wiederum sammeln sich die römischen Welfen, ermuthigt durch die welfisch gesinnten Protestanten, um dem mächtigen Staatswesen, der bürgerlichen Freiheit, der selbständigen Wissenschaft, der gesammten Kulturentwicklung ein jähes, schmachvolles Ende zu bereiten. Wiederum suchen Rom und seine Helfershelfer den katholisch gebliebenen Theil des deutschen Volkes in die Netze ihrer hierarchischen Herrlichkeit zu ziehen und zur Wiederherstellung der gesunkenen Macht des Papstthums zu verwenden. Wiederum ist die Welt in Gefahr, durch den römischen Riesen überwunden und gebunden zu werden. Aber diesmal trägt kein Heinrich IV. die deutsche Krone; die Zaubermacht des Bannspruchs und des Interdiktes gilt nichts mehr; ein andrer Geist als der des Mittelalters erfüllt die Völker, regiert den Erdkreis. Die Vorsehung hat unser Geschlecht nicht umsonst in weisheitsvoller Zucht durch die Jahrhunderte zum Lichte und zur Freiheit geleitet. „Nach Canossa gehen wir nicht." Die Nation und die Regierungen stehen fest. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst wird diesmal anders enden. Ueber den glücklichen Erfolg brauchen

wir nicht Zweifel zu hegen. Nach heftigen Geisteskämpfen ist unserem theueren Vaterlande ruhmvoller Sieg und damit die Ausgleichung der schroffen religiösen Gegensätze auf dem Boden anerkennender Duldung und christlicher Nachsicht verheißen. Die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche wird die alte Fehde, die uns Deutschen solch namenloses Unheil gebracht hat, für immer zu Grabe tragen und die wahrhaft erbauenden, rein geistigen Kräfte der Kirche wieder zum Heile der Gesellschaft erwecken.

Welch' eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung, daß die Sonne, welche ihre erwärmenden Strahlen über unseren ganzen Erdtheil verbreiten und die Segnungen der Geistesfreiheit und Völkerverjüngung bringen wird, abermals in unserem Vaterlande zuerst sich erhebt! Mit welcher stolzen Freude muß es uns erfüllen, wenn wir den Beruf unseres Volkes erkennen, zum zweiten Male der Welt das Heil zu bereiten, das aus einem dauernden Kirchenfrieden und einer schöneren Glaubenserneuerung entkeimen wird! Alle Anzeichen verkünden, daß unser deutsches Volk diese große Bestimmung, zu welcher allein es unter allen christlichen Völkern durch seine innere und äußere Entwickelung befähigt ist, erfüllen wird, sobald nur für den Helden der Zukunft die Zeit gekommen ist, um das einigende und versöhnende Glaubensbanner zu entfalten und der Christenheit die neuen Wege zu den höchsten Zielen zu zeigen.

Unser Jahrhundert, das so Großes geboren, wird es auch noch den künftigen Helden der Kirche sehen? Wird es vor seinem Ablaufen noch Denjenigen begrüßen, der den heilsamen Einfluß der Kirche zur Veredlung der Menschheit, der leider durch zahlreiche Mißgriffe fast verloren gegangen ist, in erhöhtem Maße wiederherstellen wird?

Wahrlich, es ist die Sehnsucht nach einem neuen Luther trotz mancher Täuschung immer deutlicher erkennbar geworden, die berechtigte Sehnsucht nach einem neuen Helden des Geistes, der die Reform der Kirche und der Kirchen im großen Sinne weiter zu führen vermöchte, ist stärker, allgemeiner, inniger geworden. Wir sind in Erwartung, von Hoffnungen erregt und bewegt, die nicht gemeiner Art sind. Wie in den Tagen, welche der Reformation vorangingen, ein mächtiges Drängen und Sehnen durch alle edleren Gemüther zog und damals alle Wohlgesinnten nach der Erneuerung des Christenthumes verlangten, so schauen auch jetzt Tausende und aber Tausende, ermüdet von dem unfruchtbaren Streiten der Theologen, angewidert von dem kleinlichen Parteigezänk, mit heißem Verlangen nach einer großen kirchlichen That der Zukunft entgegen. Und diese That, das Werk eines neuen Helden der Kirche, kann nicht allzulange mehr auf sich warten lassen.

Kommen muß er, welcher den alten Riß der Kirchen und die Trennung der Parteien heilt. Sie, die um Schulbegriffe und theologische Spitzfindigkeiten, welche die Vorzeit ersonnen hat und welche heute keine Bedeutung, keine belebende Kraft mehr besitzen, rechten, werden dann erfahren, daß es für den Christen wichtigere und fruchtbarere Aufgaben giebt, als Worten nachzujagen, um Worte sich zu entzweien, der Worte wegen den Brüdern die Seligkeit abzusprechen und den Frieden zu stören. Sie werden erkennen, daß der Gott der Liebe die Kraft und das Symbol der Christlichkeit gelegt hat in die Liebe,

die da ist das Band der Vollkommenheit, in die Liebe, die Alles überwindet, Alles hoffet, Alles duldet. Kommen muß er, der unserem Glauben den rechten Ausdruck verleiht und der die Gemüther wieder für Christus und sein Vermächtniß entflammt und in Bewegung setzt. Auch die Gegenwart hat einen lebendigen Zug zu dem Gott, der die Wahrheit, die Heiligkeit, die Güte und der Urquell aller Vollkommenheit ist; auch die Gegenwart ahnt, daß sie in Christus den Vollender der Menschheit, den Friedefürsten, den König des Geistes zu verehren hat. Wenn sie nur erst die Sprache ihres eigenen Herzens vernimmt und das neue Bekenntniß, das sie wie ein Geheimniß in ihrem Busen bewahrt, dann werden Viele herzutreten, die noch ferne stehen, und die ermattete Zeit wird ihre Glieder eintauchen in die Fluten des Geistes und genesen von manchem Gebrechen, an dem sie leidet. Und der da kommen und zum Abschluß bringen soll die kirchliche Periode der Zerrissenheit in der Jetztzeit, er wird uns herausgeleiten aus dem gährenden Wogengebraus, in welchem wir uns jetzt noch befinden. Die kirchlichen Stürme der Gegenwart verkünden, daß die Zeit nicht ferne mehr ist für Den, der ein neues Gotteskirchenthum begründen wird!

Halten wir unsere Augen offen, daß, wenn der neue Tag der christlichen Kirche anbrechen mag, wir ihn wach und klaren Blickes begrüßen. Halten wir unser Herz warm für das Kleinod des Christenthums, auch wenn wir es jetzt in nicht vollwürdigen Gefäßen bewahren! Seien wir bereit, was wir vermögen, in stiller Beharrlichkeit und frommer Treue für die Gegenwart und eine bessere Zukunft in Haus, Beruf, Gemeinde und Staat zu vollführen. Vor Allem aber vertrauen wir Dem, der am Anfang, in der Mitte und am Ende der Geschichte der christlichen Kirche steht und jene herrliche Verheißung gab:

„Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"



Register.

Ende des Buches.